Vorlesungen

über

die alte Geschichte.

Zweiter Band.

Vorlesungen

über

die alte Geschichte

von

Friedrich von Raumer.

In zwei Bänden.

Dritte, nochmals wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Inhalt.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Von dem Ende des peloponnesischen Krieges, bis auf den Frieden des Antalcidas.

Es ist eine in der Weltgeschichte unzähligemal wiederkehrende Erscheinung, daß den Siegern übertriebenes Lob gespendet wird, während man die Besiegten, zur Vermehrung ihrer Leiden, mit Vorwürfen überhäuft. Nicht blos Fremde, sondern viele der eigenen Mitbürger (und unter ihnen höchst ausgezeichnete Männer) schmähten beim unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges auf Athen, und verzweifelten an Vaterland und Volk; während sie Sparta als einen Musterstaat erhoben und sich selbst nach dessen Einrichtungen sehnten. 1) Diese von der Nachwelt meist wiederholten Urtheile machen eine Prüfung derselben keineswegs überflüssig; vielmehr steigern sich die Bedenken und Einreden, welche wir schon bei der Darstellung der ursprünglichen Verfassung von Sparta erhuben, nach Betrachtung ihrer weiteren Entwickelung und der eingetretenen Thatsachen.

Zuvörderst hat man es außerordentlich gepriesen, daß Lykurgus seine Einrichtungen für alle Zeiten getroffen habe, und daß sie wirklich durch Jahrhunderte unverändert erhalten worden.

---

1) Ganz anders Euripides; er läßt Andromache (S. 444) ausrufen:

Weh euch, ihr aller Sterblichen verhaßteste
Bewohner Lacedämons, falschen Rathes voll,
Der Lügen Meister, Mißgeschick ersinnende,
Geschmeidige, unwahrhafte, doppelzüngige
Unholde! Fälschlich ehret euch das Griechenvolk.
Denn wessen seyd ihr rein? Befleckt nicht Mord auf Mord,
Nicht schändlicher Gewinn euch? Sprach nicht anders stets
Die Zung' und anders dachte das Vaterherz?

(Polyb., V, 106; VI, 48–50.)

Hat Lykurgus wirklich jene Absicht gehabt, so muß man sie einseitig und irrig nennen; denn die höchste Aufgabe des Gesetzgebers ist: die gesetzliche Möglichkeit nothwendiger Veränderungen zu begründen und keineswegs, nach ungestalteten Verhältnissen, unpassend Gewordenes zu verewigen. In Kleinigkeiten — z. B. wenn man von Staatswegen vorschreibt, wieviel Saiten eine Leier haben soll [1]) — wird solch ein Hyperconservatismus, solch Beharren kindisch und lächerlich, in großen und wichtigen Beziehungen aber gefährlich und sinnlos. Ueberhaupt ist Unveränderlichkeit, Ruhe und Dauer nicht das höchste Lob, und die Zeit nicht allein Maß und Beweis der Wahrheit und Vortrefflichkeit. Das Trefflichste und Schönste hat oft nur kurze, das Schlechte und Geschmacklose hingegen lange Dauer. Sobald jener Aberglaube an die unbedingte Vortrefflichkeit einmal Wurzel gefaßt hat, ist von besonnenem Bessermachen gar nicht mehr die Rede, und die Bezugnahme auf irgendein Gesetz gilt für den rechten Brunnquell des Lebens, während es sich oft schon längst in eine Zauberformel für bloßes Versteinern verwandelt hat, oder in einen bloßen Vorwand, Unterdrückte zu tyrannisiren.

Zuletzt sind aber die Verhältnisse immer stärker als künstliche Grundsätze; und wo man es versäumt, die geselligen Einrichtungen in förmlichem Wege zu erziehen und das Staatsrecht zu berichtigen, schlägt Alles nicht selten in das Entgegengesetzte um. So wirkte Lykurgus durch kühne Maßregeln auf eine Gleichstellung aller Bürger, und doch entwickelte sich aus seinen scheinbar demokratischen Einrichtungen die strengste Oligarchie, das Königthum ward geschwächt, und aus angeblichen Beschützern des Volks verwandelten sich die Ephoren in Tyrannen Aller. Solch eine Tyrannei wird, ohne Widerstand zu finden, nur da möglich, wo die Massen des Volks an Bildung zurückstehen, und wo sie mit Kriegen oder Nichtsthun können abgefunden und zufrieden gestellt werden. Ueberhaupt kann ungeselliger Egoismus in keiner Richtung das wahrhaft Höchste und Vollkommene erzeugen.

Selbst für spätere Zeiten ist noch von spartanischen Volksversammlungen die Rede; sie verloren aber ihre Bedeutung, seitdem der Senat und die Ephoren Volksbeschlüsse vernichten durften. Viele Sachen wurden nunmehr gar nicht an das Volk, oder höchstens an eine kleinere Versammlung, an einen Ausschuß der Vornehmeren gebracht, wo wahrscheinlich nur Beamte sprechen

1) Chishull, Antiq. Asiat., p. 128; Tittmann, Staatsverfassungen, S. 99; Schömann, De ecclesiis Lacedaemoniorum; Plutarch, Vom Fortgange in der Tugend; Cic. de legib., II, 15.

oder Anträge machen durften.[1] Niemals haben die römischen Comitien, den Tribunen gegenüber, so ihren Einfluß eingebüßt, wie die spartanischen Volksversammlungen den Ephoren gegenüber. Anstatt sich durch Erweiterung des Bürgerrechts und Staatsrechts zu stärken, blieben die Landbewohner, die Periöken, davon ausgeschlossen; ja anstatt 2000 Heloten, die sich während des peloponnesischen Kriegs ausgezeichnet hatten[2], mit größeren Rechten zu belohnen, schaffte man sie auf die Seite, und Isokrates konnte mit Recht behaupten[3]: die Spartaner (und ihre Harmosten) hätten mehr Hellenen ohne Urtheil und Recht ums Leben gebracht, als jemals in Athen zur gebührenden Untersuchung vor Gericht gestellt worden.

Ungeachtet jener Mißhandlungen und der geringen Zahl freier Bürger, stürzte sich Sparta, seit Besiegung Athens, immer eigennütziger[4] und wilder in Bahnen, zu deren Ausfüllung jener kleine spartanische Kern nicht hinreichte. Daher konnte eine verlorene Schlacht (bei Leuktra) des Staates Macht brechen, und zur Zeit des Aristoteles waren nur wenige Bürger im Stande, auf eigene Kosten ins Feld zu ziehen.

Gegen alle Erwartung trat allmählich in Sparta der Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth schroffer hervor, als fast in irgendeinem Staate. Schon die erste Ackertheilung hinderte eine freie Entwickelung, lohnte weder Fleiß noch Sparsamkeit, verschloß geistigere Bahnen und Richtungen, bis die Vorschriften durchbrochen wurden und eine beschränkte Zahl von Reichen die Herrschaft an sich brachte, ohne daß eine genügende Erweiterung des Gesichtskreises, zu rechter und vielseitiger Verwendung des Geldes, eintrat. Deshalb ertönten Klagen, daß Sparta alles Gold und Silber aus Hellas an sich ziehe, aber nie wieder etwas in Umlauf setze.[5] Höchstschädlicherweise wirkten also durcheinander Geldgier und Abneigung gegen jede erwerbende Thätigkeit[6], Fremdenhaß und Eroberungslust, Reichthum Einzelner und Armuth des Staats und des Volkes.

Wie natürlich war der Gedanke des Kinadon, die drückende Oligarchie aufzuheben und allen Lacedämoniern Bürgerrechte zu verleihen; wie wichtige Folgen mußten für ganz Hellas eintreten, wenn auf diesem Wege (dem der dreißig Tyrannen völlig entgegengesetzt) Sparta und Athen innerlichst und wahrhaft wären

1) Hermann, Alterthümer, I, 68; Müller, Dorer, II, 89.
2) Thucyd., IV, 80.
3) Panathenaic. 24, p. 412, ed. Lange.
4) Plut. Agis., p. 5.
5) Plato, Alcib., I, 122 (345).
6) Selbst Könige ließen sich bestechen, so Pausanias und Leotychides.

versöhnt worden. Jetzt heißt Kinadon ein verdammlicher Verschwörer, und der alte Dorismus wird bis auf den heutigen Tag selbst von scharfsinnigen und gelehrten Männern in glänzendes Licht, alles Athenische dagegen in finsteren Schatten gestellt. Daß wir hiemit nicht einverstanden sind, ergiebt sich schon aus dem Bemerkten; doch scheint es zweckmäßig, noch Einiges hinzuzufügen.

Sparta, berichtet man, half in älteren Zeiten die Tyrannen aus Griechenland vertreiben; ein Lobspruch [1]), den die Geschichte keineswegs überall bestätigt. Viele Befreiungen erfolgten nämlich wider Willen oder ohne Zuthun der Spartaner; auch leisteten sie etwanige Hülfe nicht sowohl aus Erkenntniß und Liebe wahrer Freiheit, als im Sinne spartanischer und nicht spartanischer Aristokraten, welche in jenen Tyrannen nur die Beschützer der Volksmassen sahen und haßten. Auch verwandelten die Spartaner gleichzeitig freie Messenier in Heloten!

Es heißt ferner: die Dorer beharrten auf dem alten, wahren und naturgemäßen Sinne, um Einheit und Beständigkeit ins Leben zu bringen. Jener alte Sinn erscheint aber oft unwahr, naturwidrig, unbeholfen, starr und tyrannisch. Auch war überhaupt da keine Einheit vorhanden, wo das Helotenthum wesentlich zum Staatsleben gehörte, und da keine würdige Beständigkeit, wo sie die geistige Entwickelung beschränkte und lähmte.

In uralter Zeit (fahren jene Lobredner Spartas fort) zeigen sich Religion und Politik verschmolzen; der preiswürdige Zweck war, Ehre, Sitte, Mäßigung und religiöses Herkommen zu erhalten. Statt Religion und Politik könnte man aber ebenso oft schreiben: Aberglaube und Willkür. Mäßigung gegen Andere (selbst gegen messenische Stammgenossen) fehlte in der Regel ganz, und die Ehre und Sitte bezog sich zuletzt immer nur auf eine Tugend, die Tapferkeit, welche in solcher Vereinzelung den Tapfern nur einseitig und zum Schaden seiner Nebenmenschen ausbildet. Daher kam es auch, daß die herrschenden Spartaner den Landbau, ja jede andere friedliche und nützliche Thätigkeit versäumten und verachteten; weshalb Isokrates mit Recht ausruft: „Wollten wir Alle das lacedämonische Nichtsthun nachahmen, würden wir bald verloren seyn." [2]) Der dorische Sinn, sagt man, fordert Freiheit von jedem Nahrungsgeschäft; das heißt in Wahrheit von jeder Arbeit: welche Neigung aller Faulen, überall die Fleißigen unter schlechten Vorwänden bedrückt. Mit Recht sagte schon deshalb Perikles: „Athen ist eine Demokratie, weil Jegliches nicht

1) Wachsmuth u. A., I, 185; Diod., XIV, 10.
2) Isocr. Panathen. Busiris, p. 372.

das Wohl Weniger, sondern Aller bezweckt." [1]) Allerdings bezweckten die spartanischen Gesetze [2]) eine oft vernachlässigte Bildung des Charakters der Bürger; diese Bildung war aber so einseitiger Art, daß sie nicht minder schadete als nützte. Ihre Freiheit gründete sich auf Unterjochung Anderer.

Gegen die Perser (wer wird dies leugnen) haben die Spartaner bewundernswürdig gefochten; doch standen die Athener in dieser Beziehung keineswegs hinter ihnen zurück. Nach den Siegen von Salamis und Platää begriffen aber allein die Athener die Größe der weltgeschichtlichen Aufgabe, hellenische Freiheit und Bildung über die barbarische Welt zu verbreiten; während die Spartaner neidisch hemmten und störten, und eigennützig über den Peloponnes nicht hinausblicken wollten. Will aber jemand hierin nur löbliche Bescheidenheit sehen, so muß er auch einräumen, daß Sparta später mit ungenügenden Kräften ehrsüchtig das unternahm, was es im Einverständnisse mit Athen in größerer, wohlthätiger Weise wohl hätte zu Stande bringen können. Des Perikles großartiger, im höchsten Grade preiswürdiger Vorschlag: eine allgemeine Volksversammlung für alle europäischen und asiatischen Griechen zu begründen, und den Abgeordneten jeder großen oder kleinen Stadt Zutritt und Stimmrecht zu bewilligen, scheiterte an dem beschränkten Widerspruch und dem Neide der Spartaner. [3]) So blieb nun Griechenland, leider, ohne irgendeine staatsrechtliche, förmliche Einrichtung, um Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten im Wege der Güte und des Rechts zu beseitigen. — Die Spartaner, erzählt man, wünschten in edler Weise, daß ihnen die Götter das Schöne zu dem Guten geben möchten; aber ihr Gutes war immerdar einseitig, und das Schöne bezog sich sehr selten auf die Kunst. Auch ist Todesverachtung nicht die einzige und höchste sittliche Größe; sie bekommt erst Bedeutung, wo das Leben Werth und reichen Inhalt hat.

Die dorische oder vielmehr spartanische Voraussetzung: das Volk sey blind und von den Vornehmen zu regieren, hat die Dinge nicht so weit gebracht, als die entgegengesetzte ionische, und die Oligarchen ließen sich in Athen binnen acht Monaten mehr Frevel zu Schulden kommen, als die Demokratie seit der Zeit des Klisthenes. Gewiß die athenische Demokratie ins Auge fassend, sagt Euripides, einseitiger und billiger als viele Andere, in Orestes, V. 695 (684):

---

1) Thucyd., II, 37.
2) Aristot. nicom. Ethik, I, 13.
3) Plut. Pericles, p. 17.

Denn wann das Volk aufbrausend schäumt in wildem Zorn,
Nicht leicht zu dämpfen ist es, gleich entflammter Glut;
Doch wenn du ruhig vor dem unmuthschnaubenden
Schmiegsam zurücktrittst und die gute Zeit gewahrst,
Mag wohl die Wuth verhauchen, und, hat's ausgetobt,
So wirst du leicht es lenken, wie es dir gefällt.
Ihm wohnt das Mitleid, ihm der Zorn im Busen auch;
Wer wohl die Zeit abwartet, wählt das Beste sich.

Neben allen Fehlern, ja Verbrechen des athenischen Demos, welcher Adel, welche Größe, Geisteskraft und Begeisterung! Freilich ergriff beide Stämme, Dorer und Ioner, gleichmäßig eine bedauernswerthe Ausartung [1]); aber die ionische ging hervor aus der vielseitigsten umfassendsten Thätigkeit, und deshalb ist Athen (und nicht Sparta) noch nach Jahrtausenden die Lehrerin in aller Kunst und Wissenschaft. [2])

Die ganze Aufgabe des sogenannten dorischen Staats war einseitig, schief, tyrannisch, und in den mangelhaften, die Persönlichkeit und Familie unterdrückenden Formen konnte sich der Geist der Menschheit nicht zu höherem Daseyn ausbilden. Wenn die Geschichte der Völker eine fortschreitende Freiwerdung der Individualität ist [3]), so hat Sparta gewiß diese Aufgabe nicht gelöset. Zur Widerlegung auch der Behauptung: alle Dorer wären (im Gegensatz der leichtsinnigen Ioner) beharrlich und gemäßigt gewesen, darf man nur an die Geschichte von Korcyra und Syrakus erinnern. Ja, es ließe sich wohl im Allgemeinen erweisen, daß sich in Sparta allmählich viel mehr änderte, und in Athen mehr Anhänglichkeit an gesetzlich Bestehendes vorhanden war, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist.

Der peloponnesische Krieg war das größte Unglück für Hellas, und keine Partei kann ganz von der Schuld freigesprochen werden, ihn herbeigeführt und mit Unrecht verlängert zu haben. Der Sieg wäre den Athenern zu Theil geworden, hätten sie des Perikles weisen Rath befolgt. Er sagte ihnen: „Ich habe Hoffnung auf glücklichen Erfolg; vorausgesetzt, daß ihr während des Krieges nicht auf neue Eroberungen und Unternehmungen denkt [4]), und

---

1) Die spartanischen Weiber arteten noch mehr aus, als jemals die athenischen.

2) Athenienses unde humanitas, doctrina, religio, fruges, jura, leges ortae, atque in omnes terras distributae putantur. Cicero pro Flacco, c. 26. — Die spätere Schattenseite der Griechen ebendaselbst, c. 4. Athen (noch zu Cicero's Zeit, De offic., III, 2) mercatura bonarum artium.

3) Müller (Dorer, II, 219), der an vielen Stellen parteiisch ist für die Dorer, und unbillig gegen die Athener.

4) Thucyd., I, 144.

nicht euch selbst neue Gefahren bereitet. Denn ich fürchte mehr unsere eigenen Fehlgriffe, als die Beschlüsse der Feinde."

Auf erstaunenswerthe Weise erholten sie sich jedoch von der schrecklichen Pest und den Niederlagen in Sicilien; und die endlich entscheidende Seeschlacht bei Aegospotamoi war nicht Folge geistiger Erschlaffung, oder sachlicher Erschöpfung, sondern Folge bloßer Lässigkeit, oder Verrath einzelner Personen. Die Weltgeschichte zeigt aber mehrere und ähnliche Beispiele, daß die Würfel des Zufalls, oder Schicksals, oft alle Wünsche, Berechnungen und Wahrscheinlichkeiten zu Schanden machen.

Mit dem Falle Athens kam Sparta wiederum an die Spitze der hellenischen Angelegenheiten; aber die Hegemonie, oder die Oberanführung der Aermeren und Roheren, wurde bald viel drückender als die der Reichen und Gebildeten. Zwar erhob sich jetzt in Sparta ein eiteler Streit über die Einführung des Goldes und Silbers, denn man wußte sehr wohl daß die neue Rolle nicht in früherer Dürftigkeit behauptet werden könne; faßte indeß den scheinbar vermittelnden, in Wahrheit unausführbaren Beschluß: „jeder Einzelne, welcher Gold und Silber besitze, solle die Todesstrafe erleiden, der Staat aber einen Schatz haben, weil auf persische Hülfsgelder, welche hauptsächlich den Krieg entschieden und an 5000 Talente betragen hatten, nicht immer mit Sicherheit zu rechnen sey". [1]) Zur Bildung dieses Schatzes mußten die Bundesgenossen seitdem nicht weniger an Sparta, als früher an Athen steuern. [2]) Wie wenig indessen durch jenes Gesetz die Begierde der Einzelnen unterdrückt war, bewies der Umstand: daß die Könige Leotychides und Pleistoanox, der Admiral Astyochus und viele andere Spartaner durch Geld gewonnen wurden; daß der berühmte Feldherr Gylippus, welcher die großen, durch Lysander von den Städten erpreßten Summen nach Sparta bringen sollte, die Beutel auftrennte und einen Theil des Geldes entwendete. [3]) Daher sagt Isokrates: „Die Herrschaft flößte dem Einzelnen ein den Geist der Ungerechtigkeit, des Leichtsinns, der Gesetzlosigkeit und Geldsucht; dem gemeinen Wesen aber Verachtung der Bundesgenossen, Begierde nach fremdem Eigenthume und Vernachlässigung der Eidschwüre und Verträge." [4])

Lysander erhielt nunmehr Gewalt in ganz Griechenland, wie noch keiner; er veränderte die Verfassung aller Städte [5]) auf

1) Andocid., p. 103; Isocratis Συμμαχικ, p. 285; Athen., V, 234; Plato, Hippias maj., p. 283.
2) Jährlich über tausend Talente. Diod., XIV, 10.
3) Plut. de educ., lib. VI, p. 33.
4) Ueber den Frieden, S. 28.
5) Grote, IX, 259, 262.

die schon erwähnte Weise, und was dabei in Athen geschah, blieb anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen nicht aus. Zugeben muß man, daß eine unbedingte Selbständigkeit jeder einzelnen Stadt ein leerer Traum war, oder eine anarchische Wirklichkeit geworden wäre; welch Glück, wenn aber Lysander jenen heilsamen Gedanken des Perikles von einem großen hellenischen Staatenbunde begriffen und durchgeführt hätte. Er trachtete nach Ruhm anderer Art: ihm wurden nämlich — lange vor Alexander dem Macedonier — Altäre errichtet, Opfer gebracht, Loblieder gesungen; aber dies alles konnte den stolzen, harten Sinn des neuen Herrschers nicht beugen: nur auf Verweisungen, Hinrichtungen und grausame Willkür wollte er Gehorsam und einen löblichen Zustand der Dinge gründen. Und durch den Beistand eines solchen Mannes wähnte eine verblendete athenische Partei ihr Vaterland erneuen zu können! Mit seiner Beistimmung und unter dem Schutze der spartanischen Flotte und spartanischer Landsoldaten berief Theramenes [1]) eine Volksversammlung und schlug in befehlenden Ausdrücken vor: „dreißig Männern die Regierung in Athen anzuvertrauen, von denen das gegenwärtige Volk zehn, die damaligen Ephoren zehn, und er, Theramenes (im Einverständnisse mit Lacedämon), zehn erwählen sollten". Als gegen diesen Antrag heftige Widersprüche entstanden, erhob sich Lysander und versicherte drohend: „nur durch das von Theramenes Vorgeschlagene sey Rettung möglich". Man gehorchte seiner Weisung, worauf er selbst den Kallibios zum Befehlshaber einsetzte, und durch die Dreißig [2]) einen neuen Rath von sicheren Personen wählen ließ, welche größtentheils schon zur Zeit der Vierhundert den Vornehmen zugethan waren.

Bedenken erregte es: daß die Dreißig und der neue Rath, ohne Rücksicht auf andere Behörden, ausschließlich die Gerichtsbarkeit übten [3]) und mit Entwerfung zweckmäßiger Gesetze zögerten; doch beruhigte man sich, als sie anfangs nur anerkannt untaugliche Personen verbannten. Sobald sie aber, auf ihr Verlangen, von Lysander eine lakonische Besatzung erhalten und sich

1) Nach Diodor (XIV, 3) widersprach Theramenes der Ernennung der Dreißig.

2) Die meisten unter den Erwählten waren früher schon Mitglieder des oligarchischen Raths der Vierhundert gewesen. Scheibe, Die oligarchische Umwälzung Athens, S. 58.

3) Isocr. Paneg., p. 87, in Euthyn. Lys., p. 701 in Eratosth., p. 385. Nach Platon (Ep., VII, 324) hatten die Dreißig die höchste Gewalt; außerdem aber waren in der Stadt mit Bezug auf ihren alten Wirkungskreis elf, im Piräus aber zehn Magistratspersonen, hauptsächlich, wie es scheint, über den Verkehr und ähnliche Gegenstände. Scheibe, S. 68.

durch diese gesichert hatten, entwaffneten sie, alle Scham beiseite setzend, zuvörderst die Bürger bis auf dreitausend ihrer Anhänger, dann wählte jeder der Tyrannen (unter irgendeinem edel klingenden Vorwande) angesehene Bürger oder reiche Schutzverwandte, um sie seiner Rache oder seiner Habsucht zu opfern. Sie urtelten ohne Verhör, ohne irgendeine rechtliche Form; nur gesellte man zu mehreren Reichen [1]) in der Regel gleich unschuldige Arme, und ließ sie mit jenen hinrichten, um den Schein zu vermeiden, als gelte Wohlhabenheit allein für ein Verbrechen. Zu spät widersprach Theramenes laut diesen Freveln und bewies gegen Kritias, den Heftigsten der Tyrannen: daß eine solche Herrschaft weniger Häupter, welche ärger sey als jede Volkstyrannei, durchaus nicht bestehen könne. In der nächsten Versammlung stellte Kritias Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, vor den Thüren auf und äußerte: „jede Veränderung einer Verfassung mache ein gewaltsames blutiges Verfahren nothwendig, am meisten in einer stark bevölkerten, uneinig gesinnten Stadt. Sie und die Ihrigen wären von den Spartanern gerettet, und die Oligarchie mit deren Beistimmung eingeführt worden; deswegen müsse man diese Verfassung auf jede Weise erhalten, und das feindliche, demokratisch gesinnte Volk unterdrücken. Theramenes, der eigentliche Urheber der lakonischen Freundschaft und der neuen Regierungsform, erscheine jetzt unerwartet als Verräther, und ein Verräther sey schlimmer als ein offenbarer Feind. So untreues Sinnes habe er schon früher die Herrschaft der Vierhundert eingeführt, und diese, zum Volke übertretend, nächstdem gestürzt. Obgleich mitschuldig habe er die arginusischen Feldherren angeklagt, lediglich um sich selbst zu retten. Er müsse gestraft werden zu ihrer eigenen Sicherheit, und damit keinem die Hoffnung bleibe, durch ihn nochmals eine Regierungsveränderung durchzusetzen".

Theramenes erwiderte: „Ich habe die Herrschaft der Vierhundert gefördert, weil davon der Friede abzuhängen schien; ich habe mich gegen sie erklärt, als die erwarteten Vortheile ausblieben und nur Nachtheile eintraten. Die Verurtheilung der Feldherren fällt nicht mir zur Last; man kann mir nicht beweisen, daß ich je einem rechtlichen Bürger zu nahe trat, und ich bin nicht, wie Kritias, sowohl dem Volke als auch den Edeln verhaßt. Nur den Gewaltthaten, der fremden Besatzung, der Entwaffnung und Verweisung guter und angesehener Bürger, den rechtswidrigen Hinrichtungen und Gütereinziehungen habe ich mich

1) Unter diesen war auch Niceratus, des Nicias Sohn, ein so reicher als milder, menschenfreundlicher und geliebter Mann. Diod., XIV, 5.

widersetzt, und die Behauptung aufgestellt: daß weder durch Zuziehung der bestechbaren Aermsten eine tüchtige Volksherrschaft, noch durch die willkürliche Gewalt Weniger, eine nützliche Adelsherrschaft entstehen könne."

Als Kritias sah, daß der Rath geneigt war, den Angeklagten loszusprechen, eilte er hinaus, stellte die Bewaffneten zum Angriff, strich eigenmächtig und rechtswidrig den Namen des Theramenes von der Liste derjenigen aus, welche die Dreißig nicht ohne Untersuchung tödten sollten, und rief die Schergen herzu. Vergeblich trat Theramenes zum Altar, flehte Götter und Menschen um Hülfe an, bewies daß Allen gleiche Gefahr drohe, — der Rath blieb stumm in schändlicher Furcht, und nur Sokrates suchte vergeblich, mit einigen Freunden, den Verfolgten zu retten.[1]) Da nahm Theramenes den Giftbecher, trank ihn weissagend den Kritias zu, und starb.[2])

Nunmehr waren alle Schranken der Ungerechtigkeit aufgehoben, und die Hinrichtungen nahmen furchtbar überhand; aber sehr Viele flohen nach Argos, Megara und Theben, und wurden, ungeachtet des von den Spartanern ertheilten verwerflichen Gegenbefehls, freundschaftlich aufgenommen. Es fehlte aber diesen Vertriebenen an einem Mittelpunkte, an einem Führer, und da hoffte mancher, die frühere Behandlung des Alcibiades jetzt mißbilligend, von diesem Rettung des Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Aegospotamoi hatte sich Alcibiades, aus Furcht vor den Lacedämoniern, mit großen Reichthümern nach Bithynien gerettet, die Freundschaft des Pharnabazus gewonnen und von ihm sicheres Geleit zum Könige Artaxerxes verlangt, um bei diesem vielleicht, nach Offenbarung der Plane des jüngeren Cyrus, eine neue wichtige Rolle zu übernehmen. Als ihm diese Bitte nicht gewährt ward, wollte er, in Hoffnung besseren Erfolgs, nach Paphlagonien entfliehen; aber Pharnabazus (von Lysander, der den talentvollen Nebenbuhler haßte, von den Lacedämoniern und von Cyrus nachdrücklich aufgefordert) ließ seine Wohnung in einem phrygischen Dorfe umringen, um ihn gefangen zu nehmen. Keiner wagte sich jedoch hinein, und erst die Flammen des angezündeten Gebäudes trieben den Alcibiades, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Degen bewaffnet, heraus. Furchtsam flohen jene Söldner, aber aus der Ferne trafen ihre Pfeile; Alcibiades

---

1) Diod., XIV, 5; Xen. Mem., IV, 4, 3. (404 v. Chr.)

2) Cicero, Tuscul., I, 40. Daß Kritias (wie Robespierre) nach seiner Ueberzeugung handelte, hat niemand bezweifelt; daß er sie aber über Recht und Gesetz hinaussetzte und die schändlichsten Maßregeln nicht scheute, bleibt die gerechte nie zu widerlegende Anklage.

fiel (damals etwa vierzig Jahre alt), und Timandra begrub ihren Geliebten. Seinen Kindern hinterließ er weniger, als er von seinen Aeltern geerbt hatte, und von dem reichen Heirathsgute seiner Frau war wohl auch Nichts übrig geblieben [1]), oder von den Tyrannen eingezogen worden.

Thrasybulus, der Steiriäer, stellte sich jetzt muthig und großgesinnt an die Spitze von siebzig Vertriebenen und eroberte Phylä, ein wunderschön liegendes Bergschloß [2]) an der Grenze von Attika und Böotien. Die Tyrannen, welche ihn hier mit unzureichender Macht angriffen, wurden geschlagen, und gleich vergeblich blieb die unzeitig im harten Winter unternommene Belagerung von Phylä; wogegen es den Vertriebenen gelang, die zur Deckung des übrigen Landes aufgestellten lakonischen Soldaten zu überfallen und auseinander zu sprengen. Mit jedem Tage erhöhte sich nunmehr ihre Zahl, sodaß die bange werdenden Dreißig dem Thrasybulus Antheil an der Regierung und die Rückführung von zehn Vertriebenen anboten; allein ihr Vorschlag ward mit Verachtung zurückgewiesen. Sie beschlossen hierauf Eleusis, als Zufluchtsort, ganz in ihre Gewalt zu bringen, und ließen, unter dem Vorwande daß man die Zahl der erforderlichen Besatzung ermitteln müsse [3]), Listen der dasigen Bürger aufnehmen. Diejenigen unter den Verzeichneten aber, gegen welche sie irgend Verdacht hegten, wurden durch ein Thor nach dem Meere zu hinausgelassen, hier von Reitern unerwartet gefangen genommen und gebunden den elf peinlichen Richtern übergeben. Des folgenden Tages tödtete man die Meisten, unter dem Schutze der dreitausend Anhänger der Tyrannen und der lakonischen Besatzung. An Fünftausend, unter ihnen viele Schutzverwandte, waren allmählich schon entflohen; an Funfzehnhundert (?), unter ihnen fast alle noch vorhandenen Glieder alter Familien, widerrechtlich hingerichtet worden. [4]) Nunmehr glaubte Thrasybulus, er dürfe selbst gegen eine scheinbar überlegene Macht den Kampf nicht länger vermeiden. Deshalb besetzte er eiligst Munychia, ordnete die Seinen den tiefer gestellten Feinden gegenüber, geschickt am Abhange eines Berges, und sagte ihnen: „Vaterland, Freiheit, Ehre, Güter, Weiber und Kinder ständen jetzt auf dem Spiele und wären der Preis des Sieges. So müsse jeder kämpfen, als wenn die Entscheidung ganz allein auf ihm beruhe, und bedenken daß in solchen Verhältnissen selbst der Tod ein Glück sey. Auf ihrer Seite wären ja

1) Lys. pro Aristoph., p. 655; Isocr. de bigis, p. 618, 621.
2) Aristoph. Plutus, p. 550; Bartholdy, Bruchstücke, I, 214.
3) Lysias in Eratosth., p. 418.
4) Isocr. de pace, p. 281; Areopag., p. 240; Lys. Apol., p. 777, in Philon., p. 887.

aber die Götter und das Recht; denen könne niemand widerstehen". Durch diese Worte noch mehr befeuert, siegten die Verbündeten über ihre angreifenden Gegner, Kritias ward getödtet und der Piräus genommen.

Vergeblich hofften die Dreißig, daß die Vertriebenen sich im neuen Glücke grausam bezeigen und dadurch verhaßt machen würden; diese forderten vielmehr alle Athener laut auf, nicht zu fliehen oder einen neuen Kampf zu beginnen: denn sie wären ja ihre Mitbürger und gleiches Sinnes in Jeglichem, bei gleichen Göttern, Festen, gleicher Erziehung und Sitte; nur die Tyrannen, welche in acht Monaten mehr Athener umgebracht hätten, als die Lacedämonier in zehn Jahren, erschienen als grausame Feinde. Diese Milde, diese Aufforderung verfehlte ihre Absicht nicht: die Dreißig wurden am anderen Tage verlassen und flohen nach Eleusis, und nur die Ungerechten unter den Dreitausend widersprachen noch einer Aussöhnung, stellten Wachen gegen den Piräus, besetzten die Mauern und versammelten die Reiterei beim Odeion. [1]) Deßungeachtet ging jetzt in Athen die Wahl von zehn, den Dreißig früher feindlich gesinnten Männern durch (einer aus jedem Stamme), und man vertraute ihnen in der natürlichen Hoffnung den Oberbefehl an, daß sie den Vertriebenen günstig seyn und eine Aussöhnung bewirken würden. Allein es ergab sich unerwartet, daß nicht innere Tugend, sondern übertriebene Herrschsucht jene zu Widersachern der Dreißig gemacht hatte; denn sie verfuhren gleich feindlich gegen die letzten und gegen die Vertriebenen, sie wollten, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, ohne Scham über den Widerspruch in ihrem Betragen, die Herrschaft für sich gewinnen; ja Pheidon, einer von ihnen eilte sogar nach Sparta und bat dringend um Unterstützung, damit, wie er sagte, die Böoter Athen nicht in ihre Gewalt bekämen. Die Spartaner zögerten indessen, entweder weil die Opfer nicht günstig fielen, oder weil schon verschiedene Ansichten über die Behandlung Athens laut geworden waren. Erst als Pheidon mit angeliehenem Gelde Mannschaft zusammengebracht und auch Manche der Bundesgenossen Spartas sich wirklich in Bewegung gesetzt hatten, entschlossen sich jene am Feldzuge selbst theilzunehmen, und ernannten, dem ausdrücklichen Verlangen der athenischen Häupter gemäß, Lysander zum Anführer.

Dieser hatte sich, nachdem ihn Pharnabazus und mehrere Andere in Sparta angeklagt hatten, unter dem Vorwande eines Gelübdes nach Ammonium begeben; in Wahrheit politischer Ab-

---

1) 403 v. Chr.

sichten halber [1]) und um einer Untersuchung zu entgehen. Auf die Nachricht von den athenischen Unruhen kehrte er aber eiligst zurück, sprach lebhaft für die Unterstützung der Dreißig, erhielt für sie hundert Talente und sperrte den Piräus mit der spartanischen Flotte, wodurch unter den Vertriebenen drückender Mangel an Lebensmitteln entstand. Ihre Gegner in Athen und in Eleusis erhielten dadurch neuen Muth, und die Unternehmung Thrasybul's schien wirklich zu scheitern: als auf einmal, wider Lysander's Erwartung, auch Pausanias mit Heeresmacht und zwei ihm günstig gesinnten Ephoren anlangte, und gegen die Vertriebenen auf eine solche Weise focht, daß man wohl sah, er wolle ihren Untergang nicht. Lysander's Stolz hatte die Könige beleidigt, sie sahen ein daß er ihre Macht vernichte, und durch seine Verbindungen ganz Hellas willkürlich beherrsche. Deshalb nahm Pausanias die Gesandten der Bürger und der Vertriebenen günstig auf, überzeugte sich von den Freveln der Dreißig, hörte mit Theilnahme die klagende Darstellung der Familie des zu seiner Zeit stets für die Einigkeit mit Sparta sprechenden Nicias, sah daß man die Einrichtungen Lysander's nicht ohne großen Kampf und nur zu seinem, des Königs Schaden, aufrecht erhalten könne, und vermittelte aus allen diesen Gründen den Frieden dahin [2]): „die Regierung der Dreißig und der zehn Männer wird abgeschafft und die Volksherrschaft wieder eingeführt, die Vertriebenen dürfen zurückkehren, jeder mit den neuen Verhältnissen Unzufriedene aber freiwillig auswandern". Ferner ward (unter Mitwirkung des Thrasybulus, Archinus und anderer trefflicher Männer) mit großer, bewundernswürdiger Weisheit und Mäßigung eine allgemeine Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen ausgesprochen, und so gewissenhaft gehalten, daß selbst die Führer der Siegenden, Thrasybulus und Anytus, deren Güter während der Tyrannei der Dreißig großentheils waren eingezogen worden, deshalb niemand in Anspruch nahmen; daß alle Bürger, zum Zeichen aufrichtiger Einigkeit und zur Vermeidung jedes Scheins von Wortbrüchigkeit, das Geld aufbrachten und zurückzahlten, welches die Dreißig von Sparta dem Namen nach für den Staat angeliehen, aber zu ihren eigenen willkürlichen Zwecken verwendet hatten. [3])

Zwanzig Männer besorgten unter dem Archon Eukleides die

---

1) Diod., XIV, 13; Plut. Lysander, p. 19—21. Grote (IX, 283) macht jedoch mit Recht auf die Schwierigkeit der Zeitrechnung aufmerksam, und daß Lysander's Reise nach Ammonium wahrscheinlich später fällt als die Herstellung der Demokratie in Athen.

2) Pausan. Lacon., c. 5. Pausanias ward deshalb in Sparta angeklagt, aber losgesprochen.

3) Isocr. Aerop., p. 27, 28.

zunächst nothwendigen Einrichtungen, dann machte man den Rath vollzählig, besetzte die obrigkeitlichen Aemter von neuem, und hob diejenigen Gesetze auf, welche im Widerspruch mit der bewilligten Vergessenheit des Geschehenen standen. Diese schlug auch alle früheren Ansprüche wegen Abgaben, Rechnungen, Klagen u. s. w. nieder; selbst den Dreißig und den Zehn ward Verzeihung angeboten, wenn sie von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen bereit wären. Künftig solle jedes Gesetz alle Bürger, und nicht blos Einzelne, betreffen, und wenigstens durch 6000 Stimmen bestätigt werden. Alle schwuren: einen neuen Versuch, die Volksherrschaft aufzulösen, mit dem Tode zu bestrafen. [1]) Nur diejenigen, welche wirksamen Antheil an der Tyrannei genommen hatten, mußten sich vor Uebernahme eines öffentlichen Amtes, einer Prüfung ihres Wandels unterwerfen. Freilich zeigte sich im Einzelnen Uebermuth unter den aus Phylä Zurückgekehrten, und Sokrates erlag der Parteisucht selbst nach der Vertreibung der dreißig Tyrannen; doch wurden im Ganzen die Ruhestörer von der Mehrzahl der billig Gesinnten gezügelt, und Solon's, sowie löbliche Einrichtungen späterer Zeit, soweit als möglich wieder anerkannt, wenn auch nicht immer verehrt und angewandt. [2]) Ueberhaupt blieben, trotz aller löblichen Bemühungen und trotz der nach allen Richtungen hin ungemein erweiterten Bildung, die Zustände und Richtungen schwankend, und die alte Einheit, Kraft und Begeisterung kehrte nicht wieder; denn der peloponnesische Krieg war für ganz Hellas eine zu lange verderbliche Krankheit. Zwar folgte aus ihm glücklicherweise noch nicht Alleinherrschaft einer Partei und Untergang der freien Verfassungen, aber die wachsende Armuth erzeugte allmählich Eigennutz und Gleichgültigkeit gegen das Gemeinsame, und wenn der Staat früher in Hellas zu viel in Anspruch nahm, so wollte man ihm jetzt zu wenig opfern, und für die damaligen Verhältnisse zu viel von ihm empfangen. Sehen wir jetzt, welche Bewegungen gleichzeitig in **Persien** stattfanden und verursachten, daß diese Macht nicht entscheidender auftreten konnte.

Artaxerxes Langhand starb um die Zeit, wo Kleon die Spartaner auf Sphakteria gefangen nahm, 425 v. Chr. Xerxes II., sein einziger echter Sohn, ward schon nach 45 Tagen von seinem Halbbruder Sogdianus umgebracht, dieser aber sechs Monate später von einem anderen Halbbruder, **Darius** II. (Nothus),

---

1) Aristoph. Plutus, v. 1147; Andocid., p. 39; Demosth. Lept. p. 10; Isocr. in Callimach., p. 657; Areopag., p. 240; Lysias in Poliouch., p. 605, in Evandr., p. 794, 804 in Ergocl.

2) Plat. ep., VII, 325.

gestürzt. Neunzehn Jahre lang war dieser König, aber nur dem Namen nach; denn es mangelte ihm eigene Kraft, und Parysatis, seine Gemahlin, und einige Verschnittene welche an seiner Statt herrschten, wußten nicht eine echte Regierung von loser Willkür zu unterscheiden. Daher mehrte sich das innere Verderben, ein großer Theil des königlichen Hauses ward ausgerottet [1]), und die Vereinigung der bürgerlichen und Kriegsgewalt, ja selbst mehrerer Landschaften in der Hand eines Statthalters gab Gelegenheit zu vielfachen Empörungen, deren Unterdrückung nicht durch echte Macht, sondern gewöhnlich nur durch verächtliche Hinterlist gelang. So wollte Arsites, ein Bruder des Königs, ihn durch Hülfe griechischer Söldner stürzen, ward aber gefangen und in Asche erstickt. Pissuthnes, der Statthalter von Lydien, erlag auf ähnliche Weise dem Tissaphernes. Der Verschnittene Artoxares, des Darius Liebling, durfte es, wenngleich ohne Erfolg, doch schon wagen nach Reich und Krone zu trachten. Eine andere Empörung brach in Medien aus und ward unterdrückt; Amyrtäus dagegen, verjagte die Perser aus Aegypten. Und diese Beispiele arger Uebel ließen sich noch sehr vermehren.

Wäre der persische Hof kräftig, oder die griechischen Staaten einig gewesen in diesem Zeitabschnitte, so würde der Fall des Ersten oder der Anderen unausbleiblich eingetreten seyn; sie erhielten sich gegenseitig nur durch ihre Schwächung. Aber trotz des besonders von Tissaphernes eine geraume Zeit hindurch glücklich angewandten Grundsatzes, die Griechen durch inneren Zwist zu schwächen und keiner Partei entscheidend die Oberhand zu verschaffen, hatte man nach Cyrus des Jüngeren Ankunft im vorderen Asien die Lacedämonier zu nachdrücklich unterstützt und in den Stand gesetzt, Athen in dem Jahre zu erobern [2]), in welchem Darius II. starb. Er hinterließ zwei bemerkenswerthe Söhne: Artaxerxes Mnemon und Cyrus. Parysatis verlangte (wie einst Atossa) den Thron für den Letzten, weil er zu der Zeit geboren sey, wo Darius schon König war; erlangte aber nur, daß ihn dieser als Statthalter von Lydien, Phrygien und Kappadocien bestätigte. Um jedoch seine zweifelhaft gewordene Treue zu erproben, berief ihn König Artaxerxes nach Pasargada, und in der That ergaben sich hier so viele erhebliche Anzeigen von Nachstellungen des Cyrus gegen den König, daß nur die Bitten der Parysatis diesen vermochten, seinem Bruder das Leben zu schenken und die Rückkehr in das vordere Asien zu erlauben. Kaum war aber Cyrus in seiner Statthalterschaft angelangt, so rüstete er

1) Ktesias bei Photius, S. 125.
2) 404 v. Chr. Justin., V, 8.

sich (der Dankbarkeit vergessend) insgeheim auf alle Weise zum Kriege und schrieb, an seine frühere Unterstützung erinnernd, nach Sparta: „er könne mehr ungemischten Wein trinken und vertragen als sein Bruder, der ihm an Muth nachstehe und sich bei der Jagd kaum auf dem Pferde, viel weniger in gefährlichen Zeiten auf dem Throne zu erhalten im Stande sey. [1]) Den Fußgängern, welche ihm die Spartaner zu Hülfe senden würden, wolle er Pferde, den Reitern Wagen, Allen Aecker und Dörfer geben, und den Sold nicht zählen, sondern messen".

Die Lacedämonier mochten sich nicht laut wider Artaxerxes erklären, schickten jedoch dem Cyrus, auf sein Verlangen, Schiffe und Mannschaft, unter dem Scheine als sey es ein Unternehmen einzelner Bürger und alter Freunde. Auf 70000 Mann wuchs des Cyrus Heer. Mehrere griechische Kriegskundige (vor Allen Klearchos, ein finsterer, nie geliebter, aber höchst tapferer und von Allen geehrter Spartaner, welcher früher in Byzanz grausam geherrscht hatte) führten ihm (nach beendetem peloponnesischen Kriege) an 13000 griechische Söldner zu. Glücklich gelangten Alle von Sardes durch die unbesetzten cilicischen Thore bis nach Tarsus, und der Syennesis von Cilicien [2]) erklärte sich für Cyrus; aber zu gleicher Zeit benachrichtigte er und Tissaphernes auch den König von der bevorstehenden Gefahr. Große Unruhe und Zwist entstand jetzt an Artaxerxes' Hofe; denn Statira, seine Gemahlin, beschuldigte laut, und wohl nicht mit Unrecht, Parysatis der Mitwissenschaft und Beförderung des Aufstandes. Endlich rüstete man, weil Cyrus nach manchem vergeblichen Versuche die anfangs über Richtung und Zweck des Zuges klüglich getäuschten Soldaten durch Geschenke und Versprechungen dahin gebracht hatte, ihm in das Innere von Asien und sogar gegen den König zu folgen. Er erreichte unbehindert Thapsakus am Euphrat, und viele von den Anhängern seines Bruders traten zu ihm, keiner der Seinigen zum Könige über. [3]) Vierhundertundein Jahr v. Chr., etwa vier Jahre nach der Eroberung Athens durch die Spartaner, trafen die Heere bei Kunaxa, östlich vom Euphrat, aufeinander. Artaxerxes wollte anfänglich keine entscheidende Schlacht wagen, allein sie war gegen Cyrus (der es unköniglich nannte seine Person zu schonen) nicht zu vermeiden, und Tiribazus nannte es auf der anderen Seite Feigheit, das Land bei größerer Uebermacht preiszugeben. Die Griechen, besser bewaffnet und

---

1) Plut. Apophth., VI, 663.

2) Nach Xenophon (Anab., I, 2, 12) kam dessen Gemahlin zu Cyrus.

3) Xenoph. Oecon., IV, 18; Anab., I, 9, 16.

der Kriege gewohnt, warfen überall die Barbaren, und schon war die Schlacht für Cyrus fast gewonnen, als er gegen seinen Bruder selbst ansprengte, und diesen zwar so verwundete daß er hinweggetragen werden mußte, dann aber ins Auge getroffen niederstürzte, und wahrscheinlich von einem gemeinen Soldaten getödtet wurde. Das nahm den Seinen den Muth, sie flohen, und die Königlichen erbeuteten das Lager. Unglücklich war dieser Ausgang für Persien (jedoch nicht für Griechenland): denn Artaxerxes zeigte sich zwar freigebig, herablassend und milde, zugleich aber auch langsam, unkräftig und weichlich; Cyrus dagegen versöhnte mit seinem Ehrgeize, weil er sich der Herrschaft würdig, großherzig und thätig benahm. Niemand hatte mehr Geschicklichkeit, Menschen zu gewinnen; doch übte er ungeachtet dieses einnehmenden Wesens nie eine falsche Nachsicht gegen Missethäter. Keiner übertraf ihn in ritterlichen und körperlichen Uebungen, er erinnerte in vielen Beziehungen an den ersten großen Cyrus.

Unterdessen hatten die Griechen nicht allein in der Schlacht gesiegt, sondern auch einen späteren Angriff zurückgeschlagen. Als sie endlich zu ihrem Erstaunen den unglücklichen Ausgang erfuhren, wollten sie sich deßungeachtet nicht unterwerfen und, wie man forderte, die Waffen niederlegen; sondern sie erzwangen einen Vertrag, welcher ihnen freien Markt und freien Abzug gestattete. Allein Tissaphernes (welcher jetzt im höchsten Ansehen stand und die Statthalterschaft des Cyrus erhielt, weil er, wie gesagt, zuerst über dessen Unternehmungen Nachricht gegeben [1]) und vorzüglich zum Siege mitgewirkt hatte) versprach dem Könige, jene Griechen zu vertilgen. Er lud, unter dem Scheine der Freundschaft, Klearchos und die übrigen Führer ins Lager und ließ sie auf eine verrätherische, eidbrüchige, nichtswürdige Weise gefangen nehmen, ja aus eigener Macht, oder mit königlicher Zustimmung ermorden. Dieser Frevel und die wachsende Bedrängniß erhöhte aber nur den Muth der Zehntausend. Sie waren auf das linke Ufer des Tigris gelockt worden und konnten weder über den Fluß zurücksetzen, noch, wenn dies gelang, durch die Wüste bis zum Euphrat kommen. Deshalb führte sie Xenophon [2]), zwar nicht ohne großen Verlust, doch auf bewundernswerthe Weise, den Strom aufwärts, bei den Quellen des Tigris und Euphrat [3]) vorüber, durch wilde Bergschluchten und Engthäler, unter steten Kämpfen erst mit Persern, dann mit Karduchern und anderen wilden Völ-

1) Ktesias bei Photius, S. 129.
2) Und Cheirisophos der Spartaner. Diod., XIV 27, 30.
3) Xenophon kannte nur den Ostphrat, oder Murad. Ritter, II, 758; Anab., IV, 6, 3; Layard, Ninive and Babylon, p. 59, 225.

kern, bis in das hohe Armenien. Ueber Eis- und Schneefelder, durch Kälte und Hunger bedrängt, aber dennoch unverzagt, zogen sie vorwärts bis in die Gegend des heutigen Erzerum, hierauf links zum Meere. Als sie dies erblickten, entstand die höchste Freude, denn das Schwerste war nun allerdings überstanden. Den griechischen Ansiedelungen, Trapezunt, Sinope, Heraklea, Chalcedon folgend, kamen sie zum Hellespont und setzten nach Thracien über. Unter Thimbron, dem lacedämonischen Feldherrn, ward einem Theile von ihnen Gelegenheit, sich später an den Persern zu rächen.

Denn in der Natur der Dinge lag es, daß der Staat, welcher die Oberleitung der hellenischen Angelegenheiten führte, in eine feindliche Stellung gegen Persien gerathen mußte; und zwar jetzt mehr als seit langer Zeit, weil Tissaphernes, ungeachtet der offenbar gewordenen Schwäche des Reichs, nach des jüngeren Cyrus Tode, mit Gewalt die hellenischen Städte in Asien zu unterwerfen suchte. Diese sandten deshalb um Hülfe nach Sparta, und erhielten sie (399 v. Chr.) unter Thimbron's Leitung. Manche Städte gewann dieser durch Vertrag oder Gewalt, Larissa nur belagerte er vergeblich, und ward bald nachher abgerufen und aus Sparta verwiesen, weil er den Soldaten Plünderungen der Bundesgenossen verstattet hatte. Sein Nachfolger, Derkyllidas, söhnte sich mit Tissaphernes aus und ward von diesem vermocht Aeolis dem Pharnabazus zu entreißen, was ihm auch, ungeachtet seiner äußerst geringen, nur auf 1000 Schwerbewaffnete angegebenen Macht, gelang [1]) — so haßten und verfolgten sich damals die Statthalter Königs Artaxerxes! Pharnabazus wußte aber auch wiederum seinerseits einen Waffenstillstand zu gewinnen, und die Thätigkeit der Spartaner gegen die Bithyner zu lenken, welche ihm öfter feindlich als freundlich gesinnt waren. Im folgenden Sommer, wo der Friede mit Pharnabazus verlängert ward, zog Derkyllidas zum Chersonesos, führte hier eine Mauer gegen die Thracier auf, kehrte dann zurück und eroberte Atarneus, welches raubsüchtige Flüchtlinge aus Chios inne hatten.

Um diese Zeit langten spartanische Beamte in Asien an, waren erfreut daß die hellenischen Städte in Einigkeit und Freiheit lebten, und verlängerten dem würdigen Derkyllidas den Oberbefehl auf ein Jahr; jedoch mit der Weisung, er solle nach Karien, dem eigentlichen Sitze des Hauptfeindes Tissaphernes, ziehen. Da erschrak dieser und söhnte sich schnell mit Pharnabazus aus, sodaß Derkyllidas, als er über den Mäander setzte, unerwartet ein großes persisch-karisches Heer erblickte. Pharnabazus wünschte eine Schlacht;

---

1) Isocr. Paneg., p. 96, ed. Lange.

aber Tissaphernes, eingedenk des Heldenmuthes der 10000 Griechen, rieth davon ab, und Derkyllidas wußte daß er sich nur auf die Peloponnesier verlassen dürfe. Daher kam es (397 v. Chr.) zum Gespräch zwischen den Feldherren; sie schlossen einen Waffenstillstand und schickten Gesandte an den König und nach Sparta, um über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln.

Schon früher hatten die Lacedämonier alle Messenier aus Naupaktus und Cephalonien vertrieben, und gezwungen, theils nach Sicilien zu Dionysius, theils nach Cyrene auszuwandern; sie hatten ferner von den Eleern Freilassung der Städte, und Tragung eines Theils von den Kosten des peloponnesischen Krieges verlangt. Als diese die Zahlung verweigerten [1]), zog Agis mit Heeresmacht in ihr Gebiet und verwüstete selbst das heilige Land, ward aber dann von den Eleern mit Hülfe der Aetoler zurückgeworfen. Man schloß hierauf die Spartaner für jenen Frevel von den olympischen Spielen aus, ja einer der ihrigen, welcher unter dem Namen eines Thebaners daran Theil genommen hatte, ward sogar geschlagen. Hierauf führte König Agis ein mächtigeres Heer herzu, und manche von den abhängigen Städten traten geschreckt auf spartanische Seite. Dadurch, und durch die nochmalige arge Verwüstung [2]) ihres in früheren Kriegen stets heilig gehaltenen Landes (denn Nichts außer Olympia ward jetzt verschont) wurden die Eleer gezwungen, den von ihnen abhängigen Städten die Freiheit zu geben, Bundesgenossen der Lacedämonier zu werden, und sich mit der Aufsicht über die olympischen Spiele zu begnügen.

Bald nach diesem Feldzuge, im Jahre 397 v. Chr., starb König Agis. Das Orakel hatte vor einer lahmen Regierung gewarnt, und man glaubte anfangs seinen Bruder Agesilaos, welcher hinkte, ausschließen zu müssen; jetzt deutete man (unter Mitwirkung des Lysander) den Ausspruch angemessener auf seinen Sohn Leotychides [3]), weil dieser nicht vollbürtig, sondern höchst wahrscheinlich ein Sohn des Alcibiades war. — Kein Geringerer als Agesilaos durfte es wagen, nicht allein die fast nur zufällig begründete Obermacht von Sparta ohne Persien im europäischen Hellas erhalten, sondern auch diese Obermacht selbst gegen Persien behaupten zu wollen. Aber ebendeshalb, weil Agesilaos gleichzeitig die Perser besiegen, in Hellas die Vertriebenen in ihre

---

1) Ueber die Verschiedenheit der Nachrichten bei Xenophon (III, 2), Diodor (XIV, 17, 34) und Pausanias (III, 8) siehe Sievers genaue Geschichte dieser Zeiten.
2) Diod. fragm., lib. 7.
3) Pausan., III, 8.

Städte zurückführen und neue Verfassungen einrichten wollte [1]), mehrte sich der Haß und der Widerstand gegen Sparta bis zum gänzlichen Mißlingen jener Plane.

Eine strenge Erziehung zum Privatmanne hatte den Agesilaos herablassend und geschickt gemacht sich selbst zu beherrschen [2]) und seine Untergebenen zu gewinnen. Wenige zeigten solche Gewandtheit für das thätige Leben, und wenn er einerseits zwar ehrgeizig, empfindlich, gegen Tadel heftig, kühn und gewaltig erschien, so war er auf der anderen Seite auch sanft, leicht durch Güte zu lenken, ausdauernd in allen Arbeiten, ein treuer (ja bisweilen parteiischer) Freund, bis ins hohe Alter guter Laune, und dadurch — eine seltene Eigenschaft bei Spartanern — immer liebenswürdig. Gegen die Art vieler spartanischen Könige, hielt er treu an der einfachen Lebensweise, verschmähte Reichthum und Geschenke [3]), und stellte sich nicht den Ephoren und dem Rathe feindlich gegenüber; sondern ehrte sie auf alle Weise [4]), gewann dadurch ihre Gemüther, und erhielt freiwillig mehr Macht und Einfluß, als er auf umgekehrtem Wege je erzwungen hätte. Nur von dem Vorwurfe können ihn selbst parteiische Verehrer nicht freisprechen: daß Schlauheit des Verstandes oft die Stelle echter Größe des Gemüths einnahm, und daß selbst verwerfliche Mittel und Thaten (insbesondere seiner Freunde) von ihm, um des augenblicklichen Nutzens willen, gebilligt und vertheidigt wurden, ohne Rücksicht auf Recht und Menschlichkeit, und ohne daß er mit größerer Voraussicht ahnete, welche Gefahren und Verwirrungen sich nothwendig später daran knüpfen mußten. Wenn wir ihn auch nicht tadeln wollen, daß er die Furchtsamkeit seiner Soldaten vertrieb, indem er ihren Aberglauben benutzte [5]), so hätte doch ein Mann, der das große Wort aussprach: „alle Tapferkeit habe ohne Gerechtigkeit keinen Werth", niemals beide Tugenden zurücksetzen und schlechteren Künsten vertrauen sollen.

Noch im ersten Regierungsjahre des Agesilaos ward ihm und den Ephoren angezeigt, daß Kinadon, ein so schöner als muthiger Jüngling, an der Spitze einer Verschwörung stehe, welche den Sturz der Verfassung, der Könige, des Raths und der Ephoren, sowie eine bürgerliche Gleichstellung der mißhandelten Mehrzahl beabsichtige. Niemand kannte die Größe seines Anhangs, niemand wußte, welche Maßregeln am zweckmäßigsten

1) Isocr. ad. Phil., p. 144; Epist. ad. Archid., p. 763.
2) Plut. lakon. Maximen; Polyb., IX, 23.
3) Theop. fragm. hist., I, 281.
4) Doch straften sie ihn einst, weil er zu sehr nach Beliebtheit strebte. Plut. Ages., p. 5.
5) Plut. Apophth. Lacon., p. 800, 805.

zu ergreifen wären. Deshalb gaben Agesilaos und die Ephoren dem Kinadon, als sey nichts verrathen, einen Auftrag außerhalb der Stadt, und ließen ihn daselbst einzeln gefangen nehmen. Hiedurch wurden alle Theilnehmer geschreckt und rathlos; Kinadon selbst bekannte sein Vorhaben, und gab, als man ihn nach dem eigentlichen Grunde seiner Unternehmung fragte, zur Antwort: „Ich wollte nicht geringer in Lacedämon seyn, als irgendein Anderer.“ Diese Aeußerung, sowie der ganze Plan, beweisen augenscheinlich, daß der Antheil des Volks an der Regierung verschwunden und alle Gewalt in die Hände sehr Weniger gekommen war, welche, wie Xenophon [1]) erzählt, „so von den Zurückgesetzten und den Heloten gehaßt wurden, daß sie dieselben wohl roh aufgegessen hätten“! Nachdem die Häupter der Verschworenen gemartert und hingerichtet waren, dachte niemand an eine Besserung der oligarchischen, drückenden, sich selbst zerstörenden Verfassung. Wie Vieles (wir wiederholen es) würde sich anders in Hellas gestaltet haben, wenn das nach jenem Plane neugestaltete, wiedergeborene Sparta aufrichtig den Athenern die Hand gereicht hätte!

Mittlerweile trafen Nachrichten ein von großen persischen Seerüstungen. Konon, der Athener, welcher zeither bei dem Könige Evagoras auf Cypern lebte, war nach dessen Rathe und nach dem Rathe des auf Tissaphernes eifersüchtigen Pharnabazus [2]) zum Feldherrn der ganzen persischen Flotte ernannt worden; weshalb die asiatischen Städte in Sparta um Hülfe baten, und den Agesilaos zum Feldherrn verlangten. So hatte Lysander es eingeleitet, weil er ihn ganz zu lenken hoffte.

Im Frühlinge des Jahres 396 v. Chr. [3]) segelte Agesilaos mit etwa 8000 Soldaten und 30 ihm beigesellten Räthen von Aulis nach Ephesus. Die Athener, Korinther und Thebaner hatten nicht allein keine Hülfsvölker gestellt, sondern die letzten störten auch mit Gewalt die Opfer [4]), welche der König, in Erinnerung an Agamemnon und Troja, in Aulis darbringen wollte. Nach seiner Ankunft in Asien befragte ihn Tissaphernes über den Zweck des Zuges, und erhielt die Antwort: „er sey unternommen für die Freiheit der asiatischen Griechen“. Darauf schwur jener, er wolle den Frieden mit Sparta befördern, bat aber (wie er meinte, vorsichtig und erlaubter Weise, wie die

---

1) Xenoph. Hellenic., III, 3, 5 u. 6; IV, 2.

2) Ktesias bei Photius, S. 133; Pausan. Att., c. 3.

3) Pausan. Lacon, c. 9.

4) Der König Nephreus von Aegypten gab Schiffe und Lebensmittel. Diod., XIV, 79.

Griechen behaupteten, wortbrüchig) insgeheim den König um ein größeres Heer.

Um diese Zeit herrschte in den hellenischen Städten die größte Verwirrung, denn die früheren, auf athenische Weise eingerichteten Volksregierungen waren aufgelöset, die Herrschaften der Zehn Männer, die Dekarchien des Lysander, aber theils noch nicht im Gange, theils von den Ephoren auf den Grund bitterer Beschwerden schon wieder aufgehoben. Deßungeachtet wandten sich alle Städte und alle Einzelnen an Lysander, den Berühmten, früher Gekannten; er schien von einer Hofhaltung umgeben zu seyn, wie ein König, wogegen Agesilaos vernachlässigt ward, wie ein unbedeutender Privatmann. Das verdroß diesen, es verdroß die Dreißig, welche mehr Lysander's Diener, als des Königs Räthe zu seyn schienen. Deshalb beschränkte Agesilaos die verhaßte Willkür der Oligarchen, und wies alle von Lysander Begünstigten zurück, bis dieser, solches bemerkend, ihnen selbst rieth, sie möchten sich nicht mehr an ihn wenden; dem Agesilaos aber vorwarf, er suche seine Freunde zu erniedrigen. „Nur diejenigen", antwortete der König, „welche größer sein wollen als ich." Mit seiner Genehmigung ging jetzt Lysander zum Hellespont, und erregte durch Spithridrates dem Pharnabazus Unruhen; er wollte da nicht länger der Zweite seyn, wo er einst der Erste gewesen war.

Tissaphernes hatte mittlerweile ansehnliche Verstärkung erhalten, und kündigte dem Agesilaos den Krieg an, wenn er Asien nicht verlasse. Die Lacedämonier und Bundesgenossen erschraken hierüber sehr, denn zu groß dünkte ihnen die persische Uebermacht; Agesilaos aber erklärte freudig: „Tissaphernes werde untergehen, denn er habe durch Meineid den Beistand der Götter verloren". Das hellenische Heer zählte etwa 20000 Fußgänger, aber nur 4—800 Reiter, weshalb Agesilaos verkündete: „er werde damit nach Karien ziehen, wo der Berge halber Reiterei unbrauchbar sey". Tissaphernes wartete seiner hierauf am Mäander, bis er erstaunt vernahm: schnell habe jener sich nach Phrygien gewandt, ohne Widerstand Daskylium erreicht, und hier in einem Gefecht die von Pharnabazus dem Tissaphernes zu Hülfe gesandten Reiter zerstreut. Der Winter unterbrach zwar die Fortschritte im Felde, nicht aber die Thätigkeit des in Ephesus verweilenden Agesilaos. Er befreite die Kriegsdienstpflichtigen gegen Einstellung eines Reiters von persönlicher Theilnahme; er hielt ununterbrochen die größten kriegerischen Uebungen, bereitetete rastlos Alles, was zum Kriege erforderlich war, und begeisterte endlich durch seine persönliche Größe alle Untergebenen. „Wie", sprach er, „sollten Männer nicht voll der besten Hoff-

nungen seyn, welche die Götter ehren, jegliches Kriegerische üben, und Zucht und Gehorsam kennen?"

Mit dem Frühjahre, nachdem Lysander nebst den dreißig Räthen abgelöset war, machte Agesilaos bekannt: „er werde auf dem kürzesten Wege in die fruchtbarste Landschaft einfallen". Tissaphernes, die frühere List fürchtend, deckte deßungeachtet das unfruchtbare Karien, ward aber wiederum getäuscht. Denn diesmal hielt Agesilaos sein Wort, zog schnell gen Sardes, und schlug die vom Fußvolke noch getrennte persische Reiterei unfern des Paktolus, mit Hülfe eines geschickt gelegten Hinterhalts. Viele wurden getödtet, Viele gefangen; man eroberte das Lager und machte sehr große Beute, darunter auch Kameele, welche Agesilaos nach Griechenland führte (395 v. Chr.).

Jene Niederlage erschreckte den Artaxerxes gewaltig, und gab der Parysatis Gelegenheit, Tissaphernes, den sie wegen seiner früheren Feindschaft gegen Cyrus haßte, von neuem so anzuschwärzen, daß Titraustes den Befehl erhielt, er solle jenen tödten und den Oberbefehl übernehmen. Dem Agesilaos erklärte Titraustes hierauf: „er möge Asien verlassen, weil ihr gemeinschaftlicher Feind gestürzt sey, und man den griechischen Städten, gegen die frühere Zinszahlung an den König, verstatten wolle, nach ihren Gesetzen zu leben". Agesilaos gab zur Antwort: „er werde den Befehlen der spartanischen Obrigkeiten gemäß verfahren", nahm indessen Geld und Lebensmittel, deren er bedurfte, von Titraustes, und schloß sogar mit ihm einen Waffenstillstand; denn es schien ihm nicht minder vortheilhaft, abwechselnd einmal nach Phrygien in die Statthalterschaft des Pharnabazus zu ziehen, um auch diesen zu brandschatzen.

Immer deutlicher entwickelte sich die Einsicht in die Schwäche des persischen Staats, und mit jener Einsicht entstand der Vorsatz, Persien ganz zu stürzen. Auch überzeugte sich Titraustes allmählich: daß Agesilaos nie freiwillig Asien verlassen werde, daß die vorhandenen Mittel nicht hinreichten, ihn mit Gewalt zu vertreiben, und keine Rettung für Persien möglich sey, wenn nicht in Hellas selbst ein neuer Krieg gegen Sparta ausbreche. Um einen solchen Krieg zu erzeugen, sandte er den Rhodier Timokrates mit funfzig Talenten nach Griechenland: in Theben, Argos und Korinth nahm man Geld; Athen wies es zwar zurück [1]), war aber dennoch heimlich dem Kriege geneigt, in der Hoffnung, die Oberanführung zu erhalten.

Bei diesen Gesinnungen, bei dem schon früher vorhandenen

---

1) Xen., III, 5, 2. Nach Plut., Ages., p. 15, und Paus. III, 9, nahmen auch einige Athener Geld.

Hasse gegen spartanische Willkür, fand sich bald Gelegenheit zu offener Fehde. Die Thebaner beredeten nämlich die opuntischen Lokrer, eine Gegend zu verheeren, welche zwischen ihnen und den Phociern streitig war, und leisteten jenen Beistand; die Phocier dagegen fielen in Lokris ein, und suchten Hülfe bei Sparta.

Hier war man den Thebanern abgeneigt, weil sie herrisch, aber nicht unbillig, einen Antheil von der durch Lysander nach Lacedämon gesandten athenischen Beute verlangt, weil sie dem Thrasybulus gegen die dreißig Tyrannen Beistand geleistet, das Opfer in Aulis gestört, und endlich sich geweigert hatten, mit Agesilaos wider die Perser zu ziehen. Jetzt schien der Zeitpunkt, sie zu demüthigen, günstig; denn in Asien begleitete das Glück die Spartaner, und in Hellas sahen sie noch keinen bedeutenden Feind.

Ihrerseits schickten die Thebaner Gesandte nach Athen, und stellten vor: „nur ein Mann, Erianthus, nicht ihre Stadt, habe am Schlusse des peloponnesischen Krieges hart gegen Athen gestimmt; bei des Thrasybulus Unternehmen sey dagegen die allgemeine, den Athenern günstige Gesinnung offenbar geworden. Alle Bundesgenossen (und auch der König von Persien) wären jetzt mehr gegen die Spartaner, als sonst gegen die Athener erzürnt; sie hätten es also selbst in ihrer Gewalt, nicht allein das alte Ansehen, sondern eine Macht zu gewinnen, größer als jemals in früherer Zeit".

Die Athener bewilligten hierauf, zum Theil durch Thrasybulus überredet, den Thebanern die verlangte Hülfe, und alle Verbündeten rüsteten sich; aber nicht minder thätig waren die davon unterrichteten Lacedämonier. Von einer Seite wollte der König Pausanias, von der zweiten Lysander mit Heeresmacht bei Haliartus eintreffen; weil indessen die Boten, welche den Tag der Vereinigung genauer bestimmen sollten, den Thebanern in die Hände fielen, so kam Lysander zu früh, ward von den Feinden angegriffen, und obgleich der eigentliche Ausgang des Gefechts nicht entscheidend unglücklich für die Spartaner war, so erlitten sie doch einen Verlust, bedeutender als eine Niederlage: Lysander nämlich verlor sein Leben.[1]) Pausanias, welcher erst jetzt anlangte, wollte keine zweite Schlacht wagen, weil die Feinde bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, und die Nachricht eintraf, Thrasybulus nahe an der Spitze der feindlich gesinnten Athener. Er schloß also einen Vergleich, wonach er zwar die Todten zurückerhielt, Böotien aber verlassen mußte. Dafür ward er in Sparta angeklagt, in seiner Abwesenheit zum Tode

1) 395 v. Chr. Sievers, S. 403; Pausan., III, 5.

verurtheilt, und gezwungen, nach Tegea zu entfliehen, wo er auch starb.

Lysander's Uneigennützigkeit bestätigte sich übrigens nach seinem Tode von neuem, denn er hinterließ so wenig, daß, sehr unspartanisch, die Freier seiner Töchter zurücktraten; aber es fanden sich auch neue Beweise, daß er längst damit umgegangen war, das Anrecht zur Königswürde von den zwei herrschenden Familien, den Eurysthenidén und Agiden, auf alle Herakliden, ja vielleicht auf alle Spartaner überzutragen, damit der Würdigste, das hieß zunächst er (durch Wahl) herrschen könne. [1]) Die Besorgniß vor Agesilaos, den Ephoren, und vor der noch sehr großen Anhänglichkeit vieler Bürger an die alte Verfassung, mag ihn jedoch von einer schnellen Ausführung des Plans zurückgeschreckt haben.

Den lacedämonischen Obrigkeiten erschien nach Lysander's Tode, die feindliche Verbindung der Böoter, Athener, Argiver und Korinther so gefährlich [2]), daß sie, anstatt durch Billigkeit einen allgemeinen Frieden für Griechenland herbeizuführen, Agesilaos zurückberiefen (394 v. Chr.), welcher im Palaste des Pharnabazus zu Daskylium wohnte. Groß war sein Schmerz, daß er eine solche Siegeslaufbahn unterbrechen solle, laut klagten die verlassenen asiatischen Bundesgenossen [3]); dennoch gehorchte er den Gesetzen, eilte über den Hellespont nach Amphipolis, besiegte die Thessaler, welche sich ihm widersetzten, und erhielt die Nachricht, daß die Lacedämonier einen Theil ihrer Feinde bereits zwischen Sycion und Nemea geschlagen hätten. Unglücklich waren sie dagegen auf dem Meere. Konon, der Flottenführer des Königs von Persien und der über Sparta mißvergnügten Hellenen, entkam aus Kaunus in Karien, wo ihn der Spartaner Pharax eingeschlossen hatte, nach Rhodus, machte diese Insel von den Lacedämoniern abwendig, und eroberte große Vorräthe an Getreide, welche der König Nephreus von Aegypten jenen zu Hülfe gesandt hatte. Lange beunruhigte er hierauf den Chersonesos, reisete dann nochmals zu Artaxerxes, um von ihm Geld, von Pharnabazus Beistand, und überhaupt die Erlaubniß zu erhalten, mit der feindlichen Flotte endlich den Kampf zu wagen. Diese befehligte Pisander, Agesilaos' Schwäher, ein kluger, tapferer, aber des Seewesens wenig kundiger Mann;

1) Plut. lakon. Maximen, Lysander. Aelian. var. histor., III, 20; VI, 4. Pausan. Lacon., c. 5. Diod., XIV, 13. Phylarchus (Fragm. hist., I, 347) erzählt: Lysander habe das volle spartanische Bürgerrecht erst nach seinem Siege über die Athener erhalten. (?)

2) Diod., XIV, 82.

3) Doch ließ er 4000 Mann in Asien zurück.

bei Knidus ward er (394 v. Chr.) von Konon angegriffen, besiegt und fechtend getödtet! — Hiemit war die spartanische Seeherrschaft wiederum zerstört, zu welcher in der That, neben der Landherrschaft, die genügenden Mittel fehlten.

Agesilaos erhielt diese unglückliche Nachricht zu einer Zeit, wo Alles darauf ankam, den Muth seines Heeres aufrecht zu erhalten; deshalb machte er bekannt: Pisander sey zwar getödtet, die Schlacht aber gewonnen. Freudig erreichten die Spartaner hierauf die böotische Grenze, stießen bei Koronea auf die Verbündeten, und schlugen sie (394 Jahre v. Chr.) in einer schweren Schlacht aufs Haupt.

Diese Niederlage erzeugte unter den Gegnern Spartas zwar eine friedliche Partei, aber noch nicht den Frieden; sondern von Sicyon aus erhoben die Lacedämonier, von Korinth aus die Verbündeten manchen Streif- und Plünderungszug. Eine solche Art den Krieg zu führen, war doppelt drückend; weshalb die friedlich Gesinnten in Korinth immer lauter wurden. Ihre Gegner, unterstützt von Argivern und Böotern, fürchteten dagegen die Erneuung der unbedingten lakonischen Herrschaft mehr als jeden Unfall, mehr als jede Unthat: sie verschwuren sich, ermordeten am Feste der Diana viele ihrer Mitbürger, und zwangen eine noch größere Zahl nach Sparta zu entfliehen. Hiemit war indessen Ruhe und Einigkeit in Korinth nicht hergestellt, sondern ein bedeutender Theil der Bürger bezeigte sich unzufrieden, weil sie jene Frevel verdammten, und die jetzige Abhängigkeit von Argos nicht geringer erschien, als die frühere von Sparta. Um also einen neuen, erwünschten Wechsel der Verhältnisse herbeizuführen, ließen einige Korinther lakonische und sicyonische Bewaffnete in ihre Stadt, welche auch über die Mehrzahl in einem fast wunderbaren Kampfe siegten; aber ungeachtet dieses Sieges und trotz zahlreicher späterer Gefechte, vermochten weder die Spartaner unter Agesilaos, noch die Athener unter dem kriegskundigen Iphikrates, das durch solche Fehden und Frevel allmählich verwüstete Korinth dauernd in ihre Gewalt zu bringen. Mit großem Rechte klagte indessen jener: „O des unglückseligen Griechenlands! Mit den Soldaten, die es durch sich selbst verloren hat, konnte es alle Barbaren bezwingen!“ [1])

Der Krieg zog sich jetzt in eine andere Gegend; die Thebaner und Athener standen nämlich in einer Fehde den Akarnanern, Sparta hingegen den Achäern bei. Langsam rückte anfangs Agesilaos vor, und machte die Akarnaner hiedurch sicher; dann überraschte er sie durch einen ungewöhnlich starken Marsch,

---

1) Plutarch, Maximen, Agesilaus; Xenephon, Ages., VII, 5.

erbeutete ihre Heerden und führte viele Gefangene mit sich hinweg. Auf dem Rückwege jedoch sah er sich plötzlich in einem engen Thale von den Feinden umringt; nur durch schnellen Entschluß und große Tapferkeit gewann er eine Anhöhe, und entging auf diese Weise der schrecklichsten Gefahr. Dennoch tadelten ihn die Achäer, daß er nicht die Städte der Akarnaner gewonnen und sie am Säen verhindert habe; er antwortete aber: „zur Erntezeit wolle er wieder hinziehen und dann den Frieden desto leichter erzwingen". Es gelang, die Akarnaner wurden Bundesgenossen der Lacedämonier, und auch die Argiver hatte Agesipolis durch einen kühnen Zug bis unter ihre Mauern hinreichend geschreckt.

Unterdessen waren aber seit der Schlacht bei Knidus von der Seeseite her für die Spartaner neue Gefahren entstanden: denn Derkyllidas befestigte und rettete zwar Sestos und Abydos, aber fast von allen Inseln vertrieb Konon allmählich mit persischer Hülfe die spartanischen Befehlshaber, und errichtete Denksäulen, daß er die Bundesgenossen der Athener befreit habe. Cythere kam ferner in seine Hände, es gelangen ihm mehrere Einfälle in den Peloponnesos, und er bewog den Dionysius (durch die Aussicht auf eine Verschwägerung mit Evagoras von Cypern) den Spartanern (wenigstens jetzt) keine Schiffe zu Hülfe zu senden. [1]) Nunmehr wagte er endlich das Größte, lange Gewünschte: er segelte zum Piräus, besetzte Athen, und erbaute von persischem Gelde und mit Hülfe der Thebaner die langen Mauern wieder, im elften Jahre nachdem sie zerstört worden. [2]) Durch die größten Opfer und Feste [3]) legten die Athener ihre Freude hierüber an den Tag.

Dieser Ereignisse halber höchlich besorgt, sandten die Lacedämonier den Antalcidas nach Asien, um einen Frieden abzuschließen, oder doch den Tiribazus zu gewinnen; und wirklich wuchs ihr Einfluß so sehr, daß Konon, der den Neid jenes Persers längst erregt hatte, von ihm wegen Herstellung der athenischen Mauern beim Könige verleumdet, treulos gefangen gesetzt und nachher wahrscheinlich getödtet wurde. [4])

Unterdessen rasteten die Athener ihrerseits auch nicht: mit vierzig Schiffen segelte Thrasybulus zum Hellespont, führte (nachdem er Amadokus, den König der Odrysen, und Seuthes,

---

1) Lysias, Ueber den Aristophanes, S. 625; Athen., I, c. 4, p. 4.
2) 393 v. Chr.
3) Konon speiste an einem solchen Feste alle Athener. Athen., I, 5.
4) Isocr. Paneg., p. 101; Diod., XIV, 85; XV, 43. Nach Anderen entkam er ein zweites mal zu Evagoras und starb an einer Krankheit. Sievers, S. 113.

den Beherrscher der thracischen Küste, ausgesöhnt hatte) in Byzanz die Volksherrschaft ein; gewann Thasos, Chalcedon, ja durch seine Uebermacht fast alle Städte auf Lesbos, bedrohte endlich Rhodus und lagerte sich beim Eurymedon. Schon zahlte ihm hier Aspendus Steuern; als aber die Soldaten dennoch widerrechtlich plünderten, wurden sie von den Bewohnern jener Stadt überfallen und — dies war der größte Verlust — Thrasybulus (389 Jahre v. Chr.) im Gefechte getödtet. Bei allen unleugbaren, sehr großen Verdiensten um sein Vaterland, ist Thrasybulus, jedoch ohne vollen Beweis, angeklagt worden, er habe die Bundesgenossen gedrückt und manchem seiner Untergebenen zu Freveln freie Hand gelassen; wofür unter Anderen Ergokles später hingerichtet ward, nachdem ihm der Versuch, die Richter zu bestechen, fehl geschlagen war. [1]) In jenen Gegenden folgte Agyrius auf Thrasybulus; im Chersonesos überfiel und tödtete Iphikrates den spartanischen Befehlshaber Anaxibios unfern Abydos; bei Aegina besiegte Chabrias den spartanischen Flottenführer Gorgopas. — So hatte Athen wiederum die freie Herrschaft des Meeres errungen, und der Mangel an Geld behinderte die Spartaner, selbst diejenigen Schiffe zu gebrauchen, welche sie noch besaßen. In dieser Bedrängniß ernannten sie den sehr beliebten Teleutias zum Anführer, welcher auch ihre Hoffnungen nicht täuschte, sondern das Heer befeuerte, die Athener im Piräus überraschte, ihnen Kriegsschiffe, Handelsschiffe und Fischerkähne unbrauchbar machte, und soviel Beute gewann, daß den Soldaten und Matrosen der Lohn auf einen Monat gezahlt werden konnte.

Immer sonderbarer gestalteten sich indessen die Verhältnisse, immmer verwickelter; sodaß z. B. die Lakonier selbst diejenigen athenischen Schiffe aufbrachten, welche dem König Evagoras von Cypern gegen Artaxerxes zu Hülfe eilten, ob sie gleich mit diesem ebenfalls im Kriege waren. Alle Parteien wünschten eigentlich den Frieden, theils um der allgemein stattfindenden Erschöpfung willen, theils aus Gründen, die ihnen einzeln wichtig erschienen. Die Athener fürchteten ihre Flotte im Chersonesos unter Iphikrates zu verlieren, weil Antalcidas mit lakonischen, persischen und ionischen Schiffen dort schon die Ueberhand gewonnen und acht einzelne Schiffe erobert, weil König Artaxerxes ihnen endlich offen den Krieg erklärt hatte; die Argiver und ihre Genossen wurden von Agesilaos und Agesipolis äußerst bedrängt; die Lacedämonier litten an Gelde Mangel, und mußten in vielen

---

1) Demosth. adv. Lept., p. 48; Lys. in Ergocl. et Philocr. Xen. Hell., IV, 8, 25; Diod., XIV, 99.

verdächtigen Orten Besatzungen halten, wozu ihre Mannschaft nicht zureichte; des Artaxerxes Reich endlich war in Unruhe, und er trachtete vor allem danach, freie Hände gegen das aufrührerische Aegypten zu gewinnen.

Wenige aber hatten sich bei diesen aus verschiedenen Gründen entstehenden Friedenswünschen wohl klar die Friedensbedingungen so gedacht, wie sie die Verhältnisse nothwendig mit sich führen mußten. Solange die Hellenen Asien erhalten wollten, war die Seemacht bedeutender als die Landmacht, und Athen mußte dem ohne fremde Unterstützung ärmlichen Sparta den Vorrang abgewinnen; sobald sie sich dagegen auf Europa beschränkten [1]), ward die Seemacht unbedeutend, und Sparta bekam das Uebergewicht; solange endlich Athen und Sparta uneinig waren, hatten die Perser, wenn auch nicht durch sich, doch durch diese Uneinigkeit auf jeden längeren Zeitraum den größeren Einfluß in Asien. Unter solchen Verhältnissen kam Antalcidas nach Persien um zu unterhandeln, spottete anfangs selbst über Leonidas und Kallikratidas, in der Hoffnung hiedurch etwas auszurichten, und beförderte dann, als dies vergeblich blieb, den Frieden auf eine weder kluge noch schickliche Weise; vielleicht aus Neid, weil des Agesilaos Heldenruhm im Kriege stets höher stieg, oder weil ihn Artaxerxes durch große Geschenke bestochen hatte. Einem solchen Abgesandten durfte Tiribazus folgende Friedensbedingungen seines Königs fast in befehlendem Tone bekannt machen:

„Alle in Asien belegenen hellenischen Städte, Klazomenä und Cypern, erhält Artaxerxes.

„Alle hellenischen Städte und Inseln in Europa sollen frei seyn, mit Ausnahme von Lemnos, Imbros und Scyros, welche den Athenern gehören.

„Jedem wird der Krieg angekündigt, der diese Bedingungen verwirft.“

Und auf diese schmachvollen Bedingungen kam der antalcidische Friede, welcher die asiatischen Hellenen den Persern preisgab, im Jahre 387 v. Chr. [2]) zu Stande; 62 Jahre nach dem cimonischen Frieden, welcher ihnen durch Athens Anstrengungen die Freiheit gegeben hatte. Anstatt sich dieses Ausgangs, dieser Handlungsweise zu schämen, rühmten sich die Lacedämonier ihrer Kämpfe und der neuen Freiheit des europäischen Hellas; während ihre geheime Absicht dahin ging, dasselbe (des sie erschöpfenden persischen Krieges ledig) nun desto leichter und desto strenger zu beherrschen! [3]) Und die einzelnen Städte freuten sich thöricht

1) Isocr. ad Phil., p. 135; Athen., II, 49.
2) 390 v. Chr. ward Rom durch die Gallier erobert.
3) Isocr. de pace; Paneg., p. 89; Panath., p. 39.

der versprochenen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, als sey diese für jedes Dorf möglich, wenn ein vereinender Mittelpunkt fehlt; als würden sie das immerdar behaupten können, was sie aus eigener Kraft zu gewinnen nicht im Stande waren; als lasse sich im europäischen Hellas die Freiheit begründen, während man ohnmächtig und hadersüchtig die Mitbrüder in Asien aufgebe! Wenn aber diese Ohnmacht, diese Vereinzelung nicht aufhörte, wenn die Herstellung der Einigkeit und allgemeiner Volksansichten mißlang, so traf die Schuld nicht allein die Spartaner, sondern Alle, — und die Schuld erklärt sich geschichtlich hinreichend aus der Eigenthümlichkeit der Stämme, den Verhältnissen der Staaten, und den Leidenschaften der Häupter.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Vom Frieden des Antalcidas, bis auf den Tod des Epaminondas.

Weder Persien noch Hellas genoß der Ruhe nach dem Frieden des Antalcidas; zunächst rüstete Artaxerxes gegen König Evagoras II. von Cypern.[1]) Dieser leitete sein Geschlecht von Teucer, Telamon's Sohn ab, und lange beherrschten seine Vorfahren Salamis, die wichtigste Stadt jener Insel; dann aber wurden sie von einem durch die Perser begünstigten Phönizier vertrieben. Obgleich im Privatstande geboren, gewann Evagoras, mit Hülfe weniger Genossen, durch Geschicklichkeit und Entschlossenheit erst Salamis wieder, und dann allmählich auch den größten Theil der Insel. Er herrschte durchaus löblich und wird von den Hellenen einstimmig laut gepriesen; denn während diese durch rupublikanische Verwirrungen litten, sahen sie hier ein schönes Beispiel monarchischer Regierung. Zu ihm floh Konon nach der Schlacht bei Aegospotamoi, und ward durch sein Fürwort Anführer der persischen Flotte; überdies gab Evagoras selbst soviel Schiffe, daß ohne diese der Sieg bei Knidos schwerlich wäre erfochten worden.

Athen setzte ihm aus Dankbarkeit Bildsäulen[2]), und er gedachte mit Hülfe dieses Staats größere Zwecke zu erreichen; wodurch sich aber natürlich seine Verhältnisse zu Persien so änderten, daß Artaxerxes nicht ohne allen Grund argwöhnisch und undankbar ward. Deshalb fiel Evagoras öffentlich von ihm ab, blieb aber jetzt, nach dem Abschlusse des antalcidischen Friedens, ver-

1) Isocr. Evagoras.; Nicocl., p. 40.; Paneg., p. 95.
2) Pausan., I, 3, 2.

einzelt im Kriege mit der großen von Tiribazus und Orontes befehligten persischen Macht. Dennoch verlor er den Muth nicht, sondern verbündete sich mit Akoris, dem Beherrscher Aegyptens, und Hekatomnus, dem Beherrscher Kariens; er plünderte die Küste von Phönizien, setzte sich mit Gewalt in den Besitz von Tyrus, brachte eine Zeit lang Cilicien zum Abfall, und ließ alle Schiffe auffangen, welche dem persischen Heere auf Cypern Lebensmittel zuführten. Hiedurch gerieth dasselbe in Noth, und die ganze persische Flotte ward gezwungen, nach dem wieder beruhigten Cilicien zu segeln, um neue Vorräthe zu holen. Als aber die Perser dennoch endlich in einer sehr hartnäckigen Seeschlacht siegten, und die Belagerung von Salamis begannen; als die neue Unterstützung, welche Evagoras persönlich in Aegypten fast erzwang, ihn nicht hinlänglich gegen die große persische Macht verstärkte: so bemühte er sich durch einen Vergleich dem Kriege ein Ende zu machen. Tiribazus aber verlangte unbedingte Unterwerfung und Entsagung auf alle Städte Cyperns, Salamis ausgenommen. Während des Aufenthalts, welchen die Härte dieser Forderungen herbeiführte, ward Tiribazus von Orontes beim Könige wegen aufrührerischer Anschläge verleumdet und gefangen zu ihm gesandt, und Orontes sah sich nach sechs- oder gar zehnjährigem Kriege [1]) genöthigt, mit Evagoras den Frieden dahin abzuschließen: „daß er König von Salamis bleibe, und seine Abhängigkeit von Artaxerxes nur durch eine geringe Zinszahlung zu erkennen gebe". Soviel hatte des Evagoras persönliche Größe gegen ein ungeheueres, seiner Auflösung entgegengehendes Reich vermocht. Ihm folgte später sein Sohn Nikokles, welcher ebenfalls tüchtig regierte [2]) und sich mit Geschicklichkeit während der mannichfaltigen Parteiungen jener Zeit benahm.

Noch war der Krieg gegen Evagoras nicht einmal beseitigt, viel weniger siegreich beendigt, als Gaos, der persische Flottenführer, erzürnt über die Behandlung seines Schwiegervaters Tiribazus, von Artaxerxes abfiel; und erst als jener losgesprochen, ja hochgeehrt, Orontes aber gestraft und Gaos ermordet wurde, nahm der Aufstand in diesen Gegenden des persischen Reichs wirklich ein Ende.

Bald darauf zog Artaxerxes mit einem großen Heere gegen die Kadusier in die unfruchtbaren kaukasischen Gebirge, gerieth aber aus Mangel an Geschicklichkeit und Vorsicht in arge Bedrängniß,

---

1) 386—377 v. Chr.

2) Isocrates, p. 322, 595, ed. Lange; Theopomp bei Photius, S. 392. Nachtheilige Zeugnisse über Nikokles hat dagegen Athen., XII, 532.

und es entstand eine solche Hungersnoth, daß ein Eselskopf mit 60 Drachmen bezahlt wurde. Nur die List des Tiribazus, welcher jedem der beiden feindlichen Könige glauben machte, man unterhandle einseitig mit ihm auf sehr günstige Bedingungen, täuschte beide und rettete die Perser.

Noch weniger glücklich war die spätere Unternehmung gegen Nektanebus in Aegypten (372 v. Chr.), ungeachtet man sehr große Vorbereitungen getroffen, und griechische Söldner unter Iphikrates zu dem persischen Heere des Titraustes und Pharnabazus sich gesellt hatten. Denn obgleich die Befestigung der pelusischen Mündung des Nils dem Nektanebus Nichts half (weil die Perser bei der mendesischen landeten, und die daselbst vorgefundene Besatzung schlugen), so entzweiten sich doch hier der griechische und der persische Feldherr. Jener wollte schnell das unbesetzte Memphis angreifen, dieser die ganze Macht der Perser erwarten. Während der hieraus entstandenen Zögerungen ward Memphis befestigt, der Nil wuchs, die Perser mußten ohne Erfolg abziehen und Iphikrates eilte, Verleumdung und Strafe befürchtend, nach Hellas zurück (372 v. Chr.).

Hier hatte die Hoffnung getäuscht, daß der Friede bei den Schwächeren willigen Gehorsam, bei den Mächtigeren Mäßigung erzeugen werde; so wollten z. B. die Argiver ihre Besatzung nicht aus Korinth ziehen, und die Thebaner die böotischen Städte nicht frei geben; beide wurden durch Agisilaos dazu gezwungen, und spartanische Besatzungen, angeblich zum Schutze der neuen Unabhängigkeit, eingelegt. Ferner beschlossen die Spartaner (ohne Rücksicht auf die Bedingungen und Versprechungen des antalcidischen Friedens) alle Bundesgenossen zu strafen, welche sich gegen sie nachlässig, und den Feinden geneigt bewiesen hatten. So wurde den Phliasiern zugemuthet, ihre Vertriebenen wieder aufzunehmen, und eine aristokratische Verfassung einzuführen; so verlangte man von den Mantineern, daß sie die Mauern ihrer Stadt niederreißen sollten, weil sie früher den Argivern Lebensmittel zugeführt und das Glück der Spartaner beneidet hätten! Die Mantineer weigerten sich dessen, und suchten Hülfe in Athen; aber die Athener wollten den Frieden nicht brechen, und Agesilaos die Spartaner nicht anführen, weil Mantinea einst seinem Vater große Freundschaft erwiesen habe. Deshalb erhielt Agesipolis den Oberbefehl und umlagerte die Stadt, jedoch vergeblich; bis er endlich den Fluß so eindämmte, daß dessen Wasser bis zu den Mauern stieg, diese erweichte und die Bewohner zu einem Vergleiche zwang, wonach sie ihre Stadt verlassen, und vertheilt in vier Flecken wohnen mußten. Das Größte, ihre Unabhängigkeit und die das geistige Leben befördernde städtische Gemeinschaft

ging allerdings verloren, aber die Parteiungen hörten auf und die Einzelnen wurden, wie wenigstens Xenophon behauptet, schnell wohlhabend, weil sie ihren Aeckern näher wohnten.

Ueber den Peleponnesos möchte Sparta seine drückende Herrschaft, selbst auf gewaltsame Weise, nicht allein haben verbreiten, sondern auch erhalten können; jetzt aber suchte es, zu kühn, auch über den Norden von Griechenland einen ähnlichen Einfluß auszuüben.

Es kamen nämlich um diese Zeit Gesandte von Akanthus und Apollonia nach Lacedämon, und stellten vor: Olynthus habe bereits die mehresten Städte Thraciens von sich abhängig gemacht und den durch die Illyrier geschwächten König Amyntas von Macedonien gezwungen, manche Theile seines Reichs, ja selbst Pella abzutreten. Jetzt sey jenen Städten eine ähnliche, Abhängigkeit erzeugende Bundesgenossenschaft angetragen worden, und ohne fremde Hülfe müßten sie darin willigen; Sparta aber möge bedenken, daß die Olynthier im Begriff wären sich mit Athen und Theben zu verbinden, daß sie ihrer schon bedeutenden Landmacht (bei der günstigen Lage und den Vorräthen von Schiffsbauholz) leicht eine Flotte zugesellen dürften, und daß sich endlich mit dem Können allemal die Neigung und das Bemühen einfinde, die Herrschaft in jeder Richtung auszudehnen.

Nach reiflicher Erwägung dieser Gründe erklärten die Spartaner, hauptsächlich auf Betrieb des Agesilaos: sie würden die Bewohner von Akanthus und Apollonia mit einem Heere von 10000 Mann unterstützen. Zweitausend führte Eudamidas eiligst voraus, besetzte mehrere thracische Städte und bewegte Potidäa, welches schon mit Olynth im Bunde stand, zu einer freiwilligen Uebergabe.

Die zweite Abtheilung des spartanischen Heeres, welche Phöbidas nach Thracien führen sollte, lagerte schon bei Theben, als ein unvorhergesehenes Ereigniß den Dingen eine andere Wendung gab. Es waren nämlich damals in Theben zwei Parteien, eine demokratische gegen, eine aristokratische für Sparta; jene leitete Ismenias, diese Leontiades. Der letzte stellte dem Phöbidas vor: „wenn er ihn und seine Anhänger gehörig unterstütze, so würde Theben, anstatt sich feindlich zu bezeigen, Hülfsmannschaft wider Olynth stellen müssen; ja wenn er Theben selbst besetze, so leiste er seinem Vaterlande einen weit wichtigeren Dienst, als wenn er das entferntere, minder bedeutende Olynth erobere". Diese Darlegung fand Eingang bei Phöbidas.

An einem schwülen Sommermittage, als die Weiber das Fest des Ceres feierten, die Männer im Rathe versammelt und die Straßen leer waren, führte Leontiades den Phöbidas schnell

in die Burg [1]), und schreckte mit dessen Hülfe den Rath so sehr, daß man ungestört den Ismenias gefangen nehmen, und andere Obrigkeiten erwählen konnte. An vierhundert, unter ihnen Pelopidas [2]), entflohen aus der Stadt, meist nach Athen; Leontiades dagegen eilte nach Sparta, verkündete das Geschehene, und pries die daraus entstehenden Vortheile. Die Ephoren und das Volk zürnten, daß Phöbidas ohne Auftrag gehandelt habe, und er schwebte schon in Gefahr schwer verurtheilt zu werden; da behauptete Agesilaos: „nicht wenn er Nutzen, sondern nur wenn er dem Vaterlande Schaden gestiftet habe, sey er strafbar". Dies Urtheil war so unklug als ungerecht. Anstatt für einen freiwilligen, dauernden Bund aller Hellenen zu wirken, welcher Frieden im Innern und Macht nach außen gegeben hätte, steigerte das tyrannische Benehmen der Spartaner Haß und Zerwürfniß. Und als dem Phöbidas später sogar die auferlegte Geldstrafe durch des Agesilaos Vermittelung erlassen wurde, als die Spartaner beschlossen, die Burg von Theben, die Kadmeia, besetzt zu behalten, entstand die sehr nahe liegende Vermuthung [3]), jener möge doch nicht ganz ohne Auftrag vorgeschritten seyn. Leontiades kehrte nach Theben zurück, und es begleiteten ihn Richter aus Lacedämon und den verbündeten Städten, um den Ismenias zur Untersuchung zu ziehen, weil er von den Persern, seinen Gastfreunden, Geld genommen und mit ihrer Hülfe Unruhen in Hellas angezettelt habe. Obgleich Ismenias sich gegen diese Beschuldigung nachdrücklich vertheidigte, ward er von den leidenschaftlich parteiischen Richtern zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Unterdessen hatte Teleutias, des Agesilaos Bruder, eine neue Heeresabtheilung gegen Olynth geführt, den König Amyntas von Macedonien fast ganz gewonnen, und durch große Ordnung und Entfernung jeder Willkür alle Gemüther beruhigt. Dennoch wechselte das Kriegsglück noch immer. Zuvörderst nämlich wurden die Olynthier nach heftigen Kämpfen in ihre Stadt zurückgedrängt, siegten aber mit dem nächsten Frühjahre in einer hartnäckigen Schlacht, und tödteten den Teleutias. Kaum hatte König Agesipolis, dessen Nachfolger, Verstärkungen herzugeführt und die Ueberreste des nach Akanthus, Apollonia und Potidäa zerstreuten Heeres wieder gesammelt, so starb er an einer Krankheit [4]), und erst Polybiades — denn fest beharrten die Spartaner

1) 382 v. Chr.

2) Epaminondas blieb, als ein armer, unbedeutender, philosophisch gesinnter Mann, unbemerkt in Theben.

3) Diodor (XV, 20) erzählt dies gerade heraus. Polyb., IV, 27.

4) Ihm folgte sein Bruder Kleombrotos.

auf ihrem Plane — zwang Olynth durch Hunger, eine Bundesgenossin [1]), das heißt abhängig von Lacedämon zu werden. Der Untergang des von Olynthus begründeten billigen Bundes mehrerer Städte war ein Unglück, denn es schwächte und zerstreute die Macht der Hellenen in diesen nördlichen Gegenden, und stärkte die Macht der Macedonier.

Im Vertrauen, daß die spartanische Hauptmacht in Thracien abwesend sey, brach eine andere Fehde gleichzeitig im Peloponnes aus. Die Bewohner von Phlius weigerten sich nicht allein ihre Vertriebenen aufzunehmen, sondern verjagten auch Alle, die sich öffentlicher Angelegenheiten halber nach Sparta gewandt hatten. Agesilaos zog deshalb gegen diese Stadt, und verlangte die Uebergabe der Burg. Vergeblich; denn die Phliasier, an deren Spitze Delphion stand, vertheidigten sich heldenmüthig, obgleich jeder während der ganzen Zeit der Belagerung nur die Hälfte des gewöhnlichen Bedarfs an Lebensmitteln erhielt. Zuletzt wurden indessen die Vorräthe erschöpft, und jene wandten sich wegen des Friedens nach Sparta. Agesilaos aber, welcher zürnte daß er hiebei vorsätzlich übergangen sey, brachte es dahin, daß man ihm die Feststellung der Friedensbedingungen überließ; er legte lakonische Soldaten in die Stadt, und befahl funfzig Vertriebenen und funfzig alten Bürgern, sie sollten die nöthigen Gesetze entwerfen und entscheiden, wer Strafe und wer den Tod verdient habe. [2])

So hatten also um diese Zeit die Spartaner mehr erreicht, als selbst die Muthigeren früher zu hoffen wagten. Olynth war gedemüthigt, Theben unterworfen, Argos und die widerspenstigen Bundesgenossen geschwächt, Korinth treu, Athen vereinzelt, Persien keineswegs gefährlich, mit einem Worte, die lakonische Herrschaft schien auf das festeste gegründet. „Aber die Götter", sagt Xenophon, „vergessen der Frevler nicht", und die Ungerechtigkeit untergrub das ganze Gebäude. Sieben thebanische Flüchtlinge, unter ihnen Pelopidas und Mellon, unterstützt von Phyllidas, dem unzufriedenen Geheimschreiber der neuen Polemarchen Leontiades, Archias und Philippos, beschlossen (durch Thrasybul's Vorgang befeuert) ihre Vaterstadt von der Tyrannei zu befreien. Heimlich, jedoch mit Dolchen unter den Kleidern, schlichen sie sich abends als verspätete Landleute nach Theben, und übernachteten bei Charon. Am anderen Tage blieben sie ruhig, jedoch nicht unthätig; denn allmählich stieg die Zahl der theilnehmenden Verbündeten bis über vierzig.

---

1) 380 v. Chr.
2) 380 oder 379 v. Chr.

Unterdessen feierten die Polemarchen Archias und Philippos die Aphrodisien so unbekümmert und übermüthig, daß Phyllidas sogar hatte versprechen müssen, er wolle ihnen gutwillige Mädchen zuführen. In dem Augenblicke aber, wo die Verschworenen als verkleidete Mädchen hineilen und ihren Anschlag ausführen wollten, forderte ein Bote ihren Wirth zum Archias. Charon ging gefaßt, Alle hielten sich indeß für verrathen und dachten nur daran, ihr Leben nicht ohne Widerstand aufzuopfern; da kehrte jener zurück und erzählte: „ein unbestimmtes Gerücht sey zwar den schon halb trunkenen Polemarchen zu Ohren gekommen, allein er habe sie beruhigt". Kaum war diese Gefahr beseitigt, so zeigte sich eine neue, größere. Der Polemarch Archias empfing nämlich vom Hierophanten Archias in Athen einen Brief, welcher genaue Nachrichten über das Vorhaben der Vertriebenen enthielt; anstatt ihn aber zu öffnen, legte er ihn zur Seite und sprach: „Ernsthafte Dinge auf Morgen!" Wenige Augenblicke nachher drangen die Verschworenen verkleidet in den Saal, aus welchem Archias, um unbeobachtet mit seinen Genossen zu schwelgen, alle Diener entfernt hatte; sie tödteten ihn, den Philippos, und noch Einige, welche sich widersetzten. Gleichzeitig war Pelopidas mit Anderen zur Wohnung des Leontiades gegangen; sie wurden eingelassen und erschlugen nach einigem Widerstande auch diesen. Hierauf ließ Phyllidas die Gefängnisse öffnen und bewaffnete die befreiten Bürger [1]); ferner eilten, nachdem der Untergang der Tyrannen bekannt ward, die übrigen Vertriebenen zur Unterstützung herbei, und nach einer kurzen, aber angestrengten Belagerung sah sich die lakonische, mit Lebensmitteln nicht genügend versehene Besatzung genöthigt, die Burg, die Kadmeia, gegen Bewilligung freies Abzuges zu übergeben. Deßungeachtet tödteten die Thebaner beim Abmarsche diejenigen, welche sie für besonders feindlich gesinnt hielten, und verschonten auch die Kinder derer nicht, welche als Feinde des Vaterlandes bereits umgekommen waren.

Dieser glückliche Ausgang konnte nur als der erste Anfang größerer Unternehmungen betrachtet werden; denn die Spartaner verurtheilten die Befehlshaber der Kadmeia zum Tode, weil sie hätten Hülfe abwarten sollen, und schickten den König Kleombrotus mit Heeresmacht in das thebanische Gebiet, welcher zwar nach einigen Verwüstungen selbst umkehrte, jedoch den Sphodrias mit einer bedeutenden Abtheilung zurückließ. Gern hätten die Thebaner Frieden geschlossen, aber die ihnen vorgelegte strenge Forderung: „alle Vertriebenen aufzunehmen, und die Urheber

1) 379 Jahre v. Chr.

der Befreiung ihrer Vaterstadt sogar zu bestrafen" [1]), zwang sie zum Kriege.

Alles schien hiebei davon abzuhängen, welche Partei die Athener nehmen würden; so weit waren diese aber im ersten Augenblicke davon entfernt, sich öffentlich für Theben zu erklären [2]), daß sie vielmehr einen ihrer Beamten, welcher um die Verschwörung der Vertriebenen gewußt, sie aber nicht angezeigt hatte, hinrichten ließen und einen zweiten zur Flucht zwangen. Anstatt nun diese günstige Gesinnung auf milde und kluge Weise zu befördern, ließ sich der spartanische Anführer, Sphodrias, uneingedenk der nahen belehrenden Beispiele, aus Ehrgeiz oder Eigennutz, vielleicht selbst von Pelopidas zu dem Versuche überreden, den Piräus durch Ueberraschung einzunehmen. [3]) Dieser Versuch mißlang, und Sphodrias würde schwerlich der Verurtheilung in Sparta entgangen seyn, wenn nicht sein Sohn Kleonymos ein genauer Freund des Archidamus gewesen wäre, welcher seinen Vater, den König Agesilaos, zu der Erklärung vermochte; Sphodrias habe diesmal zwar unrecht gehandelt, sey jedoch sonst ein trefflicher Mann, und Sparta könne solcher Männer nicht entbehren.

Um jenes Anfalls, und der ihn billigenden Lossprechung des Sphodrias willen, erklärte sich Athen jetzt laut für Theben; auch die Chier, Byzantier, Rhodier, und Mitylenäer fielen von Sparta ab, und siebzig Städte vereinten sich auf einer großen Versammlung in Athen, gegen die verhaßte Herrschaft der Lacedämonier. [4]) In dem neuen, billigen und löblichen Bunde hatte jede Stadt eine selbständige Stimme, und aus verhältnißmäßigen Beiträgen sollten die gemeinsamen Kosten des Krieges bestritten werden. — Bei dieser anwachsenden Gefahr blieb Sparta nicht unthätig, vielmehr drang Agesilaos zweimal bis zu den Thoren von Theben und zerstörte zwei Aernten; allein die Thebaner erhielten Getreide aus Thessalien, übten ihre Mannschaft unablässig im Vertheidigungskriege, und der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Spartaner verschwand, als eine geringere Zahl der Thebaner, unter des Pelopidas Führung, eine größere Zahl jener bei Orchomenos oder Tegyra besiegte, — ein bis dahin unerhörtes Ereigniß.

Ebenso mißlang der Plan, Athen von der Seeseite auszuhungern; denn Chabrias schlug die spartanische von Pollis

1) Isocr. Plataic., p. 523.

2) Anders erzählt Diod., XV, 26.

3) Plut. Pelopidas, p. 14. Laut Diodor (XV, 29) trieb ihn der König Kleombrotos zu dem ungerechten Anfall. — 378 v. Chr.

4) Isocr. Plataic., p. 520; Areop., p. 219.

geführte Flotte bei Naxos [1]), und eroberte 49 Schiffe; er machte an 3000 Gefangene und große Beute. Bei löblicher Unterstützung der Abderiten gegen die Triballer kam Chabrias ums Leben, und sein Nachfolger, Timotheus — der Sohn des Konon, ein sehr kluger und gebildeter Mann [2]) —, konnte mit 60 Schiffen die Küsten des Peloponnesos schon so sehr beunruhigen, daß die Spartaner ihr Land nicht zu verlassen wagten, und die Thebaner Zeit gewannen, die benachbarten Städte zu unterwerfen. Hierauf segelte Timotheus nach Korcyra, brauchte aber daselbst keine Gewalt, unternahm keine Abänderung der Verfassung, und gewann dadurch so allgemeines Zutrauen, daß jene Insel, daß auch Akarnanien athenische Partei ergriff, und die lakonische Flotte unter Nikolochos nochmals bei Leukas von ihm geschlagen wurde. Durch diese großen Siege hätte Athen sich nicht allein erhalten, sondern auch wohl dauernd die Oberhand gewinnen können, hätte sich zu der erneuten Macht auch Einigkeit, Besonnenheit und Mäßigung dauernd eingefunden.

Während dieser Verwirrungen entwickelte dagegen der Thessaler Jason von Pherä — vorbedeutend für Hellas — seine großen monarchischen Anlagen. Er übersah klar die Verhältnisse der Griechen und Perser, und hegte schon damals den Gedanken, jene mit Gewalt zu einigen [3]) und diese zu besiegen. Ihm gehorchten bereits 8000 Reiter und 20000 schwerbewaffnete Fußgänger, weil kein hellenischer Staat damals Muße und Kraft gehabt hatte, der gefährlichen Gründung einer solchen Macht entgegenzutreten. Sich selbst beherrschte Jason aufs strengste in Hinsicht der Vergnügungen des Körpers: er ruhte nie, ehe er das ausgeführt hatte, was er sich vorgesetzt; Tag und Nacht galt ihm dabei gleich, und die Anstrengung selbst war ihm Genuß. Er gewöhnte die Soldaten nur auf ihn zu blicken, sein Wille war ihr alleiniges Gesetz, sein Beifall ihr höchster Lohn; sie kämpften, wofür er wollte, nicht für ein selbstgewähltes Ziel, oder für eine Idee. Damit wäre die Alleinherrschaft in Hellas gegründet, ja ausgeführt gewesen; aber noch war Jason (welcher den Grundsatz aufstellte: „man müsse im Kleinen ungerecht seyn, um das Größere zu erlangen“) nicht der erste Mann seiner Zeit; Theben zeugte die größeren, Pelopidas und Epaminondas. [4])

---

1) Demosth. in Lept., p. 62; 376 v. Chr. Diodor hat geringere Zahlen.
2) Cic. de offic., I, 32.
3) Isokrates an Philipp, S. 106.
4) Plut. praecepta reipubl. gerend., IX, 256.

Beide stammten aus angesehenen Häusern, aber jener war reich, dieser arm. In der Freigebigkeit und der edeln Verwendung seines Vermögens suchte jener, in der Uneigennützigkeit und Genügsamkeit dieser seinen Ruhm. Leibesübungen und Jagd gewährten dem Pelopidas [1]), Künste, Wissenschaften und Philosophie dem Epaminondas Erholung. Doch hatte dieser nicht verschmäht, sich nach griechischer Sitte, bei ausgezeichneten Lehrern, auch in Musik und Tanz einzuüben. Fast niemals war, wie bei ihm, die Größe des Feldherrn und Bürgers mit der Größe und Milde des Menschen in so hohem Grade und solchem Ebenmaß zur Erzeugung der reinsten und bewundernswerthesten Erscheinungen vereinigt. [2]) Durch das ganze Leben hindurch, in allen Verwickelungen, blieben Pelopidas und Epaminondas Freunde, ohne Neid oder Eifersucht [3]); und obgleich dieser an der gewaltsamen Befreiung Thebens durch die Verschworenen keinen Theil nehmen wollte, weil man sie nicht ohne Blutvergießen vollführen, weil niemand Maß und Ziel im voraus bezeichnen könne, so begehrte er doch auch nicht daß seine Ansicht, seine Bahn die Anderen gewaltsam beschränke; nach der That griff er indessen mit seinem Ansehen sogleich ein, damit Ruhe und Mäßigung schnell wieder eintrete. Heldenmuth und Milde, Ausdauer und Bescheidenheit, Wahrheitsliebe und Gewandtheit standen bei ihm in seltenem Bunde; er sprach so trefflich als er handelte, und nicht er schien durch öffentliche Aemter Ruhm zu erhalten, sondern diese schienen dadurch neue Bedeutung und Würde zu bekommen, daß Epaminondas sie annahm.

Die Athener, welche Thebens Größe vorahneten, und zugleich mißvergnügt waren daß sie bei der Lässigkeit ihrer Verbündeten die Kosten der Flotte allein tragen mußten, schlossen jetzt Frieden mit Sparta (374 v. Chr.), und befahlen dem Timotheus, mit allen Schiffen zurückzukehren. Auf dieser Rückkehr setzte indeß jener Vertriebene in Zakynthos wieder ein, was den Lacedämoniern als ein neuer Bruch erschien, und sie zum Anfall des trefflich angebauten Korcyra vermochte. Die Bewohner vertheidigten sich jedoch aufs äußerste, und die lakonischen Soldaten, welche ihren Feldherrn Mnasippus seiner Strenge halber nicht liebten, fochten ungern und wurden nachlässig als der Sold ausblieb; daher siegten die Korcyräer, und Mnasippus kam ums Leben. Ja, als Iphikrates, berühmt durch tüchtige Kriegszucht,

---

1) Athen., IV, 184; Cic. Tuscul., I, 2; Pausan. Boeot., c. 12.
2) Von der Liebe zu seinen Aeltern: Plut. Coriol., p. 4.
3) Wie viel Zwist war dagegen um diese Zeit unter athenischen Anführern.

mit der athenischen Flotte nahte, so eilten die Spartaner unter Zurücklassung der Lebensmittel, der Kranken und vieler Beute in ihre Heimat. Auch die den Spartanern zu Hülfe kommenden syrakusanischen Schiffe wurden von Iphikrates genommen, und er ordnete in Akarnanien und Cephalonien Jegliches zu Gunsten Athens.

Durch diese und andere, hier der Kürze halber zu übergehenden Ereignisse wurden die Spartaner geschreckt; die Thebaner hingegen fürchteten, daß Athen wieder feindlich gegen sie auftreten werde, weil die von ihnen hart bedrängten Platäer dort Hülfe gesucht hatten. In Athen war man aber des Krieges vielleicht schon um deswillen am meisten überdrüssig, weil hier die Künste und Genüsse des Friedens eine viel höhere Bedeutung hatten. So kam es, unter Zustimmung des Artaxerxes, erst zu einer allgemeinen Friedensberathung in Sparta, und endlich im Jahre 371 v. Chr. zum Frieden, des Inhalts: daß alle Städte frei seyn sollten, und wechselseitige Hülfe gegen Widerspenstige geleistet werde. Am folgenden Tage verlangten aber die Thebaner, ob sie gleich den Frieden mitbeschworen und unterzeichnet hatten [1]), daß man statt Thebaner, Böoter schreiben solle. Denn so wie Lakonien, wie Attika ein Staat sey, wie die lakonischen und die athenischen Städte von Sparta und Athen abhängig wären und blieben, so sey auch Böotien ein Staat, und die böotischen Städte von Theben abhängig. Dem widersprachen die Uebrigen, und insbesondere erklärte Agesilaos (welcher Kränklichkeit halber lange an den Geschäften wenig Theil genommen hatte), „daß sie wohl vom Frieden ausgeschlossen, nicht aber die Friedensbedingungen geändert werden könnten"; wogegen die Thebaner behaupteten: „da sie sich nicht um Lakonien bekümmerten, so dürften die Spartaner sich auch nicht in böotische Angelegenheiten mischen".

Diese Forderungen der Thebaner scheinen der vollkommenen Wechselseitigkeit, welche zwischen unabhängigen Staaten immer stattfinden soll, zwar angemessen zu seyn, doch müssen wir bemerken: daß die Spartaner zwar die künftige Unabhängigkeit bloßer Bundesgenossen einräumten, aber den uralten Besitz Messeniens nicht wie eine neue Eroberung betrachtet und behandelt wissen wollten. Zur Zeit des Untergangs von Messene war die Ansicht von der Selbständigkeit und dem Gleichgewichte der hellenischen Staaten keineswegs schon vollständig ausgebildet;

---

1) So erzählt Xenophon (VI, 3); Plutarch (Agesilaos, S. 28) nennt dagegen Epaminondas als Gesandten und legt ihm jene Forderung in den Mund, ohne eines frühern Eidschwurs zu gedenken. Aehnlich Diod., XV, 38.

jetzt mußte aber doch ein fester, und ein späterer Zeitpunkt angenommen werden, bis zu welchem sich die Herstellung des alten Zustandes nur erstrecken solle; weil man sonst ins Unendliche hätte zurückgehen, alle hellenischen Staaten auflösen, und die Bewohner nach den unbekannten, uranfänglichen Wohnsitzen zurückweisen müssen. Als nun die Thebaner, dieser und ähnlicher Gründe halber, ihre Forderung nicht durchsetzen konnten, so kehrten sie, im Gefühle ihrer Kraft, ohne Annahme des Friedens nach Hause zurück; jedoch nicht ohne alle Sorge, weil sich auch die Athener hart gegen sie äußerten.

Ihrerseits erfüllten Athen und Sparta jetzt alle Bedingungen des Friedens, gaben das nach dem Abschlusse desselben Genommene zurück, und zogen die Besatzungen aus den Städten; kaum aber war dies geschehen, so brachen innere Unruhen und grausame Verfolgungen in Phlius, Zakynthus, Argos, Korinth, Megara, Sicyon u. s. w. aus, zum deutlichen Beweise, daß Hellas leider einer strengeren Oberleitung, einer Hegemonie bedürfe, wenn es nicht in verdammlichen Aufruhr und Bürgerkrieg versinken solle.

Wichtiger jedoch, als daß die Ordnung in jenen minder bedeutenden Städten hergestellt werde, erschien es den Spartanern, daß die Thebaner zur Befreiung der böotischen Städte gezwungen würden. Als König Kleombrotos, welcher deshalb mit Heeresmacht anrückte, die Engpässe bei Koronea von Epaminondas besetzt fand, wandte er sich geschickt zur Seite, gen Thisbe, und erreichte auf einem Bergpfade, und dem Meere entlang, den Flecken Leuktra. Sogleich stellten sich ihm auf einem Hügel die Thebaner gegenüber, allein, ohne andere Bundesgenossen. In dieser Lage drangen die Freunde und die Feinde des Königs Kleombrotos gleichmäßig auf eine Schlacht [1]); jene, weil ihn schwere Vorwürfe treffen würden, wenn er eine so günstige Gelegenheit versäume; diese, weil sie den König heimlich für thebanisch gesinnt hielten. Von den Böotarchen waren drei gegen eine Schlacht, weil ihnen die örtlichen Verhältnisse nicht günstig genug schienen; drei andere, unter ihnen Epaminondas, behaupteten dagegen: wohlgewählte Stellungen und Tapferkeit würden den Sieg verleihen, längere Zögerung aber erzeuge Mangel an Lebensmitteln, und bringe die Städte zum Abfall. Der siebente, vom Kythäron her anlangende Böotarch, und Pelopidas, Führer der heiligen, auf Leben und Tod unzertrennlich verbundenen Schar [2]),

1) Merkwürdige Berathungen vor der Schlacht über Menschen- oder Thieropfer. Plut. Pelop., p. 21.

2) Sie ward auf öffentliche Kosten erhalten, und bildete einen Stamm für das Heer. Plut. Pelop., p. 18.

traten der letzten Meinung bei, und noch hielten Kleombrotos, und Archidamos, der Sohn des Königs Agesilaus, in der Mittagsstunde den letzten Kriegsrath, als die Thebaner schon in Schlachtordnung anrückten. Ganz ungewöhnlich war diese Schlachtordnung: in tiefer Stellung, keilförmig zugespitzt, drang der linke aus den Tapfersten des Heeres gebildete Flügel vorwärts, während der rechte, schwächere, scheinbar wich oder versagte. Die Spartaner wollten ihre nur zwölf Mann tiefe Stellung sogleich ändern, um den gewaltigen Wirkungen dieser schrägen Schlachtordnung zu begegnen; aber die Zeit war zu kurz, ihre Linien wurden durchbrochen, ihre schlechtgeübte Reiterei aufs Fußvolk geworfen, und während der hieraus entstehenden Verwirrung gingen endlich manche von ihren Bundesgenossen und die Söldner des Hiero zu den Thebanern über. Dennoch entschied sich erst der Sieg [1]), als viele Anführer, als Kleombrotos heldenmüthig fechtend gefallen waren; 1000 Lakonier, darunter 400 Spartiaten, blieben auf dem Platze, und wurden nach Abschließung eines Stillstandes — dem Anerkenntniß der Niederlage — vom Schlachtfelde abgeholt. Diese Schlacht bei Leuktra ward gewonnen 371 Jahre v. Chr., 33 Jahre nach der Einnahme Athens durch Lysander, zwanzig Tage nachdem man die Thebaner in Sparta vom Frieden ausgeschlossen hatte. Des Epaminondas hoher Ruhm [2]): die spartanische, zeither unüberwundene Macht gebrochen zu haben, erhöhte sich mit Recht, als ihm das fast noch Schwerere gelang, den Mißbrauch der neuentstandenen Gewalt zu behindern. Er hatte einleuchtend erwiesen, was die Kriegskunst vermöge [3]), und aus seiner Grundlage bildete sich die macedonische Phalanx, unüberwindlich in der ganzen Welt, bis die beweglichere römische Legion ihr den Sieg abgewann. In der neuesten Zeit, unter so veränderten Verhältnissen, ist Epaminondas noch dem großen Könige Preußens in der künstlichsten seiner Schlachten, in der Schlacht bei Leuthen, Vorbild gewesen. Krieg ohne Kriegskunst und Feldherrengaben artet aus in bloße Schlägereien und Raufereien.

An dem letzten Tage des Festes der Gymnopädien, während der feierlichen Aufzüge, erhielten die Ephoren die erste Nachricht von der Niederlage bei Leuktra; aber sie unterbrachen die Tänze nicht, sondern warteten ruhig deren Schluß ab. Hierauf ward alle Klage, alles Geschrei der Weiber untersagt, dann die Trauer-

---

1) Pausan. Boeot., c. 13; Lacon., c. 6.

2) Xenophon nennt Epaminondas gar nicht.

3) Im peloponnesischen Kriege zeigt sich fast gar keine höhere Kriegskunst.

botschaft und der Name jedes Gebliebenen verlesen; in tiefer Stille hörten Alle zu, und gingen schweigend nach Hause. Am anderen Morgen erschienen die freudig und geschmückt, deren Kinder oder Verwandte getödtet worden; niedergeschlagen und in Trauer die, deren Kinder und Verwandte am Leben geblieben waren, — solche Kraft zeigte Sparta noch in dieser Zeit. Schwer erschien aber die Lösung der Frage: wie die strengen Gesetze gegen die vor dem Feinde Fliehenden ohne den größten Verlust für den Staat zur Anwendung gebracht werden könnten? Agesilaos, obgleich noch immer krank, sollte entscheiden, und er sprach: „Die Gesetze mögen diesen einen Tag schlafen, dann wiederum ewig wachen."

Archidamas, sein Sohn, sammelte mit aller Anstrengung ein neues Heer aus Spartanern und Bundesgenossen; zu diesen gehörten die Tegeaten, Mantineer, Korinther, Sikyonier, Phliasier und Achaier; die Thebaner dagegen verkündeten ihren großen Sieg den Athenern, und forderten sie auf, diesen Zeitpunkt zu nutzen, um sich an Sparta für früheres Uebel zu rächen. Diese aber, besorgt über den Anwachs einer neuen gefährlichen Macht, entließen die Gesandten ohne Antwort und Geschenke. Nunmehr suchten die Thebaner Hülfe bei Jason von Pherä; aber schneller und mächtiger erschien dieser, als sie hofften und wünschten: er rieth (seinen Vortheil dabei wohl nicht vergessend) die Thebaner von neuem Kampfe ab, weil die Lacedämonier in der Verzweiflung wahrscheinlich siegen würden, und bei fernerem Glücke größere Verbindungen gegen Theben entstehen müßten; er ermahnte die Spartaner zum Frieden, denn die Macht ihrer Gegner sey groß, und ihren eigenen Bundesgenossen könnten sie wenig trauen. Bewegt durch diese Vorstellungen, mehr noch besorgt vor Jason's Macht, schlossen Sparta und Theben auch wirklich Frieden, und jener Fürst erschien also bereits als Schiedsrichter von Hellas. Auf dem Rückwege nach Thessalien zerstörte er die Mauern von Heraklea, damit ihm stets der Eingang nach Griechenland offen stehe; er wollte, zum Schrecken der Delphier, welche für ihre Tempelschätze fürchteten, die pythischen Spiele anordnen und abhalten. Der Gott antwortete aber ruhig den fragenden Delphiern: er werde für sich zu sorgen wissen; und bald nachher — obgleich davon wohl unabhängig — ward Jason von sieben Jünglingen ermordet [1]), deren einige in Hellas mit großen Ehren aufgenommen wurden, weil sie das Vaterland von der nahen Gefahr fremder Oberherrschaft befreit hätten.

Ermuthigt durch die lacedämonische Schwäche, forderten die Athener jetzt nochmals alle griechischen Städte auf, den antalcidi-

1) Cic. de nat. Deor., III, 28. 370 Jahre v. Chr.

schen Frieden zu erneuern, wonach alle großen und kleinen hellenischen Städte unabhängig seyn sollten. Die meisten willigten auch ein; aber bei der allgemeinen Abneigung etwas aufzuopfern, und bei dem gänzlichen Mangel an vollziehender Gewalt, ward dieser Beschluß zuletzt nur das Zeichen und der Vorwand neuer Unruhen. In Argos kämpften und mordeten aristokratische und demokratische Parteien; die Mantineer mußten die Herstellung ihrer Stadt den Spartanern mit Gewalt abgewinnen; die Tegeaten beschlossen aus Arkadien einen Bundesstaat zu bilden, wurden aber von Agesilaos und einem spartanischen Heere daran gehindert. Deshalb suchten sie Hülfe: zuerst vergeblich bei den Athenern, dann mit Erfolg bei den Thebanern. In dem zahlreichen, von Epaminondas und Pelopidas herbeigeführten thebanischen Heere befanden sich auch Phoceer, Lokrer, Herakleoten, Akarnaner, Malieer und Thessaler, und ihnen schlossen sich an: Argiver, Arkader und Eleer.

Als man die Spartaner nicht mehr in Arkadien fand, wollten die Thebaner umkehren, aus Besorgniß, mit ihnen auf väterlichem Boden und in ungünstiger Gegend kämpfen zu müssen; endlich aber willigte Epaminondas nach dem Wunsche der Bundesgenossen ein, daß sie auf verschiedenen Wegen in Lakonien einbrächen. [1]) Seit sechshundert Jahren hatte kein Feind dies Land betreten!

Nachdem Ischolaus, welcher die engen Pässe deckte, mit allen von ihm dazu auserwählten Begleitern heldenmüthig fechtend, nach Weise des großen Leonidas, gefallen war, drangen die Thebaner vor bis Sellasia, dann bei Amyklä über den Eurotas, weiter zum Tempel des Neptun; und gleichzeitig entdeckte man in Sparta selbst eine Verschwörung. Aus diesen entsetzlichen, unerwartet gehäuften Gefahren errettete vor allem der durch Alter und Schmerz gebeugte, aber nicht zur Verzweiflung hinabgedrückte Agesilaos. Er beseitigte die Verschwörung schnell durch Strenge und Geistesgegenwart: er ließ 6000 Heloten unter dem Versprechen künftiger Freiheit ins Heer treten; er überfiel den Vortrab der Thebaner und warf ihn aufs Hauptheer zurück; und gleichzeitig eilten Phliasier, Korinther, Epidaurier, Pellenäer u. A. den Spartanern zu Hülfe. Da ergriff die Thebaner jene alte Bangigkeit vor der lacedämonischen Größe, sie zogen nicht weiter vorwärts gen Sparta, sondern wandten sich gen Helos und plünderten das Land bis Gythium.

Mittlerweile waren Gesandte der Lacedämonier und ihrer Verbündeten nach Athen geeilt; sie erinnerten hier an frühere

---

1) 370 Jahre v. Chr.

Freundschaft, an gemeinsame Feldzüge, an die Ungerechtigkeit des thebanischen Angriffs; sie zeigten, daß Athen nach Spartas Fall vereinzelt stehe und eine Beute fremder Uebermacht werden müsse, wogegen ein jetzt geleisteter Beistand die Lacedämonier zu steter Dankbarkeit verpflichte. Von jeher sey ja Athen ein Zufluchtsort der Bedrängten und Unterdrückten gewesen, nie aber eine schönere und dringendere Veranlassung zu edler und nützlicher Hülfsleistung dargeboten worden. Die Athener, eingedenk der alten Größe von Sparta und der Wichtigkeit dieses Staates für Hellas, uneingedenk dagegen des alten Hasses und der thebanischen, furchtbaren Ueberlegenheit, beschlossen dem jetzt schwächeren und bedrängten Sparta mit aller Macht beizustehen. [1]) Unter Anführung des Iphikrates eilten 12000 Mann zum Peloponnesos. [2]) Hier hatten sich die Arkader, Argiver und Eleer zum Theil mit der gemachten Beute nach Hause begeben; das Land war verwüstet, es entstand Mangel an Lebensmitteln während der rauhen Jahreszeit, und vom Isthmus her zeigte sich die Gefahr einer völligen Einschließung. Deshalb traten die Thebaner den Rückzug an, und erreichten glücklich ihre Heimat; denn Iphikrates konnte, oder wollte sie bei Kenchrea nicht aufhalten. Vorher hatte jedoch Epaminondas die Arkader vermocht in einen engeren Bund zu treten und eine Hauptstadt, Megalopolis, anzulegen; er hatte die unterdrückten oder vertriebenen Messenier gesammelt, eine neue Stadt, Messene, gegründet und Mannschaft zu ihrer Sicherung zurückgelassen. Nichts war den Spartanern so schmerzhaft als dieses Ereigniß, denn ein sicherer Friede schien ihnen bei einer so nahen und stets fortdauernden Gefahr fast unmöglich, und Messene natürlich ein Zufluchtsort für alle unzufriedenenen Unterthanen und Heloten. [3])

Als Epaminondas und Pelopidas nach Theben zurückkamen, wurden sie von Feinden und Neidern, den Gesetzen gemäß, auf den Tod angeklagt: weil sie die Böotarchenwürde nicht mit Ablauf des vorgeschriebenen Zeitraums niedergelegt hatten. Epaminondas leugnete das Vergehen nicht, ja er nahm allein die Schuld über sich, verlangte aber daß man ihm folgende Grabschrift setze: „Epaminondas ist von den Thebanern mit dem Tode bestraft worden, weil er sie gezwungen bei Leuktra die Spartaner zu besiegen, Hellas in Freiheit zu setzen, und Messene wiederherzustellen." Beschämt über diese Wendung der Sache, sprachen die Thebaner den Helden frei.

---

1) Isocr. ad Phil., c. 17.

2) Justin., VI, 5.

3) Isocr. Archid., p. 196; Diog. Laert. Pherecydes, c. 2; Pausan. Messen., c. 27.

Unterdessen ward in Athen über die Art des Bündnisses mit Sparta verhandelt und vorgeschlagen, daß die Athener den Oberbefehl zu Wasser, die Lacedämonier zu Lande erhalten sollten. Kephisodoros aber erinnerte: daß jene dann nur über spartanische Heloten, diese dagegen über athenische Bürger gebieten würden; und noch war das Gefühl gegenseitigen Bedürfnisses nicht stark, Eitelkeit und Argwohn nicht schwach genug, um den nachtheiligen Beschluß zu verhindern, daß der Oberbefehl von fünf zu fünf Tagen abwechseln solle. Trotz aller Mängel erschien dieser Beschluß den Thebanern doch sehr bedenklich, und sie sahen es also gern, daß die Arkader, Argiver und Eleer von neuem in Zwist mit Sparta geriethen und um Hülfe baten. Epaminondas überfiel die spartanischen Anführer, und drang durch die vergeblich von Kenchrea bis Lechäum befestigte Landenge in den Peloponnesos ein (369 v. Chr.). Er besetzte Sicyon, Pellene und Epidaurus, und nur sein Anfall auf Korinth ward durch des Chabrias Geschicklichkeit mit Verlust abgeschlagen. Hiedurch kam zwar neuer Muth in das Heer der Spartaner und ihrer Verbündeten, aber die Thebaner behaupteten dennoch das Feld, bis sie in ihre Heimat zurückkehrten; und zu dieser Rückkehr bewog sie wohl die Ankunft sicilischer Hülfsvölker für Sparta, das stolze Betragen der an Macht wachsenden Arkader, und die durch neue Verhältnisse in Thessalien herbeigeführte Theilung ihrer Macht.

Polyphron nämlich, der Bruder des ermordeten Jason, herrschte, nachdem er seinen zweiten Bruder Polydoros umgebracht hatte, willkürlich in Thessalien, bis er wiederum durch einen dritten Bruder, oder durch seinen Neffen Alexander getödtet ward. Grausamer noch als jene beiden behandelte dieser seine Unterthanen, ließ sie in Thierhäute einnähen und zerreißen, ließ Bürger befreundeter Städte niederhauen, ging aber aus dem Trauerspiele des Euripides: „Die Troaden", hinweg, damit man ihn, der bei keines Menschen Tode geweint, nicht hier weinen sehe! Gegen diesen Alexander suchten die Thessaler Hülfe in Theben, und Pelopidas erbot sich ein Heer dahin zu führen, weil Epaminondas in Peloponnesos beschäftigt sey. Auch eroberte er Larissa, und brachte Alexandern durch Furcht dahin, wenigstens äußerlich milder zu seyn; er legte in Macedonien die Fehden des königlichen Hauses als Schiedsrichter bei, und führte dreißig vornehme Geißeln, unter ihnen Philippos, des Amyntas Sohn, nach Theben (368 v. Chr.). Dennoch erneuerten sich nicht lange nachher die Unruhen sowohl in Macedonien, als in Thessalien. Jene beseitigten Pelopidas und Ismenias glücklich zum zweiten mal, wurden aber während der mit Alexander eingeleiteten Unterhandlungen hinterrücks gefangen genommen. Anfänglich war jedem der Zutritt zu Pelo-

pidas erlaubt; als er aber die Bürger ermuthigte ihre Freiheit wieder zu gewinnen, als er der Gemahlin Alexander's, Thebe, (einer Tochter Jason's), welche ihn beklagte, zur Antwort gab: „er beklage sie weit mehr, weil sie ungefesselt eine Sklavin sey“, so hielt Alexander aus Furcht jene Gefangenen in strengerer Haft. Auch nahte bereits ein thebanisches Heer zu ihrer Befreiung, gerieth aber durch die Ungeschicklichkeit seiner Anführer bei den Thermopylen in die höchste Gefahr [1]); da stellte sich Epaminondas, der in diesem Augenblicke als gemeiner Soldat diente, an die Spitze, und rettete Alle. Der ungegründete, sonderbare Vorwurf, er neige sich heimlich zu Sparta hin und habe früher vorsätzlich den Kampf bei Korinth nicht entscheidender geführt, fiel jetzt dahin, und neuer Ruhm ward dem Bescheidenen zu Theil. Den Freund aus den Händen des grausamen Tyrannen lebendig zu erretten, war ihm Hauptzweck, und er erreichte diesen Zweck bei einem zweiten Einfall in Thessalien, indem er außer der Lösung keine lästigen Bedingungen auflegte.

Bisjetzt hatte die größte Einigkeit zwischen den Thebanern und ihren Bundesgenossen geherrscht; nachdem aber die Furcht vor Sparta verschwunden war, traten die verschiedenen Zwecke und Vortheile der Theilnehmenden hervor, es entstand gegründete Besorgniß vor einer nicht minder strengen Herrschaft der Thebaner [2]); es zeigte sich endlich ein kleinlicher Neid gegen das persönliche Uebergewicht des Epaminondas, welcher sich jedesmal, aber nicht immer mit Erfolg, allen grausamen Beschlüssen widersetzte. Aus solchen Stimmungen ging der Rath des Arkaders Lykomedes hervor: „seine Landsleute sollten den Peloponnesos nicht Fremden preisgeben, sondern zusammenhalten und sich auf ihre eigene Macht verlassen, welche größer sey als die aller Anderen“. Umgekehrt nahmen es die Eleer sehr übel, daß einige, früher ihnen unterworfene Städte hiebei als arkadische genannt wurden.

In dieser Zeit erschien Philiskus, als Abgesandter des Artaxerxes, mit großen Geldsummen und berief (dem im antalcidischen Frieden den Persern eingeräumten Rechte gemäß) eine Versammlung der Hellenen nach Delphi. Dem Könige schien Griechenland in sich geschwächt genug, und er wünschte den Frieden, damit er mit griechischen Söldnern seine Kriege führen könne; aber die Thebaner wollten den Lacedämoniern noch immer nicht die Herrschaft über Messenien gestatten, noch immer nicht die Herrschaft über ganz Böotien aufgeben. Da erklärte sich Philiskus für die Spartaner, warb ihnen angeblich 2000 Söldner, und aus Sicilien

1) Pausan. Boeot., c. 15.
2) Ibid., c. 15.

sandte Dionysius nochmals eine Hülfsmacht. Nunmehr überwand Archidamas die Arkader und Argiver in einer großen Schlacht (368 v. Chr.), zur unendlichen Freude Spartas; es war der erste Sieg, nach einer langen Reihe von Unfällen.

Hiedurch geriethen die Thebaner in eine mißliche Lage; denn es war für ihre Freiheit zwar Nichts zu besorgen, aber wo der Kampf für die Freiheit sich endet, beginnt der Kampf für die Herrschaft; und darauf kam es an, wie dieser letzte, als nothwendige Folge des ersten (bei dem leidigen Mangel alles Sinnes und Gefühls für ein großes einiges Griechenland), glücklich zu führen sey. In dem ursprünglichen Plane des Epaminondas lag wohl kein Bündniß mit den Persern, weil diese aber jetzt nicht mehr ganz aus dem Spiele bleiben konnten, schien es doch von der größten Wichtigkeit, daß sie sich nicht für Sparta erklärten. Deshalb ging Pelopidas selbst an den Hof des Artaxerxes [1]), sprach von der alten Freundschaft der Thebaner im ersten persischen Kriege, und zeigte: wie der Haß der Spartaner wider Theben nur daher rühre, daß durch diese Stadt die Eroberungsplane jener gegen Persien unterbrochen worden. Der König ehrte den Mann überaus, welcher die nach Susa und Ecbatana trachtenden Spartaner hinter den Eurotas gedrängt hatte, und erklärte sich bereit zu verlangen: daß ganz Hellas, auch Messenien frei bleibe und die Athener ihre Schiffe abtakeln sollten. Vergeblich machte der athenische Gesandte Leon Gegenvorstellungen, er erhielt zur Antwort: „seine Vaterstadt möge durch andere Gesandte ihre Vorschläge darlegen lassen". Vergeblich suchte Antalcidas (welcher früher dem Könige niedrig geschmeichelt hatte, und um seiner Friedensunterhandlungen willen damals auf alle Weise ausgezeichnet worden) jetzt für Sparta günstige Bedingungen zu erhalten; er ward vorsätzlich vernachlässigt und zurückgesetzt, sodaß er von Scham, innerer Unruhe und Furcht vor den Ephoren geängstigt, sich zu Tode hungerte. Am wenigsten endlich ehrten die Perser den arkadischen Gesandten, der aber auch erzürnt nach der Rückkehr berichtete: „Köche, Weinschenker und Thürhüter habe der König im Ueberfluß, aber nicht Männer zum Kampfe gegen Hellas, und der allberühmte goldene Platanus biete kaum Schatten für eine Heuschrecke".

Die Thebaner beriefen nach der Rückkehr ihrer Gesandten aus Persien (366 v. Chr.) eine Versammlung der Hellenen nach Theben und verlangten, daß die Vorschriften des Königs ausgeführt und beschworen würden; einstimmig erklärten indeß die Gegen-

1) Dies geschah vielleicht vor der Gefangenschaft des Pelopidas in Thessalien. Grote, X, 391.

wärtigen: nur zum Hören, aber nicht um Verpflichtungen solcher Art einzugehen, wäre ihnen Vollmacht ertheilt worden; ja Lykomedes und die Arkader gingen ohne Hehl zornig davon. Hierauf sandten die Thebaner Boten in die Städte, hoffend von den Vereinzelten den Schwur zu erhalten, aber vergeblich; denn Korinth erklärte zuerst, es verwerfe jede Gemeinschaft mit Persien, und diesem Beispiele folgten fast Alle; sodaß des Pelopidas Versuch, die thebanische Herrschaft durch unhellenische Hülfe zu gründen, an der Abneigung des Volks gegen die Barbaren gänzlich scheiterte, und nur Argwohn und Vorsichtsmaßregeln gegen die Macht der Thebaner erzeugte. Auch mehrten sich in der That die Veranlassungen zu diesem Argwohn. Sie suchten mit Gewalt demokratische Verfassungen in einigen achäischen Städten einzuführen, und traten in nähere Verbindungen mit Argos; sie schützten Flüchtlinge in Oropus gegen die Athener, bedrohten die Megarer, drückten die Thessaler, verheerten Euböa, und zerstörten auf eine wildgrausame Weise das alte, ehrwürdige Orchomenos. Ueberhaupt läßt sich Alles zu Allem gerechnet nicht leugnen, daß den Böotern sowohl der folgerecht vorschreitende Ernst Spartas, als die große Vielseitigkeit Athens fehlte, und daß sie leider weit weniger im Bösen, als im Bewundernswerthen hinter diesen Staaten zurückblieben. Jedenfalls war es thöricht Hülfe von den Persern zu erwarten, welche nur die Schwächung Griechenlands bezweckten und denen alle Formen der Verfassungen völlig gleichgültig waren.

Jetzt schloß, aus den eben angegebenen Gründen, Lykomedes für Arkadien einen Bund mit Athen gegen die thebanischen Anmaßungen, und obgleich Sparta oft mit den Arkadern in Fehde war, so hatte es doch mittelbar bedeutenden Gewinn aus dieser neuen Stellung der Parteien. Die Korinther endlich, welche in der Mitte zwischen Attika und Arkadien wohnten und hinreichende Gründe zu neuen Besorgnissen erhielten, befestigten den Frieden sowohl mit Theben als mit Sparta, wodurch der Isthmus unzugänglich und für diesen Augenblick der Krieg fast unmöglich ward, obgleich zwischen Theben und Sparta wohl kein ausdrücklicher Friede zu Stande kam.

Epaminondas überredete die Thebaner, während dieser Ruhe hundert Schiffe zu bauen, und gewann Rhodus und Byzanz für seine Vaterstadt; aber bald fand sich gegen seine Wünsche die Erfahrung bestätigt, daß die Landherrschaft nicht sogleich die Seeherrschaft erzeuge; denn die Athener behielten schon ihrer größern, nicht zu ersetzenden Uebung halber die Oberhand. Um dieselbe Zeit zog Pelopidas nochmals auf Bitten der Thessaler gegen ihren grausamen Tyrannen Alexander, und wollte den Hellenen zeigen, daß die Thebaner allein für Freiheit und Recht kämpften,

während Athen von Alexander Gelder ziehe, und Sparta Dionysius unterstütze, — seine eigenen Verhandlungen mit Artaxerxes, mochte Pelopidas in anderem Lichte betrachten! Nach heftigem Kampfe siegte er bei Kynoskephalä über Alexander [1]), ward aber, da er sich zu sehr persönlichen Gefahren aussetzte, in der Schlacht getödtet; worüber nicht blos die Thebaner, sondern ebenfalls die Thessaler, einmüthig die äußerste Trauer, die höchste Theilnahme bezeigten. Auch zwang ein neues thebanisches Heer endlich Alexandern, alle thessalischen Städte frei zu lassen und den ertheilten Befehlen zu gehorsamen.

Unterdessen wuchsen von neuem die unaustilgbaren Unruhen in Hellas. Die Thebaner erbitterten Viele durch das schon erzählte Verfahren, und im Peloponnesos entstand aus kleineren Fehden größerer Krieg zwischen den Arkadern und Eleern, über den Vorsitz bei den olympischen Spielen. Schwerlich hätten die letzten obgesiegt, wenn es ihren Gegnern selbst nicht gottlos erschienen wäre, sich an dem geheiligten Olympia zu vergreifen. Einige arkadische Häupter, welche indessen vor dem Herausgeben der Beute und vor der Rechnungsablage bange wurden, meldeten nach Theben: „daß Arkadien wieder zu den Spartanern übertreten werde, wenn jene Stadt kein Heer nach dem Peloponnesos sende". Die Thebaner waren sogleich dazu bereitwillig, aber die friedlicher gesinnten Arkader widersprachen dem jetzt kund werdenden Plane, und behaupteten: „man bedürfe keines fremden Beistandes, und ohne neue allgemeine Aufforderung möchten jene die Grenze nicht betreten". Bei der gegründeten Besorgniß, daß die Thebaner sich jedoch an diese Weisung nicht kehren würden, schlossen die Arkader in Tegea Frieden mit den Eleern, und selbst der thebanische Anführer, welcher mit 300 Reitern in Tegea stand, beschwur die Bedingungen. Allein während des zur Feier dieser Einigung angestellten Gastmahls ließ der Thebaner, von einigen Arkadern der Gegenpartei beredet, plötzlich die Thore schließen, und die Häupter der Arkader und Tegeaten gefangen nehmen. Viele entkamen jedoch, und mit solchem Nachdrucke verlangten alle übrigen Arkader, und insbesondere die Mantineer, eine Freilassung der Gefangenen, daß jener Anführer erschreckt nachgab und behauptete: „es sey ihm betrüglich hinterbracht worden, daß man Tegea habe an die Spartaner verrathen wollen". Mit dieser Entschuldigung begnügten sich die Arkader nicht, sondern klagten ihn in Theben auf den Tod an, und da soll Epaminondas gesagt haben: „der einseitige Friedensschluß der Arkader sey der erste Verrath, und die Gefangennehmung der Urheber desselben

1) 364 v. Chr.

sey gerechter gewesen als ihre Loslassung; deshalb würden die Thebaner nach Arkadien ziehen und mit denen, welche ihrem Bund treu geblieben wären, den Krieg fortsetzen".

Eine solche Sprache erschien im Peloponnesos rein gebieterisch, weshalb sich Lacedämonier, Arkader, Athener, Eleer und Achaier gegen die Thebaner verbanden. Diese nahten von Epaminondas geführt, und mit ihnen Böoter, Euböer und Thessaler; fast in allen Städten des Peloponnesos waren ihnen Viele heimlich zugethan, ja die Argiver und Messener traten öffentlich auf ihre Seite. Epaminondas eilte zuerst nach Nemea, um die Athener abzuschneiden und zu schlagen, aber diese gingen zu Schiffe und vereinigten sich mit den Lacedämoniern; er wollte jetzt Sparta, welches von allen Truppen entblößt war, von Tegea aus überraschen und hatte schon einen Marsch vorausgewonnen, als, wie Xenophon sagt, ein Kreter durch göttliche Fügung dem Agesilaos bei Mantinea die Gefahr meldete. Mit der höchsten Schnelligkeit, obgleich nur geringer Macht, eilte dieser nach Sparta, und kam an, als eben Epaminondas von einer gewonnenen Anhöhe in die Stadt hinabzog. Alte und Junge, Männer und Weiber, hatten sich aber schon zur Gegenwehr gerüstet, und Archidamas kämpfte mit Wenigen heldenmüthig gegen die ungleich zahlreicheren, auf günstigerem Boden stehenden, durch frühere Siege ermuthigten Feinde. Als Epaminondas diesen Kampf der Verzweiflung sah, als er gewahrte daß der Anschlag verrathen worden, als gegen Abend der größere Theil des lakonischen Heeres anlangte, zog er sich nach Tegea zurück, damit er nicht an dieser Stelle gegen alle Arkader und Spartaner fechten müsse. Rasch sandte er hierauf seine Reiterei nach Mantinea, um diese Stadt zu gewinnen; allein die athenische war schon früher über den Isthmus her angelangt und eingerückt. [1])

In dieser Lage beschloß Epaminondas eine entscheidende Schlacht zu wagen, denn nach jenem doppelten Mißlingen schien ihm die Herstellung seines Ruhms und der Obermacht seines Vaterlandes um so nothwendiger, weil der Zeitpunkt heranrückte wo gesetzlich der Feldzug beendet seyn sollte, und weil alle Peloponnesier sich zu dessen Vereitelung geeinigt hatten, ohne daß diese Einigung bis jetzt wäre geschwächt oder gelöset worden. Das so mannichfach zusammengesetzte Heer folgte willig dem großen Feldherrn, zeigte sich zu allen Anstrengungen bereit, selbst im Mangel zufrieden, und hoch erfreut als es hörte: der Kampf solle beginnen. Etwa 30000 Fußgänger und 3000 Reiter führte Epaminondas; seine Gegner waren fast um ein Drittel schwächer.

1) Plut. de gloria Athen., VII, 363; Polyb., IX, 8.

Seitwärts bewegte sich anfangs das thebanische Heer zu den Bergen hin, als wolle man nicht kämpfen, sondern blos das Lager verändern; dann zog Epaminondas schnell die Flügel an sich, bildete eine keilförmige Phalanx und rückte so rasch gegen die Feinde an, daß diese kaum Zeit hatten sich zu ordnen. Mit Reitergefechten begann die Schlacht: die Mantineer auf dem rechten Flügel wichen vor den Böotern und Thessalern, die Athener auf dem linken vor der Ueberzahl ihrer Gegner und den sie beunruhigenden leichten Soldaten; doch ward auf dieser Seite durch eleische Hülfe die Ordnung wiederhergestellt. Weit anhaltender und heftiger war dagegen der Kampf des Fußvolks, denn nirgends konnten die Thebaner, welche den Spartanern gegenüber standen, günstige Entscheidung erringen, und die Athener hatten sogar die Euböer und Lohnsoldaten bereits zurückgetrieben. Da drang Epaminondas mit einer auserwählten Schar unter die Feinde, sie wichen überall, aber schwer verwundet sank der Held zu Boden. Nach einem hierauf erneuten, heftigen, aber unentscheidenden Kampfe ließen beide Theile zum Rückzuge blasen. Als Epaminondas vernahm, sein Tod sey unausbleiblich sobald der Schaft aus der Wunde gezogen werde, fragte er, ob sein Schild gerettet worden? Man bejahte es; und er fragte weiter, ob die Thebaner gesiegt hätten? [1]) Auch dies wurde bejaht. „Nun", sprach er, „ist es Zeit zu sterben", und zog den Schaft aus der Wunde. Da wehklagte Einer laut, daß Epaminondas keine Kinder habe. Er aber antwortete: „Ich hinterlasse zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea!" Nach diesen Worten starb er; und in mehr als zweitausend Jahren sind nur zwei Helden mit einem gleich herrlichen Ausgange beseligt worden: Gustav Adolf, der Sieger bei Leipzig und Lützen, und Nelson, der Sieger bei Abukir und Trafalgar. [2])

1) Cic. de fin., II, 30.

2) Imperantem patriam relinquebat, quam acceperat servientem. Haec sunt solatia, haec fomenta summorum dolorum. Cic. Tuscul., II, 24. Pausan., VIII, 11. Thebens Macht war nicht auf eine dauernde Verfassung gegründet, sondern ging hervor aus der Größe des Epaminondas und Pelopidas. Polyb., VI, 44.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Vom Tode des Epaminondas, bis zum Tode Philipp's von Macedonien. (362—336 v. Chr.)

Epaminondas siegte und starb bei Mantinea 362 Jahre v. Chr., 42 Jahre nach Eroberung Athens durch die Spartaner [1]), 21 Jahre nach der Besetzung der Kadmeia durch Phöbidas. Schon 70 Jahre lang wüthete in Hellas fast ununterbrochen innerer Krieg, und diese Schlacht brachte der Ruhe und Einigkeit nicht näher; denn die drei ordnenden Hauptstaaten waren gleich geschwächt, es belebte kein gemeinsamer Zweck die Thätigkeit nach außen, und die staatsrechtlichen Gesetzgebungen wurden allmählich immer wandelbarer, immer weniger erregend oder zusammenhaltend. Deßungeachtet hatten noch nie so viele Bürger politischer Parteiungen halber in Hellas ihre Vaterstädte verlassen müssen, als um diese Zeit. Bei solchen Verhältnissen [2]), und verführt durch das gefährliche, oft wiederholte Versprechen des antalcidischen Friedens, drangen alle einzelnen Städte mehr als je auf unbedingte Freiheit und Unabhängigkeit, und an die Stelle der früheren zweifachen Theilung nach Sitte und Verfassung für das demokratische Athen und das oligarchische Sparta entstanden zahllose Theilungen und Vereinzelungen nach persönlichen Ansichten und Absichten. Obgleich die einzelnen Städte jetzt hülfloser waren als in irgendeinem früheren Zeitraume, so glaubte doch jede, sie sey ein Ganzes, welches für sich leben und bestehen könne und solle, unbekümmert um Macht oder Schwäche der Nachbarn; und jeder Einzelne — das Grundübel des Verderbens — betrachtete sich wiederum auf gleiche

1) 366 v. Chr. erster plebejischer Consul in Rom.
2) Isocr. Archid., p. 198.

Weise als selbständigen Mittelpunkt seiner Thätigkeit und Wünsche. Daher entsprang grenzenlose Eigenliebe, Habsucht und Verkäuflichkeit; jeder sprach und wirkte im Staate nur so, wie sein nächster Vortheil es verlangte. Hätten die Hellenen nach dem Kampfe der Jugend für die Freiheit, sich im Mannesalter eine tüchtige Bundesverfassung gegeben; hätte Perikles seinen Wunsch ausführen können, Athen an die Spitze dieses freiwilligen Bundes zu stellen, — auf Jahrhunderte würden die Begebenheiten sich anders ereignet haben. Jetzt fehlte beides: das Gleichgewicht durch Bündniß, und die Oberleitung durch überlegene Kraft. Auch beruhte die Hegemonie der Spartaner und Thebaner fast allein auf Krieg und Sieg; der belebende Geist Athens fehlte beiden Staaten. Deßungeachtet, wie Wenige ahneten daß das Alter über Hellas hereinbreche; und war die Täuschung nicht verzeihlich, wenn die Zeitgenossen, wenn ein Geschlecht — mancher anderen Männer nicht zu gedenken — Chabrias, Iphikrates, Timotheos, Agesilaos, Dion, Timoleon, Pelopidas, Epaminondas, in öffentlicher Wirksamkeit sah? Allein gerade deshalb, weil die Bedeutsamkeit des Volkes abnahm, und nur da sich das regsamste Leben und die merkwürdigsten Erscheinungen entwickelten, wo sich die größte Persönlichkeit der Einzelnen befand; weil sich die geschichtliche Größe ausschließend an Einzelne knüpfte, mußte dem gesellschaftlichen Zustande eine gänzliche Umwandelung nahe bevorstehen.

Die meisten Staaten gedachten zwar jetzt des Friedens; weil aber diese Friedenslust nur verneinend war, und blos aus der allgemeinen Erschöpfung hervorging, keineswegs aber einen tüchtigen Friedenszustand herbeiführte, so konnte die bloße Vollziehung eines Friedensschlusses wenig helfen; und die Lacedämonier, welche demselben (da er auch Messene befreite) auf Agesilaos' Antrieb allein nicht beitraten, mochten am deutlichsten dessen Unhaltbarkeit und die Nothwendigkeit einsehen, daß ein Staat sich an die Spitze der hellenischen Angelegenheiten stelle. Der Tadel, sie nur wären die steten Urheber der Kriege in Hellas, erscheint in diesem Zeitraume jedoch nicht gegründet, da im nächsten Jahre auch schon in Arkadien Unruhen über die Frage ausbrachen: ob man Megalopolis, welches Epaminondas angelegt hatte, allein bewohnen, oder sich wieder in die alten Städte vertheilen solle; und da ferner Agesilaos, welcher den Krieg liebte, um dieselbe Zeit mit vielen Spartanern nach Aegypten zog, erst dem Tachos, dann dem Nektanebus mit Erfolg gegen Artaxerxes beistand, auf der Rückkehr aber in Cyrene, 84 Jahre alt, starb. [1]) Er hatte

---

1) Diod., XV, 93; Pausan., III, 361 v. Chr.

das höchste Glück und das rasche Sinken Spartas erlebt, gutentheils sein Verdienst und seine Schuld. Diese aus altem Hasse gegen die Perser und aus Geldnoth herbeigeführte ferne Unternehmung beweise hier nur: daß die Spartaner nicht zu gleicher Zeit in Hellas viel wirken wollten und konnten, daß sie aber auch keineswegs viel von Theben zu befürchten hatten.

Die Athener endlich, welche der für Megalopolis sprechenden Partei in Arkadien die Oberhand verschaffen wollten, geriethen nicht ohne eigene Schuld und höchst unzeitig in einen schweren erschöpfenden Krieg mit ihren willkürlich und eigennützig behandelten Bundesgenossen.[1]) Denn kaum hatte man bedeutende Zwistigkeiten in Euböa beigelegt, als Chios, Kos, Rhodos und Byzanz sich gegen Athen verbanden, und die im antalcidischen Frieden versprochene Unabhängigkeit für sich verlangten.[2]) Vergeblich ward Chios von Chares und Chabrias belagert; der letzte kam in einem Seegefecht ums Leben, und die Verbündeten verheerten Lemnos und Imbros, sie umlagerten Samos. Iphikrates, gleich ausgezeichnet in Krieg und Frieden[3]), Timotheos (der beredte Verehrer des Platon) und Chares segelten hierauf mit der athenischen Flotte gen Byzanz; aber auf den Grund der Anklagen des weichlichen, alle Zucht und Ordnung auflösenden Chares[4]) wurden die beiden besonnenen, einsichtsvollen und glücklichen Feldherren unter dem Vorwande abgesetzt[5]): daß sie eine Schlacht in jenen Gewässern, ungeachtet eines sehr ungünstigen Sturmes, nicht hätten vermeiden sollen. Ohne Auftrag unterstützte Chares jetzt einen Statthalter Artabazus, welcher sich gegen Artaxerxes empörte, und erhielt dafür große Summen zur Bezahlung der Matrosen; allein die Furcht, daß der König den Verbündeten mächtige Unterstützung zukommen lassen werde, und die Unzulänglichkeit der athenischen Macht selbst, erzwangen endlich, nach fast dreijährigem Kriege, im Jahre 356 v. Chr., einen Frieden, in welchem die geschwächten Athener ihren Bundesgenossen die Freiheit zugestehen mußten. Es fehlte in diesem Augenblicke nicht an Personen, welche den Kräften Athens und Griechenlands (das aber leider in sich nicht einig

---

1) Quid aliud exitio Lacedaemoniis et Atheniensibus fuit — nisi quod victos pro alienigenis arcebant. Tacit. Ann., XI, 24.

2) Isocr. de pace, p. 256.

3) Justin., VI, 5.

4) Athen., XII, 539.

5) Insbesondere hatte Timotheos, nicht blos durch Tapferkeit, sondern noch mehr durch Milde, Mäßigung und Zucht viele Städte den Athenern bereits wieder zugewandt. Isokrates (de antid., p. 68) nennt Korcyra, Samos, Sestos, Potidäa u. s. w.

war) vertrauten, und einen offenen Krieg gegen Persien verlangten; allein die verständigere Partei drang durch [1]), welche nicht unnütz angreifen, sondern nur gegen entfernte und nähere Feinde rüsten und auf der Hut seyn wollte. Wer dieser nähere Feind sey, blieb nicht verborgen: es war Philippos von Macedonien.

Schon 800 Jahre v. Chr. siedelten sich (unsicheren Berichten zufolge) Hellenen unter Anführung des Karanus, eines Herakliden [2]) aus Argos, in Emathia, nordwestlich vom thermäischen Meerbusen, an, und behaupteten diese Pflanzung nicht allein gegen die Eingeborenen, sondern vergrößerten auch allmählich ihr Gebiet.[3]) Dennoch ist bis auf die hellenisch-persischen Kriege wenig von dem auf diese Weise gegründeten Königreiche Macedonien bekannt; in jenen Zeiten aber folgte auf die Abhängigkeit von den Persern die Abhängigkeit von den Hellenen. Insbesondere ward Athen den Macedoniern durch die Herrschaft auf den Küsten gefährlich, und nach dem Inneren des Landes hinderte das Reich der Odrysen eine weitere Ausbreitung. Die Schwächung der Hellenen durch den peloponnesischen Krieg, und die Persönlichkeit des Königs Archelaos, welcher vom Jahre 413 bis 400 v. Chr. zwar sehr tyrannisch, sonst aber nicht ohne Einsicht regierte [4]), mehrte schnell die Macht Macedoniens. Auch der Anbau des Bodens nahm zu, Heerstraßen und feste Plätze wurden angelegt, und der sonst barbarische Hof schien sich sogar in einen Sitz der Künste und Wissenschaften zu verwandeln; — so lebte Euripides lange dort, und gern hätte der König auch den weisen Sokrates in seiner Nähe gehabt. Aber nach der Ermordung des Archelaos folgten innere zerstörende Kriege; und kaum hatte dessen Vetter Amyntas (welcher einst so bedrängt war, daß er sein Reich verlassen wollte) die Ruhe wiederhergestellt, so starb er, und hinterließ von Eurydice drei eheliche Söhne: Alexander, Perdikkas und Philippos; ferner einen unehelichen Sohn, Ptolemäus Alorites. [5]) Alexander ward von dem letzten angegriffen, durch Pelopidas aber auf dem Throne befestigt; der jüngste Bruder, Philippos, mußte als Geißel nach Theben folgen.

---

1) Demosth. de Symmor.

2) Justin., VII, 1; Vellejus, I, 6. Andere Sagen nennen Temenos, einen Herakliden, als ersten Stifter. Mannert, Erdbeschreibung, VII, 422.

3) An den Küsten überwog das Hellenische, im Innern erhielten sich barbarische Bestandtheile. Wachsmuth u. A., I, 11; Mannert, VII, 444.

4) Plato, Gorgias, p. 53, ed. Bekk.

5) Aelian. var. hist., IV, 8; Isocr. Archid., p. 189; Justinus.

Dennoch erneuerte Ptolemäus, selbst von Eurydice unterstützt, seine Nachstellungen; wodurch Alexander ums Leben kam, und die Thebaner sich veranlaßt sahen, dem Ptolemäus die einstweilige Regierung unter der Bedingniß zu bestätigen, das Reich seinen beiden Brüdern zu bewahren; Perdikkas, erzürnt über diese längere Zurücksetzung, ermordete hierauf den Ptolemäus, konnte sich jedoch nur mit Hülfe des Iphikrates gegen einen von den Thraciern begünstigten Nebenbuhler erhalten. Noch unglücklicher war ein Feldzug gegen die Illyrer, welche sein Heer gänzlich schlugen, und ihn selbst in der Schlacht tödteten; er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, Amyntas.

Um diese Zeit, zwei Jahre nach der Schlacht bei Mantinea [1]), entkam Philippos aus Theben nach Macedonien. Von einer Seite waren die Illyrer, von der anderen die Päoner siegreich in das Land eingefallen; über den geringen Rest des Reichs stritten zwei Kronbewerber: Pausanias, aus dem königlichen Hause, von einem thracischen Könige unterstützt, und Argäus, dem die Athener 3000 Mann zu Hülfe gesandt hatten. Der eigenen Mutter Eurydice durfte Philippos nicht vertrauen; von allen Seiten drohten heimliche Nachstellungen, die Kräfte des Reichs waren erschöpft, und überall herrschte Muthlosigkeit; es schien unvermeidlich, daß Macedonien untergehe und eine Beute seiner Nachbarn werde! — Es wäre geschehen ohne Philippos! Dieser (obgleich erzogen in der Nähe und unter den Augen des Epaminondas) konnte in seiner Lage kein Held der Freiheit werden; aber sein Daseyn, dem gewöhnlichen Wechsel der Dinge hingegeben, zu vergeuden, mußte dem verstand- und willensreichen Jünglinge bei solchen Umgebungen, bei dringenden Aufregungen als das Schrecklichste erscheinen. Schon jetzt hatte er sich die Bahn vorgezeichnet, welche er mit Muth im Unglück, mit Besonnenheit im Glück, fast beispiellos planmäßig das ganze Leben hindurch verfolgte. Sein Vaterland um jeden Preis zu erheben, die sich innerlich zerstörenden Hellenen durch List und Gewalt von Macedonien abhängig zu machen, dann als der Erste in dem ersten Volke das durchzuführen gegen die übrige Welt, was Redner und Dichter zwar besprochen und besungen hatten, was aber durch Willkür der bisherigen Vereinzelungen immer behindert worden, — das war das Ziel des Philippos! Keine Mittel schienen dem Hülfsbedürftigen zu Gebote zu stehen, allseitig seinem monarchischen Streben Hindernisse jeder Art ent-

1) 360 Jahre v. Chr. Oder man hielt ihn, bei den obwaltenden Verhältnissen, in Theben für unbedeutend. Flathe, Geschichte von Macedonien, S. 48; Brückner, König Philipp, S. 21.

gegen zu wachsen; aber niemand berechnete, was die Größe seines Verstandes und die Kraft seines Willens ihm bot. Dadurch, und weil ihm jedes Mittel recht und willkommen war, seine Gegner aber keines ergriffen, erreichte er dieses nur dem Scheine nach unerreichbare Ziel. Durch Gewandtheit, Leichtigkeit und Schmuck der Rede wußte er die Gemüther zu gewinnen und zu täuschen [1]); sie bemerkten nicht, wie er im einschmeichelnden Gespräche sie aushorchte, wie er sich verstellen konnte in Ernst und Scherz, wie die Vorliebe für Weiber und Wein [2]), wie der augenblickliche Uebermuth im Genießen und in lustigen Erholungen, ihm nie die höheren Zwecke aus den Augen rückte, ihn nie ermatten ließ. Erhaben über alle gewöhnlichen Laster der Könige, entging er nicht dem Laster von manchem der Besseren unter ihnen [3]); er opferte Recht und Treue dem Ehrgeize, ein mächtiges Reich zu gründen und dadurch einen unsterblichen Namen zu gewinnen. Durch den Zwiespalt, welchen er unter Einträchtigen erregte, durch die Verwendung seiner Schätze [4]), durch zeitgemäße, seine Plane fördernde Heirathen siegte er nicht weniger als durch die Waffen; nur die Stadt nannte er fest, über deren Mauern das Gold keinen Weg finden könne. [5]) Ueberall hatte er Männer im Solde, deren Anlagen so groß waren als ihre Verderbtheit, und unter dem zierlichen Namen von Freunden und Gastgenossen ward das Verbrechen verdeckt, und selbst in der Sprache das geheiligt, was sonst Mancher (schon um der scharfen Benennung willen) nicht zu thun gewagt hätte. Zuerst ergreift das Verderben die Sitten, und die Sprache nur erinnert an größere und reinere Zeiten, dann bequemt sich auch die Sprache und wird eine Dienerin des Lasters; von hier aus giebt es keine Wiedergeburt mehr!

Philippos, der folgerecht alle Mittel anwandte, begann also sein Werk gegen die, welche uneinig waren und blieben, und alle Mittel auf sich anwenden ließen; seine Anreden an die Macedonier wirkten wie die Worte eines wahren Königs, der Muth kehrte ihnen zurück, und sie unterwarfen sich willig jeder Uebung

---

1) Des Theopompus Beschreibung von Philipp's sinnloser Verschwendung und unthätig wollüstiger Lebensweise steht mit der ganzen Geschichte im Widerspruch. Athen., IV, 167; VI, 260; X, 435.

2) Theopomp. frag. hist., I, 282, 308, 320, 323, dessen Schmähsucht indessen Polybius (VIII, 11) laut und gewiß mit Recht anklagt.

3) Princeps prudentissimus juxta et felicissimus, et in quo nihil merito desideres, praeter fidem. Thuanus, I, 13, von Ferdinand dem Katholischen.

4) Athen., XIII, 557; Pausan. Messen., c. 28; Achaia, c. 10; Arcad., c. 7.

5) Cic. ad. Attic., I, 16. Doch wußte er, daß man mit Gelde keine treuen Anhänger gewinne. Cic. de off., II, 15.

und jeder Anstrengung; denn Philippos ging mit eigenem Beispiele vor, und der gelehrige Schüler des Epaminondas bildete die macedonische Phalanx. Durch Geschenke und Versprechungen beruhigte er die Päoner und Thracier; Mantias dagegen, der Athener, und Argäos wurden mit den Waffen bezwungen, und Athen schloß gern Frieden [1]), da es Amphipolis zurückerhielt, um dessentwillen es hauptsächlich den Krieg unternommen hatte. Jetzt starb Agis, der König der Päoner, und rasch griff Philippos die gefährlichen Nachbarn an und gewann ihr Land. Hiedurch kühner geworden, verweigerte er nicht allein den Illyrern den bisher gezahlten Zins, sondern verlangte auch die Herausgabe aller von ihnen besetzten macedonischen Städte; vergebens drang ihr König Bardilis auf Beibehaltung des Besitzstandes, er ward in einer schweren Schlacht besiegt, und im Frieden erhielt Philippos jene Städte zurück; ja er dehnte seine Herrschaft aus bis an den illyrischen See Lychnidos.

Um diese Zeit, 358 Jahre v. Chr., waren die Athener noch in den Krieg mit ihren Bundesgenossen verwickelt; Philippos benutzte ihre Bedrängniß, nahm Amphipolis und Pydna ein, und schickte die athenische Besatzung aus Potidäa mit höflichen Worten nach Hause. Damit aber das mächtige Olynth sich nicht zu Athen wende und ein Wechsel der Verhältnisse ihm gefährlich werde [2]), überließ er Pydna und Potidäa jener Stadt, und behielt jetzt nur Amphipolis für sich. Hiefür hinderten ihn die Olynthier nicht, das Land zwischen dem Strymon und Nestos einzunehmen, und bei Krenidä Goldbergwerke anzulegen, die ihm jährlich über tausend Talente brachten.

Der Aufforderung der Alevaden gemäß, wandte sich Philippos hierauf nach Thessalien. Durch häuslichen Zwist hatte Alexander von Pherä den Untergang gefunden: sein Weib, Jason's Tochter, haßte ihn seiner Frevelthaten halber, oder weil er einen Jüngling getödtet hatte, der ihr lieb war, oder weil er sie als unfruchtbar verstoßen, oder weil er ihre Halbbrüder tödten wollte [3]), oder endlich aus allen diesen Gründen zusammengenommen. Sie führte ihn trunken eines Abends ins Schlafgemach und trug heimlich sein Schwert hinweg, dann nahten ihre Brüder leise auf der mit wollenen Decken belegten Treppe; aber vor Alexander's Thür lag ein ungeheuerer Wächterhund, der keines Menschen schonte, einen einzigen Diener ausgenommen. Dieser ließ sich endlich unter dem Vorwande, der Hund könne

---

1) Theopomp. ap. Suid., III, 467.
2) Demosth. in Aristocr.
3) Konon bei Photius, S. 457.

Alexandern aufwecken, bereden, ihn hinwegzulocken. Nunmehr ging das Weib hinein und fand den Mann schlafend; ihre Brüder folgten, aber sie fürchteten sich und zögerten mit der That. Da schwur jene, dem Alexander Alles zu verkünden und sie zu verderben, und diese größere Furcht überwog die geringere, der Tyrann ward von ihnen getödtet und sein Leichnam durch die Straßen geschleppt. [1]) Die Herrschaft ging auf die Brüder des Weibes, Tisiphonos, Lykophron und Pitholaos über, ward aber von ihnen mißbraucht, bis Philippos als Befreier Thessaliens auftrat, jene vertrieb und dadurch die Zuneigung des Volks gewann.

Thracier, Päoner und Illyrer gedachten um diese Zeit ihn anzugreifen; er aber kam ihnen zuvor, schlug die ersten, beruhigte die zweiten, und besiegte durch einen seiner Feldherren die letzten. Ungeachtet so vielfachen günstigen Erfolgs, wäre es möglich gewesen, von Hellas aus den Anwachs der Macht des Philippos zu hemmen; da brach aber (356 Jahre v. Chr.) der verwüstendste aller inneren hellenischen Kriege, der zehnjährige heilige Krieg aus, erschöpfte alle bis dahin noch vorhandenen Kräfte, und verderbte furchtbar die Sitten.

Die Phocier hatten seit langer Zeit einen Theil des dem Apollo geweihten Ackers bebaut; worauf die Thebaner, durch alten Haß und neue Beleidigungen angetrieben, einzelne Mächtige aber durch noch unedlere Leidenschaften bestimmt, es dahin brachten [2]) daß die Amphiktionen (welche auf die wichtigen Ereignisse in Griechenland seit unvordenklicher Zeit keinen Einfluß mehr geübt hatten) jetzt unerwartet hervortraten und nach der früheren, jedoch sehr mangelhaften Stimmenzählung gegen die Uebertreter eine allzu große Strafe erkannten, welche sie zu bezahlen außer Stande waren. Deshalb, und weil die Amphiktionen nunmehr noch härtere Beschlüsse faßten, in gerechter Verzweiflung, wählten jene den sie ermuthigenden Philomelos zu ihrem Anführer, brachten Mannschaft zusammen, schlugen ihre Gegner, besetzten Delphi, und nahmen die Strafbeschlüsse der Amphiktionen von den Säulen hinweg. Zugleich erklärten sie öffentlich: „nur um des letzten Zweckes willen hätten sie den Zug unternommen"; sie zeigten aus dem Homer, daß den Phociern ein Anrecht auf den Tempel in Delphi zustehe, und erboten sich (zum Beweise, daß nicht Lust zur Plünderung und Gewalt sie verleitet habe) Rechnung über alles etwa Genommene oder Zerstörte abzulegen. Die Böoter dagegen, über den

1) Cic. de divin., I, 25. 359 v. Chr. Grote, XI, 288.
2) Athen., XIII, 560; Strabo Phocis.

Friedensbruch und die angebliche Verletzung des apollonischen Heiligthums hoch erzürnt, beschlossen, wider Philomelos zu ziehen; aber dieser hatte die Pythia gezwungen, sich günstig für ihn auszusprechen, er hatte sich des Beistandes der Lacedämonier und Athener versichert; denn beide waren den Thebanern abgeneigt, und die ersten mit den Phociern in gleicher Lage, weil sie wegen Besetzung der Kadmeia von den Amphiktionen ebenfalls in eine sehr große Strafe (erst von 500, dann von 1000 Talenten) verurtheilt worden. Zweimal siegte Philomelos über seine Gegner, da beschlossen die Amphiktionen den Krieg gegen Phocis. Härter hiedurch bedrängt, scheuten sich die Phocier nicht länger, den an Geld und Kunstwerken sehr reichen Tempelschatz anzugreifen [1]), und für hohen, lockenden Sold Mannschaft zu werben; sie schlugen mit ihrer hiedurch verstärkten Macht die Thessaler und Böoter, wurden aber dann in ungünstiger Gegend eingeschlossen und besiegt. [2]) Philomelos stürzte sich in der Verzweiflung von einem Felsen hinab und starb. [3])

Die Thebaner hielten den Krieg jetzt für beendigt, und gingen nach Hause; Onomarchos aber sammelte den Ueberrest der Phocier, ließ aus den Tempelschätzen neue Waffen schmieden und Münzen schlagen, und indem er die Thessaler durch Geschenke zur Parteilosigkeit bewog, gelang es ihm (wiederum mit Hülfe geworbener und hochbezahlter Söldner), mehrere dorische Städte, unter anderen Orchomenos, einzunehmen. Erst bei Chäronea ward er von den Thebanern zurückgedrängt. Diese, das Nächste nicht wichtig genug achtend, hatten nämlich unter Pammenes dem Artabazes 5000 Mann zur Hülfe gegen den Artaxerxes gesandt, Sparta war im Kriege mit Argos, die Athener gedachten nur, wie sie unter Chares ihre Macht an den nördlichen Küsten und im Chersonesos mehren und befestigen könnten, Philippos endlich hatte ungestört Methone (am thermäischen Meerbusen) belagert und erobert, dabei aber ein Auge verloren. Alle diese Gründe wirkten dahin, daß der Krieg sowohl für als gegen die Phocier lässiger geführt wurde; doch konnten diese dem Lykophron von Pherä unter Phayllos, dem Bruder des Onomarchos, soviel Hülfsmannschaft senden, daß er neue Gewalt in Thessalien erhielt. Philippos, welcher zur Abwendung dieser wiederkehrenden Gefahr sehr unverständig herbeigerufen ward, focht anfangs glücklich; dann aber besiegte ihn Onomar-

1) Sandte doch Agesilaos als Zehnten der asiatischen Beute allein 100 Talente nach Delphi. Xen. Ages., I, 34.

2) Die meisten Gegner der Phocier lebten im Norden Griechenlands (Diod., XVI, 29). Hatte Philipp schon die Hand im Spiele?

3) 353 v. Chr.

chos, der mit seiner ganzen Macht vorgerückt war, in zwei Schlachten, sodaß das macedonische Heer in größter Niedergeschlagenheit nach der Heimat zurückkehren mußte. Dieses Feindes entledigt, wandte sich Onomarchos nach Böotien, und eroberte Koroneia; unvermuthet aber stand Philippos schon wieder mit einem neuen, von ihm mit Kraft und Kunst gebildeten Heere in Thessalien, griff jenen, besonders im Vertrauen auf thessalische Reiterei an, schlug und tödtete ihn, und befahl, daß er, als ein Frevler gegen die Heiligthümer der Götter, ans Kreuz geschlagen werde (352 v. Chr.). Andere Gefangene ließ er ersäufen. Macedonische Besatzungen blieben in Pherä, Pagasä und der Landschaft Magnesia, damit kein Anderer den Thessalern ihre Freiheit raube!

Aber noch immer gaben die Phocier nicht nach. Vielmehr erneuerte Phayllos mit Hülfe der Tempelschätze das Heer, Lykophron von Pherä stieß mit 2000 Mann zu ihm, und Athen und Sparta sandten ihm Hülfe; deßungeachtet ward er dreimal von den Böotern geschlagen, und hätte ganz untergelegen, wäre nicht Philippos' Plan, durch die Thermopylen in Phocis einzudringen, von den Athenern vereitelt worden. Hiedurch ermattete der Krieg, er beschränkte sich fast auf gegenseitige Verwüstungen in Böotien und Phocis. Phayllos starb an einer Krankheit; Mnaseas, der Vormund seines Nachfolgers und Neffen Phaläkos, ward in einem Gefecht erschlagen, und Phaläkos selbst von Chäronea hinweggedrängt. Die Spartaner suchten zu gleicher Zeit unter Archidamas ihre Macht wieder zu erhöhen, griffen Megalopolis an und bedrohten Messene. In Athen betrachtete man dies zwar als ungerecht, hielt es aber für staatsklug, daß Spartas und Thebens Macht im Gleichgewichte bleibe; und so führte nun abwechselndes Glück und Unglück bei den Befehdungen zu gar keinem äußeren erheblichen Ziele.

Leider schwächte dies Alles die Hellenen, es mehrte schon durch Rückwirkung Philipp's Macht; und überdies war er selbst nichts weniger als müßig, sondern unterwarf sich mehrere chalcidische Städte, verjagte Pytholaos, der sich in Pherä festsetzen wollte, und nahm durch Verrath und Bestechung erst Torone, dann Mecyberna ein; endlich griff er auch Olynthos an, nachdem er dieser Stadt geschmeichelt hatte, solange er ihrer bedurfte. Da erstand ihm unerwartet in einem einzelnen Manne ein Feind, größer und mächtiger als ein Volk.

Demosthenes, der Sohn eines wohlhabenden Degenschmidts (geboren 382—381 v. Chr.), verlor seinen Vater schon im siebenten Jahre [1]; nur langsam, nur durch eine streng

1) Gellius, I, 5; III, 13. Athen., II, 45. Diog. Laert. Plat., c. 31.

mäßige Lebensweise, die Manchem bisweilen in zu große Sorgfalt für das Aeußere überzugehen schien, befestigte sich seine schwache Gesundheit und erlaubte ihm die Anstrengung, welcher sein regsamer Geist bedurfte. Im sechzehnten Jahre hörte er den berühmten Redner Kallistratos, und ward durch den Beifall und die bewundernswerthe Kraft seiner Reden bestimmt, sich dem gleichen Berufe zu weihen. Isäos war sein Lehrer, und auch aus Platon's Unterricht mag er Nutzen gezogen haben [1]), obwohl er als Schriftsteller und Staatsmann von ihm durchaus verschieden ist. Weniger hörte er wohl den Isokrates, vielleicht weil ihm das Lehrgeld zu theuer war, oder dessen Behandlungsart seiner eigenen Natur nicht angemessen erschien. Zweimal mißlang ihm aber der Versuch öffentlich zu reden, zweimal ward er ausgelacht, und nur des Eunomos Trostwort, daß seine Art der perikleischen ähnlich sey, und des Schauspielers Satyros Rath und Belehrung, trieben ihn zu neuen Anstrengungen. Seine Perioden waren zu verwickelt, sein Athem zu kurz, seine Aussprache mangelhaft; Anstand, Bewegung und Vortrag fehlten größtentheils. Das Alles verschaffte ihm rastlose Uebung, und nun war der ungetheilte Beifall gewiß; denn er besaß von Natur in unerreichtem Grade dasjenige, was keine Uebung verschaffen kann. Verlange man von ihm nur nicht das Geschick des Feldherrn, nicht die biegsame Nachgiebigkeit des verschmitzten Unterhändlers; sonst findet sich jegliche Größe in seinen Werken! Einfache Klarheit und kurze Bestimmtheit in den Reden über bürgerliche Streitigkeiten, Gewandtheit und schöngehaltenes Maß in den mittleren, endlich sittliche Allgewalt und politischer Sehergeist in denen über die großen öffentlichen Angelegenheiten. [2]) Niemals sind größere Gedanken vollendeter ausgesprochen worden; bloße Thorheit aber ist es, Demosthenes' Reden von seinem öffentlichen Leben zu sondern, oder ihm gar entgegenzusetzen! Eines solchen Mannes Rede ist sein Thun, und sein Thun ist seine Rede; und durch das ganze Daseyn hindurch bis zu seinem Opfertode offenbaret sich folgerecht, unwandelbar, ungetrübt die Hoheit des Gemüths und die Würde der Gesinnung, welche

---

1) Quinctil. inst., XII, 2, 22; Dial. de Orat., p. 32; Cic. de Orat., I, 20; Orator., p. 4; de Divin., II, 46; de Offic., I, 1. Des Aristoteles Rhetorik ist jünger als die Hauptreden des Demosthenes. Dionys. Ammaeum.

2) And of all human productions, the orations of Demosthenes present us the models, which approch the nearest to perfection. Hume essay on eloquence. — Admirabile est, quantum inter omnes unus excellat. Cic. Orator., p. 2. Ferner großes Lob: De oratore, I, 61; III, 56. Brutus, 9, 84. Dionys. Halic. de Demosth., p. 2.

Alles daran setzt, sich und das Vaterland frei zu halten von fremder Sklaverei und von innerer Verderbniß. Demosthenes hat gegen das monarchische und sittliche Veralten, welches die ganze Lage der Welt damals unabwendbar herbeiführte, wie ein Held angestrebt und gekämpft; er ist verkannt und geschmäht worden, nicht etwa weil man Philippos und Alexander ohne Haß oder Vorliebe begriff, sondern weil der, welcher einen großen Mann recht verstehen will, selbst groß seyn muß; weil seine Größe die Abgeschwächten drückte und verdroß; weil es leichter ist, unbewiesene Kleinigkeiten über ihn zu behalten und nachzuschwatzen, als seine Werke zu fassen, und Erneuung des Geistes und Willens daraus zu schöpfen. [1]) Keiner würdigte Philipp's Eigenschaften so richtig als Demosthenes, und Philippos achtete wiederum diesen Gegner höher als alle feilen Schmeichler. Zur tüchtigen Gegenwirkung gehört so wenig blinder Haß, als zur Mitwirkung alberne Vorliebe; und die Größe und Kraft eines Helden der Geschichte mißt und bestimmt sich ja erst durch die Größe und Kraft des ihm Entgegenstehenden.

Das öffentliche Leben in Athen und der Einfluß des Volks auf die Entscheidung aller Angelegenheiten hatten überhaupt der Redekunst eine Wichtigkeit und eine Vollendung verschafft, welche in der Geschichte beispiellos ist. Redner und Staatsmänner galten für gleich; allein sehr selten waren Anlage, Einsicht und Charakter so zu einem Ganzen vereinigt, wie wir es an Demosthenes bewundern. So mag Aeschines [2]), sein Gegner, zwar nächst ihm vielleicht der größte Redner Athens seyn, aber er hat sich nicht von dem Vorwurfe befreien können, welcher ihn gleich manchem Anderen traf, nämlich: den wahren Vortheil seines Vaterlandes wo nicht vorsätzlich preisgegeben, doch in soweit verkannt zu haben daß er für die Macedonier sprach, und den Anwachs ihrer Macht für gleichgültig oder gar für vortheilhaft hielt. Ueberhaupt war die sittliche Bedeutung der gegen Demosthenes auftretenden Redner verhältnißmäßig wohl noch geringer als ihre Anlagen, und es fand von dieser Seite für ihn ein noch größeres Uebergewicht statt, als in Hinsicht auf die Beredsamkeit.

Nur Phocion machte hievon eine Ausnahme: denn trotz mancher Sonderbarkeiten, welche mehr als irgendwo in dem hochgebildeten Athen Anstoß geben mußten, hatte er den Beinamen des Besten erhalten, und dieser sittliche Beiname ist in einer Zeit fast allgemeinen Verderbnisses doppelt ehrwürdig. Dagegen

---

1) Quinctil. instit. orat., XII, 1, 15; XII, 10, 24.

2) Aeschines bei Photius, S. 59; Demosthenes ebend., S. 1473.

ist es aber auch doppelt nachtheilig, wenn solche Männer in ihrem öffentlichen Leben ein falsches System vertheidigen, und dieses um ihrer Persönlichkeit willen Eingang findet. Phocion war von nicht ganz niederer Herkunft, er hörte Platon und Xenokrates [1]), zugleich aber auch, und wie es scheint mit zu vielem Beifall, die einseitigen Cyniker. In der Kriegskunst war Chabrias sein Lehrer. Er lachte oder weinte fast nie, ging stets anständig in den Mantel gehüllt und barfuß. Einst erklärte das delphische Orakel: „ein Mann sey dem einstimmigen Beschlusse der Athener entgegen", worauf Phocion den Forschenden sagte: „sie möchten sich beruhigen, denn ihm mißfiele Alles, was sie thäten". Als umgekehrt einer von seinen Vorschlägen allgemeinen Beifall fand, fragte er: „Wie, ich habe doch nicht unwissend etwas Nachtheiliges gesagt?" Eines Tages weigerte er sich, Beiträge zu einem Opferfeste zu geben, weil ihm noch andere Schulden zu bezahlen blieben, und erzählte, als man heftiger in ihn drang, eine Fabel von Raben, die um einen in den Krieg ziehenden feigen Mann gekrächzet hätten, zu denen dieser aber gesprochen: „Krächzet immerhin, mich sollt ihr doch nicht verzehren." Der dicke Polyeuktes rieth zum Kriege, und schwitzte während seiner Rede; da sprach Phocion: „Folgt seinem Rathe; denn was wird er nicht unter Schild und Harnisch leisten, da er jetzt schon ersticken will." Einst tadelten ihn seine Freunde, daß er einen nichtswürdigen Menschen vertheidigte: „Die Guten", erwiderte er, „bedürfen keines Anwalts."

Diese und andere zahlreiche Anekdoten, welche von Phocion aufbewahrt wurden — und die Zeit, welche am fruchtbarsten ist für Anekdoten, ist selten am fruchtbarsten in großen Thaten —, zeigen zwar von einer scharfen, festen Natur; allein abgesehen davon daß einige nicht tief eingreifen, sondern mehr äußerlich witzeln, so ergiebt sich daraus der bedeutende Mangel jenes großen Sinnes, welcher höher steht als äußere Beschränkung, und diese lenkt und bildet, statt blos zu spotten und zu tadeln. Phocion erkannte die Schädlichkeit der Trennung rednerischer und kriegerischer Thätigkeit, und wollte beides, wie einst Perikles, in sich vereinigen; aber er verkannte das Größere, nämlich: daß es bestimmtes Zeichen der Auflösung und des Verfalls ist, daß nichts Großes geschehen kann, sobald das gemeine Wesen und der Einzelne nicht einig und gleichgestimmt miteinander gehen. Er that sich etwas darauf zu Gute, überall das Gegentheil dessen zu wollen und zu thun, was das Volk wollte, und vergaß, wie eine solche Spaltung zwischen Führern und Ge-

1) Diog. Laert. Diog., c. 10; Heyne, Opusc., 3, 344.

führten nothwendig höchst unheilsam wirken muß. Wenn Demosthenes mit aller Kraft seines Geistes und seiner außerordentlichen Beredsamkeit dahin arbeitete, daß das Volk sich stählen, daß es das Große sich zutrauen, das Preiswürdige beginnen sollte, so fand Phocion seinen Beruf darin, mit ernster Kürze des Volks Erbärmlichkeit und Nichtigkeit recht augenfällig zu beweisen. Was halfen Phocion's zahlreiche Feldzüge? Seine Ansichten schwächten mehr, als seine Thaten stärkten, und auf seine Redlichkeit beriefen sich Alle, die da Lust hatten über die bösen Zeiten zu klagen, aber nicht Lust, Gut und Blut zu einem großen Zwecke einzusetzen. In allen und jeden Fällen rieth Phocion zum Frieden, als sey nicht Krieg zuweilen das Nothwendige und Rechtliche; er vernichtete die Begeisterung, welche Demosthenes angefacht hatte, zu kalter, sich duldend hingebender Besonnenheit, — Alles dies freilich in seiner Weise uneigennützig, ehrlich und redlich; aber diese Eigenschaften reichen nicht aus zur Einsicht und Leitung der Verhältnisse von Staaten! Der Mangel an höherer Uebersicht, an Voraussicht in Phocion, dieser Widerspruch gegen Demosthenes, hat nicht minder als Philipp's Macht Athen ins Verderben gestürzt. Wie, wenn beide Männer einig gewesen wären? Welche herrliche Eigenschaft hätte dann gefehlt, wer würde solchem Bunde widerstanden haben! Aber die Zeit mußte so verschiedene, so entgegengesetzte Naturen erzeugen, und das Geschick konnte sie so wenig versöhnen, als später des Marcus Kato sittliche Beschränktheit mit dem Genius der Scipionen.

Philippos also griff Olynthos an [1]), welche Stadt früher von Sparta abhängig, nach der Schlacht bei Leuktra aber wiederum selbständig geworden war. Sie hatte, wie gesagt, die Absicht gehegt sich bei dem Regierungsantritte Philipp's mit Athen gegen diesen zu verbinden; allein künstliche Darstellungen des letzten von den gleichen Vortheilen und Zwecken der Macedonier und Olynthier gegen die fernen, herrschsüchtigen, seemächtigen Athener, und einstweilige Ueberlassung von Städten, verwirrten ihre Ansichten, und gaben dem nächsten Eigennutze das Uebergewicht. Jetzt schien es dem Könige die rechte Zeit, sich von so beschwerlichen Nachbarn zu befreien, und leicht fand sich nun ein genügender Vorwand; denn drei Halbbrüder Philipp's hatten sich gegen ihn verschworen, von denen nur einer ergriffen und bestraft ward, die beiden anderen dagegen fanden bei den Olynthiern eine günstige Aufnahme. Als diese jetzt in Athen

1) Philochorus, Fragm., I, 405. Ueber die Reihefolge der olynthischen Reden. Grote, XI, 499.

um Hülfe wider Philippos baten, zeigte Demosthenes augenfällig die Gefahr der planmäßigen Fortschritte des Macedoniers. Dreißig Schiffe und zweitausend Söldner unter Chares wurden bewilligt, landeten und schlugen einige hundert Macedonier. Aber anstatt diesen Erfolg zu benutzen und Größeres zu unternehmen, zeigten sich Feldherr und Untergebene nur habsüchtig, ungeschickt, und kehrten mit unnützer Prahlerei zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Der beharrlichere und thätigere König eilte dagegen mit einer bedeutenden Macht hinzu und erklärte: die Olynthier müßten aus ihrer Stadt, oder er aus Macedonien weichen.

Demosthenes bewirkte jetzt eine zweite Sendung von 4000 Söldnern unter Charidemos; Philippos hatte aber schon die Olynthier geschlagen, ehe jene ankamen, und nach ihrer Ankunft überließen sie sich nur schamlosen Ausschweifungen. Eine dritte Gesandschaft eilte mit dringenden Bitten nach Athen, und Demosthenes verlangte laut: man müsse die Theatergelder für den Krieg verwenden, und nicht blos Söldner ohne Kriegszucht in solcher Gefahr aussenden, sondern Bürger, auf welche Verlaß sey. Wirklich sollten 2000 Bürger und 300 Reiter aufbrechen; allein es war diesen gar unbehaglich, das genußreiche Athen mit dem Feldlager zu vertauschen, und während der hieraus entspringenden Zögerungen wirkten Philipp's anderweitige Eroberungsmittel. Seine Partei wußte nämlich die Besseren in Olynthos zu verleumden, und zwei Verräther, Lasthenes und Euthykrates, an die Spitze zu bringen.[1]) Nun war die Eroberung der Stadt sehr leicht, die Häuser wurden zerstört, und die Bürger als Sklaven verkauft. Dasselbe widerfuhr barbarischerweise vielen anderen griechischen Städten jener Gegend.

Dieser erste Act aus dem großen Trauerspiele des Untergangs hellenischer Unabhängigkeit erschreckte bis zur Furcht, nicht bis zur Thätigkeit. Philippos gab Vielen Geschenke, dafür wurden sie seines Sinnes; er stellte große Spiele und Gastmahle an, da meinten Andere, er werde sich der Ruhe und äußeren Genüssen ergeben, mithin sey die Gefahr vorüber. Unerwartet aber drang er auf einer Seite zum Chersonesos, auf der anderen nach den Thermopylen, und mit einer neugebildeten Flotte — denn er sah die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit derselben wohl ein — erschien er bei Marathon! Die Athener schlossen in dieser Bedrängniß einen ihrer Meinung nach vortheilhaften Frieden (346 v. Chr.), und ihre getäuschten oder bestochenen Gesandten[2]) wußten noch Wunderdinge von Philipp's Zuneigung

1) Plut. de fortuna, VI, 368. — 348 (oder 347) v. Chr. In demselben Jahre starb Platon an seinem einundachtzigsten Geburtstage.
2) Zu diesen gehörte Aeschines.

und seinen Versprechungen zu erzählen. Vergeblich bewies Demosthenes die Unzuverlässigkeit solcher mündlichen Reden und äußeren Höflichkeiten; man glaubte ihm nicht, bis sich der König später auf den Buchstaben des Friedens bezog und behauptete, er habe den Athenern Nichts versprochen. Freilich ließ sich selbst der Buchstabe des Friedens günstig für das zum Kriege ungenügend vorbereitete Athen deuten, sobald man den Hauptgewinn übersehen wollte, welchen Philippos aus demselben zog: nämlich, daß jene Stadt unthätig blieb und bleiben mußte, während er im Besitze aller bisherigen Eroberungen blieb, und freie Hände gegen das nicht in den Frieden eingeschlossene Phocis erhielt.

Hier hatte Phaläkos, welcher eine Zeit lang wegen untreuer Verwaltung der Tempelschätze war entfernt worden, den Oberbefehl wieder erhalten, und mit lacedämonischer Hülfe die Böoter hart bedrängt. Die abgeschwächten Parteien suchten jetzt König Philipp's Vermittelung, und dieser beruhigte und schläferte erst Alle mit der Hoffnung ein, es werde sich Alles und Jedes ohne Macht und Gewalt beseitigen und vergleichen lassen; dann erschien er schnell mit solcher Uebermacht, daß die Phocier aufs Aeußerste gebracht wurden, sich ergaben, und Phaläkos zufrieden seyn mußte, für sich und 7000 Söldner freien Abzug nach dem Peloponnesos zu erhalten. Von den Macedoniern umdrängt, oder durch alten Haß verleitet, beschlossen jetzt die Amphiktionen: die Phocier sind vom Orakel ausgeschlossen; Philippos, die Thebaner und Thessaler stellen es wieder her, und halten gemeinschaftlich mit den Korinthern die pythischen Spiele. Die Städte der Phocier werden zerstört; sie sollen künftig in Dörfern von höchstens funfzig Häusern wohnen, und jedes Dorf wenigstens ein Stadium von dem andern entfernt seyn. Pferde und Waffen werden ihnen genommen, bis sie den Tempelraub ersetzt haben, und jährlich zahlen sie zu diesem Zwecke 60 Talente; ihre Flüchtlinge sind vogelfrei. Philippos erhält im Rathe der Amphiktionen die beiden Stimmen, welche den Phociern zustanden.

So endete (346 Jahre v. Chr.) der letzte Krieg, welchen Hellas gegen sich selbst führte; und so wie die Verderblichkeit der Kriege in dem Maße wächst, als die Völker veralten, so war auch dieser Krieg unheilbringender als die früheren. Denn abgesehen von der gegenseitigen Schwächung und Aufreibung der Kräfte, gründete sich die ganze Macht der Phocier auf den Tempelraub und die Zerstörung der edelsten Denkmale, auf die Verachtung aller bisher für heilig und religiös gehaltenen Grundsätze und Ansichten. Freilich geschah diese Umwandelung nicht plötzlich, sondern allmählich, und von Tag zu Tag nahm die

Verehrung der Götter ab, bis endlich Phocier den Raub des Volksheiligthums wagten, und Spartaner und Athener gern an der Beute theilnahmen. Ja schon früher hatten die letzten dem Iphikrates, welcher Geschenke des Dionysius an den delphischen Apollon auffing, eine Anfrage, was zu thun sey, mit leichtsinniger Zweideutigkeit dahin beantwortet: „er möge sich nicht um das bekümmern, was die Götter angehe, sondern darauf denken, wie er die Soldaten zu erhalten im Stande sey". Die plötzliche Verbreitung der sehr großen Tempelschätze erzeugte nicht allein eine schädliche Verwirrung in den Preisen aller Dinge, sondern auch eine gewaltige Geldgier, und den Dienst sittenloser [1]), nicht zu zügelnder Söldner für jede Willkür, an die Stelle des Kampfes der Bürger für Freiheit und Recht. Ferner wurden jene Schätze keineswegs allein für den Krieg verwandt, sondern auch auf schandbare Weise an Dirnen und Lustknaben vergeudet. [2]) Nur das furchtbare Schicksal der Tempelräuber schreckte auf aus dem Taumel, und erschien als Zeichen göttlicher Obermacht und Rache. Philomelos stürzte sich in der Verzweiflung von einem Felsen; Onomarchos ward entweder in der Schlacht, oder von den Seinen getödtet, oder er ward gefangen und gekreuzigt. Bald nach ihm starb Phayllos an schwerer Krankheit; Phaläkos endlich ward vom Blitze erschlagen, nachdem seine Soldaten sich gegen ihn empört hatten. Diese gingen jetzt theils bei den Arkadern, theils bei den Eleern in Dienste, wurden aber, da beide Frieden schlossen, von jenen als Tempelräuber zu Sklaven verkauft und von diesen getödtet. Das Weib eines phocischen Anführers, welche sich das Halsband der Helena zugeeignet, sah man nachher als Hure; eine andere, die das Halsband der Eriphyle getragen, verbrannte in einem Hause, welches ihr Sohn in der Wuth angezündet hatte; eine dritte, Pharsalia, welche von Philomelos die geweihte Krone der Knidier erhalten, ward von habsüchtigen Jünglingen beim Tanze ermordet. [3])

Gewiß aber waren die Gegner der Phocier eben nicht sittlicher und gottesfürchtiger als sie, und obgleich Philippos den Ruhm davontrug, den Krieg wider die angeblich Ungerechteren beendet zu haben, so blieb doch den Thebanern, ungeachtet der anfänglichen Vortheile in Absicht des Landbesitzes, schon jetzt nur Schaden und Gefahr. [4]) Die Athener erschraken und gedachten des Krieges; aber Demosthenes bewies ihnen, daß sie dazu den

1) Isocr. de pace, p. 259, 266; Pausan. Phocis, c. 2.
2) Theopomp. fr. histor., I, 308, 309.
3) Plutarch, warum die Pythia nicht in Versen antwortet.
4) Demosthenes für den Frieden.

günstigen Augenblick leider versäumt und der jetzige durchaus unzeitig sey: weil alle Amphiktionen den König aufgenommen hätten und der Streit über den Titel unerheblich scheine, weil sich Philippos ferner für größere Unternehmungen nicht allein besser vorbereitet habe als sie, sondern auch auf den Beistand der meisten Hellenen rechnen könne. Isokrates sandte eine Rede an Philippos, worin er ihn (Athens glorreiche Bestimmung aufgebend) zum Zuge gegen Persien aufforderte; dazu war die Zeit zwar noch nicht gekommen, allein man hörte doch die ersten Aeußerungen über einen Oberfeldherrn aller Hellenen gegen die Perser.

Klüglich erweckte Philippos den Schein, als verlange er jetzt Nichts von den Hellenen, als verliere er ihre Angelegenheiten aus dem Gesicht, während seine gewonnenen Anhänger ihn nach wie vor priesen und seine Partei stärkten. Unterdeß wandte er seine Macht mit Erfolg gegen die Illyrer und Thracier, und vertrieb zu allgemeiner Zufriedenheit mehrere kleine Tyrannen aus den thessalischen Städten; der nächste Druck war für diese der härteste gewesen.

Allmählich entstanden jedoch neue Zwistigkeiten mit dem noch immer vereinzelt in Hellas dastehenden Athen. Philippos entriß Halonesos, eine kleine Insel östlich von Magnesia, den Seeräubern und behauptete hiedurch ein vollkommenes Recht auf ihren Besitz erhalten zu haben; die Athener dagegen behaupteten, er habe kein Recht sich das zuzueignen, was früher ihr Eigenthum gewesen sey und ein Dritter nur eine Zeit lang widerrechtlich besessen habe. Philippos gab nach, und wollte die Insel freiwillig zurückgeben, ohne jedoch das Anrecht der Athener anzuerkennen [1]); dies erschien aber den letzten unwürdig, sie wollten nicht Geschenke statt eines Rechtes nehmen, welches sie glaubten, im Felde vertheidigen zu können. — Bisher hatten ferner in streitigen Handelssachen Athener und Macedonier da Recht gesucht, wo sich der Gegenstand des Streites befand; Philippos aber entwarf eine neue Handelsordnung, und verlangte, daß man ihm die höhere Bestätigung der athenischen Rechtssprüche über seine Unterthanen einräume. Dem widersprachen die Athener, weil ihnen umgekehrt dann ein gleiches Recht zugestanden werden müsse, was mit dem inneren Wesen und den Bedürfnissen eines ausgebreiteten Verkehrs überhaupt nicht vereinbar sey. Weiter verlangte der König: er wolle zugleich mit Athen die Sicherheit des Meeres bewachen; dieser Staat sah aber darin nur einen Vorwand, um an der ihm ausschließlich und eigenthümlich zustehenden Seeherr-

1) Demosthenes über die Angelegenheiten im Chersonesos und die philippischen Reden; Demosthenes oder Hegesippus über Halonesos.

schaft allmählich theilnehmen und überall hinschiffen zu können. Nach den Worten des Friedens sollte endlich jeder behalten, was er hatte; die Athener wollten dies jedoch nicht auf Amphipolis ausgedehnt wissen, weil Philippos dies unrechtmäßig in Besitz genommen habe; wogegen dieser meinte: es komme lediglich auf den Besitz, und nicht auf den Rechtstitel des Besitzes an. Er widersprach überhaupt allen Besserungen und künstlichen Auslegungen des Friedensschlusses, und wies jedes Verlangen zurück irgendetwas zu thun oder zu lassen, was außerdem beiläufig besprochen oder versprochen seyn möchte; durch den Frieden sey Alles und Jegliches abgethan.

Wenn aber dieser Friede auch den Besitzstand in einen Rechtsstand verwandelt hätte, so entstand doch bald die Frage: ob jener Besitzstand nicht von neuem könnte geändert, hiedurch das Machtverhältniß beider Staaten verschieden gestellt, und darin Gründe zu anderweiten Beschwerden gefunden werden? So mehrten die Athener ihre Macht im Chersonesos, legten neue Pflanzstädte an, und schlugen die Macedonier zurück, welche der Stadt Kardia zu Hülfe kamen. Philippos verklagte hierauf den Feldherrn Diopeithes in Athen, aber Demosthenes behauptete: es komme nicht sowohl darauf an, festzustellen ob dieser gefehlt habe, als ob es räthlich sey, in jenen Gegenden die athenische Macht zu verringern und dem Philippos — welcher den König Kersobleptes von Thracien, den Bundesgenossen Athens, angegriffen, besiegt und zinsbar gemacht habe — freie Hand zu lassen. Philippos wollte sich jetzt über das nach dem Frieden Eingenommene Rechtssprüchen unterwerfen; Demosthenes aber zeigte, wie die Sache an sich klar und zu Rechtsermittelungen kein Grund, kein Richter, keine Vollziehungsmittel vorhanden seyen; er bewies aus den nächsten Erscheinungen und aus der Natur der Dinge selbst, daß der rastlos thätige Philippos übermächtig werden, seine Kraft gegen Athen richten und diesen Staat zerstören müsse. „Wenn sich (so sprach er) irgendein Gott bei euch verbürgte [1]) — denn ein Mensch vermöchte diese Bürgschaft nicht zu leisten —, daß, wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geschehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch anfallen würde, so wäre dies zwar, bei Zeus und allen Göttern, schimpflich und der Macht des Staats und der Thaten euerer Vorfahren höchst unwürdig, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knecht-

1) Ich habe wichtige Stellen aus verschiedenen Reden aneinander gereiht, und davon vor Jahren in Bezug auf Preußen einen damals nur zu nahe liegenden Gebrauch macht. Siehe Heidelberger Jahrbücher, 1809, II, 204, und meine vermischten Schriften, III, 1.

schaft preiszugeben (und ich möchte bei Gott lieber sterben, als so etwas rathen); aber wenn ein Anderer es riethe und euch beredete, so sey es; hindert ihn nicht, gebt Alles preis. Wenn aber niemand so etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt sind, daß jede Eroberung die wir ihm verstatten, den Feind mächtiger und gefährlich macht: wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entschließen, unsere Pflicht zu thun? [1]) Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende Noth zwingt? Und wie soll man das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr eigenes Betragen auflegt. [2]) Hütet euch also, euch einen Herrn zu geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt und nur zeigt daß ihr den Muth verloren habt, und doch in der Hauptsache unterzuliegen glaubt."

„Nur dadurch ist Philippos so hoch emporgewachsen, daß er immer den Unverstand derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm. [3]) Seitdem Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: Was wünscht ihr? Was soll ich in Vorschlag bringen? Womit kann ich euch einen Gefallen erweisen? — seitdem wird dem Genusse des Augenblicks, das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg ist, daß bei jenem Alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Wir zaudern und leben in schwacher Unthätigkeit und blicken auf die Nachbarn; voll Mißtrauen gegeneinander, nicht gegen den, der uns Allen Unrecht thut! Denn er, Philippos, sah ein daß alle vorliegenden Plätze gleichsam Preise sind, die für den Sieger bereit liegen, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen den Thätigen und Kühnen zufallen müssen. Diesen Gesinnungen gemäß hat er sie alle in seine Gewalt bekommen, und besitzt sie zum Theil nach Kriegsrecht als Sieger, zum Theil hat er sie sich als Freunde und Bundesgenossen zugeeignet. [4]) Wir aber sitzen still und unthätig, ohne daran zu denken daß der Träge nicht einmal seinen Freunden zumuthen kann, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun als zögern, Beschlüsse abfassen und nach Neuigkeiten

1) Demosthenes über den Chersonesos.
2) 1., 2., 3. Philipp.
3) 1., 3. Olynth.
4) 1. Philipp.

fragen.[1]) Der Krieg wird bald von dorther zu uns kommen, und wir werden das Schicksal derer haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben[2]), und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen. Wir sollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht seyn, daß wir nicht hinter unserem Glücke zurückbleiben: denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormals besaßen, sondern auch die günstigen Verhältnisse und die Bundesgenossen, welche das Glück uns anbietet, zu verschmähen.[3]) Der Wohlstand eines Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge seiner Bundesgenossen; und daran seyd ihr ausnehmend arm. Dadurch daß ihr Alles so leichtsinnig nehmt und um euch her preisgebt, ist er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden; ihr aber seht euch verlassen und herabgewürdigt; reich zwar an Allem, was man kaufen kann, aber in den Anstalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke ein Gegenstand des Gelächters.[4]) Denn wenn die That fehlt, scheinen alle Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen; und je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bei den Menschen Glauben.[5]) Reicher an Menschen, an Einkünften, an Vorräthen als je, wird Alles unnütz, weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unserem Range gebührt. Selbst nur gerettet zu werden, ist Alles, was kleinere Staaten wünschen können; euch aber liegt ob, dieses zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielen schönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben sie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig sitzt und nur darauf sinnt, wie er die Arbeit vermeide, so fürchte ich, daß sich niemand finde, der sie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen, Alles thun zu müssen, was wir nicht wünschen!“[6])

Selbst der ruhige, ängstliche Isokrates sagte: „Wir rühmen uns der Thaten unserer Vorfahren, und thun doch das Gegentheil von dem, was jene thaten.“[7]) Sie trugen kein Bedenken für das Wohl der Hellenen ihr Vaterland zu verlassen, und schlugen im Land- und Seekriege die Barbaren; wir aber wollen nicht einmal zur Befriedigung unserer Habsucht streiten, sondern begehren zwar über Alle zu herrschen, aber ohne die Waffen zu

---

1) 1. Olynth.
2) 3. Olynth.
3) 1. Olynth.
4) Ueber den Cherson.
5) 1. Olynth.
6) 3. Philipp.
7) Vom Frieden, S. 16, 17.

führen. Wir unternehmen fast gegen alle Menschen Krieg, rüsten aber nicht uns selbst, sondern Leute ohne Vaterland und Ehre, die, wenn man ihnen irgendwo größeren Sold böte, die Waffen gegen uns kehren würden. Wir geben viele Gesetze, kümmern uns aber nicht darum, ob sie gehalten werden. Wir rühmen uns einer besonderen Kunde der Beredsamkeit und der Geschäfte, zeigen aber soviel Unbesonnenheit, daß wir oft an einem Tage unsere Meinung mehreremal ändern."

Ehe nun aber Demosthenes die Athener überzeugen konnte, daß Angelegenheiten, welche das Daseyn eines ganzen Volks betreffen, sich nicht wie Streitigkeiten unter den Bürgern eines Staates dauernd feststellen und entscheiden lassen, daß halbe Mittel nicht genügen und großer Thätigkeit, Macht und Planmäßigkeit nur durch gleiche Thätigkeit, Macht und folgerechtes Verfahren zu widerstehen sey, erregte ihnen Philippos, mit Hülfe der kleinen Tyrannen, Unruhen in Eubäa, ließ durch seine Kreuzer manche athenische Schiffe wegnehmen, und belagerte (340 v. Chr.) das jenen zugehörige Perinthos am Propontis. Phocion eilte mit einem Heere nach jener Insel, und vereitelte die Absichten des Macedoniers, während die Perinthier sich aufs äußerste vertheidigten, und endlich Hülfe aus Byzanz, ja selbst von den Statthaltern der asiatischen Küstenländern erhielten; denn dem Könige von Persien waren die Nachrichten von dem Anwachse der macedonischen Macht bedenklich erschienen. Philippos sandte die Hälfte seines Heeres nach Byzanz, um die von Vertheidigern entblößte Stadt zu überraschen; aber der Plan mißlang, und selbst aus Athen langte Hülfsmannschaft unter Chares an; dessen Willkür setzte jedoch die Bundesgenossen so in Furcht, daß man ihn und seine Söldner nicht in die Städte aufnahm. Erst als Phocion die Befehlshaberstelle erhielt, gesellten sich Chier, Koer und Rhodier zu ihm, welche nicht dulden wollten, daß Byzanz, die blühende freie Handelsstadt, in die Gewalt eines Königs komme, und dieser in den Stand gesetzt werde, den Eingang des schwarzen Meeres zu versperren. So tüchtig ward auch die Vertheidigung geführt, daß Philippos, unter dem Vorwande, er müsse Beleidigungen rächen, welche ihm die Scythen erwiesen hätten, die Belagerung von Perinthos und Byzanz aufhob; die vereinigten Hellenen drangen jetzt selbst in sein Land, und thaten dem macedonischen Handel großen Schaden.

In dieser Lage schloß der König von neuem einen Frieden, oder unterbrach den Krieg, um sich zunächst gegen die Triballer zu wenden. Phocion glaubte deshalb, jede Gefahr sey beseitigt und Philippos für immer geschreckt. Hierin irrte aber Phocion ganz gewaltig, denn dem Könige war vielmehr die feste Ueber-

zeugung entstanden: er müsse unmittelbar gegen die Athener einen entscheidenden Schlag wagen, um alle Behinderungen seiner Plane auf einmal zu vernichten. Nach schnell geendeten Fehden und verstärkten Rüstungen fehlte ihm nur der Vorwand, mit Heeresmacht in Hellas einzubrechen. Dazu halfen ihm die verblendeten und bestochenen Redner, insbesondere Aeschines, indem sie die kurzsichtigen, oder von Macedonien bereits abhängigen Amphiktionen vermochten, ihn zur Bestrafung des vergeblichen Frevels der Lokrer von Amphissa herbeizurufen, welche ein dem Apollo geheiligtes Feld bebauet hatten. Anfangs ließ er sich, damit kein Argwohn entstehe, bitten, diesen Auftrag anzunehmen, dann besetzte er plötzlich das feste Elateia in Phocis [1]), am Fuße des Parnasses. Nichts war deutlicher, als daß dies keineswegs um Apollon's willen geschehen sey. Die Athener, des Friedens oder unterbrochenen Krieges halber leider unvorbereitet, waren über die Nähe und die Macht der Feinde in der höchsten Besorgniß; kein Redner wollte in so rathlosem Zustande sprechen. Endlich trat Demosthenes auf und behauptete: man müsse gegen den gemeinsamen Feind der Freiheit das Bündniß der Thebaner suchen; alle andere Hülfe sey zu entfernt, aber durch Böotien gehe sein Weg nach Athen. In Theben sprach Python für Philippos: Die Furcht vor diesem Könige, der alte Haß gegen Athen, und die große Geschicklichkeit Python's waren dem Demosthenes zuwider; dennoch drang die Macht seiner wahrhaften Beredsamkeit durch, und er leitete die böotische, gleich der athenischen Volksversammlung. Der Bund mit Athen kam zu Stande, wie es Klugheit, Recht und Sitte verlangte.

Das hatte Philippos nicht erwartet, er bot den Frieden; allein die Sachen waren schon zu weit gediehen, und für diesen Scheinfrieden, welcher ihm nur die Gefahr zertheilen sollte, gab es keine Gewähr. Bei Chäronea stießen die Heere aufeinander: das des Philippos zahlreicher, geübter und von einem großen Feldherrn geführt; das der Verbündeten unter Chares und Lysikles, Männer ohne Einsicht. Der Muth in beiden Heeren war gleich, daher der Kampf lange dauernd und heftig. Da brach Alexander, Philipp's achtzehnjähriger Sohn, auf dem rechten Flügel zuerst die Reihen, und die heilige Schar der Thebaner lag Mann an Mann von den Macedoniern hingestreckt. Tausend Athener, und nicht weniger Thebaner wurden getödtet, viele gefangen. [2]) Die Unabhängigkeit Griechenlands ging 338 Jahre

1) Philochorus, Fragm., I, 406; 339 v. Chr.

2) Um dieselbe Zeit ward der Aufstand der Lateiner gegen die Römer unterdrückt.

v. Chr., 68 Jahre nach der Einnahme Athens durch Lysander, 33 Jahre nach der Schlacht bei Leuktra verloren; die Einheit war längst dahin, und König Archidamas [1]), welcher mit seinen Spartanern gegen Philippos hätte den Ausschlag geben können, fiel an dem Tage der Schlacht von Chäronea, indem er den Tarentinern gegen die Lukaner beistand.

Philipp's Freude war groß, aber seines Charakters halber müssen wir, bei dem Zwiespalte der Geschichtschreiber, denen beitreten, welche behaupten, daß er sie auf keine unanständige Weise geäußert habe. Desto größer erschien die Niedergeschlagenheit in Athen, denn alle Täuschungen und Hoffnungen waren verschwunden; doch erkennen wir den großen Sinn glücklicherer Zeiten noch darin: daß das Volk, trotz des Unglücks, die Nothwendigkeit und Ehrenhaftigkeit des Kampfes noch immer anerkannte, und Demosthenes vor Allen erwählte, um über die Gebliebenen die Standrede zu sprechen, ja daß deren Väter und Brüder das Todtenmahl, welches gewöhnlich die nächsten Anverwandten gaben, bei Demosthenes hielten. „Mit Recht thaten sie dies", fügt dieser seiner Erzählung hinzu; „denn dem Geschlechte nach war jeder Einzelne zwar dem Einzelnen näher verwandt, aber Allen insgesammt war keiner näher als ich; und der, welchem am meisten daran lag, daß jene glücklich wären und gerettet würden, empfand auch, als unerwünschte Unfälle sie trafen, wegen Aller den größten Schmerz! — Wäre nur, so wie ich auf meiner Stelle unter euch war, in jeder hellenischen Stadt ein Mann gewesen; ja hätte nur Thessalien einen, hätte nur Arkadien den zweiten Mann besessen, so gesinnt wie ich, — keiner der Hellenen, weder innerhalb noch außerhalb der Pylen, hätte wohl die gegenwärtigen Uebel erfahren; sondern Alle würden frei und selbständig, ohne Furcht, in aller Sicherheit und Glückseligkeit leben, und für so viele und große Güter euch und allen anderen Athenern Dank wissen!"

Man erwartete die Macedonier in Athen, und ergriff die tüchtigsten Maßregeln zur ernstlichen Vertheidigung der Stadt [2]); aber Philippos — war es auch Staatsklugheit und Vorsicht, dann doch edler als das Gegentheil — entließ die athenischen Gefangenen, sandte die Gebeine der Gebliebenen in ihre Vaterstadt, und bewilligte den Athenern wahrscheinlich noch einen Theil

---

1) Pausan., III, 10. Theopomp (bei Athen., XII, 536) schilt Archidamas weichlich und den spartanischen Sitten entfremdet. Vgl. Cic. Tuscul., V, 14. Auch die Arkader nahmen keinen Theil am Kriege wider Philippos. Pausan., VIII, 6.

2) Polyb., V, 10; Lycurg. in Leocrat., p. 147.

von Böotien. [1]) Denen, welche ihm riethen, hart mit ihnen zu verfahren, antwortete er: „Ihr seyd Thoren, wenn ihr verlangt, daß ein Mann, der Alles dem Ruhme opfert, sich selbst um den Schauplatz des Ruhms bringen soll.“ [2]) Doch verloren die Athener in Wahrheit fast alle Macht über ihre Grenzen hinaus, und noch viel strenger behandelte Philipp die Thebaner. Manche wurden verwiesen, ja hingerichtet, das Vermögen vieler eingezogen, und eine macedonische Besatzung sicherte gegen neue Unruhen. Hätte man aber all dies Unglück auch voraus gewußt, man mußte doch kämpfen, und Demosthenes rieth, was Ehre, Ruhm, Würde, Stellung und Geschichte Athens unleugbar verlangten.

Eine ganz einfache, bestimmte Abhängigkeit von Macedonien hätten aber die Hellenen trotz aller Macht, Freundlichkeit und Herablassung Philipp's noch nicht auf die Dauer ertragen; deshalb brachte dieser in einer nach Korinth berufenen allgemeinen Versammlung den, wie erzählt worden, schon früher angeregten, von Isokrates lebhaft empfohlenen Gedanken öffentlich zur Sprache, welcher seinen Vortheil mit alten hellenischen Volksansichten vereinigte, er ließ sich (337 Jahre v. Chr.) zum Feldherrn aller Hellenen gegen Persien ernennen. [3]) Viele, welche gern Mannschaft gegen Macedonien gestellt hätten, vergaßen jetzt alle Noth und begeisterten sich mit Hoffnungen von großen Thaten; andere, wie die von früherer Höhe herabgestürzten Athener, ehrten wenigstens die feine Wendung, wodurch ihre Schiffe und Mannschaft nicht für Macedonien zu kämpfen schienen. Man könnte endlich behaupten: daß eine von manchem gewünschte freiwillige Einigung aller Hellenen wider die Barbaren leider nie eingetreten seyn würde, und daß Philippos gegen Persien nicht mit Nachdruck zu wirken im Stande war, ohne jene besiegt zu haben [4]); ja bei der geschichtlichen Ueberzeugung, daß die freien Verfassungen sich in Hellas überlebt hatten, und Abhängigkeit und Umgestaltung nicht zu vermeiden war, ließe sich ein Glück darin sehen, daß Macedonier die Hellenen besiegten, und nicht europäische oder asiatische Barbaren Macedonien und Hellas unterjochten. Doch hatten weder Macedonier, noch Römer, noch Araber, noch Türken, oder Kreuzfahrer bis jetzt Kraft, Willen und Geschicklichkeit, in Kleinasien und Hellas eine wahre dauernde Wiedergeburt und Auferstehung herbeizuführen.

Während Parmenion und Attalus schon Mannschaft nach Asien führten, feierte Philippos in Aegä, mit höchstem Glanze,

---

1) Plut. apophth., VI, 677; Pausan. Att., c. 34.
2) Plutarch, Maximen der Könige, Philipp.
3) Nur die Spartaner stimmten nicht bei. Justin., IX, 5.
4) Isocr. ad Philipp.

gymnische und musikalische Spiele; er vernachläsigte kein Mittel, um die Ersten unter den Griechen zu gewinnen und bei sich zu versammeln. Auf der Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus, Alexander, dem Bruder der Olympias, sang Neoptolemos schon den Sturz Persiens, und bei einem Aufzuge, wo die kostbaren und herrlich gebildeten zwölf Götter umhergetragen wurden, fügte man Philippos als den dreizehnten hinzu. Ganz allein, ohne Wächter, ohne Furcht vor den heimlich zürnenden Hellenen, ging der König zum Schauspiel; da traf ihn Pausanias, einer von seinen geehrtesten Dienern, tödtlich mit dem Schwerte, fiel aber über eine Weinrebe und ward niedergehauen. Vermuthungen, als ob die leidenschaftliche, von Philippos allerdings zurückgesetzte Olympias oder die Perser diese That veranlaßt hätten, sind unerwiesen; Pausanias war zunächst persönlich erzürnt, weil Philippos eine ihm angethane ungeheuere Beschimpfung an Attalus, dem sonst hochgeehrten Thäter, nicht angemessen bestrafte; und die Anreizungen mancher Freunde, sowie die Aeußerung des Sophisten Hermokrates, daß derjenige immer berühmt sey, welcher den Berühmtesten tödte, befeuerten den Jüngling noch mehr zu dem Verbrechen. Philipp's Ermordung fällt auf das Jahr 336 v. Chr.; er war 46 Jahre alt, und hatte 24 Jahre regiert. [1])

Jetzt war Hellas wieder herrenlos, aber auch rathlos. Phocion hielt die Athener von dem Vorhaben, Freudenfeste anzustellen, durch die Aeußerung ab: die Macht bei Chäronea sey nur um einen Mann geringer worden. Jene Freude war zwar etwas übereilt, der Sinn der Aeußerung aber auch oberflächlich und nur halb wahr; denn Alles kam darauf an: ob und wie dieser eine, Alles entscheidende und beherrschende Mann würde ersetzt werden.

---

1) Diod., XVI, 95; Pausan., VIII, 7.

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Geschichte Siciliens, von der Niederlage der Athener bis auf den Tod Timoleon's.

Ehe wir die Geschichte von Hellas über diesen großen Wendepunkt der Zeit hinausführen, müssen wir zur vollständigeren Uebersicht die Begebenheiten erzählen, welche sich in Sicilien seit dem unglücklichen athenischen Feldzuge ereigneten. Egesta war in Furcht vor der nunmehrigen Uebermacht von Selinus, und litt anfänglich ohne Widerrede manche Beschränkung; als aber der Anschein entstand, es sey auf gänzliche Unterjochung ihrer Stadt abgesehen, wandten sich die Bewohner, denen Hellas keine Unterstützung bieten konnte, nach Karthago. Groß war der Reiz für die Karthager, diese Gelegenheit zu benutzen um festen Fuß in Sicilien zu fassen, aber nicht geringer war ihre Besorgniß vor der Macht von Syrakus. Deshalb sandten sie zuerst nur Bevollmächtigte nach dieser Stadt, welche bescheiden den Wunsch ausdrückten: daß die Streitigkeiten zwischen Egesta und Selinus, durch syrakusanische Schiedsrichter baldigst beseitigt werden möchten. Dem widersprach jedoch Selinus, und die Syrakusaner erklärten nunmehr: „sie wollten den Bund mit dieser Stadt, und den Frieden mit Karthago auf gleiche Weise halten". Bei diesen Verhältnissen traten auch die Karthager noch nicht öffentlich auf, sondern überließen nur den Egestanern Mannschaft zur Vertheidigung ihrer Stadt. Erst als mit Hülfe derselben die anfangs siegreichen, dann unvorsichtigen Selinuntier hart geschlagen wurden, segelte eine große karthagische Macht (409 v. Chr.) nach Sicilien; Hannibal, der Sohn Gisgos, der Enkel Hamilkar's (welchen Gelon bei Himera besiegt hatte), stand an der Spitze des Heeres. Selinus ward nunmehr, ungeachtet des tüchtigsten Widerstandes,

erstürmt und geplündert, auch Himera gewonnen und zerstört; ja Hannibal ließ (so wird erzählt) an der Stelle wo sein Großvater getödtet worden, 3000 Gefangene grausam als ein Todtenopfer hinrichten. Den Syrakusanern, welche zu spät um Freilassung der gefangenen Selinuntier und um Schonung der Tempel baten, gab er zur Antwort: „Selinus habe die Freiheit nicht behaupten können, und müsse nun von Rechtswegen die Sklaverei versuchen; die Götter aber hätten aus Unwillen längst diesen Ort verlassen". Karthagische Besatzungen blieben in den eroberten Städten, Hannibal selbst kehrte nach Karthago zurück.

Auffallend ist bei diesen Ereignissen die tadelnswerthe geringe Thätigkeit von Syrakus; allein nach Entfernung der großen Gefahr von Athen her, und nachdem die weiteren Feldzüge wider diesen Staat nicht den erwünschten Erfolg gehabt hatten, bemächtigte sich Ueppigkeit und Parteiung der Stadt. [1]) Zwar gab Diokles manche nützliche Gesetze über die Verhältnisse der Einzelnen, manche welche die Volksverfassung ordnen sollten; zu gleicher Zeit trat er aber (sey es aus innerer Ueberzeugung oder aus Neid) gegen Hermokrates auf (dessen Bemühungen früher hauptsächlich Syrakus gerettet hatten), und bewirkte dessen Verbannung. Doch auch ihn traf bald nachher das gleiche Loos, als die Bürger der Verdienste des Hermokrates lebhafter gedachten, ohne jedoch diesem mächtigen Manne den Zutritt in ihre Stadt wiederum zu erlauben; er kam ums Leben bei den Versuchen, durch Parteiung und Gewalt die Zurückberufung zu erzwingen.

Um diese Zeit (406 v. Chr.) begann ein neuer Krieg mit Karthago. Hamilkar und Himilko umlagerten das überaus reiche und prachtvolle Agrigent. Zwar schlugen die zum Entsatz anrückenden Syrakusaner einen großen Theil des karthagischen Heeres; allein ihre und der agrigenter Feldherren benutzten aus Ungeschick oder Verrath die erkämpften Vortheile nicht: die Stadt ward erobert, geplündert und meist zerstört; eine Schmach für das uneinige, sich selbst zu Grunde richtende Hellas. — Dionysius, schon jetzt seiner Tapferkeit halber angesehen im syrakusanischen Heere, wußte die Schuld jener Feldherren so heftig, oder so überzeugend darzulegen, daß man ihm den Oberbefehl anvertraute. Durch Leutseligkeit gegen günstig, und argwöhnische Aufmerksamkeit gegen zweideutig Gesinnte befestigte er schnell seine Gewalt, bildete sich eine Leibwache aus Leuten die nichts zu verlieren hatten, mithin nur ihm anhingen, verdoppelte die Löhnung der Soldaten und gewann Vertriebene durch die Wiederaufnahme in

---

1) Plat. ep., VII, 326.

ihre Vaterstadt. [1]) Dennoch schlugen ihn die Karthager bei Gela, dennoch brach ein Aufstand gegen ihn aus; und nur Schnelligkeit, Geistesgegenwart und der Entschluß seine Widersacher jetzt rücksichtslos durch die Söldner mit Gewalt zu vertilgen, rettete ihn vom Untergange. Dieser unsicheren Verhältnisse halber ward er jedoch dem ferneren Kriege abgeneigt, und auch die Karthager wünschten einer ausbrechenden pestartigen Krankheit halber den Frieden. Er kam in dem Jahre, wo die Lacedämonier die Athener bei Aigos Potamoi besiegten, unter folgenden Bedingungen zu Stande: die Geloer und Kamarinäer dürfen ihre Städte nicht befestigen, und zahlen den Karthagern Zins; die Sikaner, Selinuntier, Agrigentiner und Himeräer sind ihnen unterworfen; die Leontiner, Messener und Sikuler bleiben dagegen unabhängig; alle Kriegsgefangenen und verlorenen Schiffe werden zurückgegeben; Dionysius behält die Herrschaft in Syrakus.

Dieser benutzte die eintretende Ruhe, um seine Gewalt durch mannichfache Mittel zu befestigen: so erbaute er eine Burg, vertheilte viele, wahrscheinlich eingezogene Ländereien unter seine Freunde, nahm Freigelassene zu Bürgern auf, erhob schwere Steuern, und heirathete endlich die Tochter des von Vielen noch immer verehrten Hermokrates. Nunmehr glaubte er ohne Gefahr einen Feldzug gegen die Sikuler, welche früher die Partei der Karthager ergriffen hatten, unternehmen zu können; allein wider seine Erwartung empörten sich nochmals die bewaffneten Syrakusaner, und belagerten ihn so hart in seiner Burg, daß er nicht sowohl an die Herrschaft, als vielmehr daran denken mußte, wie er einem schmählichen Tode entgehen möge. Fast alle seine Freunde riethen zu heimlicher Flucht, nur Philistos, der Geschichtschreiber, behauptete: „er müsse ausharren und nicht die Tyrannei gleichsam im Sprunge aufgeben". Dennoch erschien es zuletzt als ein Gewinn, daß ihm die Syrakusaner mit fünf Schiffen freien Abzug gestatteten. Ohne Zeitverlust begab er sich zu den campanischen Söldnern, welche die Karthager zurückgelassen hatten, gewann und führte diese schnell gen Syrakus, wo die Bürger so nachlässig und sorglos geworden waren, daß jetzt ein Theil von ihnen geschreckt entfloh, ein anderer sich dem Tyrannen unterwarf. Vergeblich hofften jene Entflohenen auf Beistand von Ariston, welchen die Spartaner nach Beendigung des peloponnesischen Krieges abgesandt hatten, um die Freiheit in Sicilien zu befördern; denn dieser — war es eigene Verderbtheit, oder wollte seine Vaterstadt hier lieber Alleinherrschaft als Volksherrschaft gegründet sehen — verband sich mit Dionysius und verrieth die mißvergnüg-

1) Diod., XIII, 92.

ten Syrakusaner, nebst ihrem Anführer, dem Korinthier Nikotetes. Bald nachher, als der größte Theil der Einwohner außerhalb der Stadt und mit der Ernte beschäftigt war, ließ Dionysius ihnen die Waffen wegnehmen, und unterwarf sich allmählich durch List und Gewalt auch Katana, Naxos, Leontini und mehrere sicilische Städte. Hierüber erschreckt wollten ihn die Rheginer bekriegen, er gewann indeß einen Theil der Einwohner und durch diese die Bestätigung des Friedens; nicht weniger abgeneigt waren ihm die Lokrer, indem er aber eine Lokrerin heirathete, unterdrückte er leicht jene Stimmung.

Doch erschien dies Alles nur als Nebensache, nur als Vorbereitung, um der größeren Unternehmung, um des Krieges gegen Karthago willen; und hiezu, als zu einer echten Volksangelegenheit, waren alle Griechen bereitwillig. Selbst die Syrakusaner vergaßen ihres alten Haßes gegen Dionysius, der sich überdies sehr milde und herablassend zeigte, und persönlich an allen erforderlichen Arbeiten theilnahm. Zuvörderst ward Epipolä stark befestigt, damit im Fall eines Unglücks die Vertheidigung leicht sey; hierauf fertigte man mit rastloser Anstrengung Schiffe, Rüstungen, Helme, Schwerter, Kriegszeug, kurz man sorgte für Jegliches was zum Angriff erforderlich schien. Nunmehr kündigte Dionysius den Karthagern den Krieg an, wenn sie die hellenischen Städte nicht räumen würden, nahm ihre Waarenniederlagen in Beschlag und rückte in ihr Gebiet, gen Motya, dem Haupthandelsorte, welchen nur ein Damm mit dem festen Lande verband. Ueberall verfuhren die Hellenen grausam, und hielten diese Handlungsweise durch den früheren Vorgang der Karthager für gerechtfertigt. Diesen kam der Krieg zwar sehr ungelegen, da sie noch von jener schweren Pest erschöpft waren; doch ließen sie schnell in Europa Söldner werben, und sandten eine Flotte heimlich nach Syrakus, welche alle daselbst im Hafen zurückgelassenen Schiffe zerstörte, und dann unter Himilko mit hundert Schiffen gen Motya segelte (397—396 v. Chr.). Ungeachtet die Karthager hier den Griechen manchen Schaden zufügten, erschien es ihnen doch unmöglich etwas Entscheidendes vorzunehmen; denn des Dionysius Landheer war sehr stark, und seine auf der Rhede liegende Flotte ward vom Lande aus durch das Kriegszeug gedeckt. Himilko eilte deshalb nach Karthago zurück um Verstärkung zu holen, Dionysius aber benutzte dessen Abwesenheit und eroberte, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, die Stadt. Mord und Plünderung waren ohne Maß und Ziel, bis jener selbst ausrufen ließ, die Bewohner möchten sich zu den Altären flüchten. Die Halikyäer fielen jetzt von den Karthagern ab, und die Griechen verwüsteten deren Besitzungen zum größten Theil; nur die Ege=

staner, für welche alle einheimischen Verhältnisse ganz abgebrochen waren, blieben den Fremden getreu und brannten einen Theil des hellenischen Lagers nieder. Dionysius wollte sie dafür strafen, mußte aber nach Syrakus zurückeilen, weil Himilko mit großen Verstärkungen angelangt war und nicht allein Motya durch Ueberfall, sondern auch Messena mit dem trefflichen Hafen erobert, und alle Hülfe aus Italien und dem Peloponnesos abgeschnitten hatte. Selbst die Sikuler, weder der einen noch der anderen Partei aus ernsten Gründen anhangend, verließen jetzt den Dionysius, welcher aber keineswegs verzweifelte, sondern in Lacedämonien werben ließ und 60 Schiffe mit Sklaven besetzte. Himilko zog unterdessen mit dem Landheer, Mago segelte mit der Flotte nach Katana. Diesem folgte Leptines mit der griechischen Seemacht, ward aber geschlagen und verlor 100 Schiffe. Nun widerstand Katana nicht länger, siegreich umlagerten die Karthager Syrakus zu Lande, sperrten den Hafen mit ihren Schiffen, und plünderten nicht blos die Gegend, sondern auch die Tempel; aber von diesem Augenblick an verließ sie das Glück.

Während Dionysius abwesend war, um Lebensmittel herbeizuschaffen, gewannen die Syrakusaner mit geringer Macht unerwartet ein Seetreffen; da trat Theodoros, der Befehlshaber der Reiterei auf, und behauptete: „mit der Freiheit sey der Sieg stets verbunden, man solle deshalb Dionysius, den Frevler, den ungeschickten Feldherrn, absetzen und verbannen". Schon waren die Bürger dem Antrage geneigt, als Pharacidas, der mit 30 spartanischen Schiffen angelangt war, und von dem man irrig Begünstigung einer Volksverfassung erwartet hatte, erklärte: „er sey für Dionysius, gegen die Karthager abgesandt, und wolle und dürfe ihn nicht verlassen". Hiedurch wurden die Bürger geschreckt und die Söldner kühn; Dionysius rächte indessen das Vorhaben jener nach seiner Rückkunft nicht, sondern befestigte sein Ansehen bei dem großen Haufen durch Herablassung und Geschenke.

Gleichzeitig brach unter den Karthagern, wahrscheinlich erzeugt durch die große Hitze des Sommers, eine furchtbare Pest aus: alle ärztliche Hülfe blieb ohne Erfolg, Halsschmerzen, Rückenschmerzen, Durchlauf, Blasen auf der Haut, zeigten sich nacheinander, und in der größten Mattigkeit starben die Kranken gewöhnlich am sechsten Tage. Dionysius ließ die an Zahl, Muth und Kraft so sehr Verringerten nunmehr zu Wasser und zu Lande angreifen, sie wurden besiegt und ein großer Theil ihrer Flotte verbrannt. Alle größeren Plane aufgebend, unterhandelte Himilko jetzt mit Dionysius nur wegen des freien Abzugs. Dieser wünschte einerseits keineswegs den völligen Untergang der Karthager, damit ihm dies Mittel, die Syrakusaner in Furcht zu erhalten, nicht

verloren gehe; andererseits erschien es ihm weder räthlich noch bei der entgegenstehenden Gesinnung der Hellenen ausführbar, allen Karthagern und allen ihren Bundesgenossen freien Abzug zu bewilligen, deshalb erhielt nur Himilko gegen Zahlung von 300 Talenten die Erlaubniß, mit 40 Dreiruderen und den geborenen Karthagern heimlich zu entfliehen. Dagegen wurden die zurückgelassenen Bundesgenossen der Karthager getödtet, gefangen oder zerstreut. Die Sikuler retteten sich in die Mitte des Landes, die Iberer endlich nahm Dionysius in Sold. Aufgebracht über jene heimliche Flucht der Karthager und voller Freiheitshoffnung, empörten sich auch die übrigen Bundesgenossen derselben; aber aus Mangel an einem tüchtigen Anführer und an innerer Einigkeit unterlagen sie zuletzt der Macht dieses Staates.

Nicht geringere Unruhe verursachten die Söldner dem Dionysius: er mußte ihnen Leontini einräumen, und durfte nur allmählich die unsichersten entlassen, während er gleichzeitig neue und getreuere anwarb. Mit diesen griff er zum zweiten mal die Sikuler an, ward aber wiederum so geschlagen, daß Taurominium und Messana von ihm abfallen, und ein neues karthagisches Heer unter Mago, einem milden und verständigen Feldherrn, landen konnte. Doch suchte dieser vergeblich Messana zu gewinnen, denn die Einwohner wollten noch weniger den Karthagern als den Syrakusanern unterworfen seyn, und Dionysius und Agyris, der Beherrscher der Agyrinäer, widerstanden ihm auf eine so regelmäßige Weise, daß der ältere Friede bestätigt und von Seiten der Karthager dem Dionysius die Herrschaft über Taurominium und die Sikuler zugestanden wurde, sofern er sie nämlich zu behaupten vermöge (391 v. Chr.).

Nach Beseitigung dieser Gefahren aus Afrika gedachte Dionysius an Größeres: wie er nämlich alle Hellenen in Großgriechenland unterjochen, und so ein mächtiges Reich stiften möge. Aus dem alten Hellas hatte er keine Störung zu besorgen, es war die unruhig schwache Zeit kurz vor dem antalcidischen Frieden; die Römer hatten zwar durch Kamillus schon Veji gewonnen, allein ihr Einfluß erstreckte sich noch nicht bis zum unteren Italien, und die senonischen Gallier brachten sie um diese Zeit an den Rand des Verderbens. In Großgriechenland selbst blühten zwar viele Städte, aber keine hatte eine leitende Oberhand gewonnen, und der häufige Zwist gab dem Dionysius Hoffnung, er werde leicht auch seine Partei finden. Wenn indessen alle seine Unternehmungen gegen Karthago vorzugsweise daran scheiterten, daß die physische Grundlage seiner Macht in Sicilien im Vergleich mit der karthagischen zu klein war, so trat ihm hier, bei minderem Unterschiede der natürlichen Hülfsquellen, der ewige Haß

aller Hellenen wider jede Alleinherrschaft entgegen. Antworteten ihm doch die Rheginer, welche er zu ehren gedachte, indem er ein Mädchen aus ihrer Stadt zum Weibe begehrte, im rohen Volkstone: „ihm käme nur die Tochter des Büttels zu“. Vergeblich suchte er hierauf ihre Stadt durch einen Ueberfall zu erobern, und auch ein zweiter größerer Feldzug ward durch die Tapferkeit der Bewohner und durch einen Seesturm vereitelt.

Jetzt hoffte Dionysius aus einem Kriege der Lukaner gegen die Thurier und die übrigen Hellenen des unteren Italiens, nach beiderseitiger Schwächung, bald den größten Vortheil zu ziehen; allein auch diese Berechnung schlug fehl, denn zu seinem großen Verdrusse vermittelte Leptines, sein Flottenführer, den Frieden zwischen beiden Theilen, wodurch Dionysius genöthigt ward endlich ohne Rückhalt zu verfahren. Mit 20000 Fußgängern, 3000 Reitern, 40 langen und 200 Lastschiffen zog er nach Italien; die griechischen Städte wählten dagegen Kroton zum Haupt ihres Bundes, und Heloris, einen vertriebenen Syrakusaner, zum Feldherrn; ihr Heer bestand aus 25000 Fußgängern und 2000 Reitern. Mit diesem wollte Heloris Kaulonia entsetzen, welches Dionysius belagerte; weil er aber durch eine verkehrte Maßregel nicht gleichzeitig mit seiner ganzen Macht erschien, so schlug Dionysius eine Abtheilung nach der andern, und Heloris selbst ward getödtet; 10000 seiner Mannen retteten sich auf einen Hügel, wurden aber hier eingeschlossen und, bei gänzlichem Mangel an Wasser und Lebensmitteln, gezwungen sich zu ergeben. Alle fürchteten die grausamste Behandlung; aber des Dionysius Hang zu Willkür und Frevel überwältigte noch nicht alle staatsklugen Rücksichten, weshalb er die Gefangenen ohne Lösung in ihre Städte gehen ließ, und erlaubte daß diese nach eigenen Gesetzen verwaltet würden. Mehr als eine in diesem Augenblicke aus verschiedenen Ursachen ohnehin unmögliche Eroberung einzelner Städte erhöhte diese Milde seinen Ruhm, erwarb ihm Anhänger und ließ übersehen daß er die Einwohner von Hipponium und Kaulonia nach Syrakus versetzte und ihr Land den Lokrern einräumte, daß er die Rheginer zwang Geißeln zu stellen, 70 Schiffe auszuliefern und 300 Talente zu bezahlen. Nur Rhegium schien ihm noch immer nicht genug gedemüthigt. Deshalb verlangte er, und erhielt auch anfänglich Lebensmittel von den Bürgern, unter dem Versprechen, er werde sie zurückgeben; bald aber entdeckten diese seinen Plan sie zu schwächen und auszuhungern, und verweigerten mithin alle ferneren Ablieferungen. Dies gab dem Dionysius einen Vorwand: er griff die Stadt an, und belagerte sie mit aller Macht und Kunst, die ihm zu Gebote stand; aber elf Monate lang vertheidigten sich die Rheginer muthig unter Python's Anführung,

und nur die schrecklichste Hungersnoth, die nach dem Verzehren aller Thiere selbst zwang an den Mauern wachsendes Gras zu essen, vermochte sie zur Uebergabe. Wer sich nicht mit Gelde lösen konnte, ward als Sklave verkauft. Den Python aber ließ Dionysius an einem hohen Pfahle festgebunden ausstellen, und ihm dann verkünden, er habe seinen Sohn ersäufen lassen. „So ist er", antwortete jener, „um einen Tag glücklicher als sein Vater!" und erduldete nun Martern aller Art so standhaft, daß selbst des Tyrannen Soldaten Mitleid empfanden, obgleich man ihnen Python als den Urheber des Kriegs und alles Ungemachs bezeichnet hatte. Dionysius, hiedurch nicht milde, sondern nur besorglich gemacht, befahl endlich, ihn mit den Seinen ins Meer zu stürzen; Dichter sangen später viele Klagelieder über Python's unverdienten, grausamen Ausgang. [1])

Vor dem heiligen Kriege, und früher als die Frevel der Phocier eintraten, hegte Dionysius den Gedanken, den Tempel in Delphi zu plündern; er wollte sich zu diesem Zwecke, mit Hülfe der Illyrer, zum Herrn der Küste des adriatischen Meeres machen. Als jedoch dieser Plan mißlang, zog er, unter dem Vorwande Seeräuber zu strafen, gen Etrurien und plünderte den sehr reichen Tempel zu Agylla. Einer gleichen Willkür gegen hellenische Tempel ward noch Spott hinzugefügt: „der goldene Mantel des Zeus sey im Sommer zu schwer, im Winter zu kalt; dem Aesculap gebühre kein goldener Bart, da sein Vater unbärtig dargestellt werde; die silbernen Altäre, den guten Göttern geweiht, müsse man hinwegnehmen, um von ihrer Güte Gebrauch zu machen", u. s. w. [2]) Es war eine Zeit, der vergleichbar, wo geistliche Güter zu kriegerischen Zwecken eingezogen wurden; denn aus dem Ertrage dieser und anderer Beute befestigte und verschönerte Dionysius die Stadt Syrakus, vermehrte sein Heer, und begann einen neuen Krieg mit den Karthagern. Zweimal wurden diese geschlagen, und der Tyrann wollte ihnen nur den Frieden bewilligen, wenn sie Sicilien ganz verließen und die Kriegskosten bezahlten. Gern schienen sie hierauf einzugehen, sodaß die Hellenen sorglos wurden und übermüthig der Karthager spotteten, bis diese, mittlerweile sorgfältig eingeübt, einen vollständigen Sieg gewannen und im Frieden, außer 1000 Talenten baaren Geldes, zu ihren alten Besitzungen noch Selinunt und einen Theil des Gebietes von Agrigent erhielten (383 v. Chr.). Wahrscheinlich hätten sie sich damit nicht

---

1) 387 v. Chr., Zeit des antalcidischen Friedens und der Einnahme Roms durch die Gallier.

2) Cic. de nat. Deor., III, 34; Aelian. var. hist., 1, 20; Val. Max., I, 1, 3.

begnügt, wären nicht zwei Uebel eingetreten, welche ihre Macht so oft an den Rand des Verderbens brachten, und deren sie nie durch hinreichende polizeiliche und staatsrechtliche Gesetze Herr geworden sind: ansteckende Krankheiten nämlich, und Aufruhr ihrer Unterthanen und Söldner. Dionysius hoffte bei dieser Lage durch einen neuen Krieg zu gewinnen; die Karthager hatten sich indessen schneller ermannt als er glaubte, und vor entscheidenden Ereignissen übereilte ihn der Tod [1]); der Sage nach, weil er aus Freude über einen in Athen bei Aufführung eines Trauerspiels erhaltenen Preis zu viel getrunken und sich hiedurch ein Fieber zugezogen hatte. [2])

Diese Erzählung ist nicht ganz unwahrscheinlich: denn bei der sonderbarsten Mischung der verschiedenartigsten Eigenschaften hatte Dionysius auch ein solche Dichterwuth, daß sie sich geschichtlich nur etwa mit Nero's Musikwuth vergleichen läßt. Als sein Viergespann in Olympia verunglückt war, als die Hellenen dort seine Gedichte ausgepfiffen hatten, gerieth er angeblich vor Schmerz fast in Wahnsinn, und ließ Viele hinrichten und verbannen. Kaum konnten ihn Schmeichler trösten und beruhigen; der Dichter Philoxenos dagegen, welcher an seinen Gedichten etwas tadelte, entging den härtesten Strafen nur durch das zweideutige Lob: „die elegischen Gedichte des Dionysius wären traurig". Gewiß übertrieben Schmeichler jenes Lob, gewiß richtete sich aber auch mancher Tadel mehr gegen die Person des tyrannisirenden Alleinherrschers, als gegen seine Gedichte. Dieser Umstand und die sich daran reihende Besorgniß steigerten ohne Zweifel Zorn und Schmerz des Dionysius.

Aber nicht blos Dichter, auch Philosophen wollte er um sich versammeln, und Platon, der auf seinen Reisen nach Syrakus kam, stand eine Zeit lang bei ihm in hoher Gunst. Als der Weise aber unter allgemeinem Beifalle der Zuhörer bewies: daß kein Tyrann tapfer, kein Ungerechter glücklich seyn könne, ward Dionysius unwillig und fragte: „weshalb er eigentlich nach Sicilien gekommen sey?" — „Um einen rechtschaffenen Mann aufzusuchen!" erwiederte Platon; und jener rief aus: „Bei den Göttern, du meinst also noch keinen gefunden zu haben?" — Platon's Freunde fürchteten weitere Ausbrüche des Zorns, und brachten ihn auf das Schiff des Spartaners Pollis, um nach Hellas hinüberzusegeln; Dionysius aber soll diesen bewogen haben, den Platon in Aegina als Sklaven zu verkaufen: „denn" fügte er spottend hinzu, „als ein gerechter Mann wird er deßungeachtet glücklich seyn." [3])

---

1) 368 Jahre v. Chr., drei Jahre nach der Schlacht bei Leuktra.
2) Plin. hist. nat., VII, 53; Diod., XV, 74.
3) Diog. Laert. Archytas, c. 2; Plat., c. 14.

Milde und Grausamkeit, Zutrauen und Argwohn, rastlose Thätigkeit und Schwelgerei, Geistesgegenwart und Uebereilung, Feldherrngröße und Ungeschick wechselten auf eine kaum begreifliche Weise in dem Leben des Dionysius; doch trat während der letzten Zeit seiner achtunddreißigjährigen Regierung die harte Seite seiner Natur vorzugsweise heraus. Mit der Willkür gegen Andere wuchs die ängstliche Sorge für sich selbst: er ließ sich den Bart nicht abscheren, sondern von seinen Töchtern absengen [1]); jeder, der zu ihm wollte, mußte sich erst umziehen, und dadurch beweisen daß er keine Waffen versteckt habe; ja Dionysius ließ jemanden hinrichten, dem einst träumte, er stelle ihm nach, weil dieser wahrscheinlich wachend feindselige Plane entworfen habe.

Von seiner ersten Gemahlin, der Tochter des Hermokrates, hatte Dionysius keine Kinder, und jene tödtete sich selbst, als sie von den Syrakusanern, nach dem Unglücke ihres Mannes bei Gela, schändlich war mißhandelt worden. Dionysius heirathete hierauf zwei Frauen zu gleicher Zeit, die Lokrerin Doris, und Aristomache, die Tochter des syrakusanischen Feldherrn Hipparinus. Die erste gebar ihm mehrere Kinder, unter anderen Dionysius II.; Aristomache dagegen blieb anfangs unfruchtbar, sodaß der Tyrann behauptete, sie sey von der Mutter der Doris bezaubert, und diese deshalb hinrichten ließ. Später bekam Aristomache aber noch zwei Söhne und zwei Töchter; die eine der letzten heirathete ihren Halbbruder Dionysius II.; die andere, Arete, zuerst Thearides, den Bruder ihres Vaters, dann Dion, den Bruder ihrer Mutter, den Sohn des Hipparinus.

Dion, von Natur voll herrlicher Anlagen, war schon in Gefahr durch den Aufenthalt an dem Hofe des Dionysius leiblich und geistig Schaden zu leiden, als Platon ihn nicht vorübergehend reizte, wie den Tyrannen, sondern fürs ganz Leben seiner Lehre und der wahren Weltweisheit gewann. Nur die attische Milde und die Grazien wollten nicht einheimisch bei ihm werden: seine Einfachheit war nicht ohne alle Einseitigkeit, in seine edle Freimüthigkeit schien sich Stolz zu mischen, und die großartige Behandlung der öffentlichen Geschäfte ward oft als beleidigte Härte aufgenommen. Daher schrieb ihm Platon: „er möge nicht der Einsamkeit zu sehr leben, welche ein ungeselliges, rauhes, stolzes Wesen zu erzeugen pflege".

Der ältere Dionysius schätzte seinen Schwiegersohn, trotz mancher über ihn ausgesprochenen harten Worte; der jüngere dagegen war jetzt besorgt, Dion möge für seine Neffen, der Aristomache Kinder, und gegen ihn wirken. Auch trat Dion in der ersten

1) Cic. Tuscul., V, 20.

berathenden Versammlung mit einer solchen Sicherheit und Festigkeit auf, daß die Hofschranzen einsahen, er werde nie ihre Straße wandeln. Deshalb nannten sie seine von allen Lüsten entfernte Lebensweise Anmaßung, und erklärten: sein Anerbieten, mit Karthago den Frieden zu vermitteln, oder für den Krieg funfzig gerüstete Schiffe zu unterhalten, zeige den Willen und das Vermögen, dem Dionysius die Herrschaft zu entreißen. — Dieser Vorwurf war aber ungerecht, denn Dion's Plan ging nur dahin, seinen Schwager zu einem tüchtigen Herrscher zu bilden. Auch fehlten dem jüngern Dionysius von Natur keineswegs gute Anlagen; seine Erziehung hingegen war ganz verabsäumt, und der Mangel an Beschäftigung und Anstrengung machte ihn gleichgültig und nachlässig. Unter dem Vorwande, er müsse an die Stelle der strengen Herrschaft seines Vaters eine milde Regierung setzen, verführten ihn schlechte Freunde zu Trinkgelagen, Völlerei, frecher Hurerei und schlechten Zerstreuungen jeder Art [1]); sodaß niemand ihn mehr fürchtete oder achtete, und die öffentlichen Angelegenheiten in arge Verwirrung geriethen. Dion stellte ihm deshalb ernstlich vor: „eine milde Regierung sey auf ganz andere Weise möglich und heilsam; aus der Selbstbeherrschung folge erst die Fähigkeit Andere zu beherrschen, und die Beschäftigung mit der Philosophie erzeuge jene Selbstbeherrschung".

Hierauf beschloß Dionysius — bewogen durch Dion's Zureden, durch eigene Neugier und durch das Beispiel seines Vaters — Platon nach Sicilien zu berufen; und dieser nahm den Antrag an, weil er zeigen wollte daß seine Weisheit nicht in leeren Worten bestehe, weil er hoffte den Tyrannen zu gewinnen, und dadurch ganz Sicilien von unzähligen Uebeln zu befreien. Mit Pracht und Ehrenbezeigungen aller Art ward Platon empfangen [2]), Dionysius lenkte selbst bei dem Einzuge den mit weißen Rossen bespannten Wagen des Philosophen, überall beobachtete man jetzt Sitte und Ordnung, und die Bürger rechneten auf dauerndes Glück, weil Dionysius nur für sie und die Wissenschaften zu leben schien. Hierüber erschraken aber die Höflinge, die Genußsüchtigen, und die nur um der Tyrannei willen nothwendigen Söldner und Diener; sie stellten, nach kurzer, aus Schmeichelei erheuchelter

---

1) Athenäus' Nachrichten (VI, 250) über die bestialische Niederträchtigkeit der Schmeichler, welche Dionysius' Speichel leckten u. s. w., halten wir für übertrieben; aber freilich war es arg genug. Vgl. Athen., X, 438. Grausamkeiten der verdammlichsten Art ließen sich die Lockrer gegen die unschuldige Familie des Dionysius zu Schulden kommen. Strabo, VI, 259; Aelian., VI, 12.

2) Aelian. var. hist., IV, 18.

Begeisterung für die Philosophie [1]), den Geschichtschreiber Philistus (einen Mann von Anlagen und eifrigen Vertheidiger unbeschränkter Alleinherrschaft) an ihre Spitze [2]), und griffen, Platon zur Seite lassend, den Dion erst heimlich, dann öffentlich an. Er habe einen Sophisten aus Atttika verschrieben, damit er Dionysius bethöre und ausführe, was dem ganzen atheniscen Volke mißlungen sey. Die Landmacht, die Seemacht solle Dionysius hingeben, gleichsam der Herrschaft entlaufen, in der Akademie ein geheim gehaltenes höchstes Gut suchen und durch die Meßkunst glücklich werden, „damit Reichthum, Herrschaft, Wohlleben dann auf Dion und dessen Neffen übergehe". [3]) — Nie war es, wie gesagt, Dion's Absicht, den Dionysius zu stürzen und an seiner Stelle willkürlich zu herrschen; wohl aber wollte er ihn, wenn Lehren und Gründe keine Besserung bewirkten, zu einem löblichen Benehmen zwingen, oder eine Verfassung begründen, welche mit den Wünschen und den Ansichten der platonischen Schule übereinstimme. So edel auch die Absichten und Zwecke Platon's und Dion's waren, täuschten sie sich doch über die Persönlichkeit des Dionysius, und behandelten ihn unpraktisch mehr wie einen Schüler, der da gehorchen, lernen und sich bessern müsse, als wie einen Herrscher, der zu schonen und milde zu lenken sey, damit man nicht allen Einfluß verliere.

Außerdem unterhielt Dion mit den Karthagern Verbindungen, welche dem Dionysius als so höchst gefährlich dargestellt wurden, daß er glaubte nicht länger zögern zu dürfen: er ließ jenen, etwa vier Monate nach Platon's Ankunft, in einem Schiffe nach Hellas übersetzen, nicht wie er behauptete aus Haß, sondern zu ihrem beiderseitigen Heile und zur Vertilgung alles unangenehmen Argwohns. Hierüber entstand jedoch im Volke und in der Familie des Dionysius eine solche Unruhe und eine solche Betrübniß, daß dieser vorgab: „er habe seinen Schwager nur einstweilen verschickt, und denke nicht daran, ihm sein großes Vermögen vorzuenthalten". Gern wäre Platon seinem Freunde gefolgt [4]), aber er durfte nicht; denn der launenhafte Dionysius faßte jetzt eine solche Liebe zu ihm, daß er in lächerlicher Eifersucht verlangte: „auch Platon solle nur ihn verehren, ihn dem Dion vorziehen, und dann die Herrschaft seiner eigenen Ueberzeugung gemäß einrichten". Nach manchen, dem Philosophen gleich lästigen Zänkereien und Versöhnungen entließ ihn endlich Dionysius beim Aus-

1) Plutarch, Schmeichler und Freund.
2) Cic. de divin., I, 20.
3) Plat. ep., VII, 335; Plin. hist. nat., VII, 30.
4) Plat. ep., VII, 327, 339.

bruch eines Krieges, mit dem Versprechen: er wolle im nächsten Sommer ihn und Dion zurückberufen. Dieser lebte unterdessen in Hellas der Philosophie, und ward so geehrt, daß ihm Dionysius, hierüber zürnend, die Einkünfte seiner Güter vorenthielt.

Bald nach der Entfernung Platon's gewahrte der Tyrann, daß er ohne solchen Beistand im Streiten mit seinen Gelehrten nicht fortkommen könne; von neuem ergriff ihn eine so ausschweifende Sehnsucht nach Platon's Lehre, daß er Alles in Bewegung setzte, um ihn zu einer dritten Reise nach Sicilien zu bewegen. Erst als der Pythagoräer Archytas sich für seine Sicherheit verbürgte, als Dion's Weib und seine Schwester baten, als Dionysius versicherte, vor Platon's Ankunft könne von Dion's Zurückberufung nicht die Rede seyn, entschloß sich der Weise, hauptsächlich um Dion's seines Freundes willen, zu dem neuen gewagten Versuche. Allein auch dieser Versuch begann und endete wie die vorigen: nach einer kurzen Gunst und einigen Geschenken wäre (ohne des Archytas Dazwischenkunft, und wenn Dionysius dem Antriebe der Feinde Platon's Gehör gegeben hätte), wohl die persönliche Sicherheit desselben gefährdet worden; und auf die Zurückberufung Dion's ließ sich Dionysius so wenig ein, daß er vielmehr dessen Frau an Timokrates vermählte und seine Güter einzog.

Nunmehr hielt Dion eine Aussöhnung für unmöglich, und dachte auf gewaltsame Vertreibung des Tyrannen. Aber so wohlbegründet schien dessen Macht, daß selbst viele Vertriebene sich nicht jenem zugesellen wollten, und nur die Platoniker ihn in der Hoffnung rastlos unterstützten, daß er eine Verfassung, den Lehren ihrer Schule gemäß, gründen werde. Mit zwei Schiffen und etwa 800 Mann segelte Dion von Zakynthos ab, gegen Dionysius, der 400 Schiffe, 100000 Fußgänger, 10000 Reiter, Festungen und Lebensmittel, und Kriegsvorräthe und Bundesgenossen besaß; aber der Freiheitsruf, die größeren Anlagen, Charakter und Tugend waren für Dion! Nach einem gefährlichen Sturme landete er bei Minoa, und fand an dem karthagischen Befehlshaber einen Freund; bald nachher traten Agrigent, Gela, Kamarina und andere Städte auf seine Seite, und mit einem schnell und unerwartet auf 20000 Mann verstärkten Heere zog er nach Syrakus. Dionysius war im adriatischen Meere abwesend, und die Eilboten, welche man ihm sandte, kamen zu spät; denn die Syrakusaner gingen ohne Verzug und in so großer Zahl zu Dion über, daß Timokrates, der seiner Gattin aufgezwungene Mann und einstweiliger Befehlsaber des Tyrannen, eiligst entfloh.

Dion zog unbehindert (357 Jahre v. Chr., zwei Jahre nach der Thronbesteigung Philipp's von Macedonien) als Erretter in Syrakus ein. Sieben Tage darauf erschien Dionysius mit einer Flotte vor der Stadt, begann Unterhandlungen, und bot Erleichterung der Steuern und des Kriegsdienstes; Dion dagegen verlangte, er solle die Herrschaft unbedingt niederlegen. Auf des Tyrannen Bitte wurden jetzt angesehene Bürger zu weiteren Einleitungen in die noch von ihm besetzte Burg geschickt, hier aber, ungeachtet des Waffenstillstandes, gefangen genommen und die Stadt plötzlich angegriffen. Nur durch Dion's persönlichen Muth siegten die Syrakusaner in dem äußerst hartnäckigen Kampfe, und ernannten ihn dankbar zum allgemeinen und obersten Feldherrn. Nunmehr versuchte Dionysius, ob List ihm erwerben könne, was der Gewalt mißlungen war. Er schrieb an Dion (in der richtigen Voraussetzung, daß dieser den Inhalt des Briefes den Bürgern mittheilen werde und mittheilen müsse): „längere Feindschaft werde er an Dion's Weibe und an seinem Sohne rächen, es sey thöricht daß er für Leute wirke, die es ihm nicht dankten, vielmehr solle er wie sonst der Tyrannei anhangen, sie für sich begründen oder seinen nächsten Verwandten erhalten". Dieser Brief verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht, sondern erregte gegen Dion Argwohn, welchen Herakleides zu benutzen wußte.

Dieser Mann, früher zu Syrakus in angesehenen Würden, dann vertrieben, kehrte um diese Zeit mit Hülfsmannschaft aus dem Peloponnesos zurück. Sein Ehrgeiz und sein Leichtsinn waren so groß als seine Anlagen, und er wußte gewandt dem großen Haufen zu schmeicheln, welcher vor Begründung eines Freistaats sich schon den Fehlern dieser Verfassung hingab. Gegen das dem Dion ertheilte Versprechen ernannten ihn die Syrakusaner zum Flottenführer; jener widersprach, der Schluß ward vernichtet, dann aber wiederhergestellt, nachdem Dion dem Herakleides seine unzeitigen Parteiungen und Ränke verwiesen hatte. Verschlagen gehorsamte Herakleides jetzt öffentlich auf alle Weise seinem mächtigeren Gegner, heimlich aber suchte er im Volke wider ihn zu wirken. Wollte jener dem Tyrannen freien Abzug bewilligen, so hieß er sein Freund; wollte er die Belagerung fortsetzen, so geschah es, um länger den Oberbefehl zu behalten. Endlich trat Sosis, ein Syrakusaner von schlechten Sitten, öffentlich auf und äußerte: „statt eines thörichten trunkenen Tyrannen, hätten sich die Syrakusaner einen besonnenen, nüchternen Gebieter gegeben"; er behauptete von den Söldnern Dion's schwer verwundet zu seyn. Als aber entdeckt ward, daß er sich selbst absichtlich verwundet hatte, erschlugen ihn die zornigen Syrakusaner und söhnten sich mit Dion aus. Hiezu kam, daß Herakleides anfänglich zwar die feind-

liche Flotte besiegte [1]), dann aber den Dionysius, ohne ihn zu bemerken, aus der Burg entkommen ließ, und darüber in einen Verdacht der Treulosigkeit gerieth; welchen abzuwenden er (gegen Dion's Ansicht) eine gleiche Vertheilung der Ländereien, Entlassung der Söldner und eine Wahl anderer Feldherren vorschlug. Und so eifrig gingen die in neuer Freiheit zügellosen Syrakusaner auf diese Vorschläge ein, daß Dion mit den nicht bezahlten Söldnern die Stadt verließ, die ihn verfolgenden Bürger aber nachdrücklich zurückschlug. Die verblendeten Syrakusaner verklagten jetzt sogar ihren Erretter in Leontini, aber alle Bundesgenossen sprachen ihn frei von jeder Beschuldigung.

Auf so irrigem Wege fortschreitend, wurden die Syrakusaner nunmehr von Tag zu Tag nachlässiger und übermüthiger, ergaben sich Trinkgelagen und Schmausereien, wähnten, Alles sey bereits gethan, und vergaßen daß die Burg noch nicht erobert, vielmehr durch Dionysius (welcher sich heimlich mit seinen Schätzen nach Italien geflüchtet hatte) von Lokri aus neu besetzt und mit Lebensmitteln versorgt war. Unerwartet, als in der Nacht die Wachen trunken waren und schliefen, brach Nypsios, der Befehlshaber der Burg, mit den Söldnern in die Stadt ein, und begann zu tödten und zu verheeren; Alle waren rathlos, und immer lauter ward das Geschrei um Dion's Zurückberufung. Eilboten gingen an ihn ab, und er, um der Noth seiner Vaterstadt willen alle früheren Beleidigungen vergessend, eilte zur Hülfe herbei. Mittlerweile hatte sich aber Nypsios zurückgezogen, Dion's Gegner besetzten eiligst die Thore wieder und verweigerten ihm den Einzug. Da brach Nypsios von neuem aus der Burg hervor, ärger noch ward das Morden als das erste mal, und in allen Theilen der Stadt verbreitete sich eine schreckliche Feuersbrunst. Nur durch den Beistand des endlich aufgenommenen Dion warf man die Feinde in die Burg zurück, und löschte allmählich den Brand. Von allen Volksführern entfloh allein Herakleides jetzt nicht aus Syrakus, sondern vertraute der Großmuth Dion's; und dieser verzieh ihm, gegen den Rath seiner Freunde, um zu beweisen daß er nicht blos an Macht und Einsicht überlegen sey, sondern auch in der Akademie Zorn und Rachsucht (welche sich stets auf innere Schwäche gründen) zu beherrschen gelernt habe. Selbst die Würde des Flottenführers verblieb dem Herakleides. Als aber Dion beharrlich jeder Vertheilung des Grundvermögens widersprach, begann jener Undankbare von neuem heimliche Meutereien, und suchte sich so-

1) Weshalb ihr Führer Philistus, der beharrliche Vertheidiger der Alleinherrschaft, sich selbst umbrachte.

gar, obwohl vergeblich, der Stadt zu bemächtigen, während Dion gegen die Söldner des Tyrannen im Felde stand. Gaesylos, ein Spartaner, vermittelte indessen nochmals eine Aussöhnung, und Herakleides versprach mit den feierlichsten Eiden Treue und Ergebenheit.

Um dieselbe Zeit übergab Apollokrates, des Dionysius Sohn (weil er sah, daß auf Hülfe und Entsatz nicht zu rechnen war), die Burg, zur unbeschreiblichen Freude der Syrakusaner, und erhielt freien Abzug. Aristomache, Dion's Schwester, sein Sohn und Arete, seine Gemahlin, gingen ihm von der Burg hinab entgegen, erfreut über den Wechsel des Geschicks; die letzte aber doch auch tief betrübt, daß sie von dem Tyrannen gezwungen worden, eine Zeit lang mit einem Anderen zu leben. Dion empfing Alle mit Thränen der Freude und der Wehmuth, lebte von jetzt an höchst einfach, und sorgte nur daß den Freunden und Bundesgenossen Ehre und Belohnungen zu Theil wurden. Dies erhöhte seinen Ruhm; aber der strenge Ernst seines Wesens, das unwandelbare Bemühen, die Syrakusaner von Willkür und Weichlichkeit abzuziehen, und ihnen statt der wilden Volksherrschaft (in welcher die stete Gefahr des Einbruchs der Tyrannei lag) eine echte und gemäßigte Verfassung zu geben, ja sie unter seiner fortdauernden Oberleitung wohl aufzuzwingen, erweckte ihm viele Gegner, an deren Spitze sich wieder Herakleides stellte und ihn auf mehrfache Weise anklagte. Da sah endlich Dion ein, daß die Kraft wissenschaftlicher Beweise nicht hinreiche, Platon's unpraktische Staatslehre in einer Welt voller Leidenschaften und Begierden zur Wirklichkeit zu bringen; daß seine und des Herakleides Ansichten und Plane ewig unverträglich bleiben müßten; daß keine milde Lösung oder Versöhnung möglich sey: er verstattete seinen Freunden, den alles Gute untergrabenden Gegner zu tödten.

Die Syrakusaner erschraken zwar hierüber, doch schwiegen sie und unternahmen Nichts gegen Dion. Aber dieser genoß nicht lange ungetrübt die Freude, nach seinem Sinn auf das Volk zu wirken: zuerst nämlich stürzte sich sein Sohn vom Dache eines Hauses zu Tode, vielleicht weil er nach langer Verwöhnung sich unfähig fühlte, dem Verlangen des Vaters gemäß zu leben; dann zeigte sich das Volk ungeduldig, weil der nicht unbegründete Schein entstand, es liege Dion mehr daran, sich im Besitz willkürlich entscheidender Macht zu erhalten, als eine wahrhaft freie Verfassung zu begründen; endlich ward Kalippos, der Athener, Dion's vieljähriger Hausfreund und Waffenbruder, den alten Tugenden untreu und aus Ehrgeiz zum Verräther. Es fanden sich Anzeigen seines Beginnens; allein im Anfange täuschte

er Dion durch den Vorwand, er stelle sich ihm nur feindlich [1]), um das Vertrauen seiner wirklichen Feinde zu gewinnen; dann mochte Dion, besser belehrt, nicht Gewaltsames unternehmen (weil ihn des Herakleides Tod noch immer bekümmerte), sondern erklärte: „er wolle lieber sterben als leben, wenn er genöthigt seyn sollte, sich vor Freunden wie vor Feinden zu hüten". Diese großherzige Gesinnung ward die Ursache seines Todes; denn es gelang dem Kalippos, ihn in seiner Wohnung durch zakynthische Söldner (354 Jahre v. Chr.) ermorden zu lassen. Aber nur kurze Zeit beherrschte jener Syrakus, dann verjagten ihn die Bürger, und bei Rhegium tödteten ihn die Söldner, der Sage nach mit demselben Dolche, unter welchem Dion gefallen war.

Diesen zerrütteten Zustand von Syrakus benutzte Hipparinus, der Stiefbruder des jüngeren Dionysius, und bemächtigte sich der Burg; ward indessen schon im zweiten Jahre seiner unsicheren Regierung, mitten in seinen gewöhnlichen Schwelgereien erschlagen. Ebenso unwürdig zeigte sich Nypsios oder Nysäus, ein anderer, den schändlichsten Lastern ergebener Halbbruder des Dionysius. [2]) In der Stadt dauerte hierauf Soldatenparteiung, Unglück und Willkür jeder Art fort, ja über ganz Sicilien schien Alter und Auflösung einzubrechen, da bemächtigte sich Dionysius, welcher sich bisher zu Lokri aufgehalten hatte, im zehnten Jahre seiner Verbannung, mit einem Haufen Söldner nochmals der Stadt, 346 Jahre v. Chr., um die Zeit der Beendigung des heiligen Krieges. Vielen war er fast willkommen, damit nur Ruhe und ein bestimmter Zustand wiederkehre; anderen Freiheitslustigeren fehlte die nöthige Einigkeit und ein tüchtiger Anführer, mithin konnte man nicht vermuthen daß ein zweiter Versuch, den Dionysius zu vertreiben, je wieder gemacht werden möchte. Dennoch gelang er unter den schwierigsten Verhältnissen.

Athens und Spartas Reichthum an großen Männern erhebt diese Staaten zu den Brennpunkten der hellenischen Geschichte, Theben erlangte durch Epaminondas auf kurze Zeit den höchsten Ruhm; jetzt, zur Zeit der unabwendbar herannahenden Alleinherrschaft, erzeugte Korinth den größten Republikaner des Alterthums. T i m o l e o n war der Sohn des Timodemos und der Demariste, schon in der Jugend milde, besonnen und klug, tapfer und kräftig noch im Alter. In einer Schlacht gegen die Kleonäer drang sein Bruder Timophanes unter die Feinde, stürzte

---

1) Plut. Apophth., VI, 674.

2) Athen., X, 436; XI, 509. Nach Plutarch (Timoleon I.) vertrieb Dionysius den Nysäus.

vom Pferde und ward von allen Begleitern verlassen; nur Timoleon eilte herzu, als er die dringende Gefahr sah, erhielt viele Wunden, rettete aber endlich des Bruders Leben fast mit Aufopferung des eigenen. Später ernannte man den Timophanes, als einen tapferen Mann, zum Anführer der neuangenommenen Söldner; einer solchen Versuchung widerstand er nicht, sondern erlag der Heftigkeit seiner Gemüthsart und seinem Ehrgeize, herrschte unumschränkt und ließ sogar Bürger widerrechtlich tödten. Mehreremal redete ihm Timoleon zu, er möge seine Herrschsucht unterdrücken und das verübte Unrecht wieder gut machen; aber alle diese milderen Versuche blieben ohne Erfolg. Deshalb ging er endlich mit zwei Freunden zu ihm, und als auch jetzt die dringendsten Vorstellungen nicht Besserung, sondern nur Spott und Zorn bewirkten, trat Timoleon weinend zurück, und die beiden Anderen tödteten, der Verabredung gemäß, den Timophanes. Viele priesen, Andere tadelten Timoleon's Verfahren; ja seine Mutter fluchte ihm im höchsten Schmerze, und verschloß ihm die Thür. Hierüber ward er schwermüthig, floh die Stadt und öffentliche Aemter, und lebte einsam auf einem entfernten Landgute. Plutarch, dessen Erzählung hier übrigens in manchen Punkten von der des Diodor abweicht, tadelt diese Reue als wankelmüthig und den Werth jeder tüchtigen That vernichtend; uns dagegen erscheint Timoleon deshalb nur um so liebenswürdiger und menschlicher, und die Größe seiner nachfolgenden Thaten beweiset hinreichend die Festigkeit seines Willens und die Hoheit seines Gemüths.

Es langten nämlich in Korinth Boten der Syrakusaner an, welche über die Tyrannei des Dionysius und über die Gefahr klagten, welche ihnen von Seiten der Karthager drohe; denn die zerrütteten Verhältnisse Siciliens waren diesen so günstig erschienen, daß sie ein großes Heer zur völligen Unterjochung der Insel ausgesandt hatten. Die Korinther versprachen Hülfe, und ernannten den Timoleon zum Anführer. „Wenn du", sagte ihm Telekleides, „dies Unternehmen herrlich hinausführst, so bist du ein Tyrannenmörder gewesen, sonst aber ein Brudermörder."

Hiketas, der Beherrscher von Leontini, ein geborener Syrakusaner, zu dem viele der Besseren und Angeseheneren sich aus Furcht vor Dionysius gewandt hatten — weil er, obgleich nicht durchaus vortrefflich, doch tüchtig zum Parteihaupt war —, schickte indessen Schreiben nach Korinth, des Inhalts: „daß die Hülfe nicht nöthig sey, weil er sich bereits mit den Karthagern gegen Dionysius verbunden habe, und daß sie Sicilien auch nicht einmal erreichen könnten, weil jene das Meer bewachten". Dies schien aber nur auf einen Wechsel der Tyrannei und auf Bar=

barenherrschaft hinauszugehen, weshalb man in Korinth doppelt mit den Vorbereitungen eilte. Auch ergaben sich von allen Seiten günstige Anzeichen: die Priesterinnen träumten z. B., daß Proserpina und Ceres an dem Zuge nach Sililien theilnehmen wollten, weshalb man sogleich ein Schiff ausrüstete, welches ihren Namen trug; und noch bedeutender erschien es, daß dem Timoleon in Delphi eine Siegesbinde auf das Haupt fiel. — Mit sieben korinthischen, zwei korcyräischen und einem leukadischen Schiffe segelte dieser ab. Ein Himmelszeichen, einer Fackel ähnlich, bewegte sich in der Nacht vor den Schiffen, und verschwand in der Gegend von Sicilien; auch dies galt für ein neues günstiges Zeichen jener Göttinnen. — Erst bei Rhegium stieß man auf zwanzig karthagische Wachtschiffe, und fand Botschaft von Hiketas: „er habe den Dionysius geschlagen, der Krieg sey so gut als beendet, kein Grund vorhanden, nach Sicilien zu segeln und die Karthager zu reizen; nur Timoleon möge allein kommen und am Ruhme und am Siege theilnehmen". Dieser sagte den karthagischen Heerführern: „um sich zu überzeugen und gegen Vorwürfe zu sichern, müsse er wünschen, daß die Verhältnisse und die Gründe für und gegen den Zug nach Sicilien einer hellenischen Stadt zur Mitberathung und Entscheidung vorgelegt würden". Die Heerführer willigten ein; während man aber zu jenem Zwecke eine Versammlung in Rhegium berief und absichtlich lange Reden in Gegenwart der Karthager hielt, lichteten die hellenischen Schiffe die Anker; auch Timoleon schlich sich davon, und glücklich landeten Alle ohne Hinderniß bei Taurominium, wo Andromachos, der Vater des Geschichtschreibers Timäos, gerecht herrschte. Vergeblich zürnten die Karthager, als sie sahen daß sie getäuscht waren, ja die Rheginer behaupteten spöttisch noch obendrein, sie müßten als Phönizier an solcher List Gefallen finden; vergeblich bedrohten jene den Andromachos, er blieb beharrlich auf Timoleon's Seite.

In Sicilien aber lagen die Verhältnisse also [1]):

Dionysius ward in der Burg von Syrakus belagert; Hiketas besaß die Stadt; die Karthager, ihm verbündet, deckten den Hafen, und Timoleon endlich befand sich mit etwa tausend Mann in einem Winkel Siciliens und litt selbst am Nothwendigen Mangel. Seine Anträge wurden von den meisten Städten zurückgewiesen, denn diese waren mißtrauisch geworden, weil Kalippos, der Athener, und Pharakos, der Lacedämonier, unter dem Vorwande die Freiheit zu bringen, desto härtere Tyrannei begründet hatten; nur in Adranum, einer kleinen Stadt, rief die

1) 345 v. Chr.

eine Hälfte der Bürger den Hiketas und die Karthager, die andere Hälfte den Timoleon herbei. Jener zog mit 5000, dieser mit 1200 Mann nach jenem Orte, und beide kamen fast zu gleicher Zeit daselbst an. Hiketas ward aber überfallen, in die Flucht geschlagen und sein Lager erobert; worauf mehrere Städte zu Timoleon übertraten, Mamerkos, der Beherrscher von Katana, mit ihm ein Bündniß schloß, und die Korinther neue Hülfsmannschaft sandten.

Mittlerweile hatten die Mannen des Hiketas den Dionysius in der Burg von Syrakus so bedrängt, daß er verzweifelte, länger widerstehen zu können; und weil er nun jenen haßte und verachtete, so begann er lieber Unterhandlungen mit Timoleon. Der Abrede gemäß drangen korinthische Soldaten heimlich in die Burg, und Dionysius ergab sich mit großen Schätzen, 70000 Rüstungen und 2000 Soldaten. So unerwartet schnell ward der mächtigste Herrscher unter den Hellenen bezwungen; man sandte ihn als Gefangenen nach Korinth. Hier trieb er sich in Garküchen, Salbenbuden und gemeinen Schenkhäusern umher, liebäugelte mit Huren, lehrte den Sängerinnen Melodien, und zankte sich über deren Vorzüge.[1]) Einige meinten, dies sey sein eigenstes Wesen; Andere dagegen, er verstelle sich, um desto sicherer zu leben und keinen Verdacht zu erwecken. Unedel bleibt dies Benehmen auf jeden Fall, obgleich andere uns aufbewahrte Züge einen besseren Sinn verrathen[2]), Unabhängigkeit von Glücksgütern zeigen und auf eine Natur schließen lassen, wo schöne Anlagen und arge Gemeinheit in zerstörender, widriger Mischung nebeneinander lagen.

Mit der Entfernung des Dionysius war aber der Krieg nicht beendet, vielmehr belagerte Hiketas jetzt die Korinther in der Burg, und als dies vergeblich blieb, scheute er sich nicht andere verwerfliche Mittel anzuwenden: er sandte zwei Meuchelmörder aus, um den Timoleon in Adranum zu ermorden. Dieser opferte im Tempel, die Mörder mischten sich unter die Menge, hatten Schwerter unter ihre Kleider verborgen, und nahten immer mehr und mehr, der Augenblick der Ausführung schien gekommen! Da ward plötzlich dem einen Mörder von hinten das Haupt abgehauen, der zweite hielt sich für verrathen, bekannte das Vorhaben und flehte um Verzeihung. Unterdessen holte man jedoch den Mann, welcher jenen ersten Mörder geköpft hatte und auf einen benachbarten Berg geflohen war, wieder

1) So erzählt Plutarch; nach Cicero (Tusc., III, 12) gab er Knaben Unterricht, um doch noch in etwas zu herrschen. — Theop. fr. histor., I, 314.

2) Plut. Apophth., VI, 673.

herbei, und es ergab sich, daß er von dem Anschlage gegen Timoleon gar nichts wußte, sondern jenen tödtete, weil er ihm früher den Vater erschlagen hatte. In diesem wunderbaren Zusammentreffen der Umstände, in dieser wunderbaren Erhaltung Timoleon's erkannte man eine göttliche Vorsehung; und Alle hielten ihn nunmehr für heilig, für den zur Errettung Siciliens auserwählten Mann.

Deshalb konnte Hiketas seine zweideutige Rolle nicht länger fortspielen, er verband sich öffentlich mit den Karthagern und nahm ihre Macht in Syrakus auf. Timoleon dagegen sandte den Korinthern in der Burg, des Nachts von Katana aus Lebensmittel auf leichten Kähnen. Dahin zogen nun Mago und Hiketas, um ihn zu vertreiben; allein dieser Anschlag mißlang nicht blos, sondern ihre in Syrakus zurückgelassene Mannschaft wurde unterdessen auch von der Besatzung der Burg überfallen, geschlagen und Achradina erobert. Korinthische Schiffe mit 2000 Hülfsmannen waren schon längst bei Thurium angelangt, hatten aber, weil ein mächtiges karthagisches Geschwader die Ueberfahrt bewachte, Sicilien nicht erreichen können, und deshalb den Thuriern gegen die Bruttier Hülfe geleistet. Jetzt hielt der karthagische Anführer seine Gegenwart in Syrakus für nothwendiger, und glaubte, die Korinther würden sich nicht vorwagen, sondern nach Hause zurückkehren; kaum aber war er in jener Stadt angelangt, kaum hatte er mit fruchtloser List ausgesprengt, daß jene von ihm geschlagen wären, so landeten die Korinther auch schon in Sicilien und vereinigten sich mit Timoleon. Messana ward von ihnen erobert, und 4000 Mann zogen gen Syrakus, wo die griechischen Söldner der Karthager oft mit den Soldaten Timoleon's zusammenkamen. Deren Vorwürfe, daß jene die Herrschaft der Barbaren unverständig und widerrechtlich beförderten, schien bei ihnen so großen Eingang zu finden, daß Mago Verrath fürchtete und übereilt mit der karthagischen Flotte nach Hause segelte, ohne auf die dringenden Bitten des Hiketas Rücksicht zu nehmen, welcher vereinzelt nicht länger widerstehen konnte. Er ward aus Syrakus vertrieben, und behielt seitdem fast keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Nunmehr ließ Timoleon (rascher und freisinniger verfahrend als wie Dion) die Tyrannenburg niederreißen und den Platz ebenen, das Besitzthum des Dionysius veräußern und das Land vertheilen; er gab Gesetze, welche vollkommene Gleichheit der bürgerlichen Rechte und möglichst große Gleichheit der Staatsrechte bezweckten. Auch aus mehreren anderen Städten wurden die Tyrannen vertrieben und gleichwie Dionysius nach Korinth gesandt. — Jetzt erscholl Timoleon's und der Korinther Ruhm

durch ganz Hellas: die Barbaren wären geschlagen, die Alleinherrschaft vertilgt, den Bürgern ihr Vaterland und ihre Güter wiedergegeben, — und das Alles ohne Rachsucht und Eigennutz! Als man nun (um die während der letzten Zeit sehr verringerte Zahl der Bürger wieder zu mehren) bei den heiligen Spielen und in ganz Hellas jeden einlud, sich in Syrakus niederzulassen, Grundstücke zu empfangen und nach gleichen Gesetzen regiert zu werden: so fand sich, im Vertrauen auf die Trefflichkeit der neuen Einrichtungen, eine außerordentlich große Zahl von Ansiedlern. Auch aus Italien zog Timoleon's Ruf manchen herbei, und nach so vielen Leiden und Unruhen schien Glück und Frieden in Sicilien aufzublühen.

Aber es nahete erst die größte Gefahr von **Karthago** her. Mago war zur Strafe für seine Flucht gekreuzigt worden, nachdem er sich selbst getödtet hatte; manche sicilische Städte, welche den Karthagern gehörten, traten zu Timoleon über, und griechische Söldner gewannen aus ihren Besitzungen große Beute: sodaß Karthagos Hoffnung auf allgemeine Herrschaft über Sicilien sich in Sorge um gänzliche Vertreibung aus Sicilien zu verkehren schien. Unter Asdrubal und Hamilkar landeten deshalb, zur Herstellung günstiger Verhältnisse, 200 Dreiruderer, 1000 andere Schiffe, 70000 Soldaten, und viele Reiter und Streitwagen. Sie verursachten die größte Bestürzung; dennoch eilte ihnen Timoleon mit seiner etwa sechsmal geringeren Macht entgegen. Dieses Beschlusses halber erregte Thrasius, ein Phocier und zu den Tempelräubern gehörig, Meuterei unter den Söldnern; denn Timoleon's Kühnheit, so riefen sie, sey Tollkühnheit und Wahnsinn! — Dieser begnügte sich, die weitere Strafe aussetzend, den Thrasius mit allen Furchtsameren nach Syrakus zurückzusenden. Auf dem weiteren Zuge sah man einen Adler, der eine Schlange zerriß: das deuteten die Hellenen für sich; man begegnete Maulthieren, mit Eppich beladen, das erschien schrecklich; denn die Todtendenkmale, klagten Alle, würden ja mit Eppich bekränzt. „Nein", rief Timoleon sich bekränzend, „die Sieger in den pythischen Spielen!" und frohlockend folgte das Heer der neuen günstigeren Auslegung.

Die Hellenen lagerten auf den Höhen der Berge, ein dicker Nebel hemmte bei anbrechendem Morgen alle Aussicht. Als endlich die Sonne hervorbrach, sah man in der Tiefe, daß die Streitwagen der Karthager und etwa 10000 Mann bereits über den Fluß Krimesus gesetzt waren; der größere Theil ihres Heeres stand dagegen noch auf dem anderen Ufer. Sogleich versuchten die korinthischen Reiter einen Angriff; weil aber ihre Bewegungen durch die Streitwagen behindert wurden, so gab Ti-

moleon mit lauter Stimme den Befehl zur allgemeinen Schlacht. In demselben Augenblicke brach ein schweres Gewitter los, welches sich aus dem Morgennebel zusammengezogen hatte, Regen und Hagel stürzte den Karthagern ins Angesicht. Ihre Schwerbewaffneten stritten nur unsicher und unbehülflich auf dem schlüpfrigen Boden, der Strom schwoll an, und mit Mühe kamen die Karthager vom jenseitigen Ufer zu Hülfe. Allmählich wurden Alle geschlagen, die Meisten getödtet und gefangen, 200 Streitwagen und das ganze Lager erobert. So reich war diese Beute, daß man nur Gold und Silber nahm, geringeres Metall aber nicht achtete. Alle Siegesbeute, darunter 10000 Schilde, wurden um Timoleon angehäuft, Vieles unter die Syrakusaner und ihre Bundesgenossen vertheilt, das Herrlichste aber nach Korinth gesandt und den Göttern geweiht: als Beute, nicht von den Hellenen, sondern von den Barbaren, zur Freiheit der Hellenen. Dieser große Sieg ward erfochten 340 Jahre v. Chr., zwei Jahre vor der Schlacht bei Chäronea. — Thrasius und alle diejenigen, welche früher dem Timoleon nicht gegen die Karthager folgen gewollt, mußten jetzt Syrakus verlassen und gingen nach Italien, wurden aber daselbst von den Bruttiern sämmtlich erschlagen.

Mamerkus von Katana und Hiketas (Timoleon beneidend oder seinen allgemeinen Tyrannenhaß fürchtend) verbanden sich um diese Zeit mit den Karthagern, welche anfänglich sogar Angriffe in Afrika besorgt, dann aber Giskon mit neuer Macht nach Sicilien gesandt hatten. Dieser lockte einen Theil der hellenischen Söldner in einen Hinterhalt und erschlug sie in Timoleon's Abwesenheit, welches jedoch dessen Ruhm mehr erhöhte als ihm schadete; denn jene waren Tempelräuber gewesen, deren verdientes schreckliches Schicksal nur bis dahin durch die Gegenwart Timoleon's sey aufgehalten und bezwungen worden. Nachtheiliger erschien es freilich, daß Hiketas Syrakus überrascht und zum Theil geplündert hatte, während Timoleon bei Kalauria stand; allein dieser rückte ihm, obgleich geringer an Macht, entgegen, und so groß war jetzt der Muth und das Vertrauen seines Heeres, daß Streit unter den Anführern entstand, wer zuerst durch den Fluß setzen und die Feinde angreifen solle. Timoleon ließ loosen, und ein Ring mit einem Siegeszeichen ward zuerst gezogen; man griff an und siegte. Bald nachher lieferten die Soldaten des Hiketas ihn mit Weib und Kindern aus, und die Syrakusaner verurtheilten Alle zum Tode, im Angedenken der größeren Frevel, welche Hiketas früher an Dion's Familie verübt hatte. Auch Mamerkus ward geschlagen, und ehe es ihm gelang, nach Italien zu entkommen und die Lukaner aufzuwie-

geln, kehrten seine Begleiter um und übergaben Katana an Timoleon. Jener floh hierauf zu Hippon, dem Beherrscher von Messana, Timoleon aber folgte schnell und begann die Belagerung dieser Stadt. Da tödteten die Einwohner den Hippon, und Mamerkus mußte sich unter der Bedingung ergeben, er solle und wolle sich vor den Syrakusanern rechtfertigen, jedoch ohne daß Timoleon anklage. Schon im ersten Augenblicke entstand jedoch ein so gewaltiger, mißbilligender Lärm, daß er verzweifelnd mit dem Kopfe gegen eine Bank im Theater lief, um sich zu tödten. Er starb jedoch nicht an der Wunde, sondern ward hingerichtet.

Die Karthager sahen jetzt ein, daß der Augenblick zur Erwerbung der Herrschaft von Sicilien ungünstig sey, und schlossen Frieden auf die Bedingungen: daß sie jedem Bündnisse mit Tyrannen entsagten und jedem Griechen erlaubten, mit Habe und Gut in den hellenischen Antheil der Insel zu ziehen; wogegen ihnen die Herrschaft über das Land abendlich von Agrigent, jenseit des Flusses Halykus, verblieb.

So waren endlich keine Feinde mehr zu bekämpfen, Ruhe und Friede und Einheit herrschte in Syrakus. Man sorgte für sichernde Gesetze, Agrigent und Gela erstanden aus ihren Trümmern, und 10000 neue Anbauer wurden durch Timoleon um Agyrina, 40000 im Syrakusanischen angesiedelt. Er selbst entsagte aller Gewalt und lebte mit Weib und Kindern still auf seinem Landgute bei Syrakus; ja kleine Störungen scheinen nur den Werth und die Bedeutung dieser Ruhe erhöht zu haben. So verlangte jemand bei einem Rechtshandel von ihm Bürgschaft, worauf das Volk widersprach; Timoleon aber entgegnete: „Darum habe ich so Vieles unternommen, damit gleiche Rechte in der Stadt sein sollen." Ein Anderer tadelte seine Aufführung, und er erwiderte: „Ich freue mich, daß die Syrakusaner durch meine Hülfe so frei sprechen dürfen." Im Alter erblindete Timoleon, und es ist nicht zu verwundern, daß er dies Unglück standhaft ertrug; aber es verdient bemerkt zu werden, daß die Syrakusaner stets dankbar blieben, ihn besuchten, ehrten, alle Fremden zu ihm, als zu ihrem Wohlthäter führten, und bei allen wichtigen Sachen seine Meinung hörten und bestätigten.

Timoleon, der Liebling der Götter, der Urheber des Glücks vieler Tausende, das größte Muster eines vollkommenen Republikaners, der Vollbringer so vieler großen und — wie selten ist dies! — so rein erfreulicher Thaten, starb [1]) bejahrt an einer Krankheit, ein Jahr nachdem Hellas durch die Schlacht bei Chäronea die Unabhängigkeit verloren hatte. Aufrichtig und allgemein und

1) 337 v. Chr.

innig war die Trauer: alle Syrakusaner, alle Bewohner des benachbarten Landes kamen zu seinem prachtvollen Begräbniß. Ueber den Platz hinweg, wo sonst die Tyrannenburg stand, ging der Zug zum Markte. Tausende standen bekränzt und in Feierkleidern umher, und wehklagten über den Vater, den Wohlthäter! Da zündete man den Scheiterhaufen an, und der Herold rief aus: „Das Volk der Syrakusaner bestattet Timoleon, des Timodemos Sohn, den Korinther, auf öffentliche Kosten; wird sein Andenken in allen Zeiten durch musikalische und gymnische Spiele ehren, um sein Grabmal Säulengänge und ein Gymnasium erbauen, und nach ihm benennen: weil er den Tyrannen vertrieb, die Barbaren besiegte, die zerstörten Städte herstellte, und den Syrakusanern Freiheit und Gesetze gab!" [1])

1) Bald nach seinem Tode entstand neue Parteiung und steigerte sich unter Agathokles (417 v. Chr.) zur ärgsten Tyrannei.

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Die Finanzen und der Handel.

Nachdem wir die Geschichte von Hellas bis zur Schlacht von Chäronea, bis zu diesem Wendepunkte der ganzen Zeit geführt haben, lassen sich manche sachliche Verhältnisse, über welche wir im Laufe der Erzählung nicht sprechen konnten, in übersichtlichem Zusammenhange erörtern. Zuerst der Handel und der Staatshaushalt, wobei wiederum Athen in den Vordergrund treten muß: theils weil dieser Staat hierin alle anderen an Wichtigkeit übertraf, theils weil meisterhafte Untersuchungen hier zum Benutzen vorliegen. [1])

Der Handel Griechenlands erstreckte sich unmittelbar über das eigentliche Hellas, und über alle hellenischen Colonien; mithin von den Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasien, bis Cyrene in Afrika, bis Italien, Sicilien und Massilien. Mittelbar reichte der Handel bis in die fernsten unbekannten Länder, und die Gegenstände des Verkehrs waren im Ganzen dieselben, welche die Natur noch heute darbietet; — freilich mit dem wichtigen Unterschiede, daß die Hellenen damals aus den Gaben der Natur etwas ganz anderes erzeugten, als jetzt die Türken; manches endlich änderte auch Sitte und Gebrauch. Daher ist nicht mehr die Rede von Ausfuhr thessalischer Sklaven, oder von Benutzung der Marmorbrüche auf Paros; oder wenngleich in Naxos die Mandeln, in Korinth die Quitten, in Chios der Wein, in Euböa die Aepfel, in Attika die Oliven, Feigen und der Honig

1) Böckh, Staatshaushaltung der Athener; Wachsmuth, Alterthümer. Vgl. meine Recension des ersten Werkes in den Wiener Jahrbüchern, und Vermischte Schriften, III, 59.

noch immer gedeihen mögen, so sind es doch jetzt nur Mandeln, Quitten, Aepfel und Feigen wie anderwärts, und eine Veredlung mag kaum durch das Messer des Gärtners stattfinden, wie wäre an eine Verklärung durch Redner und Dichter zu denken!

Wie überall, so erhielten die edeln Metalle in Hellas — selbst Sparta nicht ausgenommen — ihre von Natur sehr große Bedeutung. Von rohen Anfängen stieg die Kunst des Münzens und Prägens zu einer so hohen Vollkommenheit, daß seitdem zwar ein Fortschritt in Hinsicht der mechanischen Hülfsmittel, nicht aber in Hinsicht auf Schönheit und geistreiche Behandlung eingetreten ist. Die Masse des Geldes wuchs in dem Maße, als sich Handel und Gewerbe hoben, Griechenland in engere Verbindung mit dem metallreicheren Asien kam, und die Könige von Persien mehreremal ihren Verbündeten bedeutende Summen schickten. Indessen fiel der Werth der edeln Metalle nicht schlechthin und allein im Verhältniß ihrer Vermehrung, weil eine große Menge zu Kunstwerken verarbeitet oder sonst außer Umlauf gesetzt ward, und weil ja auf die Schnelligkeit dieses Umlaufs selbst soviel ankam. Auch ward das Geld nach dem Anwachsen der Metallvorräthe nicht etwa schwerer, sondern (wie auch in neueren Zeiten) allmählich leichter (jedoch ohne Zusatz) ausgeprägt; so ließ z. B. Solon 75 alte Drachmen wahrscheinlich in 100 verwandeln. Dieser Umstand, verbunden mit dem Sinken der Metallpreise, verursachte, daß das Geld zu Demosthenes' Zeit etwa einen fünfmal geringeren Werth als zur solonischen hatte, oder die Preise der Dinge ungemein stiegen. Eine Drachme hatte 6 Obolen, eine Mine 100 Drachmen, ein Talent 60 Minen. Es läßt sich berechnen: der Obol auf 1 Groschen, die attische Drachme auf 6 gute Groschen, die Mine auf 25 Thaler, das attische Talent auf 1375 oder (wie Andere wollen) auf 1500 Thaler Conventionsgeld.[1]) Das Verhältniß des Goldes zum Silber war anfangs wie 1 zu 10, es stieg aber allmählich bis 1 zu 13; wozu, neben der wahrscheinlich veränderten Menge beider Metalle, auch der Umstand beitrug: daß das Gold verhältnißmäßig zu Kunstwerken mehr gebraucht und, bei dem wachsenden entfernten Handelsverkehr, mehr gesucht wurde. Der Ackerbau ward jederzeit geehrt, und wo sich der Boden fruchtbar zeigte, kam Fleiß, Geld und Klima zu Hülfe. Die Viehzucht stand damit in enger Verbindung, und nur die Pferdezucht fand erst später größere Verbreitung. Brennholz lieferten, wenigstens in früheren Zeiten, wohl die attischen Waldungen. Schiffbauholz ward dagegen meist eingeführt. Oel, Feigen und Honig

1) Schömann, Antiq., p. 303.

waren Gegenstände der Ausfuhr; mehr indessen die Erzeugnisse des Kunstfleißes.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, in dem demokratischen Athen habe ein unbedingt freier Handel stattgefunden; denn der Staat sorgte nicht etwa blos für richtiges Maß und Gewicht, für Lagerhäuser, oder für die Anstellung hülfreicher Handelsbeamten; sondern er hielt sich im Allgemeinen berechtigt zur Oberleitung des Handels, nahm auch manche Handelszweige für sich in Beschlag, oder verlieh sie Einzelnen zu ausschließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getreide, Bauholz, Theer, Tauwerk und von anderen für die Flotte nöthigen Gegenständen, war fast immer verboten; und außerdem finden sich Einfuhrverbote, um dem Handel Anderer zu schaden, und allgemeinere Handelssperren, um die Seeherrschaft zu erweitern. Dies Bestreben war so natürlich, als daß Andere ihre Ueberlegenheit auf dem Festlande suchten geltend zu machen. Athen wollte sich ferner zum Stapelplatz aller Waaren erheben [1]); weshalb man, nach einem Schiffahrtsgesetze jener Zeit, niemandem Geld auf ein Schiff oder dessen Ladung leihen durfte, was nach einem anderen Hafen als dem Piräus segelte. Es ward über Forderungen dieser Art gar kein gerichtliches Verfahren gestattet. Am wenigsten sollte ein athenischer Kaufmann Getreide nach irgendeinem anderen Orte als nach Athen verfahren lassen; und dennoch war nicht allein der Aufkauf des in großer Menge eingeführten Getreides daselbst außerordentlich beschränkt, sondern der Staat nahm sich auch wohl heraus, dem Getreidehändler einen Verkaufspreis und einen höchsten Satz des Gewinnes vorzuschreiben. Kein Fremder durfte mehr als ein Drittheil von dem einmal im Piräus gelandeten Getreide weiter verführen. Mehl und Brot hatte gesetzlichen Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getreideniederlagen, aus welchen man zu wohlfeileren Preisen an die Armen verkaufte, ja in einzelnen Fällen (obgleich viel seltener als in Rom) verschenkte, und den Ausfall durch Zuschuß aus den Staatseinkünften, oder durch freiwillige Beiträge deckte. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die athenischen Handels-, insbesondere die Getreideflotten. — Mangelhaft sind allerdings mehrere von den angedeuteten Einrichtungen; allein theils standen die Handelssteuern mit den Bedürfnissen des Staats in genauer Verbindung, und es gab kein Mittel sie anders woher zu decken; theils hängt kein Volk in Hinsicht der Handelsgesetzgebung ganz von sich allein ab, es muß die Grundsätze und Verhältnisse der Nachbarstaaten jedesmal berücksichtigen.

1) Demosth. in Lacritum, Lysias, p. 712.

Minder zu entschuldigen sind die Mängel, welche sich unheilbringender im Innern entwickelten und das Verhältniß der Vornehmen, der Handwerker, der Landbauer u. s. w. mißgestalteten. Die Gewerbefreiheit nämlich, welche mancher rühmen möchte, entstand in Athen nicht sowohl aus allgemeinen anerkannten Gründen; sondern daraus, daß man die Handwerke nicht achtete [1]), für unverträglich mit freiem höheren Bürgersinn hielt und die vom Grundbesitze ausgeschlossenen Einwohner gewissermaßen darauf angewiesen hatte. Freilich gaben sich auch Vornehme mit Gewerben ab, aber nicht als arbeitende Meister, sondern als Fabrikherren. Wenn nun blos Sklaven in diesen mannichfaltigen und blühenden Fabriken arbeiteten, so wurden ihnen die freien Handwerksbürger eigentlich gleichgestellt, obgleich diese in staatsrechtlicher Hinsicht keinem nachstehen sollten. Während die Bewilligung des Richtersoldes den Unruhigen eine falsche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde die Mehrzahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt, wogegen sie niemals durch eigentliche Gewerbesteuern belästigt wurden.

Ein Vertheidiger des sonst so verschrienen Mittelalters könnte, von seinem Standpunkte aus, behaupten: daß dessen, hierauf bezügliche Einrichtungen sowohl den ältesten als den neuesten voranzustehen schienen. Damals nämlich verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker; aber sie waren weit entfernt, ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln, und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel zwar nicht auf dieselbe Stufe, und verlangten nicht dieselben Rechte; sie hatten und behielten nun aber die ihnen eigenthümlichen und natürlichen auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freien geehrten Meisters zu seinen freien lebenskräftigen Lehrlingen und Gesellen konnte sich in Athen gar nicht vollständig ausbilden, und verschwindet (aus vielen unvertilgbaren Gründen) leider auch in unseren Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird: daß die Kinder täglich nur elf oder zehn Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen!

Mit dem Reichthume und der mannichfachsten Zufuhr er-

---

1) Selbst Aristoteles (Politik, I, 3, 23; III, 3, 2) stellt Handel und Verkehr geringer als in unseren Tagen, hält das Zinsnehmen für unnatürlich und schließt Handwerker von politischen Bürgerrechten aus (ἐπιστῆμαι φαῦλαι, οἷον αἱ βάναυσαι, Magn. Mor., II, 7). — Auch das Heirathen zwischen den Vornehmen und jenen geringer Geachteten war ganz ungewöhnlich. Gorgias, p. 145 (512).

wünschter Gegenstände aus allen Gegenden des schwarzen und Mittelmeeres wuchs in Athen der Aufwand, und obgleich die gewöhnlichen Mahlzeiten lange einfach blieben, so wurden doch die großen Gelage desto theurer, bei welchen Salben, Flöten- und Zitherspieler, Tänzerinnen, Thasierwein und Leckerbissen allerlei Art nicht fehlen durften. Indessen reichte weder der athenische Reichthum noch die athenische Schwelgerei jemals an die römische, und ebenso standen die Wohnhäuser den späteren römischen Palästen nach. — Die Kleidung war verschieden in Farbe, Stoff und Schnitt, nach Alter, Geschlecht, Jahreszeit, Stand, Vermögen, Liebhaberei und Zweck; doch wirkte die Mode auch schon damals. Am häufigsten trug man wollene, Manche (vorzüglich Frauen) aber auch leinene Gewänder. Besonders viel verwandte man auf Schuhe, sehr mannichfacher und geschmückter Art. — Freilich konnten nur Wenige diesen und ähnlichen Aufwand bestreiten, aber desto schroffer trat hiedurch der Gegensatz des herrschenden und doch bettelhaften Bürgers heraus. Wenn dann die Führer nicht aus eigenem Vermögen spenden und die Menge gewinnen konnten, so brachten sie Vertheilungen aus öffentlichem Vermögen in Vorschlag; woran sich wiederum Bedrückungen der Bundesgenossen anreihten, bis nach deren Abfall, bei fortdauernder Anmaßung und Genußliebe, desto größere Hülflosigkeit eintrat. Wir haben oben gesehen, wie Solon zu großem Reichthume und zu großer Armuth dadurch entgegentrat, daß er den Begüterten größere Steuern und schwereren Kriegsdienst auflegte; seitdem jenen aber die den größeren Lasten gegenüberstehenden größeren Rechte unter Aristides genommen wurden, schwand das echte Gleichgewicht und Wechselverhältniß: Alle griffen auf ungebührliche Weise um sich, jeder suchte ohne Rücksicht auf Gesetz so viel zu gewinnen, und so wenig zu geben als möglich. Auch war es nicht unnatürlich, daß Steuern, welche vorzugsweise die Reicheren trafen, bei der Mehrzahl der Gesetzgeber den größeren Beifall fanden; was dann aber wiederum zu leidenschaftlichen Gegenmaßregeln führte.

Sonst erscheint es als ein Vortheil der Demokratie, daß der Fordernde und Zahlende einer und ebenderselbe ist, mithin keine Zwietracht zwischen dem befehlenden und zahlenden Volke entstehen kann. Auch steuert das Volk in einer Demokratie nur für Unternehmungen, welche, wenigstens scheinbar, seinem Vortheile gemäß und von der Mehrzahl gebilligt sind; und deshalb ist hiedurch in Athen so wenig jemals eine Volksbewegung entstanden, als durch ein Aufgebot zum Kriege. Ferner sind Staatsbankrotte, wie wir sie leider in neueren Zeiten so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den Kriegs-

einrichtungen, den anmaßlichen überkünstelten Finanzsystemen und der erst dadurch im höheren Grade möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange. Allein es wäre doch nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen unbedingten Vorzug anrechneten; denn an die Stelle der neueren Staatsbankrotte traten damals oft die Bankrotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Umwälzungen und bewiesen die Mangelhaftigkeit des Steuersystems, der Schuldgesetze und der Rechtsanwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermeren ging die solonische Verfassung und so manche römische Umwälzung hervor; auch flossen die Vorschläge zu Ackertheilungen mit den Vorschlägen zu neuen Schuldtafeln fast aus derselben Quelle. [1])

Die finanzielle Gesetzgebung war in Athen bei dem Volke, die Verwaltung bei dem Rathe. Alle regelmäßigen Gefälle wurden verpachtet, wobei es (wie überall) nicht an Ungebührlichkeiten fehlte. [2]) Zehn Poleten (eine Behörde, wozu jeder Stamm einen gab) besorgten im Namen und unter dem Ansehen des Rathes jene Verpachtungen, oder den Verkauf von liegenden Gründen, eingezogenen Gütern, Bergwerken, den Verkauf der Schutzverwandten, welche das Schutzgeld nicht erlegten, der Fremden, welche sich ins Bürgerrecht eingedrängt hatten u. s. w. Zehn Apodekten, ebenfalls aus jedem Stamme einer, nahmen die Staatsgelder in Empfang, wiesen sie den einzelnen Kassen zu und führten darüber Buch. Für die gehörige Leistung der gewöhnlichen Staatsverpflichtungen oder Liturgien (von denen sogleich weiter die Rede seyn wird) sorgten die einzelnen Stammvorsteher, und es blieb nur eine höhere Aufsicht nöthig; besondere Beamte wachten dagegen über die untadelige Leistung der Trierarchie, die Vertheilung und Hebung der außerordentlichen Vermögenssteuern, die Eintreibung der Abgaben von den Bundesgenossen u. s. w. Alle Beamten ohne Ausnahme waren zu einer strengen Rechnungsablegung verbunden, und durften vor derselben nicht verreisen, oder Weihgeschenke geben, oder ein Testament machen. Sie hafteten mit ihrem ganzen Vermögen. Aber freilich halfen alle Prüfungsbehörden nicht, sobald es ihnen an Gewissenhaftigkeit fehlte und der allgemeine Geist ausartete.

---

1) Wenn die Athener besiegten Feinden, oder abgefallenen und zum Gehorsam zurückgebrachten Bundesgenossen, Ländereien abnahmen und sie unter ärmere Bürger vertheilten (Kleruchen), so war dies für jene allerdings ein herber Verlust; doch haben lakonische Dorer, Römer und Deutsche diese Maßregel in viel umfassenderer und härterer Weise zur Anwendung gebracht.

2) Plut. Alcib., p. 5.

Jeder bedeutende Tempel hatte, neben den unbestimmten Opfern und Geschenken, regelmäßige Einkünfte von eigenen Gütern oder sonstige bestimmte Hebungen. Manche erhielten auch einen Theil der Geldstrafen. Sämmtliche Einnahmen verwaltete ein Tempelschatzmeister. Die Schatzmeister des Tempels der Athene waren zugleich Bewahrer des bei ihnen niedergelegten öffentlichen Schatzes; man muß sie aber nicht mit dem vom Volke erwählten Vorsteher der öffentlichen Einkünfte oder dem Staatsschatzmeister verwechseln, welcher sein Amt vier Jahre lang bekleidete und dann wieder gewählt werden konnte. Er war nicht bloßer Bewahrer von Geldern, auch nicht Rechnungsführer wie die empfangenden, jedoch mit keiner eigenen Kasse versehenen Apodekten; sondern wahrscheinlich der allgemeine Einnehmer, ein höherer Aufseher über alle Kassen und Hebungen, welcher allein zu einer Uebersicht der ganzen Staatseinkünfte gelangte und mit einem Finanzminister verglichen werden könnte. Zu den Theoriken und der Kriegskasse lieferte er aber nur die dazu bestimmten Gelder ab, und hatte auf deren weitere Verwendung keinen Einfluß. Auch zu anderen einzelnen Zwecken, z. B. Mauer- und Straßenbau, Ausrichtung von Opfern u. dgl., ernannte man einzelne Bevollmächtigte, welche das bewilligte Geld aus den Hauptkassen empfingen und verrechneten. Der Kriegsschatz sollte hauptsächlich aus Ueberschüssen der Vewaltungsgelder gebildet werden, allein nach Mehrung der Spenden an das Volk und der Schauspielgelder blieb selten etwas übrig; auch war ja eine Zeit lang die Todesstrafe jedem angedroht, welcher vorschlage, Schauspielgelder in Kriegsgelder zu verwandeln! Als zweite Quelle werden die außerordentlichen Vermögenssteuern bezeichnet, welche man aber in der Regel ungern bewilligte und unordentlich bezahlte.

Unter dem Theorikon [1]) versteht man im Allgemeinen diejenigen Gelder, welche unter das Volk ausgetheilt wurden, theils zur Feier von Festen und Spielen, theils als Ersatz des Eintrittsgeldes zum Schauspiele, theils zu Bereitung besserer Mahlzeiten, theils zu Opfern, mit welchen öffentliche Speisungen verbunden waren. Der Geschäftskreis des Vorstehers vom Theorikon ward allmählich erweitert, weil er die dem Volke angenehmste Würde bekleidete. Aus dieser Einrichtung ging in dem kleinen Freistaate allmählich die ärgste Verschwendung hervor, und oft fehlte es im Kriege an den nöthigsten Geldern, weil man sich jene Ausgaben und Genüsse nicht versagte.

Freilich war aber Manches, was in monarchischen Staaten als

---

1) The Theoric fund was essentially the church-fund at Athens. Grote, XI, 493.

unsinnige Verschwendung erscheinen müßte, in dem demokratischen Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souveränen Volkes zu seinen Kassen im Auge, läßt man sich die Grund- und Haupteinrichtung einer gänzlichen staatsrechtlichen Gleichstellung Aller gefallen, so folgt ganz natürlich, daß die Souveräne in ihrem Theater auch Freibillets haben wollten. Athen war reich genug, jährlich die wenigen Vorstellungen im Theater zu bestreiten; und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, von diesem großartigen Bildungsmittel ausgeschlossen, so gewann man immer nichts als Platz, woran es in den alten Schauspielhäusern nicht fehlte. Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeltlichen Zulassen der Aermeren, oder dem Bezahlen des Eintrittsgeldes an dieselben, sondern daraus hervor: daß diese außerhalb des Theaters, in der Volksversammlung, mit solchem Gewicht auftreten und ihre Schauspiel- und Festlust auf Unkosten der Reicheren, der Bundesgenossen und des ganzen Staats befriedigen konnten. Unter Führern (wie Perikles) wäre aus jenem ersten Beschlusse nichts Erhebliches weiter gefolgt; erst später überschritt man weit das natürliche und billige Maß, und aus dieser Verschwendung und Genußsucht sowie aus vielen anderen Gründen ging alsdann hervor Egoismus, Härte und zugleich Weichlichkeit der Gesinnung, Sinken vaterländischen Muthes und Mangel an sittlicher Willenskraft.

Das ist der große Ruhm des Perikles [1]), daß er nicht blos einen Schatz sammelte und für Alles, was zur Kriegsführung gehörte, eifrigst sorgte, sondern gleichzeitig für alle edeln und herrlichen Zwecke, welche die Menschheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig ist. Seine Vorgänger und Nachfolger verstanden oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere; und daher ward ihm, statt einer allseitigen Würdigung, fast immer nur einseitiges Lob oder einseitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, so würden wir eher in ihm eine etwas beschränkte Aengstlichkeit erblicken, als unbesonnenes demagogisches Treiben und blindes Verschwenden. Hätten seine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan, so würden sich die Veranlassungen zu Mißbräuchen nicht in nothwendige Ursachen derselben verwandelt haben, und noch weniger diese als unabänderlich erschienen seyn. So wie es eine zum Untergang führende Vernachlässigung der Kriegsmittel giebt, so giebt es auch eine zum Untergang führende allzu kostspielige Ueberschätzung derselben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber es hat auf der anderen Seite

---

1) Siehe oben die Vorlesung über das Zeitalter des Perikles.

zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht blos über Sparta, sondern über alle Länder und Völker davongetragen. Die Zeiten, wo nicht blos der Krieg ein hitziges Fieber, sondern der Friede durch die steten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen auch ein schleichendes, alle Kräfte erschöpfendes, alle anderen Zwecke vereitelndes Fieber ist, mögen ihre Gesundheit und Herrlichkeit preisen; ob sie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlassen werden, so reich als das perikleische Zeitalter, das kann erst diese Nachwelt richtig würdigen und entscheiden. Zum mindesten, so scheint es uns, würde Perikles, wenn er auferstände, selbst ohne olympische Beredsamkeit, über seine Vertheidigungsrede hinaus, auch eine strenge Anklagerede halten können.

Die Staatsausgaben Athens, auf welche wir jetzt kommen, lassen sich unter folgende Titel bringen:

1) Zur Befestigung und Verschönerung der Stadt.

2) Zur Erhaltung der Stadtwache, welche aus öffentlichen Sklaven gebildet war.

3) Zu Opfern, Festen und Spielen, insoweit diese nicht aus unmittelbaren Leistungen der Bürger bestritten wurden.

4) Zu öffentlichen Begräbnissen, heiligen Gesandtschaften und Ehrengeschenken.

5) Geldvertheilungen, noch neben und außer den Schauspielen.

6) Bezahlung fürs Richten durch die Kolakreten.

7) Bezahlung an die Volksversammlung fürs Regieren.

8) Sold des Raths der Fünfhundert, der öffentlichen Redner, Gesandten, Aufseher in Jünglingsschulen, Aerzte, Sänger, Tonkünstler u. s. w.

9) Sold für das paralische und salaminische, auch in Friedenszeiten zu öffentlichem Gebrauche bestimmte Schiff.

10) Unterhaltung der Waisen, deren Väter im Kriege umgekommen, Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern, öffentliche Speisungen und Belohnungen, Gnadengehalte, Preise auf die Entdeckung von Verbrechen gesetzt u. s. w.

11) Anschaffung von Kriegsvorräthen, besonders für die Flotte.

12) Unterhaltung der Friedensreiterei, als Stamm für den Krieg und zur Verschönerung der Aufzüge.

An diese Uebersicht reihen wir folgende Bemerkungen:

Erstens, die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren großentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst begründet; welches gewiß besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind. Andererseits trat bei den in Athen

sehr zahlreichen Festen schon früh eine übermäßige, sehr tadelnswerthe Verschwendung ein.

Zweitens: wir wiederholen es an dieser Stelle, bestand der Hauptfehler der Gerichte nicht darin, daß man die Richter bezahlte, sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Besitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmählich in die Hände der Armen und des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmählich an Faulheit, anmaßliches Geschwätz und böse Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist die Einrichtung, wo blos wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln; was allerdings eben fürs wissenschaftliche Recht das Beste seyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entferht, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beistände, sondern oft, mit Recht oder Unrecht, als habsichtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche, jetzt an vielen Orten wiederhergestellte Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

Drittens: die Bezahlung der in den Volksversammlungen Regierenden werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, sowie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs immer und durch ihre Form eine so wohlfeile Verfassung ist als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verschwenden auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften. Die Begünstigung des Pöbels in Demokratien auf Kosten der Reicheren ist in Wahrheit nicht minder schädlich, als ein übermäßiger Hofstaat auf Kosten des gering geschätzten Volkes.

Viertens: die Kosten der Kriegsmacht waren im Frieden höchst unbedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen anderen lobens- und tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit diesem finanziellen Vortheile stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichts, oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten niemals eintreten konnte.

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobei jeder, nach Maßgabe seiner Klasse, als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmählich aber nahm man Schutzverwandte wenn auch nicht unter die Reiter, doch

unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem sicilischen Unglück und dem Erlöschen so vieler alten Geschlechter finden wir Fremde, Ueberläufer, selbst Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und schädlichen Nachzüglern. Auch die Bundesgenossen, ob sie sich gleich eigentlich vom Kriegsdienste losgekauft hatten, wurden dazu, so weit es die Verhältnisse erlaubten, wieder angezogen. Seit Perikles mußte man die Krieger besolden, und rechnete dabei auf einen Schwerbewaffneten, mit Einschluß der Verpflegung, täglich etwa vier Obolen und auf einen Reiter das Dreifache. Sechs Obolen machten eine auf etwa sechs Groschen berechnete Drachme. Doch sanken und stiegen natürlich diese Kosten und der Schiffssold nach Maßgabe günstiger oder ungünstiger Verhältnisse; ja in späteren Zeiten ward der Landsold nicht, wie man erwarten sollte, theuerer, sondern wohlfeiler: weil man die Bürger zu Hause ließ, sich mit schlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeschäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. Niemals hielt Athen im Frieden (nach heutiger Weise) ein stehendes Heer; wohl aber stellte es mehreremal im Kriege eine im Verhältniß zu seiner Bevölkerung außerordentlich große Macht. [1]) — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den oberen, mehr aber aus den unteren Klassen; der größte Theil der Bemannung bestand aus Schutzverwandten, und auch Sklaven wurden als Ruderer nicht verschmäht. In einem dreiruderigen Schiffe befanden sich etwa 200 Menschen, und unter ihnen im Durchschnitt 140 nicht ganz unbewaffnete Ruderer; die Uebrigen waren Schiffssoldaten, Beamte, Diener, Köche u. s. w. Mit dem Frieden hörte die Besoldung der gemietheten Mannschaft auf. Zur Zeit seiner größten Macht hatte Athen an 400 Trieren und später auch Schiffe mit vier Ruderbänken. Diejenigen drei Trierarchen, deren Schiffe zuerst segelfertig waren, erhielten Kränze zur Belohnung. Aus jedem Stamme erlosete man jährlich einen rechnungspflichtigen

---

1) Zur Zeit Homer's spielt persönliche Tapferkeit, insbesondere der Helden und Fürsten, die erste Rolle. Allmählich tritt Reiterei an die Stelle der Streitwagen, und wichtige Fortschritte werden bemerkt hinsichtlich der Aushebung, Einübung, Aufstellung der Massen, sowie der Angriffs- und Schutzwaffen. Andere Veränderung herbeiführte der peloponnesische Krieg. Mit beweglicheren Heeren ließ sich Ueberraschendes zu Stande bringen; ja die geworbenen Söldner waren dazu vielleicht tauglicher als die reicheren Bürger, welche lieber zahlten als kriegten. Entscheidend wichtig ward es, daß Epaminondas an die Stelle der Frontalangriffe, offensive Flügelangriffe erfand, und Alexander (welcher sich überall als genialer Feldherr bewährt) verstärkte den Angriffsflügel nicht blos quantitativ, sondern auch qualitativ, zu jedesmaligem Siege über ungeordnete und verstandlos hingestellte Massen.

Aufseher der Werfte. [1]) Die leitende Behörde für das Seewesen war der Rath der Fünfhundert.

Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei, stand also in Athen fest; aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht) nicht aus, sobald der Staat sich auf eine kriegerische Höhe hinaufgeschroben hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem richtigen Verhältnisse stand. Auch hier entsprang das Uebel nicht aus dem Besolden der Krieger, vielmehr wäre der unbesoldete Kriegsdienst die härteste einseitigste Steuer gewesen; sondern das Uebel entstand aus der allmählichen Entwöhnung der Bürger von persönlichem Kriegsdienste, oder, in der letzten Wurzel, aus den fast ununterbrochenen heillosen Kriegen selbst. Höchstens ließe sich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Besoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat schneller untergegangen wäre?

Zur Uebersicht der athenischen Einkünfte dient Folgendes:

Persönliche Steuern, sowie Grundsteuern von vollem Eigenthume wurden nicht regelmäßig, sondern wohl nur bei eintretenden außerordentlichen Bedürfnissen erhoben; doch gab es in gewissem Sinne getheiltes Eigenthum, wo man dem Staate oder den Tempeln von Triften, Forsten, Häusern, Gewässern u. s. w. Zins oder Zehnten gab. Ferner finden sich Einnahmen von Staats- oder eingezogenen Gütern, Bergwerken, Zöllen, Markt- und Verzehrungssteuern, Schutzgeld von Fremden, Schutzverwandten und Sklaven, Straf- und Gerichtsgeldern, Zins von den Bundesgenossen, endlich unmittelbare Leistungen oder Liturgien. Alle heiligen und Staatsgüter waren in Zeit- oder Erbpacht ausgethan. Jene bewilligte man gewöhnlich dem Meistbietenden, welcher zugleich sachliche Bürgschaft leisten oder Bürgen stellen konnte. Die Bergwerke (unter denen die thracischen, die Goldgruben auf Thasos und die Silbergruben bei Laurium vorzügliche Erwähnung verdienen) betrieb der Staat nie auf eigene Rechnung, sondern überließ das Recht, sie zu bebauen, unter gewissen Beschränkungen an Einzelne, welche dafür ein bestimmtes Angeld und ein Vierundzwanzigstel des Ertrags als fortlaufende Abgabe bezahlten. Nur Bürger und Isotelen, das heißt gleichbesteuerte Schutzverwandte, wurden zu dieser Unternehmung zugelassen; die Handarbeit geschah durch Sklaven. — Bei den in der Regel verpachteten Zöllen lassen sich unterscheiden:

1) Markt- und Verkaufsgelder, die man hauptsächlich von Fremden erhob.

---

1) Böckh, Seewesen der Athener, S. 49, 79, 171.

2) Ein- und Ausfuhrzölle von den meisten Gegenständen, jedoch nicht nach ganz gleichen Sätzen [1]; so war z. B. Honig höher besteuert, als Getreide. Im Durchschnitt nahm man zwei vom Hundert des Werths.

3) Der Hafenzoll, ohne Rücksicht auf die Ladung.

4) Der an die Stelle des erlassenen Zinses tretende Zwanzigste, welchen man in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten von der Einfuhr und Ausfuhr erhob.

Steuer von Huren ward (wenigstens in wichtigeren bürgerlichen, sowie bei öffentlichen und peinlichen Processen) erhoben und durch die Agoranomen der Preis bestimmt, den jene von ihren Kunden nehmen durften.

Die Gerichtsgelder erscheinen besonders in der Zeit wichtig, wo man die Bundesgenossen, zum Theil aus Eigennutz, zwingen konnte, in Athen Recht zu nehmen. Hieher gehören:

Die Prytaneien, welche beide Parteien nach Maßgabe einer Abschätzung beim Anfange des Processes niederlegten; und zwar gab jeder Theil von einem Streite über 100 bis 1000 Drachmen 3 Drachmen, über 1001 bis 10000 Drachmen 30 Drachmen. Wer den Proceß verlor, verlor nicht allein jenen Einsatz, sondern mußte auch seinem Gegner die zweite, ebenfalls dem Gericht verbleibende Hälfte ersetzen. Solche Prytaneien wurden aber nur bei Privatklagen und von Gegenständen erhoben, welche eine Abschätzung in Gelde zuließen; war dagegen das letzte unmöglich oder die Klage öffentlicher Art, so zahlte man nur eine ganz unbedeutende Summe, die Parastasis, als Zeichen, daß man sich auf den Proceß wirklich einlasse. Hingegen verfiel derjenige, welcher bei einer öffentlichen Anklage nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt, in 1000 Drachmen Strafe, und wer aus den Gewinnen einer solchen öffentlichen Klage etwa Vortheil an Strafen oder Bußen zog, zahlte auch Prytaneien. Diese, sowie die Parastasis, dienten zum Lohn der Richter und zur Speisung im Prytaneion, wo ursprünglich Klagen angenommen und eingeleitet wurden. Zu gleichen und ähnlichen Zwecken verwandte man vielleicht eine Art von Unterliegegeldern bei Appellationen; Strafen, wenn jemand eingezogene Güter in Anspruch nahm und nicht obsiegte u. s. w. Alle diese Gebühren und Strafen wurden aufs strengste beigetrieben; ja über den Erlaß öffentlicher Schulden durfte gar keine Verhandlung eröffnet werden, ohne Beistimmung einer Volksversammlung von 6000 Athenern. — Bei vielen Vergehen, bei Mord, Verrath, Verbannung (nicht aber beim Ostracismus) erkannte man auf Einziehung des Ver-

1) Manso's Sparta, II, 494. Diog. Laert. Anaxagoras, c. 10.

mögens; woraus für Richter und Familien die gewöhnlichen Nachtheile eintraten, ohne daß der Staat davon zuletzt Vortheil hatte. In der Regel ward ihm nämlich das Eingezogene wieder entzogen und vergeudet, welches, den unschuldigen Verwandten unter den allgemeinen Verpflichtungen gelassen, wahrscheinlich mehr eingebracht hätte.

Der Zins von den Bundesgenossen bildete eine Haupteinnahme Athens, allein sie war weder immerdar gleich groß, noch das Verhältniß der Bundesgenossen zu Athen immer dasselbe. Sofern der Geldwerth in noch größerem Verhältniß gesunken war, als man allmählich jenen Zins erhöhte, oder gar neue Bundesgenossen hinzutraten, lag in dieser Erhöhung keine Unbilligkeit. Auch konnte man bei den ebenfalls für Athen ungeheuer steigenden Kriegslasten diese nicht als gänzlich abgekauft betrachten, ohne die Billigkeit zu verletzen und das ganze Verhältniß zwischen Athen und den Bundesgenossen aufzuheben. Vielmehr lag der Fehler darin, daß die Zwecke derselben nicht (wie zur Zeit der persischen Kriege) schlechthin zusammenfielen, sondern mit den härtesten Mitteln eine äußerliche Uebereinstimmung bei innerer Spaltung erzwungen wurde. Endlich finden wir hier, wie fast in allen Republiken, ein unbegreifliches Ungeschick, für Bundesgenossen die natürliche, staatsrechtliche Stellung aufzufinden. Wenn in vielen Monarchien den neugewonnenen Landschaften nicht mehr Rechte eingeräumt werden, als den alten — nämlich keine —, so erscheint dies so ziemlich folgerecht und ist kein Gegenstand der Verwunderung; wenn aber Republiken die eroberten, oder frei sich anschließenden Länder von allen Staatsrechten ausschließen, so ist dies folgewidrig und doppelt beleidigend. Hätte Athen, statt seiner Herrschsucht nachzugeben, die Lasten übermäßig zu steigern und die Verwaltung allein Athenern anzuvertrauen, einen echten Bund, eine Föderation gebildet, es wäre für alle Theile heilsamer gewesen; und auf ähnliche Weise hätte Rom die zerstörenden Kriege wider die Bundesgenossen vermieden. Zur Rechtfertigung, oder doch zur Entschuldigung der Athener kann man indeß anführen, daß ihre Gerichte oft wohl einen besseren Schutz gewährten, als die in den abhängigen Städten selbst, und daß sie nie tyrannisirende Harmosten einsetzten, wie die Spartaner. Ueberhaupt dürfen wir die herrschenden Staaten des Alterthums wegen jener Verhältnisse kaum tadeln, weil ja selbst da, wo Staatenbündnisse vorhanden waren, wie in der Schweiz und den Niederlanden, für die Unterworfenen das angemessene Verhältniß nicht gefunden, oder verweigert wurde. Nur die vereinigten Staaten von Nordamerika haben (zum ersten mal in der Weltgeschichte) den allein richtigen Weg eingeschlagen, zu allgemeinem Wohle und ungetrübter Zufriedenheit.

Die Leistungen oder Liturgien hatten in Athen ihre gute und ihre böse Seite. Zu jener gehört: der dadurch entstehende Wetteifer, die ersparten Kosten der Hebung und Haushaltung, das Umgehen von eigennützigen Lieferern u. s. w.; zu dieser dagegen wechselseitiges Ueberbieten bei unnützen Gegenständen, schädlicher Aufwand, ungleiche Vertheilung, häufige Verbindung mit volksverführenden Mitteln und Zwecken u. s. w. — Niemand sollten zu gleicher Zeit zwei Liturgien aufgelegt werden, und in der Regel zwischen einer und der anderen ein gewisser Zeitraum verfließen.

Die Choregie übertrug der Stamm nach einer gewissen Ordnung an Einzelne, welche über 3 Talente im Vermögen hatten.[1] Der Chorege sorgte für den Chor in den tragischen, komischen und satyrischen Spielen, für die lyrischen Chöre der Männer, Tänzer, Knaben, Flötenspieler u. s. w. Er bezahlte deren Lehrer, Schmuck, Kleidung und Kränze; er sorgte für den nothwendigen Platz, wo die Uebungen konnten vorgenommen werden, und gab den Choristen während dieser Zeit zu essen. Dagegen hatte er mit den Schauspielern Nichts zu thun, bestritt auch (denn jene Ausgaben waren hoch genug) nicht den ganzen Aufwand der Darstellung, sondern der Staat und der Theaterpächter, welcher das Eintrittsgeld erhielt, trugen hiezu bei. Daß ausgezeichnete Schauspieler (bei der großen Vorliebe für alle dramatischen Darstellungen) sehr hoch bezahlt wurden, hat keinen Zweifel.

Die Gymnasiarchie verpflichtete, Sold, Nahrung, Oel u. s. w. für die Kämpfer bei den öffentlichen Spielen herbeizuschaffen; die Estiasis bestand in der Ausrichtung von gewissen Stammfesten.

Wichtiger als diese Liturgien waren die außerordentlichen Vermögenssteuern und die Trierarchie. Von der letzten läßt sich erst sprechen, wenn man die ersten genauer betrachtet hat. Zur Deckung mancher außerordentlichen Bedürfnisse waren gewisse Mittel gesetzlich und herkömmlich, andere dagegen gaben Veranlassung zu außerordentlichen Maßregeln, welche immer an das Vermögen gingen, es sey nun unmittelbar durch Zahlung oder mittelbar durch Leistung.

In den älteren Zeiten und unmittelbar vor dem peloponnesischen Kriege hatten die Athener keinen Grund Vermögenssteuern auszuschreiben, und während der ersten glücklichen Jahre jenes Krieges bestritten sie die Ausgaben aus dem Schatze und dem Zinse der Bundesgenossen. Die Belagerung von Mytilene (427 v. Chr.) veranlaßte aber wahrscheinlich die erste außerordentliche

---

1) Verschieden der Anordner des Chors, der Lehrer, der Sieger. Plut. Arist., p. 1.

Vermögenssteuer, welche dann später, behufs des Krieges, öfter ausgeschrieben ward und alle Bürger ohne Ausnahme, selbst Waisen und Trierarchen traf, wozu jedoch die Reicheren in einem stärkeren Verhältniß beitrugen, als die Armen.

Bei dieser Gelegenheit tritt die allgemeine Frage nach dem Volksreichthume hervor, deren Beantwortung nicht blos aus Mangel an Quellen, sondern auch darum sehr schwierig ist, weil man sich im Alterthume weniger als in unseren Tagen darum bekümmerte, oder durch künstliche Mittel darauf einzuwirken suchte. Ohne Zweifel war indessen das Vermögen während der besseren Zeiten Athens ziemlich gleich vertheilt und großer Reichthum fast so selten als drückende Armuth; später hingegen bleibt die gewöhnliche Klage nicht aus, daß sich Grundbesitz und bewegliche Güter auf schädliche Weise in den Händen von Einzelnen anhäuften. — Nach der Solonischen Klasseneintheilung, welche sich hauptsächlich auf Kriegspflichtigkeit, unmittelbare Leistungen und Regierungsrechte bezog, sind Steuern wohl nur äußerst selten erhoben worden. [1]) Wenigstens konnten diese in späteren Zeiten unmöglich allein das Grundeigenthum treffen, und das bewegliche Gut, das Gewerbe u. s. w. ganz übergehen; auch ist seit dem Archon Euklides (403 Jahre v. Chr.) von jenen Klassen nicht mehr die Rede, und ihre staatsrechtliche Bedeutung hörte (wie wir sahen) im Grunde schon mit dem Augenblick auf, wo die geringste Schätzung nicht mehr von den öffentlichen Aemtern ausschloß.

Den Vermögenssteuern lag natürlich eine Selbstschätzung zum Grunde, aber die Mittel sie zu berichtigen und die Verhehlung der Wahrheit zu bestrafen, waren nicht vernachlässigt. Zu diesen Mitteln gehörten die Apographe und Antidosis. [2]) Antidosis hieß das Erbieten eines Bürgers, mit dem Vermögen eines Anderen zu tauschen, sobald der Letzte die dem Ersten auferlegten höheren Steuern nicht übernehmen wollte. Apographe hieß die Anklage und der Beweis, daß jemand Güter besitze und davon nicht steuere. Siegte der Kläger, so erhielt er drei Viertel der nachgewiesenen Güter zur Belohnung, und übernahm verhältnißmäßig die Steuer; unterlag er, so traf ihn eine Strafe von 1000 Drachmen. Beide Mittel sind mehreremal von Einzelnen mit Erfolg angewandt worden, und die Furcht vor der Schande und dem großen Verluste scheint günstig gewirkt zu haben; doch blieb selbst in jener Zeit (bei einer anderen Gerichtsverfassung und Beweisführung) die Antidosis oder der Vermögenstausch ein

1) Das Nähere bei Böckh, II, 643.

2) Demosth. in Phainipp. in Nicostr. Isocr. de antidosi. Xenoph. Oenon., VII, 3. Plut. vita Isocratis.

zu kühner, mit großen Weitläufigkeiten verbundener Ausweg. Wie sehr man übrigens darauf hielt, daß jeder seinen Bürgerpflichten im Kriege und bei den Steuern nachkomme, geht schon daraus hervor, daß sich darüber fast in allen gerichtlichen Reden für Kläger und Beklagte ein ausdrückliches Zeugniß vorfindet. [1]) Wer mit Abgaben in Rest blieb, zahlte das Doppelte; ja bei längerem Zögern trat Ehrlosigkeit in gewissen Abstufungen ein, oder das gange Vermögen verfiel dem Staate. Nur einzelnen Personen ward, um großer Verdienste willen, die Steuerfreiheit zugestanden.

Das allmählich entstehende allgemeine Heberegister ward wahrscheinlich alle zwei bis vier Jahre, wenigstens in seinen beweglicheren Theilen, berichtigt. Nicht jede Art des Vermögens steuerte gleich viel, auch trat ein anderer Satz ein, wenn sich großes Gut in einer Hand beisammen, ein anderer, wenn es sich in sehr kleine Theile vertheilt fand; deshalb mußte, wie besonders aus der Schätzung zur Zeit des Archon Nausinikos (378 v. Chr.) hervorgeht, Dreifaches ermittelt werden:

1) das Vermögen überhaupt;

2) derjenige Theil, welcher davon steuerpflichtig seyn sollte, oder das Steuerkapital, der Schatzungsanschlag;

3) die Abgabe von dem steuerbaren Kapital.

Das steuerbare Kapital war in der höchsten Klasse nur der fünfte Theil des gesammten Vermögens, und mochte in den untersten Klassen nicht den zehnten Theil desselben übersteigen. Wiederum betrug die Abgabe in der höchsten Klasse nur Fünf vom Hundert des steuerpflichtigen Kapitals, oder Eins vom Hundert des gesammten Vermögens; und diese geringe Steuer sank noch in den unteren Klassen. Ob sie aber nicht durch öftere Erhebung in kurzen Fristen mag drückender geworden seyn, ist schwer zu entscheiden; doch findet sich, daß Demosthenes in zehn Jahren nur ein Funfzigstel seines Vermögens oder Zwei vom Hundert einzahlte. Bedenkt man nun: daß sich dies Vermögen bei guter Verwaltung damals zu Zehn vom Hundert verzinsete, so gab er eigentlich, im Verhältniß zu unserem Zinsfuß, binnen zehn Jahren nur Eins vom Hundert seines Vermögens. Obgleich hiedurch die Klage wegen übertriebener Steuern widerlegt wird, so darf man doch die schweren unmittelbaren Leistungen nicht vergessen, wenn man einen vollen Ueberblick erhalten will.

Unter Nausinikos wurden zwanzig Symmorien für die Vermögenssteuern eingeführt, welche von den späteren Symmorien für die Trierarchen verschieden sind. Jenes waren Genossen-

---

1) Im Isäus an vielen Stellen.

schaften, deren jede einen gleichen Antheil von dem allgemeinen Schatzungskapital in sich begriff, und an deren Spitze zuerst Dreihundert der Reichsten standen; dann noch dreimal dreihundert oder zusammen zwölfhundert Wohlhabendere, welche das Ganze leiten, vertreten und auch wohl vorschießen mußten. Dennoch soll die Last der Symmorien von den Reicheren oft in schwererem Verhältniß auf die Aermeren gewälzt worden seyn, welche nicht zu jenen Genossenschaften gehörten. Wie sich die nach den Gauen erhobenen Steuern und steuerpflichtigen Gemeindegüter zu diesen Genossenschaften verhielten, läßt sich nicht genau angeben.

Die Leistungen und Steuern der Schutzverwandten waren von denen der Bürger getrennt, und gewiß verhältnißmäßig nicht geringer; doch scheint man jene Personen nie zur Trierarchie und Gymnasiarchie angezogen zu haben. Die Isotelen konnten Grundeigenthum besitzen, und standen in Ansehung der Abgaben den Bürgern ganz gleich; allein sie hatten keinen Sitz in den Gerichten, kein öffentliches Stimmrecht, waren weder in Stämme, noch Gaue, noch Geschlechter eingeschrieben, und der Gerichtsbarkeit des Archon Polemarchos nach Weise anderer Fremden unterworfen.

Unter allen unmittelbaren Leistungen war die Trierarchie, welche die Rüstung der Kriegsschiffe betraf, die wichtigste, und das Gute und Böse solcher Einrichtungen zeigte sich hier am schärfsten und folgereichsten. Einerseits entstanden nämlich für den Staat große Vortheile durch den Wetteifer, andererseits große Nachtheile durch die Saumseligkeit. Zur Erhöhung jenes Wetteifers belohnte man den, welcher sein Schiff zuerst vom Stapel brachte, mit der trierarchischen Krone, und strafte die Säumigen mit der schon erwähnten Strenge. Nach einem Jahre wechselten die Trierarchen, und waren dann auf zwei Jahre von einer neuen Uebernahme dieser Last befreit. Trat aber jemand zu spät in die Reihe, oder konnte er das abwesende Schiff nicht mit dem Anfange des Jahres übernehmen, so mußte er seinem Vorgänger die berechneten Mehrkosten ersetzen. Ganz frei von der Trierarchie war niemand, dessen Vermögen dazu hinreichte, ausgenommen die neun Archonten; unter gewissen Bedingungen waren davon frei: Waisen, Erbtöchter, Gemeindevermögen, wobei man wohl die persönliche Unfähigkeit mitzuwirken vorzüglich berücksichtigt hatte. Der Trierarch mußte Rechnung ablegen; nicht allein, inwiefern er von seinem Vermögen das Vorgeschriebene geleistet, sondern auch insofern er vom Staate Geld und Geldeswerth zur Verwaltung empfangen hatte. Von jeher lieferte der Staat das Schiff, und nur einzelne reiche Personen hielten sich eigene Trieren zu eigenem Gebrauche,

zum Kapern oder zum Verkauf. Während des peloponnesischen Krieges gab der Staat den Rumpf und den Mast des Schiffes, den Sold und die Verpflegung; wogegen der Trierarch alles übrige Geräthe herbeischaffen und das Schiff im Stande halten mußte. Das letzte verursachte, bei langen Reisen und schadhaften Schiffen, sehr bedeutende Ausgaben. Die Veränderungen in den trierarchischen Verflichtungen betrafen nur die Lieferung des Geräths, die Zusammenbringung der Mannschaft und die Vertheilung der Last selbst. Lange Zeit war für jedes Schiff nur ein Trierarch, dann verstattete man, daß sich zwei darin theilten. Um die fast immer sehr mangelhaften Grundsätze der Herbeiziehung zu verbessern, entstanden ums Jahr 357 v. Chr. die trierarchischen Symmorien.

Zwölfhundert der Reichsten waren in zwanzig Symmorien vertheilt, und dreihundert unter ihnen bildeten wiederum einen engeren leitenden Ausschuß. Jetzt traten zwar mehr oder weniger Mitglieder zur Stellung eines Schiffes zusammen, aber die den Vorschuß leistenden Reicheren zogen denselben oft ganz von den Aermeren wiederum ein, ohne selbst etwas zu tragen; oder Alle zahlten gleichmäßig nach der Kopfzahl, und nicht verschieden nach dem Vermögen. Zur Abstellung dieser Mißbräuche setzte Demosthenes (340 v. Chr.) folgendes Gesetz durch: die Trierarchen werden nach Verhältniß des Schatzungskapitals herangezogen, und von 10 Talenten desselben wird ein dreiruderiges Schiff ausgerüstet. Die, welche weniger Vermögen besitzen, treten in Gesellschaften zusammen, bis ihr Schatzungskapital 10 Talente beträgt; und die Verpflichtung der Reicheren steigt, nach Maßgabe ihres größeren Schatzungkapitals, bis auf drei Trieren und ein Hülfsboot, niemals aber höher. Wenn also die obige Schätzung des Nausinikos noch zum Grunde lag, so rüstete man von 50 Talenten Vermögen oder 10 Talenten Schatzungskapital ein Schiff. Den Aermeren, welche nunmehr nach Verhältniß ihres Vermögens beitrugen, war durch diese demosthenische Einrichtung sehr geholfen, und nicht minder dem Staate, weil kein Reicher mit geringem Beitrage mehr durchschlüpfen konnte. Sonst stand es hier auch noch frei, ungerechtem Drucke durch den schon erwähnten, aber freilich höchst unbequemen und weitläufigen Vermögenstausch zu entgehen, wobei (Bergwerke allein ausgenommen) unbewegliches und bewegliches Vermögen mit allen Forderungen, Lasten und Schulden überging.

Trotz aller dieser Hülfsmittel waren die Athener oft in großer Geldverlegenheit, und persische Hülfsgelder, Beute, Kriegssteuern u. s. w. brachten ihren Gegnern fast noch öfter Vortheil als ihnen. Vor Perikles und seit der Niederlage bei Aigospo-

tamoi hört man von keinem Schatze, und den trefflichen Lykurgos ausgenommen, ſcheint niemand die Mängel der Finanzverwaltung gründlich eingeſehen und ihre Abſtellung eifrig und mit Erfolg bezweckt zu haben. Deshalb kam es dahin, daß Athen zuletzt bei den Königen bettelte und von den Geſchenken zehrte, welche dieſe der Stadt ihres alten Ruhmes halber bewilligten. Sonſt fehlte es in Hellas auch nicht an wunderlichen, ja frevelhaften Mitteln und Auswegen, um ſich Geld zu verſchaffen (worüber manchem nachahmenden Finanzliebhaber das zweite Buch der Oekonomik des angeblichen Ariſtoteles zu empfehlen wäre); nur von Anleihen (es ſey denn aus Tempelſchätzen) iſt faſt gar nicht die Rede.

Dazu trug, neben anderen Gründen, gewiß die Höhe des Zinsfußes bei: denn während man Grundſtücke von Acht bis Zwölf vom Hundert nutzte, gab man in der Regel Zwölf bis Achtzehn vom Hundert an Zins; ja dieſer ſtieg bei außerordentlichen Fällen bis zu Sechsunddreißig vom Hundert. Als Urſachen dieſer Erſcheinung laſſen ſich aufzählen: die Mängel der Gerichtsverfaſſung, die oft gewaltſame Behandlung der Geldſchuldner (welche ſelbſt Solon nicht ſcheute), der Mangel an Gelde und die ſtarke Nachfrage, der Wucher und die Erlaubniß jeden Zinsſatz zu nehmen. Daß es an Geldgeſchäften und an Perſonen nicht fehlte, welche wir mit unſerem heutigen Bankern vergleichen könnten, verſteht ſich hiernach von ſelbſt.

Da aus der bisherigen Darſtellung das Gute und Mangelhafte der atheniſchen Einrichtungen ſchon genügend hervorgeht, ſo fügen wir, ſtatt weiterer Urtheile, nur eine, bei der Vergleichung mit der neueſten Zeit ſich aufdrängende Bemerkung hinzu. [1]) Diejenigen Finanzmänner nämlich, welche à la hauteur du siècle ſtehen, werden den größten Fehler darin finden, daß Athen das Anleiheſyſtem nicht ausbilden wollte oder konnte; wir ſind aber nicht dieſer Meinung! Denn ob wir gleich ſehr gut wiſſen, daß in entſcheidenden Augenblicken der Staat lieber Schulden machen als untergehen ſoll: ſo ſcheint uns doch die Theorie, welche Schulden als Reichthum darſtellen, in Reichthum verwandeln will, ein leeres ſophiſtiſches Geſchwätz, in Vergleich, mit welchem der alte hausväterliche Satz: „wer ſeine Schulden bezahlt, verbeſſert ſeine Umſtände“, viel mehr wahre Weisheit enthält. Manche werden zwar einwenden: „es könne nur einzelnen Thoren einfallen Schulden als etwas unbedingt Gutes darzuſtellen, wohl aber ſey es ein relatives Glück, Schulden im Fall der Noth machen zu kön-

---

1) Es ſey erlaubt, dieſe vor vielen Jahren niedergeſchriebene Bemerkung hier zu wiederholen, da ſie im Weſentlichen noch immer paßt.

nen, die man ja auch sobald als möglich bezahlen wolle“. Dieser Berichtigung treten wir gern bei, aber sie greift das Uebel nicht an der Wurzel an, ja sie kennt das Uebel nicht einmal. Es ist hier keineswegs von einer einzelnen Erscheinung, von einem durch danebenstehende Besserungsmittel leicht vertilgten oder gar überbotenen Mißverhältniß, sondern von einem Uebel die Rede, welches die Staaten wie die Einzelnen ergriffen hat, überall öffentlich und insgeheim mit unermeßlicher Macht und Eile fortwirkt, die Ansichten und das Thun der Gegenwärtigen mit den Ansichten und den Thaten unserer Vorfahren in einen schroffen Widerspruch stellt, und den Fluch unserer Kinder auf uns laden wird, wenn uns die Schuppen nicht bald von den Augen fallen. Was thaten unsere Vorfahren? Sie verzehrten nicht die ihnen hinterlassenen Güter, ja nicht einmal deren laufenden Einnahmen, sondern hielten es für ihre Pflicht und ihren Ruhm, einen Theil derselben in etwas Bleibendes, Früchtetragendes, Erzeugendes zu verwandeln; wir dagegen verzehren nicht blos die Einnahmen auf eine Weise welche keine Spur zurückläßt, sondern vergeuden auch das empfangene Kapital; wir vergeuden nicht blos das empfangene Kapital, sondern wir benutzen auch gierig die neu erfundenen gerühmten Kunststücke, wodurch man selbst diejenigen Kapitale, welche etwa die Nachkommen erzeugen könnten, schon im voraus ungefährdet verzehren kann. Bleibe man doch ja mit dem flachen Einwande zu Hause, als legten wir zu viel Gewicht auf das schlechte Geld und Geldwesen: es ist hier nicht von bloßem Gelde, sondern von dem unendlichen Reichthum die Rede, welchen unsere Vorfahren durch ihre Weisheit und treue Vorsorge erzeugten, der Europas Bildung und Größe, und gutentheils alles das erzeugt hat, was wir an der neuen Gestaltung der Menschheit so gern zu rühmen pflegen. Der Gelehrte strebt jetzt nicht darnach, einem Werke die höchstmögliche Vollendung und Dauer zu geben, sondern zersplittert seine Kräfte in Erzeugnissen, welche der Augenblick erzeugt wie zerstört. Der Bürger lebt jetzt nur zu oft unbekümmert von der Hand in den Mund, und wenn er kaum der nächsten Verwandten und Armen gedenkt, wie könnte da noch von bürgerlichen Stiftungen und Vermächtnissen die Rede seyn? Statt der sinnvollen Anhänglichkeit des Adelichen an das freie Gut, welches er verbessert und verschönert seinen Kindern und Kindeskindern hinterließ, finden wir wucherliches Kaufen und Verkaufen, welches zuletzt immer mit Schulden und einer innerlichen und äußerlichen Jämmerlichkeit endet, die man durch Vornehmthun nicht verdecken kann. Das persönliche Verhältniß zu den Unterthanen hat sich nicht veredelt, wie zu wünschen war, sondern in ein sachliches verwandelt. Die großen Besitzungen der herrschenden Fa-

milien sind in den allgemeinen Staatstiegel geworfen und verflüchtigt, und jene Herrschenden würden, im Fall einer größeren Umwälzung, noch ärmer und eigenthumsloser als die Aermsten ihrer Unterthanen, aus dem Lande fliehen müssen! Was Jahrhunderte für Kirchen und Schulen, für fromme Stiftungen vielfacher Art allmählich sammelten und verwendeten, hat dies eine Geschlecht mit einem mal den Begierden des Tages geopfert, und sich dieser Weisheit noch gerühmt, oder in eigennütziger Großmuth geprahlt: „Ich will Nichts erben, aber auch Nichts hinterlassen!" Aber die Folgen brechen schon jetzt schwer herein, und die, selbst ohne Rücksicht auf die Herstellung des Zerstörten, unmäßig anwachsenden Lasten und Steuern, sowie die täglich steigende Noth der Armen, zeigen Allen auf sehr empfindliche Weise, was es heiße: „Der Tag allein soll den Tag ernähren!"

Anhang.

Wir geben noch einige Proben von Finanzmaßregeln aus der Oekonomik des angeblichen Aristoteles.

Cypselus hob in Korinth zehn Jahre lang Zehn vom Hundert des Vermögens. — Lygdamus in Naxos verkaufte den Verbannten ihre eigenen Güter, da kein Anderer sie kaufen wollte. — Die Byzantier verliehen für Geld Halbbürtigen das Bürgerrecht, hoben von gewissen Gewerben sehr hohe Steuern, überließen das Geldwechseln ausschließend einem Einzelnen, veräußerten die Staatseinnahmen vom Salze, und in der Noth sogar geheiligte Dinge. — Als Oel und Mehl in Lampsakus sehr wohlfeil wurden, verkaufte man es höher, und behielt das über den eigentlichen Marktpreis Einkommende für den Staat. — Die Ephesier nahmen bei eintretendem Geldmangel den Frauen ihren Schmuck, und erlaubten daß der Name eines jeden, welcher dem Staate etwas schenke, wie bei Weihungen von Tempeln, genannt und zum Andenken aufgezeichnet werde. — Als die Lacedämonier einst den Samiern eine Geldsumme nicht zahlen konnten, schrieben sie einen Fasttag aus und gaben jenen das hiedurch Ersparte. — Die Mendäer ließen die Grund- und Haussteuer uneingefordert stehen bis Noth eintrat, dann wurde sie mit Zinsen verlangt; — ob sie aber auch einging? Ein anderes mal befahlen sie, daß jeder seine Sklaven, bis auf einen männlichen und einen weiblichen, zum Besten des Staats verkaufen solle.

Dionysius erklärte: „einem Befehle der Ceres gemäß hätten seine Frauen allen Schmuck in deren Tempel gebracht, die übrigen möchten nachfolgen“. Es geschah aus Furcht, und der Tyrann behielt zuletzt Alles für sich. Er schlug Geld von Zinn, nahm den Göttenbildern ihre goldene Bekleidung und sagte spottend: „er wolle ihnen für die heiße Jahreszeit eine leichtere machen lassen“. Von einer anderen Bildsäule, welche eine Schale vor sich hinhielt, sagte er: „sie biete diese dar, und er nehme die Gabe willig an“ u. s. w.

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Die Literatur.

Nichts ist gewisser, als daß die Geschichte des Staats und der öffentlichen Angelegenheiten ihre Eigenthümlichkeit und ihre Einheit verliert, wenn sie die Geschichte der Künste und Wissenschaften mit aller Umständlichkeit in sich aufnehmen will; aber nicht minder unleugbar ist es, daß sich die Verhältnisse des Staats nie ganz aufklären lassen, sobald man auf diese Dinge gar keine Rücksicht nimmt. Oder wer darf sich rühmen, er kenne Hellas, wenn ihm die griechische Literatur, Kunst und Wissenschaft fremd bleibt.

Die Sprache steht durch Wort= und Formenreichthum, Wohllaut und bewegliche Bildungsfähigkeit den meisten voran; die Kunst hat sich in allen nur möglichen Richtungen, wie bei keinem anderen Volke, bis zur Vollendung entwickelt, und die großen Schriftsteller verdienen (wie schon vor 2000 Jahren) als höchste Muster immer wieder gelesen zu werden. — Weit entfernt von dem Anspruche, als könne das Nachfolgende über diese unerschöpflichen Dinge irgend gründlich belehren, wollen wir nur durch einzelne Bemerkungen den Vorwurf entfernen: daß sich in diesen Vorlesungen eine sehr wichtige Lücke befinde, welche wenigstens einigermaßen auszufüllen auch nicht einmal sey versucht worden.

Die Dichtkunst wirft hier, wie fast überall, das erste Licht in das Dunkel der uralten Zeiten; aber neben den natürlichen und leicht begreiflichen Ergüssen des einfachen Menschen über die nächsten Erscheinungen des Lebens sollen uralte, vorhomerische Lieder vorhanden gewesen seyn, welche heilige Lehren in sinnvoller Sprache verkündeten, und mit asiatischer Priesterweisheit in

Verbindung standen. Für das ehemalige Daseyn von solcherlei Dichtungen fehlt es aber jetzt mehr als je an genügenden Beweisen, seitdem die angeblichen Werke des Orpheus als unecht anerkannt sind, ja sein persönliches Daseyn höchst zweifelhaft geworden ist. [1]) Jedenfalls hätten Gedichte jener Art nicht Gelegenheit und Anreizung zum weiteren Ausbilden und Mehren gegeben, weshalb in dem beweglichen und empfänglichen hellenischen Volke die epische Dichtung zwar nicht plötzlich, aber desto mächtiger und mannichfaltiger hervorwuchs, sodaß der homerischen Welt allerdings viele einfachere, lyrische und epische Versuche vorhergingen, man jedoch in jener keineswegs ein beschränkteres oder schwächeres Nachbild einer früheren, größeren und tiefsinnigeren Zeit sehen darf.

Bei den Epikern zog übrigens nicht blos die Form an, sondern auch der Inhalt, welcher theils durch den Stamm und die Umgebung gegeben war, theils durch den Dichter erschaffen ward. Er vermittelte das Gegenständliche, und ordnete nicht blos das Einzelne und Besondere, sondern auch das größere Ganze, obwohl hiemit nicht gemeint ist, Alles sey im voraus genau berechnet und angelegt worden.

Wenn schon die Argonautenfahrt nicht ohne allen geschichtlichen Grund ist, dann noch weniger der trojanische Krieg. [2]) Größer aber als dieser Krieg selbst erscheinen allerdings dessen Folgen, und zwar nicht allein zur Mehrung nützlicher Kenntnisse und zur Umgestaltung mancher geselligen Verhältnisse, sondern auch zum Begründen einer echten Bildung. Ein Dichterwerk wie die Ilias und Odyssee ist einzig in seiner Art, und es hat einzig gewirkt auf Erziehung der Jugend, Begeisterung der Künstler, Befeuerung der Männer, auf Einigung und Gemeinsamkeit der Ansichten und Bestrebungen aller Stämme.

Freilich findet die homerische Einfachheit in unseren Tagen oft bei neumodisch Verwöhnten wenig Beifall und Anklang, und doch liegen in ihr und sind mit ihr verbunden alle dichterischen Bestandtheile von dem scheinbar Unbedeutendsten bis zum Erhabensten. Die Ilias und Odyssee bieten das Kräftigste wie das Mildeste, die höchste Mannichfaltigkeit bei der größten Uebereinstimmung, eine Klarheit der Darstellung (mithin auch des Sinnes und der Auffassung), wie sie nirgends gefunden wird. Auch das Sentimentale fehlt keineswegs, sofern nur darunter nicht das

1) Cic. de nat. Deor., I, 38.

2) Ein Volk, welches eine Ilias und Odyssee dichten konnte, ist auch im Stande gewesen eine zu handeln und zu erleben. Lauer, Homerische Poesie, S. 174.

pikant Kränkliche, Uebergewürzte verstanden wird. [1]) Eurykleia und Argos, die ihren Herrn wieder erkennen, sind rührender, die Treue Penelope's, der Abschied der Andromache, die Bestattung Hektor's, Priamus und Achill sind großartiger, edler und ergreifender als unzählige neuere verzwickte Liebesgeschichten und Romane.

Wem die Dinge, wem Erscheinungen, Personen, Thaten Nichts sind, bevor sie erst bereflectirt werden, der muß freilich höheren Gehalt im Homer vermissen. Nach dieser Betrachtungsweise ist abgezogener Branntweingeist reicher und schöner als alle Blumen. — In derselben Richtung liegen thörichte Deutungen der Ilias und Odyssee aus alter und neuer Zeit; z. B. jene stelle den Kampf des Winters gegen die Erde vor, diese sey Geschichte des Sonnenjahres und eine Art Kalender. — Den moralischen Bedenken, welche bisweilen in Beziehung auf Ilias und Odyssee erhoben worden, muß man entgegnen: daß die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der homerischen Personen nicht in Grundsätzen und Betrachtungen, sondern in Thaten und Schicksalen offenbar wird. So sind die homerischen Gedichte ein Buch der Lebensweisheit und eines der wichtigsten sittlichen Bildungsmittel geworden. [2])

Ferner bietet Homer mehr Stoff zu bildlichen Darstellungen, als irgendein Dichter. Alles ist sichtbar und geistig zugleich, Alles zugleich anmuthig und schön, und nirgends Widriges und Entsetzenerregendes [3]), wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit des mißverstandenen oder hierin mißbrauchten Christenthums.

Im echt antiken Sinne schreibt einer der größten Kenner des Alterthums, Quintilian [4]): „Wie? Gehen Sprache, Urtheile, Bilder, Anordnung des ganzen Werks nicht über das Maß des menschlichen Geistes hinaus? sodaß es Zeichen eines großen Mannes ist, Homer's Vorzügen nicht durch Nachahmung (was unmöglich bleibt), sondern mit dem Geiste zu folgen."

Beistimmend sagt Leonidas von Tarent [5]):

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblasset der Mond.
Also verloschen vor dir, Melesigenes, Scharen der Sänger,
Als du das strahlende Licht himmlischer Musen erhobst.

---

1) Daß die Griechen nur die Poetik der Freude ersonnen hätten — wie Aug. W. Schlegel (Werke, VIII, 144) behauptet — widerspricht allen Thatsachen und Zeugnissen.

2) Zeller, I, 76.

3) Man vergleiche die Flaxmann'schen Umrisse zum Homer mit denen zum Dante.

4) Quinctil. inst. orat., X, I, 50.

5) Jacob's Anthologie, III, 7; Analect. Brunk., II, 255; Löbell, I, 525.

Ein anderer Dichter ruft aus:

Ist Homeros ein Gott, mit Göttern dann werd' er verehret;
Und wenn keiner er ist, so werd' er ein Gott doch erachtet.

Diese seit Jahrtausenden übereinstimmenden Urtheile und Gefühle über Form und Inhalt, Einheit und Mannichfaltigkeit und unerreichbare Schönheit der Ilias und Odyssee wurden in der neueren Zeit nicht blos mehr oder weniger in Zweifel gezogen, sondern statt der geleugneten Sonne des einen Homer sind jene Scharen verdunkelter Sänger als selbständig leuchtend in den Vordergrund gestellt worden. Diese Sänger (sagt man) waren des Schreibens unkundig. Der angebliche Homer erwähnt dieser Kunst nirgends auf deutliche Weise; die Wiederholungen einzelner Verse und längerer Stellen, die große Verschiedenheit der Lesarten weisen auf mündlichen Vortrag hin, die Formen der ältesten Schriftzeichen sind sehr unvollkommen; auch würde (wenn man des Schreibens kundig gewesen wäre) die Prosa viel früher entstanden seyn. Zahlreiche, von nichtschreibenden Sängern herrührende unzusammenhängende Bruchstücke wurden erst später aneinandergesetzt und überarbeitet, getrennt und verbunden und aufgeschrieben; deshalb muß der alte Aberglaube an einen Homer und an zwei große, abgerundete, von ihm herrührende, vollkommene Heldengedichte schlechterdings aufgegeben werden.

Diese Ansichten und Behauptungen hat F. A. Wolf mit solcher Gelehrsamkeit und solchem Scharfsinne zu begründen und zu vertheidigen gewußt, daß sie von den meisten deutschen Alterthumskennern nicht blos angenommen [1]), sondern ähnlicherweise auch auf andere Gedichte (z. B. die Nibelungen), ja auf die in der Bibel enthaltenen Schriften angewandt wurden. Nicht so allgemein war der Beifall außerhalb Deutschland; vielmehr erklärten sich St.-Croix [2]), Villoison, Ruhnken, Penn, Thirlwall, Grote, Barthélemy, St.-Hilaire, Cousin, Franck, Cesare Balbo u. A. für Einheit der Werke und des Verfassers.

Als eine auf weitere Forschung bezügliche, vermittelnde Meinung stellt sich das Folgende dar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß einer homerischen Dichtkunst viele Uebungen der Sprache vorangehen, und den Sängern und Sängerschulen ein großer Reichthum von Sagen und Berichten für die Benutzung zur Hand seyn mußte. [3]) Vielschreiberei ist ferner den ältesten Zeiten fremd; wenn jedoch auch die Nachricht unbeglaubigt ist, daß Kadmus schon Buchstaben mitbrachte und Weihgeschenke mit

1) O. Müller, Literaturgeschichte, I, 65.
2) Schöll, Literaturgeschichte, I, 97.
3) Fr. Schlegel, Geschichte der epischen Dichtkunst, S. 58.

Inschriften aus der Zeit des Lajus sich in Delphi befanden [1]), so ist doch ebenso wenig vollständig erwiesen, daß zur Zeit des trojanischen Krieges und selbst noch zur Zeit des Dichters der ihn besang, die Schreibkunst ganz unbekannt war. [2]) Oder konnte diese fehlen, und die bildende Kunst (ja die Bildung überhaupt) bereits so erhebliche Fortschritte machen? Freilich ist ein großer Unterschied zwischen dem Niederschreiben kurzer Inschriften und langer Gedichte; gewiß aber entstanden diese zu einer Zeit, wo Könige und Adel in Hellas noch das Uebergewicht hatten, und was jene Zweifler den Schreibern ersparen, laden sie kühn dem Gedächtnisse auf. Daher sagt Thirlwall in seiner Geschichte Griechenlands [3]): „Es erscheint eine verlorene Arbeit, so verwickelte Hypothesen zu erfinden, blos um das Schreiben einige Geschlechtsfolgen weiter hinabzusetzen.“ — Kann Einer die Ilias und Odyssee auswendig lernen, so kann sie auch Einer dichten. Im Fall aber Homer auch nie schrieb, so folgt daraus doch keineswegs, daß er nie lebte: ein nicht niederschreibender Dichter ist auch ein Dichter.

Allerdings sind in der Ilias und Odyssee Lücken, wenig vermittelte Uebergänge, einzelne Wiederholungen, Irrthümer, Einschiebsel und Episoden; aber in weit geringerer Zahl als in den meisten anderen epischen Gedichten, z. B. beim Bojardo und Ariosto, und selbst beim Virgil [4]); und doch kann niemand deshalb leugnen, daß diese Männer gelebt und ihre Werke geschrieben haben. In der Ilias, und noch mehr in der Odyssee, offenbart sich eine größere Einheit und Gleichartigkeit des Plans, der Auffassung und der Behandlung, eine viel schärfere Zeichnung der Charaktere, als im verliebten oder rasenden Roland, im befreiten Jerusalem, der Lusiade, dem verlorenen Paradiese und Messias; des Mischmasch im Schah Nahmeh und Mahabharata nicht zu gedenken. — Das in unseren Tagen so oft versuchte Auflösen eines Ganzen in seine Bestandtheile ist oft nicht Begründung oder Nachweisung höheren Lebens, sondern kalten Hinsterbens. Der eine Homer, oder die Homeriden und Diaskeuasten erschufen, organisirten; die neuere Philologie hingegen gefällt sich oft darin, poetische oder geschichtliche Kunstwerke [5]) durch

1) Herod., V, 58.

2) Gewiß nicht unbekannt in Assyrien und Judäa.

3) Thirlwall, I, 248; Nitzsch, De Historia Homeri. Gründe für das frühere Schreiben sind gut zusammengestellt in Maree's Cultur der Griechen, S. 86.

4) Aehnlicherweise ließen sich auch viele Trauerspiele und Lustspiele auflösen und zerstücken, die doch ohne Zweifel von einem Verfasser herrühren.

5) Aehnlich Ferd. Ranke, Hesiodische Studien, S. 2.

Säuren und Reagentien zu zerstören, zu desorganisiren. Dichter muß man lieben, um sie zu verstehen; und das Lebendige, das man liebt, anatomirt man nicht. Erst wenn einer mit Recht strengen, einer scharfsichtig zersetzenden Philologie die Richtung auf das lebendige Ganze, die Begeisterung für das Ausgebildete gegenüber oder zur Seite steht, wird das höchste Ziel erreichbar und Wahrheit und Schönheit neu verklärt werden. Jedenfalls bleibt es einseitig und unpoetisch, einem Dichter (als schriebe er ein Handbuch der Chronologie) überall Tage und Stunden nachzurechnen, und wenn das Ergebniß nicht mathematisch genau stimmt, sogleich über Mangel an Wahrheit zu klagen, tadelnswerthe Lücken zu rügen, Verse aus unzureichenden Gründen herauszuwerfen, und verschiedene Bearbeiter anzunehmen.

Während Anfang und Ende der Ilias und Odyssee jetzt von Manchem als überflüssig, unpassend, geschmacklos, angeflickt bezeichnet werden, sagt Quintilian an obiger Stelle: „Homer hat in wenigen Versen die Gesetze der Einleitungen (Proömien) nicht befolgt, sondern für immer aufgestellt, und welcher Epilog wird jemals dem gleichkommen, wo Priamus den Achilles anfleht." — Mag sich der letzte Gesang der Odyssee für den feinsten Sprachkundigen von den übrigen unterscheiden: gewiß ist er zur Abrundung des Ganzen unentbehrlich und kein hors d'oeuvre. Odysseus mußte sich mit seinem Vater verständigen und mit dem Volke von Ithaka versöhnen, sonst fehlte Abschluß und Beruhigung. In gleicher Weise dient der letzte Gesang der Ilias [1]) zur edlen, beruhigenden, versöhnenden Auflösung der Dissonanzen, und die ursprüngliche Abfassung oder spätere Anfügung beider Schlußgesänge rechtfertigt sich vor dem Verstande wie vor dem Gefühle.

Wenn sich aus Bruchstücken unzusammenhängender Lieder so leicht ein großes Epos zusammensetzen ließe, warum ist es denn seit Jahrtausenden nur dem Homer gelungen? Die Späteren hatten Stoff, Absicht, Berechnung, Vorbilder, Bausteine oder disjecta membra poetae in Ueberfluß; es gab Kunstlehren und Kunstschulen, wohlerzogene geschmackvolle Leute, große Kenner der Sprache, Metrik und Grammatik; und doch haben sie keine zweite Ilias und Odyssee zu Stande gebracht. Mögen ihr Stoff, ja die ersten Bearbeitungen nicht aus einer Zeit seyn, auch nicht von vorn herein die Idee [2]) eines umfassenden Ganzen vorgeschwebt haben; mögen Sänger, Ordner und Kritiker

1) Auch wird er (XXII, 416) bestimmt angekündigt.

2) Doch sagt schon Phämius (Od. 22, 347): er sey ein Autodidaktos, und Gott habe ihm mancherlei Lieder in die Seele gepflanzt. — Zu jeder Zeit erheben sich einzelne Genien über die Massen.

sich (organisirend, nicht atomisirend) die größten Verdienste um jene hellenischen Heldengedichte erworben haben, und Männer von dem reinsten Geschmacke und dem zartesten Gefühle gewesen seyn: hieraus folgt aber nicht, daß so vollendete Werke, wie die Ilias und Odyssee, lediglich durch eine Reihe mittelmäßiger Personen entstanden. Es muß zuletzt ein großer Dichter (denn viele anzunehmen ist jedenfalls noch kühner), so groß wie ihn Jahrhunderte nur einmal erzeugen [1]), mit tiefsinniger Begeisterung die bisher zerstreuten Strahlen zu solchem Sonnenglanze vereinigt, die vereinzelten Töne zu solcher Harmonie gesteigert, die schwankenden Gestalten so geordnet und zu solch einer festen Persönlichkeit erhoben haben, daß Jahrtausende ihrem frischen Leben nichts rauben konnten.

Ein wiederholtes Studium des Homer und der über ihn erschienenen Schriften veranlaßt mich nicht, diese vor Jahren entworfene Darstellung umzugestalten, sondern nur wenige Worte hinzuzusetzen.

Die Frage, ob die Ilias und Odyssee niedergeschrieben wurden, ist nur eine untergeordnete, und entscheidet wenig oder nichts über die Organisation beider Gedichte. Auch wäre die Meinung, etwas sey nicht vorhanden gewesen, weil es im Homer nicht erwähnt wird [2]), schwerlich genügend begründet (im Messias z. B., behauptet man, werde des Schreibens ebenfalls nicht gedacht); ja gleichzeitig entstandene Gedichte fordern und zeigen nach Maßgabe des Gegenstandes eine sehr verschiedene Betrachtungs- und Behandlungsweise.

Ohne einen großen Meister blieben unzählige Meistersänger nur trockene Gesellen und Lehrjungen, und es ist sehr kühn (ohne Rücksicht auf entgegenstehende Zeugnisse), weit später lebenden Diaskeuasten das Geschäft des größten aller epischen Dichter zuzuweisen. Herodot, Plato, Aristoteles hätten hievon doch wohl mehr wissen müssen, und über so erstaunlich Merkwürdiges gewiß genauen Bericht erstattet.

Die einleitenden Verse zur Ilias zeigen wahr und vortrefflich den Faden, welcher das Ganze als solches zusammenhält, und auf den ausdrücklich sehr oft hingewiesen wird. Oder wo dies nicht geschieht, fühlt jeder aufmerksame Leser heraus, daß er, nur für den Augenblick verdeckt, im kunstreichen Gewebe fortläuft.

---

1) Chios und Smyrna haben den größten Anspruch, Geburtsstädte Homer's zu seyn. Seine Blüte fällt am wahrscheinlichsten auf die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts v. Chr.

2) Im Panini geschieht des Schreibens keine Erwähnung, und doch ward damals ohne Zweifel geschrieben. Weber, Indische Studien, V, 1, 11.

Ohne Zweifel ward die Einheit der Ilias und Odyssee bezweckt. Kleine chronologische, geographische und dergleichen Widersprüche (wie sie sich auch in platonischen Gesprächen finden) werden, selbst wenn man sie unter ein Vergrößerungsglas setzt, von dem weit überwogen, was organisch zusammenhält. Nicht minder sind Episoden (wie die Doloneia) dem Epos ganz angemessen, und selbst der Schiffskatalog hat in der Ilias (wie das Lob der Este im rasenden Roland) eine viel natürlichere und passendere Stelle, als wenn man sie als unabhängige Gedichte vereinzelt darbieten wollte.

Es giebt kein Epos, dem man nicht durch Wegschneiden eine größere Einheit und bestimmtere Abrundung geben könnte; allein dieser scheinbare Gewinn ist gering im Vergleich mit dem Verluste an dichterischem Reichthume und erfreulicher Mannichfaltigkeit. Wenn also Homer (oder Homeriden) etwa eine Achilleis zu einer Ilias erweiterte, so hatte er dazu gewiß sehr gute, überwiegende Gründe. Ich möchte mir wenigstens das von Einigen zur Seite Geworfene auf keine Weise nehmen lassen, und finde die sogenannten Zwischenbücher so erfreulich wie nothwendig, schon um die Wichtigkeit des Achilles zu erweisen.

Im ersten Buche der Ilias ist der Streit zwischen Agamemnon und Achill so erzählt, daß man geneigt wird für diesen Partei zu nehmen und jenen hart zu tadeln; seine spätere Reue stellt (ihn veredelnd) das Gleichgewicht wieder her. Die Rüge, daß Achill nunmehr zu eigensinnig erscheine, ermäßigt sich dadurch, daß er die Noth der Griechen noch gar nicht für so groß hält, daß er rettend dazwischentreten müßte. Erst als Diomedes, Odysseus und Agamemnon verwundet sind, Patroklos getödtet wird und die Gefahr völligen Untergangs aufs höchste gestiegen ist, führt ihn Wehmuth und Zorn bis zum entscheidenden Wendepunkte. Die nun folgenden Gesänge, wo Flußgötter und olympische Götter mitkämpfen, enthalten nach meinem Gefühle kein schwülstiges hors d'oeuvre, sondern eine dichterische, bewundernswerthe Steigerung bis zu dem unentbehrlichen, Alles versöhnenden und abschließenden letzten Buche.

Da künstliche Beweise und Gegenbeweise auf diesem Boden nie vollkommen ausreichen, so kommt zuletzt Alles zurück auf persönliches Gefühl und Urtheil. Da wir nun dem unseren keineswegs großes Gewicht beilegen, so sey es erlaubt, andere Zeugnisse vorzulegen. — Cesare Balbo (Speranze, p. 78): „Jetzt ist die Thorheit (smania) im Gange, das zu leugnen, was der gleiche Sinn aller Geschlechter als allgemeine Gewißheit betrachtete, eine Anmaßung, das zu finden und zu lehren, was man niemals lehrte oder wußte." — Fauriel (Poésie pro-

vençale, II, 226): „Die Epopeen der Griechen übertreffen alle anderen in Hinsicht auf die Verbindung der einzelnen Theile untereinander und mit dem Ganzen.“ — Franck (Séances, XXXIX, 67): „Die revolutionäre Kritik Deutschlands behandelt die geistige Welt so, wie die Demagogie von 1793 die Gesellschaft (la société) behandelte. Ueberall, wo sie in einer etwas entfernten Vergangenheit Namen erblickt, die uns in Erstaunen versetzen, so unterdrückt sie dieselben, um an ihre Stelle einen namenlosen Haufen zu setzen.“ — Quarterly reviw (1847, LXXXI, 381, 385, 416, 417): „Ein zerstörender Geist findet in Deutschland zu viel Duldung und Beifall. Lachmann's Angriffe haben Nichts vollbracht. Wir müssen aufs lebhafteste gegen Buchstaben und Geist seiner Versuche protestiren. Laßt uns nicht das Besitzthum der Menschheit verkümmern durch spitzfindige und willkürliche Speculationen gegen die Echtheit (integrity) der homerischen Gedichte.“ — Grote (I, 472; II, 202): „Die neueren Hypothesen sind nicht allein durch kein genügendes Zeugniß unterstützt, sondern es stehen ihnen auch andere Zeugnisse entgegen, sowie das große Gewicht innerer Wahrscheinlichkeit. Auch findet sich in den höchsten Erzeugnissen großer Genien etwas, das über den Bezirk oder Gesichtskreis (compass) angeblich philosophischer Theorien hinausreicht.“ — Lessing (Dramaturgie, I, 186): „Das Werk eines Dichters mit der Chronologie in der Hand untersuchen, ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung mit Zeugnissen belegen zu lassen, heißt ihn und seinen Beruf verkennen, ihn, mit einem Worte, chicaniren.“ — Stolberg, (Reise, II, 388, in Bezug auf Homer): „Unmündige an Geist wollen da bestimmen, wo die Dichtung unbestimmt seyn mußte, wofern sie nicht trocken wie eine Zeitung, oder nicht albern wie ein Märchen der Spinnstube sein sollte.“ — Wilhelm v. Humboldt [1]): „Durch die Verabsäumung der sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen, und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies.“ — Bernhardy [2]): „In der Ilias und Odyssee sind Stoff und Form, Götterthum und Menschlichkeit, epischer Ton und stylistische Mittel in so innigen Zusammenhang versetzt und mit so weiser Beherrschung zum lichtesten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerstückelung des Ganzen in seine Bestandtheile durchaus ver-

---

1) Kawisprache, S. XXXIII.
2) Griechische Literaturgeschichte, II, 55.

wehrt wird." — **Welcker**: Der Dichter der Ilias ist eine Person, unter allen Geschlechtern der Menschen eine der hervorragendsten; eine andere unbekannte Person, eine höchst sinnvolle und kunstgeübte ist der Dichter der Odyssee.[1] **Goethe**: „Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, daß Nichts dazu- noch davongethan werden kann."[2] Ganz derselben Ansicht war **Tieck**, gewiß ein großer Kenner dichterischer Schönheit und Organisation. In der Nähe von Ilium ruft die Gräfin **Hahn-Hahn** aus[3]: „Alter Homer! Wie müßtest du lächeln, wenn du wüßtest, welche Mühe sich die Speculation unserer kleinen, hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen."

Von den epischen Dichtern, die man zur Schule oder zum Kreise Homer's zählen kann, ist leider fast Alles verloren gegangen[4]; denn wenn sie auch an dichterischer Vollkommenheit gewiß weit hinter ihm zurückstanden und schon deshalb verloren gingen, hätten sie doch gleichwie die späteren, mehr gelehrten Epiker[5], für Geschichte und Mythologie erhebliche Belehrungen dargeboten. Die unter dem Namen Homer's gehenden **Hymnen** wurden von verschiedenen Verfassern und zu verschiedenen Zeiten entworfen.

Die Werke, welche wir unter dem Namen des **Hesiodus** besitzen, rühren gewiß nicht von Einem her, sondern von mehreren nur mittelmäßigen Dichtern. Sie stehen (ungeachtet sonstiger Merkwürdigkeit) sowohl in Hinsicht auf Quantität als Qualität unendlich weit hinter den homerischen zurück, oder können eigentlich gar nicht mit ihnen verglichen werden. Denn bei allem Anspruch auf Gedankentiefe und Lebensweisheit zeigt sich in Wahrheit nur zu viel Trivialität, Trockenheit und Philisterei. Schönheitsgefühl, Anschaulichkeit, Geschmack, Einheit und Abrundung fehlen, und auf Erschaffen lebendiger Personen ist es gar nicht einmal abgesehen. — Das Schild des Herkules ist Bruchstück eines späteren Gedichts mit lobenswerthen Einzelheiten, aber nicht ohne Ueberladung und plastische Verwirrung. — Die Theogonie sucht Zerstreutes unter gewisse Gesichtspunkte zusammenzufassen und giebt Gelegenheit zu den verschiedenartigsten Deutungen, ist aber bisjetzt noch immer nicht

---

1) Welcker, Der epische Cyklus, S. 127. Doch ist zwischen den Werken Shakspeare's ein viel größerer Unterschied, als zwischen der Ilias und Odyssee.

2) Briefe an Schiller, IV, 208.

3) Orientalische Briefe, I, 304.

4) So Kreophylus, Arktinus, Lesches, Agias u. A.

5) Asius, Pisander, Panyasis, Antimachus, Chörilus.

genügend entziffert worden.[1]) Auch bieten sich den Erklärern nur zu viele Abwege dar; denn es bleibt schwer zu entscheiden, was einheimisch, was herübergenommen sey; wo die Thatsache der Allegorie und Symbolik vorausging, oder wo sie durch diese scheinbar erschaffen ward, oder wo endlich Wechselwirkung aus verschiedenen alten Quellen und Sagen stattfand? Gewiß sind die mosaischen Erzählungen, im Vergleich mit denen des Hesiodus, ohne Vergleich einfacher und erhabener. Die Werke und Tage versetzen uns auf lebhafte und anziehende Weise in jene alte, einfache, obwohl schon vielerlei überlegende Zeit. Das ganze Jahr geht mit seinen mannichfaltigen Beschäftigungen an uns vorüber; aber freilich ist in dem täglichen Treiben die Dichtkunst und alles homerische Heldenthum abhanden gekommen, und da ein abergläubiger Kalender das Werk beschließt, so hält uns nur die Erinnerung an das Vorhergehende ab, vom Ganzen einen gleichgültigen Abschied zu nehmen.

Uebrigens beschreibt Hesiodus[2]) hier die Menschen seiner Zeit so nichtswürdig, gemüthlos und unglücklich, daß alle Lobpreiser der alten guten Zeit beschämt und lächerlich, oder gezwungen werden, die angebliche Vollkommenheit in das ungeschichtliche Paradies und goldene Zeitalter zurückzuverlegen. Hesiodus sagt nämlich[3]):

Nicht ist hold der Vater dem Sohn, noch der Sohn dem Vater,
Nicht dem bewirthenden Freunde der Gast, noch Genoss' dem Genossen,
Nicht dem Bruder einmal wird herzliche Liebe wie vormals.
Bald versagen sie selbst grauhaarigen Aeltern die Ehrfurcht,
Ja mißhandeln auch sie mit Schmach und Beleidigung redend. —
Faustrecht herrscht, rings strebt man die Stadt zu verwüsten einander.
Nicht wer die Wahrheit schwört wird begünstigt, noch wer gerecht ist,
Oder wer gut; nein, mehr den Uebelthäter, den schnöden
Frevler ehren sie hoch! u. s. w.

In so grämliches, einseitiges, unwahres Wehklagen verfällt Homer niemals; ihm genügt es, daß Nestor, seinem Charakter gemäß, die Vorzeit der Gegenwart vorzieht, ohne diese persön=

1) The theogony of the Greeks contains some cosmogonic ideas; but it cannot be considered as a system of cosmogony, or translated into a string of elementary, planetary, or physical changes. Grote, History of Greece, I, 3.

2) Wenn Homer und Hesiodus gleichzeitig lebten oder dieser gar vor jenem (Parische Chronik), so erscheint der Gegensatz der Personen und der Auffassung noch größer, und fast nur durch Verschiedenheit der Stämme und Volksansichten erklärlich.

3) Werke, V. 181. Aehnlich Theognis, wenn er sagt:
„Keinen, der völlig ein guter und rechtlicher Mann sich erwiese,
Mag jetzt Helios' Licht unter den Lebenden schauen."
Weber, Elegische Dichter, S. 77.

liche Ansicht in eine allgemeine zu verwandeln. Und die theologisirenden Orphiker suchten, ihren Klagen über Elend und Ausartung gegenüber, soviel als möglich einen höheren Trost aufzufinden.

Neben der vollendeten Meisterschaft in Auffassung des Gegenständlichen machte auch das Persönliche bald seine Bedeutung geltend, und es entwickelte sich (vorzugsweise in Jonien) die Elegie in viel freieren und mannichfaltigeren Richtungen des Inhalts, als man anderwärts findet, oder theoretisch vorauszusetzen pflegt. Und mit diesem Inhalte gingen reichere Formen Hand in Hand: das Distichon wo der Pentameter dem Hexameter zugesellt wird, der Jambus, Trochäus, Trimeter und Tetrameter. Es beschränkte sich also der Inhalt der Elegien keineswegs auf blos klagende Empfindsamkeit (wie denn bei den Griechen weinerliche Liebe überhaupt nicht an der Tagesordnung war), sondern wir finden in dieser Form auch Schlachtgesänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, politische Ergüsse, Bemerkungen und Belehrungen über natürliche und sittliche Verhältnisse, bitteren, ja ungerechten Tadel; ferner Darstellungen des heiteren Lebensgenusses und der glücklichen Liebe, sowie der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit menschlicher Dinge. Ueberall ein aufgeregter Zustand des Gemüths, und zugleich eine Richtung sittlicher und künstlerischer Beruhigung. Leider ist aber der größte Theil der Werke all der großen Meister verloren gegangen, des Kallinos von Ephesus, des Archilochos von Paros, der beiden Simonides von Samos und von Keos, des Mimnermus aus Kolophon, des Theognis aus Megara, des Solon und Tyrtäus u. s. w. Wir geben einige Beispiele verschiedener Art.[1] Mimnermus singt[2]):

Wir, wie die Blätter ersprießen zur Zeit des blumengeschmückten
Lenzes, wenn kräftig der Schein wieder der Sonne sich mehrt,
Also freuen wir uns an den Blüten der Jugend die kurze
Spanne der Zeit; und noch haben die Götter uns nicht
Schlimmes gesandt, noch Gutes, da nahen die finsteren Keren:
Eine, sie steckt das Ziel traurigen Alters uns auf;
Aber die andre des Todes: und kurz nur dauert der Jugend
Frucht, wie die Sonn' ihr Licht über die Fluren verstreut.
Aber sobald du zurück dies Ziel der Jahre gelegt hast,
Besser als Leben sodann wär' es, du stürbest sogleich.

---

1) Wir geben diese Beispiele, weil die Bruchstücke der Elegiker weniger bekannt sind, als die großen Werke der Epiker und Dramatiker.

2) Passow im Pantheon, I, 99; Weber, Elegische Dichter, S. 31; Hertzberg, S. 295; Prutz, Taschenbuch, Jahrg. 3.

Solon spricht [1]):

Ueber jegliches Thun schwebt Mühe und schweben Gefahren,
Niemand, was er beginnt, siehet das Ende voraus.
Doch wer nach Ansehn und Ruhm zu unvorsichtig hinausstrebt,
Der begiebt sich in Noth, ach und in große Gefahr.
Dem, der recht thut und denkt, dem schenket in allem die Gottheit
Seliges Glück, und frei ist er von Kummer und Pein.

Aehnlich sagt schon Homer [2]):

Nichts ist doch so eitel und unbeständig auf Erden,
Als der Mensch, von allem was Leben haucht und sich reget.
Niemals denket er ja daß Böses ihm droh' in der Zukunft,
Während Heil ihm die Götter verleihn und die Knie noch streben.
Doch wenn Trauriges nun die seligen Götter verhänget,
Unmuthvoll dann trägt er sein Loos anringenden Geistes,
Denn so ändert der Sinn der sterblichen Erdebewohner,
So wie die Tage herführet der waltende Vater vom Himmel.

Natürliche Empfindungen und Betrachtungen solcher Art schwächten aber weder Lebenslust noch Lebenskraft der Hellenen. Beide Richtungen verbindend sagt Simonides von Keos [3]):

Unabänderlich stets bleibt nichts hier unter den Menschen,
Schön vor allem darum sagte der chiische Mann:
„Gleichwie der Blätter Geschlecht, so sind die Geschlechter der Menschen.“
Wenige Sterbliche nur, die mit dem Ohr ihn gehört,
Nahmen sich dies zu Herzen; denn jeglicher lebet in Hoffnung,
Welche der Jünglinge Brust gleichwie der Männer bewohnt.
Blühet dem Sterblichen noch die erfreuliche Blume der Jugend,
Strebt er mit leichtem Gemüth viel Unerreichbarem nach.
Denn nicht hofft er zu werden ein Greis, nicht hofft er zu sterben,
Krankheit kümmert ihn nicht, wenn ihn Gesundheit umblüht.
Thoren, die also täuschen den Sinn! Nicht wissen sie Alle
Wie uns Menschen so schnell Jugend und Leben entfleucht.
Doch du merke die Lehre dir, und bis zur Grenze des Lebens,
Gönne dem Herzen getrost lachender Freuden Genuß.

In seinem Sinne ruft Anakreon [4]):

Ferne mit ihm, wer sitzend im Kreis bei gefülletem Becher
Redet von Fehd' und Gelärm thränenerregenden Kriegs;
Aber heran wer der Musen, und liebliche Gaben der Kypris
Paarend in trautem Verein, sinniger Freude gedenkt.

---

1) Hauff, Philologie, I, 160.

2) Odyss., XVIII, 130. Aehnlich Ilias, XVII, 446. — Euripides sagt (Troaden, S. 604): Thränen und Wehklagen der Musen sind süß den Leidenden.

3) Richter, Simonides (Schleusingen 1836), S. 16; Weber, S. 242.

4) Weber, S. 64.

Ganz in anderem, kriegsermuthigenden Tone ermahnt Kallinos [1]):

Ehre ja bringt es dem Mann, und glanzvoll ist es zu kämpfen
Für sein Land und Kind und für sein junges Gemahl
Gegen die Feinde! Der Tod wird kommen, wenn immer die Moiren
Spinnen das schwarze Geschick; aber nur gerade darauf,
Hoch erhoben den Speer, und ein muthiges Herz an die Tartsche
Fest angedrängt, wenn des Kampfs blutig Gewirr sich erhebt!
Denn zu entfliehen dem Todesgeschick ward unter den Männern
Keinem bestimmt, wenn auch schon Göttern entsproßte sein Stamm.
Oftmals blutigen Schlachten entflohn und dem Lanzengesause
Kehrt er zurück, und zu Haus trifft ihn des Todes Geschick.
Aber nicht ihn, traun, liebet das Volk, ihn sehnt es zurück nicht;
Doch fällt jener, so klagt Hoher und Niedrer um ihn.
Denn es verlanget die Bürger nach so starkherzigem Manne,
Sank er; ein Halbgott scheint Allen er, wenn er noch lebt.
Gleichwie ein Bollwerk ragt, so stehet er ihnen vor Augen,
Denn was für Viele genügt, hat er als Einer gethan.

Aehnlich Tyrtäos [2]):

Auf, das Geschlecht ja seyd Ihr des unbezwungnen Herakles!
Fasset Euch Muth, noch hält Zeus nicht den Nacken gewandt!
Nicht vor der Menge der Männer erbebt, nicht wendet zur Flucht Euch,
Nein, auf die Vordersten rasch hebe die Tartsche der Mann,
Feindlich dem Leben gesinnt, und die finsteren Loose des Todes,
Wenn sie in Helios' Strahl nahen, begrüßend mit Lust. —
Welche da kühn ausharren und fest aneinander sich haltend
Zum Nahkampfe voranstürzen ins Vordergefecht,
Deren erliegt ein geringerer Theil, und sie schirmen den Nachhalt;
Doch Zaghaftigen welkt jede Tugend dahin!

Dem ernsten Theognis ist Folgendes entnommen [3]):

Flehe die Himmlischen an, hoch walten sie; ohne die Götter
Kommt nicht gutes Geschick, kommet nicht Böses dem Mann. —
Meid' in der Hast Unheil zu beschleunigen! Nein wie ein tiefer
Geist dir und trefflicher Sinn wurde, so brauch' ihn zuvor.
Rasenden blos fleugt stürmisch der Muth und des Herzens Besinnung,
Aber Bedächtigkeit reift guten und sichern Entschluß. —
Blühende Kraft und Jugend bethört die Gemüther zu Leichtsinn,
Und hebt Vielen das Herz, daß es in Schuld sich verstrickt. —
Einsicht schenken die Götter als trefflichste Gabe den Menschen,
Kyrnos; durch Einsicht kann Alles beherrschen der Mensch. —
Rüttele nicht, ist leidlich dein Loos, und verbleibe gelassen;
Doch ist es übel, dann auf, bis es zum Gleise gebracht. —
Was du begehrst, ich kann nicht, o Herz, dir Alles erfüllen:
Duld', um des Schönen Genuß sehnest nicht du dich allein. —
Thörichtes Menschengeschlecht und kindisches, welches die Todten
Klaget, und nicht vielmehr blühender Jugend Verlust. —

1) Weber, S. 5; Hertzberg, S. 265.
2) Weber, S. 16.
3) Weber, S. 88, 126, 127, 129, 139, 142, 147, 191.

Nimmer noch mög' ein Begehr an der Weisheit Statt und der Tugend,
Neu einnehmen mein Herz; sondern mit ihnen im Bund
Will ich mich freun an der Harf' und am Chorreihntanz und Gesange,
Und in der Edelen Kreis würdig bewähren den Sinn.

Zur Charakteristik zweier entgegengesetzten Ansichten des Lebens mögen noch zwei kurze Gedichte aus der alexandrinischen Zeit hier Platz finden. Poseidippos sagt[1]):

Welcherlei Pfad soll man einschlagen im Leben? Der Markt bringt
Hader und lästig Geschäft; bleibst du zu Hause, so hast
Sorgen du nur, auf dem Feld Mühsal und Furcht auf dem Meere;
Gehst du auf Reisen und hast Geld, so geräthst du in Angst,
Hast du nichts, in Jammer und Noth; vermählst du dich, fehlen
Sorgen dir nicht; unvermählt lebst du in Einsamkeit hin.
Kinder zu haben ist Last; nicht Kinder zu haben Verwaisung;
Jugend hat thörichten Sinn; kindisch wird wieder der Greis.
Nimmer geboren zu seyn darum wohl wäre das Beste,
Oder man stürbe sogleich, wie man geboren dahin.

Hierauf entgegnet Metrodoros:

Mancherlei Pfad kann man einschlagen im Leben; der Markt bringt
Ruhm und kunstreich Geschäft; bleibst du zu Hause, so hast
Ruhe du nur; auf dem Felde Labsal und Gewinn auf dem Meere.
Gehst du auf Reisen und hast Geld, so gereicht es zum Ruhme;
Hast du nichts, so weißt du's allein; vermählst du dich, fehlt nicht
Häusliches Glück; unvermählt ist nun leichter dein Loos.
Kinder zu haben ist süß; nicht Kinder zu haben ist Freiheit.
Jugend hat kräftigen Sinn; würdig ist wieder der Greis.
Nimmer geboren zu seyn darum wohl wäre das Schlimmste,
Oder zu sterben: da ja Alles so schön in der Welt.

Verwandt mit der Elegie, und doch wiederum von ihr wesentlich verschieden, war der sogenannte Jambus, wo insbesondere der reichbegabte Archilochus edlem Zorne und treffendem Spotte freien Lauf ließ, zuweilen aber auch bis zur Caricatur hinabsank, und sich selbst tadelnswerthe Verleumdungen erlaubte.

Hinsichtlich der Lyrik der Griechen lassen sich zwei Schulen oder Richtungen unterscheiden: die äolische und die dorische. Jene (zu welcher Alcäus und Sappho gehören) zeigte eine geringere Mannichfaltigkeit der metrischen und strophischen Formen, und ein Vorwalten der persönlichen Ansichten und Empfindungen. Die dorische Schule (zu welcher Alcman, Stesichorus Simonides und Bacchilides gerechnet werden) stellt sich hingegen oft allgemeinere Aufgaben, und tritt mit Chören und Chortänzen in Verbindung. Doch finden wir auch überheftige und verweichlichende Liebesgesänge (z. B. von Ibykus), gegen welche sich vom sittlichen Standpunkte wohl mancherlei erinnern ließe.

1) Weber, S. 299—302; Hertzberg, S. 397.

An der Spitze der glanzvollen und tonreichen dorischen Lyrik der Griechen steht Pindar (geb. 522 v. Chr.); doch läßt sich nicht leugnen, daß er mehr gepriesen wird als gelesen, mehr gelesen als verstanden. Freilich erschwert Unkunde der Sprache und der Sachen das Verständniß; außerdem aber ist eine Lyrik, welche große Gelehrsamkeit voraussetzt, oder in sich schließt, der Sinnesart und Gefühlsweise mittlerer und neuerer Zeiten ganz fremd. Hiezu kommt, daß (im vollen Gegensatze zu der bequemen und klaren Einfachheit Homer's) fast immer der vorgebliche Hauptgegenstand pindarischer Gedichte, seiner inneren Unbedeutsamkeit halber, nur beiläufig erwähnt und behandelt, oder doch mit anderen geschichtlichen und ethischen Abschweifungen künstlicher und verwickelter Art überdeckt ist; wodurch das Ganze des Inhalts zwar oft auf eine höhere dichterische und sittliche Stufe gehoben, es einem jetzt Lebenden aber doppelt schwer wird, sich in die pindarische Lyrik zu vertiefen und sie genußreich zu finden. Viele wiederholen in dieser Beziehung nur, was Andere vorgesagt haben.

Welch eine unendliche Reihe von Abstufungen und Uebergängen [1]): von der tiefsinnigen, oft auf Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung hinweisenden, einigemal aber auch irrigen [2]) Lyrik Pindar's, bis zu den anmuthigen Tändeleien anakreontischer Dichtungsweise, der reichen, eigenthümlichen Welt griechischer Blumenlesen [3]), den Thierfabeln und den Volksliedern für Landleute, Hirten, Schiffer, Handwerker aller Art, ja für Ammen und Bettler.

In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas bewundernswürdiger und reicher als in der dramatischen. Sie umfaßt alle früheren Dichtungsweisen und ist doch zugleich so eigenthümlich, daß viele Völker diese höchste Form nie gefunden haben. Ohne die oft einseitig getadelte Neigung der Athener zu Gespräch und Mittheilung wäre dies niemals möglich gewesen [4]); lakonische Wortkargheit erzeugt kein Drama, ja überhaupt keine Literatur. Nur in Athen war das Schauspiel ein allgemeines Volksfest, eine geheiligte Feier, ein Wettkampf der edelsten Talente, ja sozusagen eine Staatsangelegenheit. [5]) Zu diesem Zwecke wußte man alle

1) Wäre nicht so viel verloren, würden sie sich genauer nachweisen lassen. Nur die Satire, welche der griechischen Richtung im Allgemeinen widersprach, ist vorzugsweise von den minder dichterischen Römern ausgebildet.

2) Polyb., IV, 31.

3) Zell, Ferienschriften, I, 82; Koester, De cantilenis Graecorum.

4) Die Athener: Quorum semper fuit prudens, sincerumque judicium, nihil ut possent, nisi incorruptum audire et elegans. Cicero, Orator, p. 8.

5) A. W. Schlegel's Werke, V, 262.

einzelnen Richtungen und Dialekte der Sprache zu benutzen, und zu höherer Vollkommenheit auszubilden; man entwickelte verschiedene Formen, Abtheilungen, Behandlungsarten, ohne sich pedantisch an leblose, unbrauchbare, beschränkende Grundregeln und Vorgänge zu binden. Nur durch diese Freiheit konnte der erstaunliche Reichthum dramatischer Werke entstehen, deren Verlust wir nicht genug bedauern können. Ueberschlägt man doch die Zahl der Trauerspiele bis zu den Zeiten Alexander's auf 1200 [1]), und der geschmacklose Athenäus las noch 800 Lustspiele der sogenannten mittleren Schule, um daraus seine Verzeichnisse von Kleidungsstücken, Weinen, Braten und Brühen zu vervollständigen.

Weder Religion, noch Schulphilosophie, noch Moral hat die alte Tragödie unterjocht, ihr das dichterische Leben ausgeblasen, und die lebendigen Personen etwa in bloße Allegorien und Symbole verwandelt. Ueber die zehn Gebote hinaus offenbart sich in der attischen Tragödie die höhere Sittlichkeit einer vollkommenen Ausbildung des Persönlichen, ohne das Gemeinsame, Staat und Vaterland zu vergessen. Umgekehrt erweiset eine unbefangene Betrachtung, daß die Zeiten, aus welchen die drei großen Tragiker die Gegenstände hernahmen, keineswegs sittlicher waren, als ihre eigene Zeit, und der bloße Rückblick weder größere Tugend, noch tiefere Religion zeigte. [2])

Es ist hier nicht der Ort, die dürftigen Nachrichten über die Entstehung der dramatischen Kunst in Hellas zu erörtern. Gewiß stand sie in Verbindung mit der Verehrung und den Festen des Dionysos, und von dem Lyrischen und dem Chorgesange fand man erst allmählich den Uebergang zu eigentlichem Dialog. Die sonderbare Kleidung, der hohe Kothurn, die Masken, das ausschließliche Auftreten von Männern, der Chor, — diese, und noch andere Eigenthümlichkeiten der griechischen Tragödie werden gutentheils nur durch jenen Ursprung erklärlich und verständlich, und sind schon deshalb von anderen dramatisirenden Völkern nicht beibehalten worden. Mögen (zur Zeit des Pisistratus) Thespis und Phrynichus in allen jenen Beziehungen wesentliche Verdienste haben, und eine Art lyrisch-dorischer Tragödie (ohne Dialog) irgendwo und wie entstanden seyn: für uns eröffnet (ohne in jene unsicheren Seitenwege einzugehen) Aeschylus den Reigen, bis auf den heutigen Tag zwar nicht in jeder Beziehung der vollkommenste, wohl aber der riesenhafteste, erhabenste Dichter. Seine herrliche Zeit bildete ihn, und er wirkte mächtig auf sie

1) Bernhardy, Literaturgeschichte, II, 584; Athen., VIII, 337.
2) Von Solon's Besorgnissen über die Schädlichkeit des Drama. Diog. Laert., I, 2, 11.

zurück. Geboren 525, gestorben 456 v. Chr., aus dem Gau Eleusis, erlebte und nahm er Theil an den Schlachten von Marathon, Artemisium, Salamis, Platää. Schon im 25. Lebensjahre trat er mit Trauerspielen auf, schrieb deren an siebzig, ward öfter gekrönt, zuletzt aber auch von Sophokles und Simonides besiegt; zum Theil infolge natürlicher Entwickelungen und Fortschritte, die kein Einzelner beherrschen kann und soll; zum Theil aber auch vielleicht deswegen, weil Zuhörer und Richter in der Regel scharfsinnig und geschmackvoll, zuweilen aber auch nicht ohne Vorurtheile und Leidenschaften waren. Leider sind nur sieben Trauerspiele des Aeschylus auf uns gekommen; aber welch ein Schatz von erhabener Dichtkunst und ernster Weisheit.

Sein Prometheus ist von solcher Größe und so unerschöpflicher Bedeutung, daß er nie vollkommen zerlegt und erklärt werden kann, sondern jedem, der ihn kennen lernt, neue ungekannte Lichtstrahlen daraus hervorzugehen scheinen.[1]) Und wo möglich ist das Dreigestirn, der Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden, noch erhabener. Schon in der ersten Rede des Wächters findet sich neben der Freude über die Rückkunft Agamemnon's eine Hinweisung auf Unziemliches, und der reiche Erguß des Chors verdeckt nicht den großen Hintergrund früherer Weissagungen. Aber Klytemnestra's folgerechtes Verstellen täuscht fast über ihre Gesinnungen, und Agamemnon's erstes Erscheinen ist so groß und königlich, daß wir schon beruhigt an seine Rettung glauben, als er dem Weibe, obgleich gewarnt, nachgiebt und den Stachel banger Erwartung in uns zurückläßt. Nie war ein Schweigen beredter, als das der Kassandra bei der Anrede Klytemnestra's, und nach deren Entfernung nie ein Lied mehr begeistert, als das über ihren eigenen Untergang und das Haus der Atreionen. Klytemnestra's frevelhafter Uebermuth, des Chors vergeblich Warnen, die Erinnerung an alle Frevel, die der Zweig des Thyestes erlitten, Iphigenia's Opfertod, steigert bis zum Tode Agamemnon's; und in diesem ungeheuern Labyrinthe, in dieser Anhäufung alles Heillosen findet das Stück kein Ende, sondern die Hinweisung auf Orestes, auf die Choephoren, ist die eigentliche Lösung. Diese führen nur weiter, nicht zu Ende. Wie groß weissagt Orestes, vom Vatermorde sprechend; nicht minder wirkt indessen Klytemnestra's Flehen, ihre Erinnerung an den dem Apollon gethanen Schwur, ihr Hinweisen auf das unabwendbare Schicksal. Furchtbareres giebt es fast nichts als nach der That, des Orestes besonnenes Bewußtsein von dem bald

1) Es ist anziehend, die Rechtfertigung zu lesen, welch Lucian dem Prometheus in den Mund legt.

einbrechenden Wahnsinn, und das Andrängen der Eumeniden (dieser Wächterinnen und Vollstreckerinnen unverbrüchlicher, sittlicher Gesetze), welche nur er, nicht der Chor sieht. Immer unergründlicher wird die Tiefe des Werks: die alten und neuen Götter, Freiheit und Nothwendigkeit, gerechte Strafe und ungerechte, Gefühle des Rechts und des Unrechts aller Theile, Erlösung und ewige Verdammniß, stehen nebeneinander. Und dennoch bleiben die Menschen (und nicht symbolische und politische Beziehungen und Zwecke) die Hauptsache, und alle diese Wechsel, diese Bewegungen, diese Labyrinthe werden beruhigt; der errettende, erlösende Faden wird gefunden! Wie? das ist das Merkwürdigste! Nicht mit einem philosophischen Machtspruche, nicht durch erdrückende Gewalt von der einen oder der anderen Seite, nicht durch stellvertretende Opferung eines Unschuldigen, nicht durch allmählich einbrechende Gleichgültigkeit, nicht auf eine der menschlichen Natur fremde und unbegreifliche Weise; sondern echt und blos menschlich, und nichts weiter.

Gleich fallen die Stimmen der Richter, dadurch andeutend, daß Schuld und Unschuld auf dieser Erde selten rein und ganz gesondert gegenüberstehe, daß beide anerkannt werden sollen; aber der Stein, welchen die Göttin lossprechend am Schlusse hinzufügt, entscheidet nicht allein, sondern versöhnt auch von höherer Stelle aus ohne Verletzung des Rechts, und hindert, daß Härte und Unmenschlichkeit nicht innerlich und äußerlich überwiegend werde. Dadurch sind selbst — wie schön beweiset dies Athene — die Erinnyen nicht gekränkt; auch sie lassen sich versöhnen und fügen, gleich der Göttin, die bedeutsamsten Ermahnungen und Wünsche hinzu. Spricht man doch so viel von patriotischen Stücken, hier ist eins im größten Sinne des Worts: Götter und Eumeniden erscheinen und bringen Segen über Athen, und jeder Zuschauer fühlte sich einem Richter gleich. Es mußte Kraft und Hoheit, Thatendurst und Thatenkraft in den Gemüthern erzeugt werden.

In dieser Beziehung reihen sich die Perser hier an, eine Seltenheit als historisches Stück. Aber so ganz einfach hin wollte Aeschylos doch nicht blos Geschichte geben; daher die Ahndungen des Chors, der bedeutende Traum der Atossa, endlich der Geist des Darius. Höher steigt aber auch das Stück unseres Erachtens nicht in ergreifender Würde; und die folgenden langen Wehklagen des Xerxes und des Chors sind mehr lyrische Zugabe als dramatische Fortschritte, sie sprachen damals, und mit musikalischer Begleitung, wohl lebhafter an als jetzt. Merkwürdig bleibt es, daß selbst in dem Siegestaumel der Sieg nicht den Athenern, sondern den Göttern zugeschrieben wird; und eben

weil er gegen diese gefrevelt hatte, unterlag der König mit den Seinen. Kein Athener, am wenigsten ein ruhmrediger, tritt in dem Stücke auf; Athens Ruhm wird in einfacher Wahrheit und doppelt wirksam den Persern in den Mund gelegt. Nicht minder tüchtig und für die monarchische Seite von großer Wirkung sind Atossa's Worte: daß der Perser König keinem verantwortlich, keinem Rechenschaft schuldig sey. So wahr als zart ist ihr Schweigen bei der Erzählung des Boten, und als sie endlich die Frage nach dem Geliebten wagt, nennt sie, bange das Aergste zu vernehmen, ihren Sohn nicht; der Bote dagegen richtig fühlend, ruft aus: „Xerxes lebt!" Gleich lobenswerth erscheint es, daß die Nachricht von der schlechten zerrissenen Kleidung des Königs auf die Mutter, auf das Weib, die größte Wirkung thut und die meiste Rührung erweckt. Man könnte fragen, warum der Dichter die Atossa nach der Ankunft des Xerxes nicht wieder erscheinen läßt? Allein sie hatte sich in die stillen Gemächer zurückgezogen, und der einsame König ist das größte Bild wechselnden Glücks. Die beruhigende Kraft dieser Tragödie liegt wohl eigentlich in Darius' Abschiede: „Auch im Unglücke erhaltet euch Heiterkeit und Besonnenheit, genießt das, was der Tag euch bietet, denn den Todten nützet Wohlstand und Glück nicht." Wenn dies ein aus der Unterwelt heraufgestiegener Geist sagt, so hat es eine ganz andere Bedeutung, als wenn einer bei lebendigem Leibe ähnliche Betrachtungen anstellt.

Welche Einfachheit herrscht in den Sieben vor Theben, und wiederum welch siegreiche Geschicklichkeit in Bezeichnung der einzelnen Charaktere, welche ergreifende Kraft selbst in der Beschreibung von Schildern und Sinnbildern! Ein männliches, kriegslustiges, zum Kriege befeuerndes Stück, und dennoch nicht ohne Milde, indem der Weiberchor stets besorglich darauf hinweiset, und Antigone, trotz des Befehls strenger Bürger, der unlöslichen Bande der Natur eingedenk, ihren erschlagenen Bruder beklagt und begräbt, und dadurch auch die Gemüther der über all das Unheil tief bewegten Zuhörer und Leser versöhnt und beruhigt.

Die Flehenden sind das mittelste Stück von dreien, oder doch das erste von zweien; denn daß zum mindesten noch eines mit rascherer Handlung folgen muß, zeigt nicht nur die Vergleichung mit dem Bau der drei zur Orestie gehörigen Trauerspiele, sondern vor allem der letzte Chor. Auch giebt uns dieser die bestimmte Vermuthung, daß in den folgenden Stücken nicht alle Aegyptiden durch die Danaiden ermordet werden, indem der halbe Chor auf Nachgiebigkeit deutet und Hypermnestra gewiß nicht ganz einzeln im Gegensatze heraustrat. Der Gegen-

stand des Stücks ist fast antiker als irgendeiner, macht aber, sobald man sich einmal in jene Ansichten versetzt und das stattfindende Uebergewicht des Lyrischen und des Chores anerkannt hat, einen desto bestimmteren und eigenthümlicheren Eindruck, und die Worte des ägyptischen Herolds, der die Wirksamkeit der argivischen Götter auf sein Vaterland leugnet, erregen die Besorgnisse: „ob und wie die Götter sich wohl einmischen, hier retten oder verderben könnten?" — Ueberhaupt werden die alten Götter nur dadurch dramatisch, daß sie nicht unbedingte Macht haben; und ein einziger höchster Gott ist in der Tragödie so wenig zu gebrauchen, als ein vollkommener Christ. Die Vorsehung verschmilzt jetzt so mit der Gottheit selbst, daß keine Sonderung, Gegen- oder Mitwirkung dramatischer Art, wenigstens nicht so wie zwischen den alten Göttern und dem Schicksal eintreten kann.

Gewöhnlich erkennt man dem Sophokles (wahrscheinlich geboren 496 oder 495, gestorben 406 v. Chr.) den Preis der höchsten Vollendung und der reinsten Schönheit zu. Seine Trauerspiele sind kunstreicher verwickelt als die des Aeschylus, und dennoch einfacher menschlich. Die Kühnheit ist gezügelt durch Ebenmaß, und die Einführung mehrerer Personen neben der Einschränkung des lyrischen Chors erweiset einen wesentlichen Fortschritt auf der ganz eigentlich dramatischen Bahn. Zugenommen hat die Herrschaft über die Sprache; diese verhält sich jedoch zu der einfacheren und klareren des Euripides wie die Prosa des Thucydides zu der des Demosthenes. [1]) Des Sophokles Werke sind so bekannt und von Solger, Schlegel, Böckh, Bernhardy u. A. so meisterhaft entwickelt und charakterisirt, daß es genügt, darauf zu verweisen. Hier möge indeß eine bezeichnend schöne Inschrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden: [2])

Leis' umschleichet den Hügel des Sophokles, Ranken des Epheus,
Grüßt das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Rosen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belastet,
Breite sich schlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugsinniger Kunst, die im Chore der Musen,
Unter den Chariten einst emsig der Süße geübt.

Fast über keinen Schriftsteller finden sich so viele abweichende Urtheile, als über den Euripides, welcher nicht selten allen Dramatikern vorangestellt, insbesondere in der neueren Zeit aber übermäßig herabgesetzt ward. Ich habe von ihm in einer diesen Vorlesungen angehängten Abhandlung umständlich gesprochen, und begnüge mich, an dieser Stelle nur Folgendes aufzunehmen.

---

1) Besonders sind die Constructionen in manchen Chören höchst verwickelt.

2) Jacob's Uebersetzung, III, 65.

Euripides ward geboren [1]) 480 v. Chr., am Tage der Schlacht bei Salamis, und starb 406 v. Chr., nachdem er 70 bis 80 Tragödien geschrieben hatte, von denen 17 nebst einem satirischen Drama auf uns gekommen sind. In Bezug auf Erhabenheit der gesammten Auffassung und Richtung überragt ihn Aeschylus, in Bezug auf Maß, Haltung und Abrundung Sophokles; wogegen sich im Euripides eine weit größere Freiheit und Mannichfaltigkeit der Formen und des Inhalts, der Auffassung und der Behandlungsweise vorfindet. Mit Unrecht hat man bisweilen den großen Reichthum seiner Erfindungskraft verkannt, und darin blos Leichtsinn und Oberflächlichkeit gesehen. Das griechische Trauerspiel konnte und sollte nicht unbeweglich in einer einmal aufgestellten äschyleischen oder sophokleischen Weise beharren; die eingetretenen Veränderungen sind als solche und an sich keineswegs tadelnswerth, und überhaupt die drei großen Tragiker nicht blos als Personen zu betrachten, sondern zugleich als drei Gattungen oder Auffassungsweisen der Zeit mit eigenthümlichen Berechtigungen. So war Euripides gewiß im Stande, nach alter Weise Mythen und Götter zu begreifen und darzustellen; aber sie enthielten in der perikleischen Zeit nicht mehr das abgeschlossene, geglaubte Wesen der Religion. Es reichte im Gegentheil die Heiligkeit der religiösen Gefühle über den Buchstaben und den oft unsittlichen Inhalt der Mythen hinaus; weshalb diese in dem zu geistig unabhängigem Bewußtseyn gekommenen gedankenreichen Athen eine andere Behandlung erforderten.

Euripides betrachtete die Menschheit nicht blos als hineingesetzt in äußere Verhältnisse und dadurch bestimmt; bei ihm (einem Schüler des Anaxagoras und Sokrates) nimmt der Gedanke und die innere Gemüthswelt eine höhere wirksamere Stelle ein, die geistige Richtung überwiegt den blos sinnlichen Verkehr, und er zieht tiefsinnige Aufgaben, welche sich in der hellenischen Welt emporgearbeitet hatten, auch in seine dichterischen Kreise. Keineswegs verwandelt aber Euripides um deswillen die Götter unpoetisch in bloße, etwa physische Begriffe; wohl aber füllt er die Mythen mit neuem Geiste und sucht diesen mit ihnen zu verständigen. Von hier aus betrachtet, erhalten auch seine oft getadelten Göttererscheinungen [2]) oder Entscheidungen (dei ex machina) eine andere Bedeutung. Ihre Einführung beruht alsdann vorzugsweise auf dem richtigen Gefühle und der Einsicht,

1) Von angesehenen Aeltern. Philochorus, Fragm., I, 412; Plutarch, Tischreden, VIII, 1.

2) Im Philoktet des Sophokles erscheint auch ein deus ex machina.

daß ohne Gottheit gewisse Räthsel des Daseyns gar nicht zu lösen sind, und daß die gewöhnlich abergläubigen Mythen dazu so wenig hinreichen, wie die bloße Speculation. Ein blindes, willkürliches, ungerechtes Schicksal ist ihm zuwider; dem wahrhaften Schicksale sollen Gerechtigkeit und Weisheit nicht fehlen.

Euripides kannte die Athener besser, als sie sich selbst kannten, sah ihre Größe und ihre Fehler, und fühlte diese tief und schmerzlich. Er verkündete ihnen Lehren der Weisheit, zeigte neuentdeckte, selbst von Aristophanes nicht begriffene Verhältnisse, und war (überall mit seinen Trauerspielen eingreifend) weniger zurückgezogen von Bürgerthum und Staat, als Platon. Er läuterte (übereinstimmend mit den wahren Fortschritten der Philosophie) den alten Aberglauben, drang auf Sittlichkeit der Götter und der göttlichen Menschen, war der Ochlokratie nie unterthan, rügte streng die Mängel des eigenliebigen Reichthums, und der anmaßlichen, zügellosen Armuth. Er kannte den Werth einer geordneten Demokratie und eines tüchtigen Mittelstandes [1]), verstand die Räthsel und Widersprüche des öffentlichen Lebens und der inneren Entwickelung in Rede und Gegenrede scharfsinnig und erschöpfend darzulegen, erschloß (zugleich Dichter und Philosoph) mehr als je zuvor die Geheimnisse der menschlichen Brust, sah oft (unverstanden) aus der überbeweglichen Gegenwart in eine unbekannte Zukunft und neue Welt. Er wußte, daß mythische Götter dem zu höheren Bewußtseyn gekommenen Menschen nicht genügen, und daß auch in menschlichen Schicksalen und Leidenschaften das Göttliche verborgen oder zu Tage liege, und jene bestätige oder bekämpfend reinige.

Keiner der alten, und kaum irgendeiner der neueren Dichter zeigt eine so edle Sentimentalität, eine solche Kraft der Leidenschaften, einen solchen Reichthum insbesondere weiblicher Charaktere. Die Strenge der sittlichen Grundsätze eines Dramatikers ergiebt sich aber nicht aus einzelnen Charakteren, oder gar einzelnen Aussprüchen, sondern aus der Gesammtheit der Auffassung und Richtung, und da erscheint Euripides ebenso patriotisch und weise, und überdies sittlicher als seine Gegner. Er war nicht blos der beliebteste Dichter seiner Zeit, er war auch ein Dichter der Zukunft, und hat sehr viele spätere Richtungen und Ansichten bereits vorgebildet, oder doch angedeutet. Deshalb sagt Bernhardy mit Recht [2]): den Euripides nach irgendeinem antiken Maßstabe abzuschätzen, wäre so unmöglich als unbillig und verkehrt; seine Vielseitigkeit und Anomalie fordert vielmehr eine

1) Phoeniss., p. 538; Supplices, p. 232—245.
2) Literaturgeschichte, II, 827.

Norm, die auf ihn allein zurückgeht. Denn er steht auf dem Uebergange von der alterthümlichen Nationalität zur modernen Humanität, und hat in einem welthistorischen Zeitpunkte, wo Altes mit Neuem rang und allmählich der Bruch unheilbar wurde, die Partei der geistigen Bewegung als ihr kühnster Wortführer vertreten.

Das Lustspiel [1]), zu dem wir jetzt übergehen, begann in roher Weise an mehreren Orten (so im Peloponnesos und Sicilien), ward aber schon durch Kratinus den Kühnen und Eupolis den Zornigen weiter gebildet. Faßt man jedoch den Gegensatz des Trauerspiels und Lustspiels so auf, daß jenes das Große und Edle, dieses das Gemeine und Verwerfliche darstelle, so wird ohne Zweifel die poetische Entwickelung der Komödie so gehemmt, daß sie sich zu shakspearischer Vollkommenheit nicht erheben kann, und deshalb hinter der Tragödie zurückbleibt. Das rechte Lustspiel hat seinen eigenen, unabhängigen Boden, und ist keineswegs eine bloße Parodie des Trauerspiels.

Die höchste Vollendung erreichte jedoch die sogenannte alte Komödie durch Aristophanes. [2]) Weil aber in ihr das Oertlichste und Persönlichste der damaligen Gegenwart berührt wird, hält es schwer sich ganz hineinzufinden, und diejenigen, welche den Aristophanes am meisten studiren und preisen, fühlen am bestimmtesten, wie viel Witz und Scherz selbst für sie, und wie viel mehr für gewöhnliche Leser in seinen Stücken verloren geht. Wer sich indessen von der heutigen Gegenwart, ihren Ansichten und Formen lösen kann, und erhebliche Mühe nicht scheut, wird bei diesem Dichter einen eigenthümlichen Genuß finden. Seine Lyrik, seine Sprache und Metrik gelten mit Recht für trefflich, sein Scherz ergreift hier und dort selbst die Verdrießlichen, seine Ansicht von der Dichtkunst zeigt den wahren Dichter; — und wäre dies auch nicht, so würden wir in seiner Darstellung des Unglücks von Athen den fühlenden Menschen, in seinen politischen Vorschlägen den wohlwollenden Bürger, in seinem Zorn gegen einen heillosen Krieg, gegen verderbliche Proceßlust, schlechte Demagogen und anarchischen Unsinn, den heldenmüthigen Vaterlandsfreund erkennen müssen.

Andererseits läßt sich aber ohne blinde Vorliebe nicht leugnen: daß die meisten seiner Stücke, ohne eigentliche organische Gliederung, ohne ein geschlossenes Ganzes zu bilden, fort- und zu Ende laufen; daß seine kühne Originalität oft in Willkür

---

1) Das Satyrspiel hatte zwischen Lustspiel und Trauerspiel keinen festen Boden, und trat bald zurück.

2) Geb. um 452 v. Chr. Er schrieb etwa 50 Lustspiele.

übergeht, daß man gänzliche Ungebundenheit niemals für ein nothwendiges erstes Gesetz, und die Caricatur und Parodie nicht für die beste Grundlage zur höchsten Kunstvollendung ausgeben darf. Ueberhaupt ist so wenig der frühere allzu harte Tadel, als das neuere unbedingte Lobpreisen des Aristophanes zu billigen. [1]) Hauptzweck bleibt ihm, seinem Publikum (und es war nicht das feinste und edelste Athens) durch Spaß aller Art zu gefallen. Daher findet sich (um zunächst die Geschlechtsverhältnisse zu erwähnen) bei ihm nicht blos eine einfache, ungezierte Betrachtung derselben, sondern neben einigen witzigen Einfällen stehen auch in großer Zahl an ganz unpassender Stelle platte und pöbelhafte Zoten [2]); ja über alle einzelnen Unanständigkeiten hinaus, bemerken wir eine Nichtachtung fast aller Familienverhältnisse, und der sittenrichtende Dichter bedarf nicht selten eines strengen Richters. Seine Angriffe richten sich, ohne sittliche und einsichtige Sonderung, gleichmäßig wider Phidias, Perikles und Kleon, die Sophisten und Sokrates und Euripides. In ausgelassenem Uebermuthe verhöhnt und zerstört Aristophanes den Glauben an Staat, Philosophie und Götter [3]), erkennt mit Unrecht innerhalb seiner Zeit kaum irgendetwas als würdig an, und weiset blos verneinend auf ein Vergangenes zurück, was keineswegs über Tadel erhaben, und gewiß nicht herzustellen war. Sein allgemeiner Vernichtungsproceß ergreift selbst das, was er erhalten möchte, und wird durch den frivolen Gegensatz zugleich erhaben, furchtbar und verdammlich. Des Sokrates, und selbst des Euripides getadelte Bestrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anschauens und Denkens; nicht so die des Aristophanes, und die strenge Censur, welche die Komiker rücksichtslos übten, hatte neben ihren Lichtseiten auch ihre sehr dunkeln Schattenseiten. Mit Recht sagt deshalb Zeller (I, 727): „Was half es altväterliche Tugend zu empfehlen und die Neuerer anzuklagen, da Aristophanes doch selbst den Standpunkt der Vorzeit verlassen hatte, und mit dem, was ihr heilig war, in ausgelassener Laune sein Spiel trieb?“

Sehen wir jetzt, ob diese Verfahrungsweise der alten Komödie durch die mittlere und neuere Komödie der Griechen,

---

1) Uebertriebenes Lob ruft strengen Tadel hervor. Siehe z. B. Plutarch, Ueber Aristophanes und Menander, und Ellisen, Polyglotte, I, 130.

2) Dies tadelt schon Aristoteles. Eth. Nicom., IV, 8.

3) Wenn auch die bestehenden Einrichtungen des Cultus hiedurch nicht unmittelbar getroffen oder verändert wurden, so mußte doch die Achtung vor dem als verehrungswürdig Hingestellten wesentlich leiden und abnehmen.

wie man wohl meint, gereinigt, verklärt und gesittet ward. — Die alte Form konnte sich, nach Aenderung der Verhältnisse, nicht erhalten; politische Beziehungen, persönliche Bezeichnungen und gehässige Angriffe fielen in der neueren (selbst zufolge beschränkender, oder regelnder Gesetze) meist dahin. Der Chor ward entbehrlich, und die Parabasen (eine Art persönlicher Prologe des Dichters) erschienen unpassend. Hingegen zeigt die neuere Komödie attisches Maß, Zierlichkeit, eine größere Gewandtheit des Gesprächs, eine höhere Vollendung der Form, eine künstlichere und regelmäßigere Verwickelung und Auflösung. Allein trotz aller Bewunderung mancher zarten, geist- und sinnreichen Bruchstücke, die uns aus dem unglaublichen Reichthume jener Zeit als kümmerlicher Ersatz geblieben sind, trotz der Gewißheit daß Terenz den Menander vergröbert und verschlechtert hat [1]), zeigen sich doch bedeutende Mängel, die aus Hellas selbst herstammen; und wenn tadelnd Euripides und Menander zusammengestellt wurden, so liegt doch ein wesentlicher Unterschied darin, daß jener sich vorwärtsschreitend an Sokrates anschloß, Menander dagegen an seinen Zeitgenossen Epikur. Man könnte sich von dieser neuen Komödie zu der alten des Aristophanes zurücksehnen; denn der dichterische Schwung war bei ihm ohne Vergleich größer, und neben Ungebührlichkeiten stand das Vaterland mit seinen Angelegenheiten, und die begeisterte, die tiefbewegte Brust des Dichters schien das Gemeinste nur darum nicht zu verschmähen, weil es für die großen Zwecke mitwirken, die Gemüther stimmen und gewinnen könne. Hier hat sich dagegen die zahm gewordene Poesie in den Kreis des Privatlebens zurückgezogen, und welches Privatlebens! Wir sehen nicht ab, warum unsere Commerzienräthe und Husarenmajors an sich (und abgesehen von der größeren oder kleineren Geschicklichkeit des Dichters) geringhaltigere Personen seyn sollen als Davus und Chremes, als irgendein Parasit, oder Bramarbas? — der Weiber und Mädchen nicht einmal zu gedenken! Verschnittene, nichtsnutzige Sklaven, Kupplerinnen und Huren scheinen in dieser, angeblich sittlicheren Komödie gar nicht fehlen zu dürfen. Die Hecyra dreht sich um eine Nothzucht, im Eunuchen wird diese förmlich und umständlich beschrieben, und zuletzt ein schändlicher Vertrag als lustiger Beschluß hingestellt. Das Aussetzen der Kinder ist an der Tagesordnung, und im Heautontimorumenos beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. [2]) —

1) Man zählte von Menander 80, vom älteren Philemon 94, vom jüngeren 54 Lustspiele.

2) Avec toute la décence du langage de Térence, la manière dont il traite ses sujets est bien plus nuisible aux bonnes moeurs

Lag das Alles, wie man wohl sagt, in der Ansicht und in der Zeit, so war beides eben verwerflich; und wenn es auch in unseren Tagen an Unsittlichkeit nicht fehlt, so halten doch die echten Meister ihre Werke davon rein. Die christliche Lehre weiset bestimmt zum Rechten hin, obwohl das christliche Rom mehr Ausschweifungen zeigte, als das heidnische Athen, und die englische Schaubühne zur Zeit Karl's II. mehr Ungebührliches, als die athenische zur Zeit des Aristophanes und Menander.

Nicht minderen Anstoß als obige Behauptungen dürfte eine zweite geben, die wir indessen nicht aus Feigheit zurückhalten wollen. Unserem Gefühle nach sind nämlich die besseren neueren Lustspieldichter nicht blos sittlicher, sondern auch unterhaltender, heiterer, witziger als die alten; so möchte allein schon der Witz Shakspeare's an Reichthum und Tiefe Alles überwiegen, was irgend aus dem Alterthum an großen Massen und kleinen Bruchstücken auf uns gekommen ist. Ja der Genius Shakspeare's hat erst das Lustspiel zu gleicher Höhe mit dem Trauerspiel gehoben.

Dem Dreigestirn des großen Tragiker ähnlich, leuchtet uns das Dreigestirn der großen Geschichtschreiber entgegen: Herodot, Thucydides, Xenophon. Schon im homerischen Epos finden wir eine geschichtliche Grundlage, und noch mehr schlossen sich die sogenannten cyklischen Dichter an die Zeitordnung und die Thatsachen an; hierauf wurden diese ganz von der Dichtung gesondert, Prosa trat an die Stelle des Silbenmaßes, und so erhob man sich (wie es in Indien nie geschah) aus der Dichtung zu getreuen Zeitbüchern und endlich zur echten Geschichte und zu der historischen Kunst [1]), welche die lebendige Charakteristik des Einzelnen mit der Darstellung der großen gesellschaftlichen Verhältnisse zu verbinden weiß. Leider sind alle älteren Geschichtschreiber verloren, welche griechische und barbarische Verhältnisse behandelten, ohne Mythen und Sagen ganz zu verschmähen. [2]) Alle übertraf Herodot nach Umfang, Form und Inhalt. Aber welche Verschiedenheit ist bereits zwischen Herodot und Thucydides! Jener (geb. 484 v. Chr. in Halikarnaß) entzückt durch unnachahmliche Einfachheit der Darstellung, bei der größten Mannichfaltigkeit

que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses. Limburg Brouwer, Civilisation des Grecs, II, 70. Daher besuchten ehrbare Frauen wohl das Trauerspiel, schwerlich aber das Lustspiel.

1) Doch können die hellenischen Muster jetzt nicht in jeglichem nachgeahmt werden, z. B. Herodot's lose Anordnung, oder des Thucydides Abschnitte nach halben Jahren.

2) Dionys. de Thucyd., p. 5, 6.

der Gegenstände. Sein Epos trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechsel der Natur, der Sitten, der Bestrebungen. Von langelebenden Aethiopen führt es zu den in sich geschlossenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun, deutet über Syrien, Babylon, Susa, über wachsende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, steigt jetzt bis zu dem ewig beeisten Norden zu fabelhaften Völkern hinauf, und stellt endlich in die Mitte dieses Weltkreises, als das Herrlichste, das hellenische Leben und die Kämpfe der Freiheit hin. Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen festen Punkt, die Geheimnisse unserer Brust werden uns offenbar; es wird offenbar, was ein großer Wille, was Anstrengung, Ausdauer vermöge, was lose Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmlische Fügung, wenn Alles nur zu geschehen scheint: so erhebt Thucydides (dieser männlichste und unparteiischte Geschichtschreiber) den Glauben, daß der Mensch sein Schicksal in seiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn sind, nach seinem Thun. Die größten Verhältnisse der Menschen zu Menschen, die größten und kleinsten Triebfedern des lebendigsten aller Wesen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entschlüssen, die des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu übersteigen scheinen. [1])

Xenophon (444—355 v. Chr.) ist merkwürdig als Schriftsteller und als Feldherr, am anziehendsten vielleicht als Mensch. Wir sehen in ihm einen schönen Beweis, daß zusammenstimmende Bildung, richtiges Verhältniß und Ineinandergreifen der Anlagen, sowie ein anhaltendes Gleichgewicht des Gemüths, die schönsten Früchte trägt; was bei innerer Uneinigkeit, bei einseitigem Ueberwachsen einzelner Theile selbst größeren Naturgaben nicht möglich ist. Wer verkennt den milden Atticismus, die Lieblichkeit der einfachen Grazie; aber dies soll uns nicht zu dem Mißgriffe führen, ihn in Hinsicht der Darstellung und historischen Kunst über Herodot und Thucydides zu setzen; nicht verkennen lassen, daß eine beschränkte, von einem einseitigen Standpunkte aufgefaßte Ansicht der Geschichte ihn behinderte manche herrliche Erscheinung zu begreifen, ja bisweilen bis zum bewußten Zurücksetzen, oder wenigstens bis zum Verschweigen der Wahrheit parteiisch machte. Wie

1) Thucydides kämpft noch mit der Sprache, oder sucht sich eine eigenthümliche zu bilden; Styl und Haltung ist jedoch im Demosthenes einfacher, klarer, verständlicher, ohne an Kraft und Tiefsinn irgendwie nachzustehen.

ragt hier Thucydides über ihn hervor [1]), der in seiner Unparteilichkeit Athen und Sparta, ja seine persönlichen Feinde durchaus richtig würdigt! Ferner wollen wir nicht verhehlen, daß bei aller Verehrung des Einzelnen, und insbesondere seines lebendigsten Buches der Anabasis [2]), uns doch Manches in der griechischen Geschichte trocken und unvollendet, in der Cyropädie ungenügend und breit, in den Memorabilien alltäglich oder unbedeutend, und in den kleinen Schriften oberflächlich erschienen ist. [3]) Endlich ist der Tadel gerecht, daß Xenophon mit dem lakonischen Mumienwesen Götzendienst trieb, das glanzreiche Athen verkannte, und seinen Pflichten als Bürger so zuwider handelte, daß er verdientermaßen aus seiner Vaterstadt verwiesen ward. [4])

Die Kraft natülicher, gedankenreicher Beredsamkeit (wie wir sie in Perikles und Thucydides erkennen) suchten zunächst sikelische Theoretiker und Sophisten, wie Korax, Tisias, Gorgias [5]), zur Kunst auszubilden; und wenn sich hiezu sehr bald Künstelei, Spitzfindigkeit, Vernachlässigung der Wahrheit und großer Zwecke gesellte, so trat doch später eine Reinigung von diesen Fehlern ein, und den echten Meistern war der Weg zur höchsten Vollendung geebenet.

Von Demosthenes, Aeschines und den Rednern im Allgemeinen mußte schon in der Geschichtserzählung gesprochen werden. Jener ragt allerdings wie ein Riese über Alle, selbst über seinen geschickten Gegner Aeschines hervor; denn diese höchste Vollkommenheit erlangt man nicht durch äußerliche Anstrengungen oder Kunstmittel, sie beruht vor allem Anderen auf Hoheit des Gemüths, politischer Einsicht und Charakterkraft. Man sollte indessen über Demosthenes nicht die übrigen Redner vernachlässigen; sie geben große, und würden noch weit reichere Ausbeute geben, wenn unsere Sprachgelehrten öfter Sachgelehrte wären. [6])

Dreimal vier Reden Antiphon's enthalten Uebungsstücke, Klage und Antwort, zweite Angriffs- und zweite Vertheidigungsschrift für erdichtete Fälle; drei Reden betreffen wirkliche Verbrechen. Jene sind mit Gegensätzen überfüllt und doch nicht tief eingehend;

---

1) From Thucydides to Xenophon is a descent truly mournful. Grote, VIII, 155.

2) Doch steht er auch hier in der Klarheit (siehe z. B. die Schlachtbeschreibung, I, 10, und II, 2, 2) hinter Cäsar zurück.

3) Indeß bleiben das Symposion und die Apologie, in ihrer Einfachheit, anziehend und rührend.

4) Partisan de l'autorité, il l'aimait jusques dans ses faiblesses et ses artifices. Reynald, Séances, LVI, 159.

5) Quintil. inst., III, 1, 8.

6) Böckh hat in seinem Werke über den Staatshaushalt der Athener die Redner meisterhaft benutzt.

diese lang und umständlich, aber doch wenig fortschreitend und aufregend. Wir haben in diesen Werken nicht den gerühmten Scharfsinn und die seltene Erfindungsgabe eines gewaltigen Redners erkannt; wenn sie aber wirklich echt seyn sollen, und Antiphon des Thucydides Lehrer ist, so steht der Schüler unendlich höher als der Lehrer, und des letzten künstelndes Wortwechseln für und wider, seine Prunkworte über Grobheiten und Schlägereien haben sich im Thucydides zu Reden über die größten Angelegenheiten der Völker gesteigert; und anstatt oberflächlicher, nur aus einer täuschenden Stellung der Worte entstehender Gegensätze finden wir sie hier aus der tiefsten Natur der Einzelnen und der Völker entwickelt: Perikles und Archidamus, Nicias, Alcibiades und Hermokrates, Athener und Lacedämonier, und Korinther, Platäer und Syrakusaner!

Auch des Isäus zehn Reden über Erbschaftsangelegenheiten [1]) verhalten sich zu den Reden seines Schülers, Demosthenes, wie ein geringer Erbschafsstreit zu den Streitigkeiten zwischen Staaten und Völkern; dennoch sind sie angemessen in ihrer Art, und geben viele Aufschlüsse über die Gesetze und die gerichtliche Verfassung in Athen. — Drei Reden des Andocides sind mit Geist und Geschmack geschrieben, und geschichtlich wichtig; eine vierte dagegen darf man aus vielen Gründen wohl für unecht oder verfälscht halten.

Große Klarheit, Einfachheit und zugleich Gewandtheit der Erzählung, ein tüchtiger, wenn auch nicht erhaben kräftiger Sinn, zeichnet die Reden des Lysias aus; obgleich wir das berühmte Prachtstück der Trauerrede (wenn sie von ihm herrührt) nicht zu den besseren zählen, und z. B. die gegen Eratosthenes und Agoratos schon ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte der dreißig Tyrannen halber vorziehen würden.

In des Lykurgus einzelner Rede [2]) gegen den Leokrates spiegelt sich die edle Eigenthümlichkeit eines überaus wackeren, aber strengen Staatsmanns; in Deinarcho's Angriff auf Demosthenes haben wir eine Probe schlechter sykophantischer Bemühungen.

Isokrates [3]), geboren sieben Jahre vor Platon, gestorben im achtundneunzigsten Jahre aus Schmerz über die Niederlage von Chäronea, hat sehr viele Reden ausgearbeitet, aber nicht gehalten. Bänglichkeit und Mangel an Stimme schloß ihn von der Rednerbühne und von öffentlichen Aemtern aus, und so ward er Stifter einer zahlreichen Schule, welche zwar weder die

1) Isäus bei Photius, S. 1464.
2) Lykurg bei Photius, S. 1483.
3) Pausan., I, 18.

Tiefen der Philosophie ganz erfaßte, noch die Praxis vollkommen ergründete; aber für jene Zeit doch großen Einfluß gewann, und die schlechte Weise einer blos äußerlichen oder gar unsittlichen Rhetorik verschmähte. Theopomp und Ephorus befanden sich unter seinen Zuhörern, und auch viele andere bedeutende Männer (selbst Aristoteles) wurden lebhaft von ihm angeregt. Seine geschriebenen Werke [1]) haben ungeachtet aller Theilnahme für öffentliche Angelegenheiten, seine Plane und Vorschläge, ungeachtet aller regelrechten Wahrheit, doch bisweilen die Farbe von bloßen Stubenarbeiten angenommen, und sind zu einer ermüdenden Breite ausgedehnt. Gewisse an sich sehr ehrenwerthe Grundansichten, z. B. von der nothwendigen Einigkeit der Griechen, der allgemeinen Wirksamkeit gegen Persien, von Athens Verdiensten, laufen durch alle Reden hindurch und begeistern ihn in wehmüthig erhabener Weise bis in sein höchstes Alter; aber da Isokrates zu wenig mit dem Ausüben in Berührung kam, so wußte er sie keineswegs immer den Verhältnissen genügend anzupassen, und sah nicht deutlich genug ein, daß geschichtliche Berufungen auf die ehemalige, aber verlorene Größe Athens eher Tadel erzeugen, als genügende Ansprüche auf Herrschaft geben konnten. Er hatte eine größere Ehrfurcht vor einer löblichen Regel, einem allgemeinen Grundsatze, als vor der einfachen aber allerdings oft bitteren Wahrheit der Thatsachen, und verschmähte nicht, diese, wenn es zu seinem Zwecke diente, rednerisch zu umgehen und zu deuten; weshalb man bei einer geschichtlichen Benutzung seiner reichen Nachrichten mit Vorsicht zu Werke gehen muß. Einige Reden des Isokrates sind, wie das Lob der Helena, blos rednerische Schulübungen; einige, wie der Panathenaikus, gleichen mehr einer Abhandlung; einige, wie die nikokleischen, entwickeln blos sittliche Grundsätze. Deßungeachtet läßt sich ein hoher Grad von äußerlicher Zierlichkeit der Sprache und Darstellung, von seltener Redekunst, sowie ein edles Gemüth nicht verkennen; ja, wer nur von der unredlichen Sophistik atheniſchen Redner gehört hat, muß erstaunt seyn, im Isokrates Aeußerungen wie die folgenden zu finden [2]):

„Ein König sey so unbeweglich für das was Recht ist, als das Gesetz. Er strebe nicht nach der größten, sondern nach der wohlgeordnetsten, den Bürgern werthesten Herrschaft. Er

---

1) Photius, S. 1454; Cic. Orator, p. 13; Brutus, p. 8; Tuscul., I, 4; de Oratore, II, 23. Platon's Phädrus am Schlusse. Manso, Ueber die Bildung der Rhetorik unter den Griechen.

2) Isocr. ad Nicocl., p. 22—27; Nicocl., p. 43—51; Areopag., p. 229, ed. Lange.

wähle zu Rathgebern und Freunden nicht die, welche das Angenehmste, sondern das Heilsamste sprechen. Er befreie die Bürger von aller Furcht, und wolle denen nicht schrecklich erscheinen, welche kein Unrecht thun. Niemand wünsche den Wechsel öffentlicher Verhältnisse, denn durch solche Umwälzungen gehen die Städte zu Grunde, und die Häuser werden umgestürzt. Recht handeln ist der beste und sicherste Bundesgenosse. Rathschlage mit Bedacht, und führe das Beschlossene kräftig aus. Das Herrschen ist das Größte auf Erden und erfordert die meiste Klugheit. Die Menge der Gesetze und Beschlüsse beweiset nicht die Trefflichkeit eines Staates; sie haben keine Bedeutung ohne die Sitten. Eines Staates Seele ist seine Verfassung; sie berathet Alles, bewacht die Vortheile, und vermeidet die Unglücksfälle. Zügellosigkeit und Uebermuth erzeugt Noth, Mäßigung hingegen Wohlstand. Die Philosophie erzieht uns zum Handeln, macht uns milder, läßt uns dem Irrthume kräftig entgegentreten und uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Sterblich ist dein Körper, unsterblich die Seele; trachte darnach daß dein Ruhm unsterblich werde, wie deine Seele. Nur Weisheit ist ein unsterblicher Besitz. Beherrsche dich selbst, und halte es für das Königlichste deinen Lüsten nicht knechtisch zu dienen, sondern deinen Leidenschaften zu gebieten. Was du mit Worten anklagst, übe nicht mit der That aus. Bewundere keine Lehren, ohne darnach zu handeln. Lehre und befiehl Nichts, was du selbst übertrittst. Der Jugend sey ein Muster, und den Bürgern ein Vorbild. Wie du zum Gegenwärtigen sprichst, so denke vom Abwesenden. Wähne nicht, das Böse könne mehr nützen als das Gute; denn wo das Wort Verwerfliches bezeichnet, sind auch die inneren Kräfte und Wirkungen verwerflich. Sey tapfer im Gemüth und wohlgerüstet, aber hüte dich wieder das Gerechte im Uebermuthe aufzutreten. So behandele die Schwächeren, wie du wünschest daß du von den Stärkeren behandelt werdest; worüber du zürnest, wenn du es von Anderen erleidest, das thue ihnen auch nicht. Niemand ist beklagenswürdiger, als wer den Glauben an die verliert, denen er vertraute. Nichts sey geheim; das Gute kann und soll sich öffentlich zeigen, und nicht die sind glücklich, deren Frevel verborgen blieben, sondern die, welche keine begehen. Blieben sie aber auch verborgen, so weißt du sie doch selbst. Sey wahrhaft, daß deine Worte mehr gelten als die Schwüre Anderer. Das schönste Opfer und die größte Gottesverehrung ist ein schöner und gerechter Wandel."

Nach der Zeit Alexander's des Großen ward das Hellenische vorherrschend in dreien Welttheilen; und obwohl Macedonien und Syrien wenig leisteten, erscheint doch Hellas und Pergamus thätig,

und in Aegypten geschah unter den Ptolemäern mehr für Literatur und Wissenschaft, als unter allen alten Herrscherfamilien zusammengenommen. Zwar waren die Bildungsmittel nicht die reinsten und edelsten, auch fehlte es an einer neuen wahrhaft belebenden Grundlage des Daseyns und der Entwickelung; dennoch aber würden wir (wäre nicht so außerordentlich viel verloren gegangen) selbst für die Zeit des gesunkenen Griechenthums mehr Schätze nachzuweisen haben, als viele Völker jemals erzeugten. Wir erinnern z. B. im geschichtlichen Fache (der vielen verloren gegangenen Werke des Theopompus, Ephorus, Philistus u. A. nicht zu gedenken) an Polybius, Dionysius von Halikarnaß, Diodor, Appian, Dio Cassius, Arrian, Plutarch, Herodian, Zosimus u. A.

Obgleich es nicht meine Absicht ist, diesen kurzen Bericht über die griechische Literatur weiter hinabzuführen als die geschichtliche Erzählung, will ich doch (mit Uebergehung der verlorenen milesischen Märchen und wunderbaren Reisebeschreibungen) an einige der meist ungekannten, oder vernachlässigten, griechischen Romane erinnern. Nämlich: Theagenes und Chariklea von Heliodor, Abrokames und Anthia von Xenophon dem Ephesier, Klitophon und Leucippe von Achilles Tatius, Chärea und Kallirhoe von Chariton, und Daphnis und Chloe von Longus. Die Nachrichten oder Vermuthungen über die Lebenszeit und Lebensumstände der genannten Schriftsteller sind so dürftig, daß eine nähere Erörterung nicht hieher gehört; wahrscheinlich blühten sie im 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. Vom Christenthume ist übrigens in ihren Werken keine Spur; es sey daß sie es nicht kannten, oder nicht kennen wollten, und sein Wesen mit dem Inhalte der Romane damals unverträglich erschien.

Die Frage: warum sich dieser Zweig der dichterischen Literatur nicht früher entwickelte? (denn die Cyropädie erscheint davon wesentlich verschieden) ist schwer zu beantworten. Zuvörderst ließ wohl die Vollendung des Epos und Drama kein Bedürfniß nach Romanen hervortreten. Ferner mußten alle großartigen, politischen und volksthümlichen Interessen sehr in den Hintergrund gewichen seyn, bevor man erfundene Geschichten von Familien und einzelnen Personen zum Gegenstande umfangreicher Werke machen konnte. Niemals haben indeß die ernsteren und kälteren Römer in dieser Richtung etwas Orginelles erfunden und dargestellt.

Aus der Aehnlichkeit jener griechischen Romane untereinander erkennt man, was der damalige Sinn der Leser verlangte und die Schriftsteller zu leisten im Stande waren. Ohne Zweifel wollten diese zunächst das Langweilige vermeiden; solch Bestreben

führte jedoch zur Häufung von Begebenheiten, welche, um Effect zu machen, sich mehreremal bis zum Wunderbaren und Unglaublichen steigern. Ist jedoch der Dichter nicht im höheren Sinn ein schaffender Geist, so sichert diese Erweiterung des Gesichtskreises und der angewandten Mittel nicht gegen Wiederholungen von Stürmen, Schiffbrüchen, Entführungen, Opferungen u. s. w. Beklagenswerth ist ferner die sich mehreremal offenbarende Ausartung und Vernachlässigung vieler bürgerlicher Verhältnisse: daher Land- und Seeraub, ungestrafte Verbrechen, zu nachsichtige, oder übereilt strenge Rechtspflege u. s. w. (Allerdings zeigen aber einige neuere Romane in dieser Beziehung noch viel Aergeres.

Lobenswerth bleibt dagegen (trotz manches Rhetorisirens) im Ganzen die Reinheit der Sprache und die damals so seltene Klarheit der Erzählung. Anziehend sind ferner die Mittheilungen über Sitten, Gebräuche, Feste u. dergl. Vor allem aber überrascht es auf erfreuliche Weise, daß die Frauen (oder doch die Heldinnen der Werke) sehr hoch, ja höher gestellt werden, als die Männer, und daß Liebe und Treue der Mittelpunkt und Triumph aller jener Darstellungen ist. Ueberall tritt hiebei eine Bewunderung, ja Anbetung der Schönheit hervor, welche mit der unvergleichlich reichen Kunstwelt der Griechen in engster Verbindung steht; andererseits führte jene Schönheit in mancherlei Gefahren, oder auch wohl zur Hintansetzung des unsichtbar Geistigen.

Zur näheren Charakterisirung und Würdigung des Inhalts jener Werke ist hier nicht der Ort, doch möchte ich vorzugsweise auf Longus aufmerksam machen. Denn wenn man gleich jetzt (sehr natürlich) keine Sehnsucht hat nach sentimentalem Hirtenleben und Schäfergesprächen, so ist jene Idylle doch wohl mannichfaltiger und ansprechender, wenigstens minder erkünstelt als viele andere hoch gerühmte. Trotz dieses Lobes können die griechischen Romane keinen allgemeinen Beifall finden; nicht weil sie gerade hin schlechter sind als unzählige neuere, sondern hauptsächlich weil das Zurückversetzen in ganz andere Zeiten, Sitten, Empfindungen, Verhältnisse bei dieser Art von dichterischen Werken die größten Schwierigkeiten hat. Ja, heutige Leser würden s p ä t e r e, endlose Romane (z. B. den Amadis des Lobeira, die Diana des Montemajor, die Clelia der Scudéry, die Pamela und den Grandison Richardson's) für noch weit langweiliger und mangelhafter erklären als jene kürzeren Erzählungen der Griechen.

Allerdings konnten in Alexandrien, wo die auch in unseren Tagen bisweilen überschätzte Kritik und Grammatik in ihrer kleinlichen, unerzeugenden Richtung die Oberhand gewann, und ihre Meister sich untereinander lobpriesen oder zankten, Schriftsteller ersten Ranges nicht gedeihen. Die eigentlichen Wissenschaften

(Naturkunde, Arzneikunde, Mathematik) blieben indeß von jenen hemmenden Fesseln befreit, sodaß die Griechen auch hier die Bahn eröffneten und außerordentlich viel erreichten.

Ueber zwei Wissenschaften, die Arzneikunde und die Mathematik, mögen hier die Belehrungen zweier Sachverständigen (der Herren Hecker und Jacobi) noch Platz finden. Die griechische Arzneikunde zeichnet sich schon in der frühesten vorwissenschaftlichen Zeit durch scharfe und verständige Auffassung der Krankheitserscheinungen sowie durch denselben Natursinn aus, der sich auch in den bildenden Künsten bei den Griechen offenbarte. Ihre Anschauung der kranken Natur erhob sich zu gleicher Höhe mit ihrer Anschauung der gesunden. Ein religiöser Bestandtheil, welcher der Arzneikunde im Aesculapsdienst hinzugefügt wurde, änderte diesen ihren Charakter durchaus nicht. Vielmehr gaben gerade die Asclepiaden der Lehre von den Krankheitserscheinungen eine Ausbildung, die im ganzen Alterthume, ja selbst noch bis in die neueren Zeiten, als musterhaft gegolten hat. Hippokrates, ein Asclepiade des Koischen Tempels, geboren 460 v. Chr. (dem Zeitalter des Perikles angehörig), bearbeitete die Medicin im Sinne des Erbtheils seiner Vorfahren, mit dem größten Scharfsinne und Beobachtungsgeiste, ergänzte dieselbe aus der reicheren Erfahrung seiner Zeit, und berücksichtigte zugleich die Lehren der Philosophen. Er stiftete eine eigene, freie, nicht priesterliche Schule von Aerzten, die sich bis gegen das Ende des 4. Jahrhunderts in größter Achtung erhielt. Schon vor ihm hatten sich einige philosophische Schulen der Heilkunde mit Eifer angenommen, und nicht blos hypothetische Lehrsätze erdacht, die in der Folge wichtig wurden, sondern sich auch der Praxis mit vielem Erfolge gewidmet. Die Pythagoräer von Kroton gelten als vorzügliche Aerzte, und haben selbst die Wundarzneikunst mit Erfolg ausgeübt.

Den meisten Einfluß auf die fernere Ausbildung der Medicin gewann später die aristotelische Philosophie. Die platonische blieb vor der Hand unwichtiger, weil sie nur von freier Speculation, und Nichts von empirischer Beobachtung wissen wollte, die sie für trüglich hielt, während Aristoteles die schärfste Naturbeobachtung mit der tiefsinnigsten Speculation verband. Seine Nachfolger waren hingegen in den dogmatischen Banden der empedokleischen Elementartheorie, der Lehre von den Qualitäten und in einer durchaus starren und dialektischen Darstellungsweise befangen, und Stoiker und Epikuräer konnten bei ihren einseitigen Richtungen ebenso wenig vortheilhaft auf die Arzneiwissenschaft einwirken.

Die anatomisch-physiologische Kenntniß des Organismus,

der Kern der Medicin, machte in dieser Zeit nur geringe Fortschritte, bis es dem ersten Ptolemäer in Alexandrien gelang, die Schranken der bisherigen Vorurtheile zu durchbrechen, welche die Zergliederung des menschlichen Körpers als eine Entweihung mit dem Fluche der Religion belasteten (um 300—280 v. Chr.). Herophilus, Erasistratus und Eudemus zergliederten unter jenem Schutze menschliche Leichen, und bewirkten durch ihre vorzüglichen Forschungen in kurzer Zeit eine Erweiterung der Kenntniß des Organismus, der in späterer Zeit kaum Aehnliches zur Seite gesetzt werden kann. Herophilus und Erasistratus stifteten eigene Schulen mit sehr verschiedener, empirischer und dogmatischer Richtung, die sich bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. hielten, aber bald stehen blieben und die Anatomie wieder aufgaben. Man gab sich den starren Formen einer einseitig aufgefaßten peripatetischen Weise zu sehr hin, als daß die freie Regung des Geistes hätte ungefährdet bleiben können. Freilich erhob sich Widerspruch gegen jenen Dogmatismus, allein die Schule der Empiriker, die sich, von Philinus von Kos (um 290 v. Chr.), einem Schüler des Herophilus, gestiftet, gegen die Anhänger des Erasistratus erhob, beging den großen Fehler, die Anatomie von dem Studium des Arztes auszuschließen.

Die in Rom durch Asklepiades von Prusa in Bithynien und seinen Schüler Themison von Laodicea im 1. Jahrhundert v. Chr. gegründete Schule der vorzugsweise dogmatischen Methodiker umfaßte die atomistisch-naturphilosophische Lehre des Demokrit und Epikur, zeichnete sich (wenn auch einseitig und ohne erhebliche physiologische Kenntnisse) in der Lehre von den Krankheiten rühmlich aus, und erfreute sich einer Dauer von drei Jahrhunderten.

Die gelehrte, von Athenäus und Aretäus im 1. Jahrhundert n. Chr. zu Rom gegründete Schule der Pneumatiker oder Eklektiker beharrte auf dem Wege, den ihr die uralte, schon von Erasistratus weiter ausgebildete Theorie des Pneuma oder des Luftgeistes und die Humoralpathologie der Hippokratiker vorzeichneten, wußte jedoch die reiferen Kenntnisse der Zeit sich anzueignen. Sie kann sich einiger ausgezeichneten Versuche rühmen, machte aber an ihre Angehörigen strenge Anforderungen, und blieb deshalb auf eine kleinere Anzahl gelehrter Aerzte beschränkt.

Galen, der im 2. Jahrhundert n. Chr., unter Marcus Aurelius, größtentheils in Rom lebte, wird von den Späteren als der gelehrteste und scharfsinnigste griechische Arzt betrachtet, durch dessen Geist die griechische Medicin zur höchsten Blüte gekommen sei. Sein Ansehen blieb unbestritten bis ins 16. Jahrhundert, und seine Lehren galten bei den eigenthümlichen Verhält-

nissen des Mittelalters wie des späteren griechischen Alterthums (die alle selbständige Regung des Geistes unmöglich machten) als Glaubensdogmen. Seine Verdienste um die Anatomie und Physiologie sind bedeutend, und seine Forschungsweise war in ihnen großentheils unbefangen. Doch kommt dabei viel auf Rechnung seines berühmten Vorgängers Marinus (im 1. Jahrhundert n. Chr.), dessen sehr genaue und vielumfassende anatomische Arbeiten er durchweg benutzte. In allen übrigen Theilen war er ein allzu strenger Systematiker, mit untergeordnetem Talente für die Auffassung krankhafter Erscheinungen, und erstarrt in dialektischen Formen, sodaß die Elementarqualitäten, die Humoraltheorie und die aristotelischen Kräfte überall wiederkehren. Zum Theil dieser durchaus nur erborgten und starren Weise ist die Unfreiheit des Geistes in der ferneren medicinischen Forschung bis ins 16. Jahrhundert zuzuschreiben, in dem man zuerst wagte, sein Ansehen in Zweifel zu ziehen, und die neuere Anschauungsweise der Natur, die sich erst in der neuesten Zeit zu einer genauen Methode ausgebildet hat, ihren Anfang nahm.

Die Babylonier und Aegypter sollen mathematische Kenntnisse gehabt haben, aber die Griechen haben Nichts von ihnen gelernt; denn Thales und Pythagoras, die am meisten mit ihnen verkehrten, mußten die ersten Sätze und Beweise selber auffinden. [1]) Der Ruhm, den erhabenen Bau mathematischer Wissenschaft von seinen ersten Grundpfeilern aufgeführt zu haben, bleibt den Griechen unverkürzt. Ihre hauptsächlichste Ausbildung fand die Mathematik bei ihnen in drei Schulen: der pythagoräischen, platonischen und der Schule, welche Euklides unter den ersten Ptolemäern in Alexandrien gründete. Die ersten beiden Schulen hatten das große Verdienst, die Mathematik über die Anwendungen auf das praktische Leben in das Reich des Gedankens zu erheben, und ihren Werth in der vollkommenen Erkenntniß zu sehen, deren sie fähig ist. Als solche wurde sie in diesen Schulen ein pädagogisches Element, der wesentliche Theil einer freien Bildung, was in der peripatetischen Schule keineswegs der Fall war. Dieses läßt sich auf merkwürdige Art durch die Geschichte verfolgen, indem die Mathematik daniederlag solange die ausgearteten Aristoteliker herrschten [2]), und mit dem echten Platonismus immer ihr Haupt erhob. Man kann annehmen daß bis zu Platon's Zeit bereits die Planimetrie, wie sie im Euklides uns vorliegt, fertig

---

1) Nach Herodot (II, 109) hätten die Griechen die ersten Anfangsgründe der Mathematik von den Aegyptern und Babyloniern erlernt.

2) Sonst war die aristotelische Philosophie allen Erfahrungswissenschaften günstiger, als die Platon's.

war, wovon auch in Platon's Schriften selbst deutliche Beweise zu finden sind. In der platonischen Schule wurde die Stereometrie ausgebildet und die Kegelschnitte erfunden. Die ersten Elemente (bereits vor Platon) schrieb Hippokrates von Chios; aber ihre letzte vollendete Gestalt hat ihnen Euklides gegeben, dessen Werk ebenso mächtig, wie in ihrer Sphäre die Schriften des Aristoteles, die mathematische Bildung aller kommenden Geschlechter bis auf unsere Zeit beherrscht und geleitet hat. In Alexandrien sehen wir in Zwischenräumen von Jahrhunderten, fast bis zu der Araber Zeit, bedeutende Namen glänzen. Zuerst nach Euklides den Apollonius von Perga, der vorzugsweise der große Geometer genannt wurde, und dessen umfangreiches Werk über Kegelschnitte erst den Mathematikern unseres Jahrhunderts Wesentliches zu ihrer Theorie hinzuzufügen gestattet hat. Dann den Ptolemäus, der auf die Beobachtungen des Hipparch ein mathematisches System der Astronomie gründete, welches das ganze Mittelalter hindurch herrschte. Leider hat er aber auch den astronomischen Aberglauben durch sein Werk über die Astrologie gefördert. Ferner den Diophantus, der die Methoden der Algebra ausgebildet, und zu der Wissenschaft von den merkwürdigen Eigenschaften der ganzen Zahlen Anlaß gegeben, welche heutzutage die feinsten mathematischen Köpfe beschäftigt. Endlich Pappus, der, selbst weniger schöpferisch, für uns unschätzbaren Werth hat, weil er in Auszügen uns den wesentlichen Inhalt einer großen Menge untergegangener mathematischer Werke erhalten hat. Wie man sich aber überall (sagt Petrus Ramus) nach einem vollendeten Typus umsieht, so erblicken wir diesen in dem königlichen Mathematiker Archimedes, welcher sich der ersten alexandrinischen Schule eng anschließt. In der Tiefe der Gedanken wird ihm nur Neuton verglichen. Er hat den Inhalt der Kugelfläche gefunden, die Parabel quadrirt, die Gesetze des Gleichgewichts fester und flüssiger Körper ergründet, der neueren Infinitesimalrechnung ihren Weg vorgezeichnet, und durch mechanische Künste seine Vaterstadt gegen die Römer so vertheidigt, daß diese glaubten, sie sei von einem Gotte bewohnt. Wir sind so glücklich, die Werke des Euklides, Archimedes, Apollonius, Ptolemäus, Diophantus und Pappus noch zu besitzen. Außer den wesentlichen Entdeckungen ist die griechische Mathematik dadurch ausgezeichnet, daß sie das Ideal wissenschaftlicher Strenge zu verwirklichen gestrebt hat, und hierin bleibt sie noch heut unsere Lehrerin. Ihre Hauptmethode ist die geometrische Analysis, welche von dem Unbekannten ausgehend, als wäre es etwas Bekanntes, durch Schlüsse zu Gegebenem kommt, und dann synthetisch durch Umkehrung dieser Schlüsse den Weg von dem Gegebenen zu dem Gesuchten zeigt.

Die Zeitmessung der Griechen war anfangs sehr unvollkommen; doch suchten sie seit der Zeit Solon's ihr Mondjahr durch Einschaltungen mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen. Etwa 400 Jahre v. Chr. fand Meton, daß 235 Mondmonate, bis auf einen geringen Unterschied, 19 Sonnenjahre gaben. Um 330 v. Chr. entdeckte Kallippus, daß Meton das Sonnenjahr um $^1/_{76}$ zu lang angenommen habe, und wiederum fand Hipparch, daß das Sonnenjahr des Kallippus um $^1/_{300}$ zu lang sey. Der attische Monat ward in drei Dekaden getheilt; der Anfang des Jahres fiel in den Sommer. Die Zeitrechnung mancher griechischen Stämme stimmte aber nicht mit der attischen überein.

Achtundzwanzigste Vorlesung.

Die Religion und die Kunst.

Ueber die griechische Mythologie und Religion, über Ursprung, Fortgang, Bedeutung, Werth und Ausartung derselben, sind nicht blos verschiedene, sondern ganz entgegengesetzte Ansichten und Systeme aufgestellt worden. Bevor wir darüber selbst bescheiden und unmaßgeblich zu sprechen und zu urtheilen wagen, mag das Folgende als Hauptinhalt wenigstens zweier Darstellungen [1]) hier Platz finden und als Fingerzeig zu weiteren Erörterungen dienen.

Nach der ersten Ansicht und Darstellung setzen Homer, und besonders Hesiodus, eine ganze Welt von Poesie, Philosophie und Theologie voraus, sodaß jene Dichter keineswegs die ersten Schöpfer und Urheber der Religion, ja nicht einmal der Mythologie sind. Vielmehr stammen die ersten religiösen Ansichten aus Asien, und wenn man die Pelasger auch nicht für einen herrschenden Priesterstamm halten will, so herrschten doch Priester in diesem Stamme. Sie waren im Besitze heiliger Lehren, in ihren Tempeln erscholl und begeisterte eine heilige Dichtkunst, welche zwar von der jüngeren homerischen überglänzt wurde, aber nie ganz verschwand. Ebenso ging Monotheismus der hellenischen Vielgötterei voran, und erhielt sich dem Wesentlichen nach in den Ueberlieferungen der Priester und in den Mysterien. Lehren solcher Art müssen ihre erste Wurzel in einer höheren Offenbarung finden, wir müssen das scheinbar ganz davon Gelösete zu diesem Urzusammenhange hinauf deuten, und bei ähnlichen Sinnbildern und Allegorien auf eine gleiche Uransicht schließen. Erst mit der

1) Creuzer's, Gerhard's, G. Hermann's, K. F. Hermann's, Heyne's, Röth's, Schömann's, Voß' u. A. Schriften.

herakliдischen Erschütterung sank das Morgenländische, und das abendländlich Hellenische nahm überhand.

Hierauf erwiedert man: der Zusammenhang des Hellenischen mit dem Morgenlande wird nicht ganz geleugnet; allein die Art und Weise, das Maß und die Grenze hat bisher niemand nachgewiesen; wohl aber ist die große Eigenthümlichkeit der Hellenen so erwiesen, daß wir bei minderer Berücksichtigung ihrer Schöpfungskraft und einem Durcheinanderdeuten des Morgenländischen und Griechischen nur zu einem unsicheren und schwankenden Mittleren, keineswegs aber zur Wahrheit gelangen. Dasselbe Bild bedeutet sehr oft Verschiedenes, und man kann aus gleichen Symbolen nicht unbedingt auf eine Gleichheit der Ansicht schließen.

Ebenso wenig kamen die Menschen durch eine vorgebliche, unerweisliche Offenbarung zu den oft so verwickelten religiösen und mythologischen Ansichten; dazu führten vielmehr Furcht, Noth und Beobachtung. Philosopheme machten den Anfang, nicht Theologie; und die Vielgötterei ging dem Glauben an einen Gott voraus. Wenn ein herrschender Priesterstamm mit einer erhabenen, in sich geschlossenen, anerkannten Religion, mit Tempeln, Tempeldienst und Tempeldichtkunst vorhanden gewesen wäre, wie hätten da die Epiker obsiegen und eine ganz neue Mythologie an die Stelle der altpelasgischen setzen können? Allerdings waren Priesterrechte in manchen Familien erblich; aber wie viele wurden nicht (z. B. die Pythia) gewählt? Auch ist eine volle Scheidung von Laien und Geistlichen nirgends in Hellas erkennbar, und in späteren Zeiten wurden diese den bürgerlichen Geschäften gewiß nicht entzogen. — Warum die herakliдische Besitznahme des Peloponnesos der alten Religion so nachtheilig geworden seyn sollte, ist nicht abzusehen; Homer, der Hauptbildner hellenischer Götterlehre, war allen Stämmen gleich willkommen, und man weiß nicht, daß diese sich vorher durchaus unterschieden hätten.

Nach kurzer Darlegung der entgegengesetzten Hauptlehren mögen etliche bescheidene Zusätze und Bemerkungen Platz finden. Kein einzelner Erklärungsgrund reicht hin, die gesammte Mythologie der Griechen aufzuklären; wohl aber hat jeder seine theilweise Berechtigung (pro rata): mithin Lehre fremder Völker, einheimische Sage, Priesterweisheit oder Thorheit, Naturdienst, Geschichte, Sternkunde, Sprachforschung, Symbol, Allegorie, Philosophie. Man soll das Hellenische nicht ganz aus dem allgemeinen Leben der Mythologie herausreißen, oder bei grammatischem und etymologischem Zerlegen und dem Trennen des bloßen Verstandes stehen bleiben; noch weniger aber darf man es mit fremden, ausländischen Ansichten bis zum Unkenntlichen vermischen,

eigene, unerwiesene und unerweisliche Behauptungen als tiefsinnige, unleugbare Thatsachen hinstellen, Lücken mit willkürlichen Hypothesen ausfüllen, und dem geistreichsten Volke alle Originalität absprechen.

So fehlt es zunächst an allen geschichtlichen Beweisen, daß zahlreiche und obenein herrschende Priestercolonien jemals nach Hellas kamen, daß ausgebildete Religionslehren anderer Völker sehr früh daselbst angenommen, oder auch nur bekannt wurden. Götternamen sind leicht übersetzt und umgedeutet (denn gewisse Formen und Begriffe kehren bei jeder Verehrung höherer Wesen wieder); sonst aber ist Natur und Inhalt, Richtung und Bildung des Hellenischen durchaus vom Indischen und Aegyptischen verschieden. [1]) Hieraus folgt aber in keiner Weise, daß die Religion und Mythologie der Hellenen ferner von der Wahrheit und Schönheit stehe, als die der genannten Völker. Sie haben vielmehr die widerliche, unsinnige Büßerei der Inder nie gekannt, sich nie in ein feindliches Verhältniß zu den Göttern gestellt. Sie betrachteten diese nicht als bloße Objecte, oder Begriffe, oder Naturkräfte; sondern sittliche und geschichtliche Bestandtheile und Gedanken den natürlich gegebenen Anschauungen hinzufügend, verwandelten und erhoben sie dieselben zu lebendigen Personen, deren scharfe Zeichnung und bestimmte Charakteristik noch nach Jahrtausenden unverwüstlich und unverwischt dasteht. Daher wäre es nicht fördernd, sondern auflösend und ertödtend, wenn man Ares und Poseidon, Aphrodite und Demeter, Isis, Here und Persephone, um einiger entfernten, gestaltlosen Begriffe willen, gleichstellen und zusammenwerfen wollte.

Niemals ward die Entwickelung der griechischen Mythologie von einer oberflächlichen Dogmatik gefesselt und zur häßlichen Caricatur herabgewürdigt; ja die griechischen Götter sind nicht blos schöner, sondern in Wahrheit auch sittlicher als die indischen, und es bestätigt sich daß blos naturalisirende, allegorisirende und symbolisirende Mythologie noch bestimmter und schneller zum Götzendienste führt, als personificirende. Auch der metaphysische Begriff Gottes ist bei den Indern und Aegyptern mehr verdeckt,

1) Mit Recht sagt Grote (History of Greece, II, 354): If we examine the character and aptitudes of Greeks, as compared either with Phoenicians or Egyptians, it will appear that there is not only no analogy, but an obvious and fundamental contrast. — Man kann bei Herleitung eines Cultus aus einem fremden Lande nicht behutsam genug zu Werke gehen. A. W. Schlegel's Werke, VIII, 264. Gerhard, Mythologie, I, 31. Les transmissions des mythes sont toujours fort difficiles à démontrer, à cause de l'identité de la nature humaine qui s'exprime en des points divers par des conceptions analogues. Renan, Langues sémitiques, I, 47.

oder gewiß weniger zur Erkenntniß herausgearbeitet, als bei den Griechen. Die hellenischen Götter und Göttinnen sind wenigstens schön; die asiatischen hingegen sind weder schön noch gut, und auch dem jüdischen Jehovah fehlen bisweilen diese Eigenschaften. Die Griechen setzten alles Große, Ausgezeichnete, Schöne in unmittelbare befreundete Verbindung mit dem Göttlichen; sie schufen Menschen nach dem Bilde Gottes, und der Gedanke daß der Mensch von Natur immerdar Gott hasse, würde ihnen unbegreiflich, ja wahnsinnig erschienen seyn. In der griechischen Religionslehre erhebt sich das Menschliche zum Göttlichen, und das Göttliche steigt hinab in die Kreise des Menschlichen; nie aber sinkt jene zum Thierwerden und Thierverehren hinab. „Das menschlich Natürliche gilt auch der Gottheit gegenüber für berechtigt, und der göttlichste Mann ist der, welcher seine menschlichen Kräfte am tüchtigsten ausbildet.“ [1]) Auch die Natur war den Griechen durch Apollon und Artemis, Dryaden und Hamadryaden, Nereiden und Okeaniden (symbolisch und zugleich persönlich) u. s. w. näher und lebendiger als uns durch Elemente, Säuren und Salze; und es gehört ein mächtiger Idealismus dazu, die übrigens wohlbegründeten Lehren unserer materialistischen Physik in jeder Beziehung über jene poetisirende hinaus zu erheben. Auch ist dieser poetische, personificirende, belebende Pantheismus wesentlich verschieden von dem syllogistischen Begriffspantheismus, welcher bei einer allgemeinen Substanz anlangt und sich damit begnügt. Niemals ward die griechische Mythologie in eine tyrannische Dogmatik verwandelt, und von Priestern verketzernd aufgezwungen und geltend gemacht.

„Wenn die Frage entstünde“, sagt Schelling, „welche von den verschiedenen Götterlehren, ob die ägyptische und indische, ob die griechische dem Urquelle näher geschöpft sey [2]), der unbefangene Forscher würde kaum anstehen, für die letzte zu entscheiden.“ — Ganz recht; da aber die Urquelle geschichtlich nicht nachzuweisen ist, so wollen wir statt dessen sagen: welche der Wahrheit näher geschöpft oder näher zu ihr gedrungen sey, und müssen dann ebenfalls für Hellas entscheiden; und zwar nicht blos in Beziehung auf ein paar einzelne Begriffe, Kabiren, Mysterien u. dergl., sondern in Beziehung auf die gesammte Ausbildung und Entwickelung der hellenischen Religion und Mythologie, in Beziehung auf die Erkenntniß Gottes und der Welt. Will man deuten, so ist in der griechischen Mythologie mehr speculativer Gehalt, als in den meisten anderen Religionen

1) Zeller, Geschichte der Philosophie, I, 37.
2) Gottheiten von Samothrace, S. 31.

des Alterthums. Deshalb sagt Gerhard [1]): „Die griechische Mythologie hat den ersten Platz in der Geschichte der Religionen des Alterthums.

Statt der indischen und ägyptischen Ableitung haben Andere allen Nachdruck auf das Altpelasgische gelegt. Wenn wir aber unsere Unwissenheit über Wesen und Herkunft der Pelasger eingestehen müssen, und uns dessen erinnern was der besonnene Thucydides über die rohen, barbarischen Sitten im alten Hellas berichtet [2]): so dürfen wir zweifeln, ja leugnen, daß damals nicht blos ein, sondern mehrere ausgebildete pelasgische Götter- und Religionssysteme vorhanden waren. [3]) Es genügt nicht zum Beweise, viele Namen durcheinander zu würfeln, und ein paar dürftige Gedanken mit übertriebener Verehrung und weitläufiger Deutung vorzuführen. Der Versuch muß mißlingen, aus den vorhandenen Andeutungen künstliche Systeme zusammenzusetzen, worin sich alle späteren philosophischen Gedanken oder Grillen vorfinden oder abspiegeln sollen. Wären derlei entwickelte Systeme tiefsinniger Lehren oder grüblerischer Dogmatik vorhanden gewesen, nie hätte Homer, oder eine große Schar Homeriden, sie ganz beiseite stellen und eine höhere Stufe des Gottesbewußtseyns verdrängen können. Es ist wahrscheinlicher, daß Homer und Hesiodus das Vorhandene weiter bildeten zu bestimmteren Begriffen und Gestalten. Mit Recht sagt deshalb Lauer [4]): „Homer bewirkte, daß durch ganz Hellas eine im Wesentlichen gleiche Religion herrschend wurde"; jedoch ohne daß hiedurch alles Aeltere und Oertliche ganz wäre umgestaltet oder gar zerstört worden. Auch blieben die lyrischen und dramatischen Dichter nicht ohne Einfluß.

In den Mythen wächst Geschehenes und Gedachtes oft untrennlich zusammen. Jede mündliche Ueberlieferung verdankt ihren Ursprung einer That, oder einem Gedanken, oder beiden zugleich; wobei weder Alles allein von großen Geistern, noch allein von kleinen Leuten ausgeht. An den Keim setzt sich dann Verschiedenartiges an, und Senker und Stecklinge werden in mannichfacher Weise verpflanzt, und wachsen weiter. Die Sage hat als solche kein höheres Ansehen, als das Werk eines Dich-

---

1) Gerhard, Mythologie, S. 1. „Point de mythologie sans polytheisme; mais une belle chose vaut son prix"; A. W. Schlegel, Oeuvres, I, 202.

2) I, 6.

3) „That is: while they were ignorant and barbarous they discovered truth; but fell into error, as soon as they acquired learning and politeness!" Hume, History of Religion, Sect. 1, p. 3, ed. Basil.

4) Homerische Poesie, S. 15.

ters. Oft entsteht aus der Dichtung erst die Sage, oder die einfache Thatsache verwandelt sich in dieselbe. Wenn man aber auch diese erste Thatsache, oder den ersten Gedanken eines Mythos gefunden hat, fehlt doch noch die Geschichte der Belebung, Geburt und Ausbildung. Trotz aller örtlichen Mannichfaltigkeit der griechischen Mythologie (welche als Gegenbild des staatlichen Lebens erscheint) ist doch ein Streben nach Einheit und ein allgemeiner Charakter vorhanden, der sie wesentlich von der indischen, ägyptischen und nordischen unterscheidet. Dieser höchst merkwürdige Charakter beruht aber keineswegs auf einer höheren pelasgischen Göttereinheit, welche höchstens eine Eins, das Ununterschiedene, Negative, oder, nach der Naturseite hingewandt, der Phallus wäre. Ebenso wenig enthalten die Erklärungen und Umdeutungen der alten Mythologie zur Zeit des Julian und der Neuplatoniker eine höhere Wahrheit, sondern statt des einst Lebendigen bloße Abstractionen und todte Begriffe.

Es gab in Hellas nicht blos keine Priesterkaste, sondern (mit Ausnahme einzelner Familien und der Beamten für den Cultus) nicht einmal einen lebenslänglichen, geschlossenen Priesterstand. Daher konnten die Priester gleichwie die oft von ihnen verschiedenen Wahrsager [1]) und Zeichendeuter nicht der Freiheit und Bildung so gefährlich werden, wie bei entgegengesetzten Verhältnissen. Bemühungen einzelner Eiferer und Frömmler scheiterten an der allgemeinen Richtung der Zeit und des Volks, und der Gottesdienst hatte, ungeachtet der wesentlichen Stelle, die er im Leben des Ganzen behauptet, ungeachtet seiner Pracht und des Reichthums der Tempel, immer nur einen verhältnißmäßig geringeren Antheil und Einfluß [2]) als bei manchen anderen Völkern. Die deßungeachtet bleibende große Bedeutung und Mannichfaltigkeit der Gebete, Reinigungen, Weihungen, Opfer, der religiösen Gesänge, Tänze und Aufzüge u. dgl. kann hier nur angedeutet, nicht entwickelt werden.

Polytheismus der Personen ist viel duldsamer, als Vielheit der Lehren oder Dogmen. Die griechische Religion ließ den Blick offen für Verschiedenartiges. Sie machte menschlich, und hielt sich fern von finsterem, verfolgungssüchtigem, verdummendem Aberglauben, von knechtischer Furcht und aberwitzigen Kasteiungen. Es gab in Hellas kein abgeschlossenes dogmatisches System, keine Lehre von Unfehlbarkeit, kein eifersüchtelndes Monopol, keine gewaltsame Proselytenmacherei; die Götter und Göttinnen und ihre Anhänger geriethen untereinander nicht in Religionskriege,

1) Außerdem gab es Gehülfen und Tempeldiener mancherlei Art.
2) Hermann, Gottesdienstliche Alterthümer, S. 16.

wie die Bekenner verschiedener Glaubenssysteme. Vernunft und Gewissen trieben zu Rechtlichkeit und Sittlichkeit, allerdings nicht immer auf genügende, siegreiche Weise; allein eine höhere Offenbarung hat die Christen auch nicht immer von heillosen Abwegen fern gehalten. Der bald heilsame, bald verderbliche Gegensatz von Staat und Kirche war den Griechen unbekannt.

Das Heraustreten eines Gottes in die Vielgötterei untergeordneter Personen ist übrigens nicht unbegreiflicher und befremdender als das Geheimniß, oder Schema der Dreieinheit, wo man trotz aller Bemühungen den heiligen Geist noch nicht aus seiner Reflexionsstellung zu einer anschaulich lebendigen Person hat erheben können. Besser ist es mit dem Teufel gelungen, welchen die Griechen als Begriff nicht kannten [1]), und als Gestalt nicht brauchen konnten. „Es ist kein Zufall", sagt in dieser Beziehung ein bekannter Schriftsteller, „daß sich die griechische Götterwelt in der Poesie bis auf diesen Tag erhalten hat. [2]) Die Gedanken, welche ihre Seele ausmachen, geben ihr Unsterblichkeit."

Schon in der Odyssee wird die Seele als vom Leibe verschieden betrachtet, und wenn die Fortdauer jener auch nicht sehr heiter und erfreulich erscheint, so werden sie doch (mit Ausnahme einiger Hauptfrevler) nicht in Ewigkeit mit Höllenstrafen gequält. Gewiß müßte es den Griechen unbegreiflich seyn, wie man diese Strafen, Foltern und Qualen zum Gegenstande eines großen Gedichts oder vieler Gemälde machen könne, wie man aus Furcht vor ewiger Verdammniß, Werth und Inhalt des gegenwärtigen Lebens ganz verkennen, oder zur Seite werfen dürfe. Vertheilung von Glück und Unglück durch die Götter erfolgt den Griechen weder nach menschlichem Verdienste, noch nach Glauben; sondern nach Natur- oder Gottesgabe und Schicksal. Die griechische Lehre vom Schicksal begründete nie einen willenlosen Muth, noch diente sie zur Entschuldigung der Faulheit; wohl aber dienten religiöse Ueberzeugungen und Cultus zur Kräftigung und Heiligung vieler persönlichen und staatlichen Verhältnisse. Auch standen Gebete und religiöse Gesänge damit in Verbindung.

Die Zahl der Feste mehrte sich allmählich in Griechenland, besonders in Athen [3]) (wo ihre Zahl auf 50 bis 60 stieg); sie waren aber weit mehr Freuden- als Buß- und Trauerfeste; ja einzelne (so die des Dionysos) gingen zuweilen wohl in Ausgelassenheit über. Eine regelmäßige, mit Belehrungen verbun-

---

1) Daher auch keine Hexenverfolgungen.
2) Marbach, Geschichte der Philosophie, S. 43.
3) Isocr. Areopag., II, 224.

dene Feier (nach Art unserer Sonntage) fand in Griechenland nicht statt. Das alle fünf Jahre in Athen gefeierte größte Fest waren die Panathenäen, wo gymnische und musische Kämpfe und prachtvolle Aufzüge stattfanden.

Wenn die Einwohner von Segesta wirklich einem erschlagenen Feinde eine Heroenkapelle errichteten, weil er so außerordentlich schön war [1]), so hatte dies seinen höchsten Grund darin, daß sie in der Schönheit auch eine Offenbarung des Göttlichen sahen [2]): was gewiß ebenso, oder eher zu entschuldigen ist, als wenn die Aegypter ihre Verehrung den Katzen und Krokodilen darbrachten, und Thierköpfe auf Menschenleiber setzten, hiedurch Gottes Ebenbild zerstörend. [3])

Menschenopfer wurden nur in der ältesten Zeit behufs großer Zwecke dargebracht (so der Sage nach Iphigenia zur Rettung des Vaterlandes); später vertrieb echte Bildung auch diesen Aberglauben [4]), und zu den unzähligen Menschenopfern der Ketzerrichter und des sehr mißverstandenen Christenthums findet sich in Hellas kein Gegenstück. Alle Feste des Dionysos sind nicht so verdammlich, als ein unter dem Vorwande der Rechtgläubigkeit angeordnetes Auto da fé.

Der Orakel und ihrer Licht- und Schattenseiten haben wir bereits (I, 242) Erwähnung gethan. Zu einer Zeit, wo die gebildete Welt (so Aristophanes) ihrer schon spottete, blieb ein Theil des Volks noch gläubig (wir erleben dasselbe hinsichtlich der Reliquien und Wunder); doch klagt auch schon Aeschylus über Unfreundlichkeit und Vieldeutigkeit der Orakel. [5]) Gewiß wuchsen die Griechen über dies Bildungs- und Regierungsmittel hinaus, und Themistokles, Aristides, Thucydides, Platon und Aristoteles waren größere Wahrsager und Weissager, als die Pythia.

Es gab eine Zeit, wo die Erkenntniß des Christenthums in der griechischen Religion und Mythologie lediglich Unsinn und Betrug sehen ließ. Diese Einseitigkeit und Unbilligkeit bleibt indeß geringer, und ist in der That eher zu entschuldigen, als

---

1) Herod., V, 47. Aehnlich Xen. Eph., I, 1, 2 u. 12.

2) Daß auch in Athen nur wenige Menschen ganz schön waren, bezeugt Cicero (De nat. deor., I, 28); aber man wußte besser als anderwärts, was schön war, und stellte es dar.

3) Wenn Scopas Eumeniden bildete, so waren dies gewiß würdige, erhabene Darstellungen und keine widerwärtigen Fratzen. Polemo, Frag. hist., III, 127.

4) Nur einige Büßungen milderer Art standen in Verbindung mit religiösen Ansichten; und ganz vereinzelt stehende, in allen Zeiten und Völkern vorkommende Frevel wurden vom Alterthume selbst verworfen.

5) Im Agamemnon.

wenn man das Aegyptische und Indische weit über das Hellenische hinaufsetzt. Leichtsinnig mag man dies nennen, im Vergleich mit der finsteren Richtung jener Völker; aber es ging auch nie so weit im Verkehrten und in den Ausartungen. Deuten läßt sich freilich Alles; allein wer will eintauschen den wilden Dienst des Kali, den dummen des Apis, die Opfer des Moloch und die Verehrung des Lingam, gegen Zeus, Athene und Aphrodite? Und wenn man den Griechen und Römern vorwirft, daß sie alle Götter duldeten, nur den einen wahren nicht, welcher die Vielgötterei ausschließt: wie kann man Aegypter und Inder von diesem Vorwurfe frei sprechen? Leugnen wird jedoch niemand, daß die hellenische Mythologie vorzugsweise eine poetische blieb, die Kunstwelt ihren tiefsinnigen Inhalt nicht erschöpfte, und die sittliche Ansicht zu sehr in den Hintergrund trat, obwohl schon Homer sagt [1]):

Alle gewaltsame That mißfällt ja den seligen Göttern;
Frömmigkeit achten sie nur, und billige Thaten der Menschen.

Beim Mangel einer höheren Offenbarung finden wir nicht selten den Glauben an eine niedere: Vogelflug, Eingeweideschau, Träume, Brand des Opferfeuers u. dgl. Auch opferten die Griechen allerdings dem Bacchus und der Venus, zugleich aber den Musen und den Grazien; sie opferten überhaupt dem Gotte, oder den Göttern, niemals aber den Gott zur Beschwichtigung eines anderen Gottes. Die Ausartung brach erst herein, nachdem sie durch eigene Kraft die höchste Bildung erreicht hatten. [2])

Alle obige, und andere hier der Kürze halber nicht berührte Mängel sollen nun (laut der Verkündigung einzelner begeisterter Männer) durch die Mysterien in Hellas vertilgt und die tiefsinnigste Religion begründet worden seyn. Gewiß beruhten die Mysterien nicht auf absichtlichem Betruge, und einzelne, vielleicht bei den bacchischen vorkommende Mißbräuche und Ausschweifungen (die auch bei christlichen Wallfahrten und Waldversammlungen stattfinden) waren nicht das Wesentliche und der eigentliche Inhalt. Es ist unerwiesen, daß dieser Inhalt aus Indien und Aegypten kam; oder was daher kam, konnte nicht höher stehen, als das in Griechenland längst Bekannte. Die heitere homerische Welt brauchte kein Spiel des Versteckens, und Geheimnisse passen nicht für ein Volk, welches sich demokratisch entwickelte, und sein öffentliches Leben niemals mit geheimer Weisheit, oder Tyrannei, verwechseln wollte. Der morgenlän-

1) Odyss., XIV, 83.
2) Im christlichen Rom ging es lange Zeit ärger her, als im heidnischen Athen.

dische Begriffsdienst, oder der ägyptische Thierdienst, war weder geistig noch monotheistisch, und woher die alten Pelasger die Weisheit herhaben sollten, welche erst durch die angestrengte Arbeit von Jahrhunderten gefunden wurde, ist nicht zu begreifen. In den letzten und höchsten Ergebnissen der Götter- und Gotteslehre geht es immer vorwärts, das Erzeugte und Zeitgerechte durchbricht alle Hüllen, und läßt sich nicht wieder wegschaffen oder einsperren. Geheimes steht im Wesentlichen nie höher als das Kundgewordene; doch bleibt dies freilich auch geheim, wenn man es nicht versteht. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß während der allgemeinen Feste zu Ehren der Götter insgeheim ganz Entgegengesetztes sey gelehrt worden; die Voraussetzung von öffentlich und geheim, exoterisch und esoterisch wird dabei über das Maß der Möglichkeit ausgedehnt, ohne daß man andererseits begreift, warum gewisse Lehren, etwa über die Unsterblichkeit [1]), geheim bleiben sollten. Ueberdies waren die Mysterien allen Griechen zugänglich, bezweckten aber keineswegs vorzugsweise wissenschaftliche Belehrungen, mit Zurücksetzung des blos Mythologischen und Liturgischen. Gewiß muß das etwa hier Symbolisirte vor dem Symbole vorhanden seyn; das Abbild soll nicht über das Urbild, das Dunkle, Unklare nicht über das Licht hinaufgesetzt werden. Aus jener Unklarheit halfen sich eben die Griechen zum Tage. Auch ist es nichts Großes und Tiefsinniges, etwa im Samenkorn eine Hinweisung auf Fortdauer, im Phallus ein Sinnbild der erzeugenden Naturkraft zu erblicken. Oder, wenn man den Zeus als Aether, die Here als Dunstkreis erklärte, kam man dadurch über den Zeus des Phidias und die Here des Polyklet hinaus?

Das Schöne, Sichtbare, menschlich Ansprechende, Begreifliche ist und bleibt Richtung und Wesen der griechischen Götterlehre. Alles Deuteln, Ueberschätzen, Verwandeln, Symbolisiren und Allegorisiren ist wesentlich unhellenisch. Die Kabiren, oder die in Goethe's Faust eingeführten mythologischen Creaturen, waren dem griechischen Volke unbekannt oder gleichgültig. Wenn es dennoch wegen Entheiligung oder Verachtung der Mysterien einigemal in Leidenschaft gerieth, obgleich es deren Inhalt und Bedeutung nicht verstand, und die Eingeweihten nicht sittlicher waren als die Uneingeweihten: so sehen wir ähnliche Erscheinungen bei unwissenden Christen über dogmatische, ihnen ohne Zweifel unverständliche Geheimnisse.

Die Mysterien [2]), obgleich nicht ganz bedeutungslos, haben

1) Isocr. Paneg., c. 6. Zeller, I, 43.

2) Lobeck, Aglaophamos; Voß, Antisymbolik; Ouvaroff & St.-Croix, Sur les mystères; Creuzer, IV, 518; Grote, I, 43, und A. Zeller, I, 43.

doch Hellas nie wesentlich geregelt, beherrscht, oder vorwärts geholfen: eben weil ihre Formen nicht zusagten und ihr Inhalt nicht reich genug war. Ein paar Theologoumena und Mystificationen, Aufzüge und Fackelträger beleben kein Volk: es kann mit und ohne Mysterien und Weltbildungslehren weise oder thöricht, thätig oder abgestorben seyn; sonst stände jeder angeblich Eingeweihte weit über den Ungeweihten, und die Zeit der Neuplatoniker höher als die Platon's. — Wenn Sokrates, Epaminondas, Agesilaos sich nicht wollten aufnehmen lassen, und Demosthenes darüber spöttelt; wenn andererseits Platon [1]), obwohl mit Unrecht, für einen eifrigen Eingeweihten gilt, so erinnert dies an ganz ähnliche Erscheinungen unserer Tage hinsichtlich der Freimaurerei. Die Einen meinen, das Wesentliche sey bekannt, und geben Nichts für verwickelte Formen und angebliche Geheimnisse; die Anderen hoffen hiedurch zu wirken und den Boden heiliger und gereinigter zu erhalten. So erklärt sich Lob und Tadel der Mysterien für verschiedene Länder, Menschen und Zeiten. Im Allgemeinen aber haben geheime Vereine für politische und religiöse Zwecke immer nachtheilig gewirkt.

Es mag sehr fromm seyn, ist aber gewiß nicht geschichtlich die Tiefe und Weisheit altgriechischer Theologie zu preisen, in der allmählich sich entwickelnden Philosophie aber nur Abschwächung und Ausartung des Religiösen zu sehen. Gewisse Begriffe und Erscheinungen (Sommer und Winter, Säen und Ernten, Sonne, Mond und Sterne, hohe Berge und breite Flüsse u. s. w.) geben noch keine Mythologie, viel weniger eine Religion, und die freie Prüfung vertilgte weit mehr den Aberglauben, als daß sie Unglauben erzeugte. Schon Xenophanes sagte in philosophischem Zorne [2]):

Alles, was bei Menschen schändlich und tadelhaft wäre,
Diebstahl und Ehebruch selbst, und hinterlistige Ränke
Haben Homer und Hesiod einst von den Göttern gesungen.

Die Mysterien gewährten hiegegen keine Hülfe, die mythische Welt reichte bei dem Bedürfniß einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise nicht mehr aus [3]), und die alte Religionsansicht, welche den Anaxagoras verjagte und den Sokrates vergiftete, war gewiß nicht die rechte, gesunde und großartige. Man konnte nicht auf der alten Stelle beharren, und Platon und Aristoteles stan-

---

1) Daß Platon von den Mysterien gering dachte, erweiset Tenneberg, Lehren der Sokratiker über die Unsterblichkeit, S. 104 fg., 209, 266.

2) Stäudlin, Geschichte des Skepticismus, S. 473.

3) Noch größerer Mißbrauch ward mit Privatculten und Wahrsagereien getrieben. Zeller, II, 24.

den höher als die eleusinischen Priester und Fackelträger. Alles zu Allem gerechnet, zeigt das griechische Heidenthum eine höhere und mannichfachere Entwickelung, als man aus der polytheistischen Grundlage abzuleiten für möglich halten sollte; es ward überall eine Religion des Lebens, nicht des Todes. Umgekehrt haben die Christen aus einer weit vollkommeneren Lehre weit weniger für Frieden, Sittlichkeit und Heiligung der Einzelnen wie der Völker entwickelt und verwirklicht, als ohne Zweifel möglich war; insofern kommt bei den Griechen weniger Erbsünde zu Tage, als bei den Christen.

Da es durchaus nicht die Absicht ist und seyn kann, den überreichen Inhalt und die fast unermeßliche Mannichfaltigkeit der griechischen Mythologie hier irgendwie darzulegen, müssen wir uns auf die vorstehenden Bemerkungen beschränken. Von hier aus bietet sich aber der nächste und natürlichste Uebergang zu einigen kurzen Andeutungen über die Kunst und Kunstbildung bei den Hellenen. Beides stand mit Religion und Mythologie im engsten Zusammenhange, und wenn die Kunst von hier Richtung und Inhalt bekam und entnahm, so verklärte und gestaltete sich Sage und Götterlehre durch die Kunst zu einer so vollendeten Schönheit und Harmonie, daß fast alle ähnlichen Versuche der alten Völker dagegen nicht blos gering, sondern sehr oft geradezu widerwärtig erscheinen.[1]) Dieser Fingerzeig, diese andeutende Erscheinung konnte jedoch die Frage oder Untersuchung über Ursprung und Herkunft griechischer Kunst keineswegs ganz beseitigen, und die Antworten sind (gleichwie bei der Mythologie und Philosophie) sehr verschieden ausgefallen. Insbesondere ist von kenntnißreichen Männern mit vieler Bestimmtheit behauptet worden, daß sich Zusammenhang und Wechselwirkung der Kunstentwickelung aller damals namhaften Völker erweisen lasse, und alle wesentlichen Grundlagen griechischer Kunst, sowie Gedanke und Ausführung aus Aegypten[2]) und Assyrien stammen. Zur Ermäßigung und Beschränkung dieser Ansicht läßt sich anführen: wir können den gemeinsamen Ursprung der alten Völker nicht nachweisen; auch war damals keineswegs mehr, sondern weniger Gemeinschaft, Austausch und Verbindung unter den Völkern, als in unseren Tagen. Insbesondere läßt sich dies hinsichtlich des so abgeschlossenen Aegyptens vermuthen; zur Zeit des Psammitichus aber, wo dasselbe den Hellenen geöffnet wurde, hatten diese in der Bildung schon so große Fortschritte gemacht,

---

1) A Graecis philosophiam et omnes ingenuas disciplinas habemus. Cicero, De finib., II, 21.

2) Woher haben denn aber die Aegypter ihre Kunst?

daß von Anfang und Ursprung, von Geben der Richtung und des Inhalts nicht mehr die Rede seyn kann, und nur die Uebernahme dieses oder jenes technischen Verfahrens wahrscheinlich zu machen ist. Daher sagt Brunn in seiner Geschichte der griechischen Künstler (I, 21) mit Recht: „Ein geübtes Auge wird niemals ägyptische und altgriechische Werke verwechseln.“ Auch erweiset die langsame, stufenweise Entwickelung der Kunst bei den Griechen, daß ihnen kein vollkommeneres Muster zur bequemen Nachahmung vorlag. Unkritisch gehäufte Lobsprüche auf das Aegyptische aus allerhand älteren und späteren Schriftstellern geben keinen inhaltsreichen Beweis für die ausländische Herkunft des vollkommeneren Hellenischen, und die in Aegypten auch den Künsten vorgeschriebene Unbeweglichkeit ist das Gegentheil aller wahren Entwickelung. [1]) — Ganz allgemein behauptet Friedrich Schlegel [2]): „Alles was die Griechen irgend erlernten und entlehnten, haben sie mehrentheils sogleich und von der ersten Auffassung an selbständig verarbeitet und eigenthümlich angewandt.“ — Ueberhaupt geht, weil Völker in Berührung kommen, nicht sogleich Alles von einem zum anderen über; die Juden hatten weit mehr Verkehr mit Aegypten als die Griechen, und doch sehen wir die wesentlichsten Verschiedenheiten. Selbst Colonien bringen nicht sogleich Dichter, Philosophen, Künstler mit in die neue Heimat.

Das Unvollkommene, Rohe ist überall gleich, und braucht nicht aus der Fremde geholt zu werden; auch bietet die Natur für die bildende Kunst weit bessere Muster, als Kunstwerke sie geben, welche diesen Namen noch nicht verdienen. Ja solange es keinen phönizischen, oder ägyptischen, von den Griechen übernommenen Homer giebt, kann der Stoff ihrer Kunstentwickelung auch nicht dorther kommen. Oder warum hat der ägyptische Einfluß und die ägyptische Dogmatik nicht auch den Homer und die Homeriden ergriffen und beherrscht? Stammen die homerischen und hesiodischen Beschreibungen der Schilde des Achilles und Hercules etwa auch aus Aegypten?

Wenn die Kunst daher kam, weshalb nicht auch die häßlichen, aus Menschen und Thieren gemischten Göttergestalten? Warfen aber die Hellenen aus eigener Kraft derlei sich aufdringende Ungeheuer zur Seite, so wäre dies desto bewundernswerther. Und in der That sind selbst Centauren und Satyrn [3]), Medusen und Eumeniden gemildert, verschönert, erheitert; es ist kein ver-

1) De legib., I, 656 (239), 660 (246).
2) Werke, I, 18.
3) Pausan., I, 28, 7.

kehrter, verhäßlichender Nachdruck auf das Begriffliche und Symbolische gelegt; es wird das Thierische zum Menschlichen erhoben, nicht das Menschliche zum Thierischen herabgewürdigt.

Sobald der Sinn für Beobachtung des Schönen in der Natur geweckt ist, können Gedanken und Versuche der Nachahmung nicht ausbleiben, und eine Vergleichung mit unvollkommenen Kunstwerken muß mehr deren Mängel, als in ihnen Vorbilder zeigen. Man vergleiche in Champollion's Pantheon den ägyptischen König der Götter Amon Re, mit dem olympischen Zeus des Phidias, die Neith mit der Athene, die Sate mit Polyklet's Juno, die Athor mit der Aphrodite des Praxiteles! Es ist eine Injurie, ein schreiendes Unrecht gegen griechische Künstler und Götter, sie nur mit ägyptischen zusammenzustellen. Trotz alles Deutelns und Hinaufschraubens, liegt in Aegypten Aberglauben und Götzendienst ganz anders, häßlicher und hemmender zu Tage, als in der hellenischen, durchgebildeten, individualisirten, schönen Mythologie.

Im wesentlichen Zusammenhange mit der Kunst steht die Gymnastik, daher möge folgende Andeutung hier Platz finden. Kein Volk hat den Gedanken von der Nothwendigkeit und Einheit des gesunden Leibes und der gesunden Seele so ausgebildet, festgehalten und verwirklicht wie die Griechen. So wie man die Seele nach allen Richtungen bilden und der Schönheit und dem Ebenmaße nachstreben müsse, so solle man auch den Körper vervollkommnen durch Uebungen aller Art: laufen, springen, ringen, werfen der Scheiben und Wurfspieße, baden, schwimmen, reiten, Wagen lenken. Nicht blos lebhafte Theilnahme der Einzelnen that sich hiebei kund, sondern es offenbarte sich zugleich öffentliche Einwirkung durch Anlage von Uebungsplätzen, Anstellung von Lehrern und Aufsehern, Vorschriften über Art und Reihefolge der Uebungen u. s. w. — Mit dem Allem stand in Zusammenhange, daß man keine Scheu trug nackte Leiber (in Sparta selbst der Frauen) zu zeigen und dahin zu trachten, daß die Kleidung geschmackvoll sey, und die Formen nicht übermäßig verdecke, oder gar widerwärtig entstelle.[1]) Mit dem hellenischen Ziele „schön und gut“ zu werden und zu seyn, vertrugen sich Tänze und Pantomimen der mannichfachsten Art; über diese im Allgemeinen geforderten und geehrten Uebungen hinaus lagen aber gefährliche Kämpfe und das Treiben der Athleten, wo der Leib die Seele überflügelte. In der ganz entgegengesetzten Richtung finden wir gar viele unschuldige Kinderspiele: Ball, Reif, Kreisel, Schaukel u. s. w.[2])

---

1) Reifröcke!!

2) Von späteren, übertriebenen Belohnungen der Sänger, Spaßmacher, Taschenspieler u. dgl: Athen., I, 33 (15).

Niemals erschien die Natur den Griechen im feindlichen Gegensatz zum Geiste, nie die Verehrung des Schönen als unsittlich, nie die Selbstpeinigung verdienstlicher als freie Entwickelung aller Kräfte, nie die Vernichtung der Persönlichkeit als höhere Wiedergeburt.

Am Anfange der hellenischen Kunstgeschichte, welche wir aus schriftlichen Nachrichten und Kunstdenkmalen entnehmen müssen [1]), tritt uns der Name des Dädalus entgegen. Auf ihn sind, wie auf Hercules und Theseus, unzählige Sagen, Thaten, Erfindungen gehäuft worden [2]), wovon das geschichtlich Wahre genau zu sondern, eine wohl unlösliche Aufgabe ist. Mit Recht aber werden wir daran erinnert, daß sich ohne große Persönlichkeiten die Dinge nicht in Bewegung setzen, daß sie zu jeder höheren Entwickelung unentbehrlich sind. Für diese Entwickelung, für diese beispiellose Vollkommenheit, diesen unermeßlichen Reichthum der hellenischen Kunst sind gar viele und die mannichfachsten Gründe und Veranlassungen aufgezählt worden, z. B. Himmelsstrich, Schönheit des Landes und der Menschen, Leibesübungen und Spiele, Verfassung und öffentliches Leben, Mythologie und Gottesdienst, Belohnungen durch Bildsäulen und Kunstwerke, Eifer der vielen einzelnen Staaten und Städte für die Kunst, Achtung der Künstler u. s. w. Alle diese Dinge (welche sich in gleichem Umfange bei keinem Volke finden) wirkten in ihrer Gesammtheit auf sehr vortheilhafte Weise; doch reichen sie allein zu einer vollen Erklärung der glänzenden, ja einzigen Erscheinungen und Thatsachen nicht aus. Vielmehr beruhen diese vorzugsweise auf der Gottesgabe: Schönheit überall zu erkennen, zu erzeugen und zu bewundern. [3]) Die Religion allein schließt den Sinn für Schönheit und Kunst nicht auf; das beweisen Inder, Aegypter, Juden und selbst mehrere christliche Völker. Nur die Hellenen begeisterten sich für die einzelne sinnliche Erscheinung, fanden alsdann die allen Erscheinungen zum Grunde liegenden Regeln und Gesetze der Natur, und stiegen (das Zerstreute zu einem Ganzen verknüpfend) von der menschlichen Schönheit bis zur göttlichen empor. Alles fügte sich unter griechischem Maße zu Wohllaut und Harmonie, nirgends Ueberladung und Uebertreibung; überall das richtigste Gefühl und der edelste Geschmack, überall die größte

---

1) Brunn, Griechische Künstler, I, Einleitung.

2) Obgleich sich bei den Griechen Plastik und Musik später entwickelten als die Dichtkunst, erweisen doch die Beschreibungen von Kunstwerken im Homer und Hesiodus ihr früheres Daseyn. Diod., IV, 76.

3) Die Karthager zerstörten Kunst- und Bildwerke in Agrigent, die sie nicht wegführen konnten. Diod., XIII, 108.

Mannichfaltigkeit, versöhnt und verständigt mit der höchsten Vollendung. „Die mystische Interpretationsweise ist, wenigstens was die plastischen Kunstwerke anlangt, ohne allen Boden, ohne Fug und Recht.“ 1)

Freilich bedurften diese allmählich von Kleinasien und den Cykladen bis Sicilien ausgebreiteten Entwickelungen und Fortschritte geraumer Zeit, und es fanden sich auch in Hellas der Hindernisse und Schwierigkeiten gar viele, welche mit verdoppelter Kraft und Weisheit mußten überwunden werden. Doch erkennen wir selbst in dem ältesten, vorzugsweise religiösen Styl (trotz seiner Herbigkeit und seinen Unvollkommenheiten) soviel Großartiges und Sinnvolles, soviel Fleiß und Streben nach Inhalt und Ausdruck, daß manche begeisterte Kunstfreunde ihn überschätzt, und seinen Uebergang in spätere Formen als einen Verlust und eine Verflachung betrachtet haben. Wir halten jedoch diese Ansicht oder Klage für unbegründet; denn der sogenannte heilige Styl war noch kein wahrer Kunststyl; er litt an technischen oder Geschmacksmängeln, und hatte sich noch nicht ganz von dem Zwange des Begriffs und der unschönen Symbolik frei gemacht. Legt man hierauf ein ungebührliches Gewicht, während man sinnliche Schönheit gering schätzt, so langt man zuletzt an bei den Fratzen der Inder, oder bei dem Hasse der Juden gegen alle Kunst überhaupt.

Uebrigens herrschte (wie gesagt) in Hellas niemals priesterlicher Zwang, wie in Aegypten und Indien, sonst würde er auch der homerischen Dichtkunst entgegengetreten seyn. Daß diese übrigens der bildenden Kunst zuvoreilte, ist eine natürliche, auch im Mittelalter wiederkehrende Erscheinung. Scheu vor dem Aendern in der Kunst ist (wie in unzähligen anderen Dingen) nur dann löblich, wenn dadurch ein Rückschritt verhindert, nicht aber sobald dadurch ein Fortschritt unmöglich gemacht wird. Es läßt sich erweisen daß allmählich in Hellas, in weit höherem Maße als irgendwo, das Rohere, Wildere, Blutdürstige, Häßlichere, vor dem Gebildeteren, Maßhaltenden, Sinnvolleren, Schöneren entweichen mußte; sowie Platon's Gott über den Herodot's hinausreicht, so des Phidias Zeus über die alten Idole und Symbole.

Eine ganze Reihe von Vorurtheilen über die Kunst haben in Hellas nie stattgefunden, oder sind sehr schnell beiseite geworfen worden; so z. B. die bloße Nachahmung der Natur genüge ohne geistige Verklärung, oder die Bedeutung sey die Hauptsache, oder die Kunst sey blos Mittel zur Darstellung und Erreichung sitt-

---

1) Feuerbach, Plastik, I, 85.

licher Zwecke. Während es dem Inder als höchste Aufgabe erschien, die gesammte Sinnenwelt zu vernichten, oder doch für nichtig zu erklären, hatte der Grieche seine Freude daran, sie zu erkennen, in und mit ihr heiter zu leben. Die Schönheit bestand ihm nicht in blos sinnlichem Reize, sie offenbarte ihm zugleich das Sinnliche und das Geistige. Seine Aufgabe war nicht sich selbst zu vernichten, sondern sich auszubilden; es war nicht sein Beruf, seine Sendung, durch das Schwert auf kurze Zeit zerstörend zu herrschen; sondern durch Kunst und Wissenschaft sich und die ganze Nachwelt zu erziehen und zu beglücken. Daher ist es unbillig, allein und immer wieder über die politischen Mängel und Unbilden der Hellenen zu klagen und zu schelten, als wären diese nicht anderwärts (z. B. in Rom) noch weit größer gewesen, als bliebe Kunst und Wissenschaft nicht die eigenthümliche und zwar vollkommen gelösete Hauptaufgabe der Hellenen.

In keinem Lande der Welt hat es jemals so viele Kunstwerke gegeben wie in Hellas, so z. B. in Rhodos 3000, in Thermos 2000 Bildsäulen; ja sie waren in gewissen Zeiträumen und an gewissen Orten zahlreicher denn die lebendigen Menschen. Und trotz der Kunstplünderungen und der unermeßlichen Zerstörungen seit Xerxes, ist noch mehr übrig geblieben als andere Völker, bei denen weder Raub noch Vernichtung eintrat, jemals hervorbrachten. An die Künstler im höheren Sinne (Bildhauer, Maler, Baukünstler, Musiker) reihten sich Münzstempelschneider, Gemmenschneider, Vasenmaler, bis zu den in ihrer Art gewiß nicht ungeschickten Handwerkern hinab.

Es kostete jedoch viel Zeit und Versuche (und beruhte deshalb nicht auf bloßer Nachahmung anderer Kunstwerke), bis von den Bildhauern den roheren Steinen Köpfe angesetzt, die Geschlechter angezeigt, die Beine getrennt wurden; bis man vom Gebrauche des Thones und Holzes zu Elfenbein, Erz und Marmor überging. [1]) Indem man aber die Natur zum Vorbilde nahm und sie aufs getreueste nachbildete, erreichte man eine hohe Vollendung des Technischen. Zwar scheinen Sitte, Herkommen und religiöse Ansichten anfangs, besonders in der Behandlung der Köpfe, eine Beschränkung vorgeschrieben zu haben; aber bald ward diese durchbrochen: der Argiver Ageladas ward Lehrer des Phidias, Myron und Polyklet; und Onatas (um 465 v. Chr.), der größte Künstler in der äginetischen Schule [2]), hatte schon den

1) Färbung des Marmors, im alten Styl, mit grellen, später mit sanfteren Farben, und Vergoldung einzelner Theile, erhielt sich das ganze Alterthum hindurch. O. Müller, Archäologie, S. 430.

2) Andere Kunstschulen in Argos, Sycion, Samos.

Weg zum Ideal gefunden. Gleichzeitig, und wohl nicht ohne Wechselwirkung, bildete sich die attische Schule, verschmolz die bisherigen Richtungen in eine höhere und überflügelte durch Phidias (etwa 500 bis 430 v. Chr.) alle Nebenbuhler.

Nie sind seine Werke an Herrlichkeit und Erhabenheit übertroffen worden; ja das Spätere, in sich so Vollendete erscheint, mit dieser äschyleischen Kunst verglichen, fast kleinlich, verweichlicht und kraftlos. Und wiederum fand sich bei aller Erhabenheit doch (wie in der Dichtkunst und Philosophie) überall Naturwahrheit, attisches Maß, das Göttliche erkennbar im Menschen, Mannichfaltigkeit verbunden mit Einheit, und der kolossalen Auffassung des Ganzen gegenüber die höchste Vollendung im Einzelnen. Der olympische Zeus des Phidias (aus verschiedenen Stoffen gebildet) stand auf einer 12 Fuß hohen Grundlage und maß selbst 40 Fuß. Die ähnlich behandelte Athene im Parthenon (auf der rechten Hand die vorschreitende Siegesgöttin tragend) hatte eine Höhe von etwa 40, die erzene Promachos von 50—60 Fuß. Den Werth des abnehmbaren Goldes an der ersten hat man auf mehr als 700000 Thaler berechnet.

Phidias ward angeklagt, er habe einen Theil des Goldes von der Bildsäule der Athene Parthenos unterschlagen. Da aber (nach dem Rathe des Perikles) der Schmuck so angelegt war, daß man ihn abnehmen und wiegen konnte, so ergab sich seine Unschuld. Eine zweite Anklage des Phidias auf Gotteslästerung (weil er sein und seines Freundes und Beschützers Perikles Bild auf dem Schilde der Göttin angebracht habe) ward von neidischen und thörichten Richtern für wohlbegründet erachtet und führte ihn ins Gefängniß, wo er auch starb.

Niemals sind von einem verhältnißmäßig so kleinen Staate, mit scheinbar so geringen Mitteln und in so wenigen Jahren, so erstaunlich viel der vollkommensten Kunstwerke zu Stande gebracht worden, als damals in Athen. Zur Erklärung dieser in der Weltgeschichte einzigen Erscheinung ist gesagt worden [1]): nicht reiner Kunstsinn oder der Wunsch, die Bürger zu veredeln, nein, nur der wirksame Stachel der Nebenbuhlerschaft (zwischen Cimon und Perikles) und Eingebungen der Politik bewirkten dieses Wunder. — Zufolge dieses Receptes würde man mit etwas Neid und politischem Zanke, an allen Orten und zu allen Zeiten, Phidias, Sophokles und ein perikleisches Zeitalter hervorzaubern können.

Eine weitere, natürliche, mannichfaltigere Entwickelung der Kunst konnte und sollte indeß nicht ausbleiben, und von Phidias

---

1) Böttiger, Andeutungen, S. 65.

gingen (wie von Sokrates) verschiedene Richtungen und Schulen aus.[1]) Manche bemerkten: die Zeichnung aus der Zeit des Phidias sey bisweilen hart und streng[2]), der scharfe Ausdruck schade etlichemal der Anmuth, die Behandlung des Nackten und der Bekleidung müsse noch fleißig geübt, und durch Wellenlinien mehr Schmelz und Harmonie in das Ganze gebracht werden. So erweiterte sich allmählich der Kreis bewundernswerther Ideale. Polyklet bildete für Argos eine kolossale Hera von Gold und Elfenbein, eine Amazone für Ephesus, Korbträgerinnen, schöne Knaben und Jünglinge, und eine in ihren Verhältnissen so vollkommene männliche Bildsäule, daß sie von vielen Künstlern als Muster (als Kanon) betrachtet ward. Gleich entfernt von übergewaltiger Kraft wie von weichlicher Anmuth, ernst und ruhig bedacht auf Alles, was die wahre Schönheit begründet, ist Polyklet das eigentliche Vorbild des sich entwickelnden, fortschreitenden Künstlers.[3]) — Alkamenes bildete den Hephästos, Ares, Dionysos, Asklepios; Pythagoras den Apollo; Skopas (außer vielen anderen Werken in Marmor) den Apollo, die Artemis, Bacchantinnen, Tritonen, den jugendlichen Achilles und wahrscheinlich die Niobiden.[4]) Praxiteles gab seinen Bildsäulen mehr Mannichfaltigkeit, Beweglichkeit, Weichheit, Lieblichkeit Zierlichkeit und sinnlich ansprechende Schönheit. Er bildete (um aus sehr Vielem wenigstens Einiges zu nennen) in Marmor Aphrodite, Eros, Flora, Demeter, Artemis, Dionysos, Tänzerinnen und jugendliche Menschengestalten aller Art; Myron (schon früher fast jede Richtung umfassend) Apollon, Dionysos, Hercules, Läufer, Schleuderer, Kämpfer, Seeungeheuer, wirkliche und phantastische Thiere; Hegesias den Kastor und Pollux; Cresilas Amazonen; Calamis Pferde; Pyrgoteles geschnittene Steine u. s. w. u. s. w.

In einer neuen Schule des Lysippos (welche alle Erscheinungen der Wirklichkeit aufs schärfste beobachtete und auffaßte) wurden die meisten der früheren Richtungen gleichsam noch einmal zusammengefaßt, und manches neu ergriffen und dargestellt. Von ihm rühren her unzählige Kunstwerke in Erz, z. B. die edelsten Bildnisse (so Alexander's des Macedoniers), vollendete

1) Ueber die Kunstschulen: Feuerbach, Plastik, I, 144.

2) Doch fehlte es gewiß der Venus Urania des Phidias nicht an Schönheit und Anmuth. Pausan., I, 14. Er bildete acht- oder neunmal die Athene. Müller, Phidias, S. 18.

3) Brunn (I, 233) dessen treffliches Werk den unermeßlichen Reichthum der griechischen Kunstwelt recht einleuchtend vor Augen stellt, und den ich dankbar benutzte.

4) Andere nennen Praxiteles. Jacob's Leben und Kunst, I, 1, 94.

Reiterstatuen (so die am Granikus Gefallenen), Kolosse des Hercules, Kämpfer u. s. w. [1]) Euphranor war zugleich groß als Marmor- und Erzbildner und Maler. Chares, Lysippos' Schüler, fertigte den Koloß von Rhodos, 105 römische Fuß hoch u. s. w. Gleichzeitig erhoben sich zu großer Vollkommenheit Werke in getriebenem und bearbeitetem Metall (Toreutik) und in Glas, sowie die Kunst des Münzens und des Steinschneidens [2]), der Vasenbildung und anderer das Handwerk zur Kunst erhebenden Beschäftigungen.

Eine ähnliche Stufenfolge wie die Bildhauerei zeigt die Entwickelung der Malerei. Von Linienumrissen kam man zum Färben mit einer, hierauf mit mehr Farben; dann zum Hineinzeichnen, Schattiren, und zur Zeit des von Cimon begünstigten, geist- und gedankenreichen Polygnot bewunderte man schon in der selbständig gewordenen Kunst den Adel und die Angemessenheit der Behandlung, sowie die Mannichfaltigkeit und Größe der meist episch geschichtlichen Darstellungen: man drückte Charakter, Sitte und erhabene Leidenschaft aus; aber es fehlte die Kenntniß vollkommener Perspective, und man beherrschte Stoff und Werkzeug noch nicht so wie bei der Bildhauerei. Nachdem aber um die Zeit des peloponnesischen Krieges Xeuxis und Apollodor (zur Erhöhung des Reizes und der malerischen Illusion) die Vertheilung von Licht und Schatten, und Parrhasius die Zeichnung noch mehr berichtigten; nachdem des Protogenes Sorgfalt und Genauigkeit, des Pamphilus und Melanthius Verstand und wissenschaftliche Bildung, des Antiphilus Geschicklichkeit der Anordnung, die Kraft des Euphranor, die unerreichte Anmuth des Apelles u. s. w. überall zur echten und zugleich höchst mannichfaltigen Ausbildung gewirkt hatten, und sich deshalb Verehrung und Bewunderung unter beide Künste gleich vertheilten: hat die griechische Malerei in ihrer Art gewiß der Bildhauerei nicht nachgestanden, wenn auch im Allgemeinen die alte Mythologie mehr der letzten, das vergeistigende Christenthum mehr der ersten günstig seyn möchte. [3])

Im Alterthum kannte man die Malerei in Wasserfarben, auf Holz, Leinwand und Kalk, die enkaustische oder eingebrannte

---

1) Die Kolosse wurden stückweise gegossen, Einzelnes auch wohl angelöthet.

2) Ueber das Färben mancher Bildsäulen (Polychromie): Feuerbach, I, 57. Brunn, II, 2.

3) Die bewundernswerthe Schlacht des Darius von Philoxenus beweiset, daß man sich einer blos plastischen Anordnung bei der Malerei nicht unterwarf. A. W. Schlegel's Werke, V, 301.

Malerei, sowie die Mosaik, unter Benutzung von Steinen, Glaswürfeln, zusammengeschmolzenen Stiften und Fäden u. s. w.

Uebrigens umfaßte die alte Malerei fast alle Gegenstände, von den religiös erhabenen, bis zu den Blumen des Pausias [1]), den Verzierungen der Zimmer und den komischen Aufgaben des Ktesilochus, wo bei der Geburt des Bacchus Zeus als Sechswöchner dargestellt war mit weiblichem Kopfputz; die Göttinnen verrichteten Hebammendienste, und Poseidon reichte ihm einen Fisch zum Essen. — Die Malereien in Pompeji, einer kleinen Landstadt, welche gewiß nicht von großen Meistern herrühren, setzen dennoch durch ihre Zahl, und mehrere durch ihre Vortrefflichkeit in Erstaunen; man erkennt in ihnen den folgereichen Zusammenhang der Kunstwerke mit religiösem oder mythologischem Glauben, und viel größere Künstler christlicher Zeit sind nicht im Stande gewesen, altheidnischen Gegenständen solche unmittelbare Kraft und Haltung zu geben. Nirgends sind soviel Beweise wie in Pompeji zur Hand, daß Schönheitsgefühl Alles durchdrang und schöne Kunst überall, bis auf den geringsten Hausrath hinab, gefordert und in Anwendung gebracht wurde; und zwar stets mit achtungswerther Rücksicht auf das wahrhaft Vollkommene, ohne Vorherrschen geschmackloser Wechsels und häßlicher Moden.

Obgleich der peloponnesische Krieg schon nachtheilig auf die Kunst einwirkte, erhielt sie sich (weil ihre Grundlage breit und tief war, und ideale wie technische Vollendung ineinander griffen) bis zum Untergange der hellenischen Unabhängigkeit; ja durch die erstaunliche Lebenskraft fest gebildeter Schulen bis in die Zeiten der römischen Kaiser. [2])

Das pedantisch gelehrte Alexandrien war nicht geeignet, der Kunst einen neuen und eigenthümlichen Aufschwung zu geben; wohl aber verdienen Künstler und Kunstwerke aus dem blühenden Rhodos eine besondere Erwähnung. So zeigt der Laokoon und der farnesische Stier eine vor allem technische Vollendung; obgleich Vorliebe für dramatisch leidenschaftliche Gegenstände und schwierige, kolossale Aufgaben vom echten Style hinwegführten. Dieser Richtung traten Künstler aus Pergamus entgegen, indem sie einfach naive Gegenstände geschickt behandelten. — Technische Gewandtheit, gelehrte Einsicht, Berechnung von Mitteln und

1) Doch stand die Landschaftsmalerei zurück; wie sich denn die Griechen überhaupt mit einer sentimentalen Verehrung der Natur wenig befaßten. Daß auch unpassende Gegenstände gemalt wurden: Plut. de audiend. poetis, p. 62.

2) Auch die hellenische Geschichtschreibung erhielt sich lange; nicht so Dichtkunst und Philosophie.

Zwecken, Fordern und Bezahlen der reichen Römer, dies und anderes konnte jedoch die Kraft ursprünglicher Begeisterung und die Innigkeit des öffentlichen und religiösen Lebens nicht ersetzen, welche im freien Hellas eine so nie wiedergekehrte Kunstvollendung erzeugten.

Schwieriger ist es, bei dem gänzlichen Mangel an Denkmalen, über die griechische Musik ein Urtheil zu fällen. Die Unvollkommenheit der Werkzeuge und der musikalischen Schrift, sowie die Unkenntniß einer vielstimmigen Behandlung [1]), hat gewiß nach einer Seite hin sehr beschränkt; es ist aber die Frage: ob man nicht durch kunstreiche Anwendung kleiner und mangelhafter Mittel und Instrumente doch unerwartet viel erreichte, und ob die Vollendung und die Eigenthümlichkeit nach einer anderen Seite hin nicht desto größer gewesen ist. Immer möchten wir behaupten: daß bei einer so hohen Ausbildung der Künste überhaupt keine einzelne könne ganz zurückgeblieben seyn, daß vielmehr unter allen ein angemessenes, wechselseitiges Verhältniß müsse stattgefunden haben. Hiezu wirkten gewiß musikalische Wettkämpfe, wie sie Perikles an den Panathenäen stiftete. Auf einer einzelnen Tonart oder Tonleiter (dorisch, ionisch u. dgl.) konnte übrigens das Wesen der Musik nicht beruhen, man verband mit jeder gewiß eigenthümliche Rhythmen, man bezeichnete dadurch wohl den gesammten Styl der einen oder der anderen Compositionsweise. Aber auch in dieser Allgemeinheit aufgefaßt, kann Bildung und Sittlichkeit niemals entschieden von der Musik abhängen und auf ihr beruhen, und wo wir das Wort musikalisch im neueren Sinne gebrauchen, sollten wir wohl musisch sagen und bei den Griechen die gesammte Musenbildung (nicht blos die Musik) als Seelenbildung der gymnastischen Leibesbildung entgegensetzen. Von den Freunden des Alten und der Unbeweglichkeit ist in Griechenland (wie in späteren Zeiten) über verweichlichende Ausartung der Musik (gewiß übertrieben) geklagt worden; auch erreichte die Instrumentalmusik keine so hohe Ausbildung und Unabhängigkeit wie in unseren Tagen. Wenigstens führt die Anwendung vieler Instrumente zur Ausführung eines und desselben musikalischen Gedankens, einer einstimmigen Melodie, nicht zu größerem Reichthume und wahrer Mannichfaltigkeit.

Wie man in der Bildhauerei drei Zeiträume unterscheidet, und Phidias, Praxiteles und Lysippos als deren Häupter nennt [2]), so ließen sich auch für die Baukunst nach den drei Säulen-

1) Einiges Nähere über Musik in der ersten Beilage über Euripides.

2) Stieglitz, Archäologie der Baukunst; Böttiger, Tektonik der Griechen.

ordnungen drei wesentlich verschiedene Behandlungen aufzeigen, ja es standen überhaupt die Baukunst und Plastik in Verbindung. Aber selbst vor der künstlichen und wissenschaftlichen Ausbildung dieser vorzugsweise bei den Tempeln angewandten Säulensysteme gab es bereits in den heroischen Zeiten merkwürdige Mauern, Thore, Schatzhäuser, Paläste u. s. w. Ja zur Zeit des Krösus errichteten bereits Rhökos und Theodoros den prachtvollen Tempel der Juno zu Samos, und der Artemis zu Ephesus, welcher eine Umstand schon hinreicht, die Meinung zu widerlegen, daß die griechische Baukunst von Persepolis herzuleiten sey. Ebenso wesentlich verschieden ist dieselbe von der ägyptischen, durch Formen, Zusammenhang, Harmonie, Verhältnisse, Dachbau u. s. w. [1]) Eher läßt sich eine dorische und ionische Baukunst gegenüberstellen, welche in die höhere attische verschmolzen sey. Doch bezieht sich dieser Gegensatz nur auf den Charakter der ersten Anfänge, während die überall natürliche Entwickelung aus dem einfachen, abgeschlossenen, zu dem bildsameren und mannichfaltigeren führt. Deshalb finden wir dorische Bauart auch unter den Jonern (so in Samos und Athen) und ionische unter den Dorern. Die Systeme wurden nach Maßgabe des Zweckes und der Bestimmung hier oder dort angewandt; sie waren so wenig unbedingt nach Volksstämmen geschieden, als Philosophie und Verfassung. Es wuchs die Baukunst von allen Seiten her; jede Entwickelungsstufe zeigte ihre eigenthümliche Vollendung, und für die verschiedensten Zwecke wurden, mit Hülfe großer Künstler und technischer Vereine, errichtet: Tempel, Theater, Odeen, Gymnasien, Hallen, Rennbahnen, Bäder, Wasserleitungen, Ehrendenkmäler, Grabmäler u. s. w. Die Wohnhäuser waren, im Vergleiche mit Tempeln und öffentlichen Gebäuden, von geringerer Bedeutung; denn im höheren Sinne lebte und wohnte man in diesen. Doch wäre es irrig, die Sache so darzustellen, als hätten sich die Griechen den ganzen Tag auf den Märkten und in den Tempeln umhergetrieben, und wären nur nach Hause gegangen, um zu essen, zu trinken und zu schlafen; sie mußten (jedoch mit Ausnahme der müßigen Spartaner) vor allem daselbst arbeiten, und versäumten es keineswegs, das Innere ihrer Wohnhäuser möglichst auszuschmücken, um den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. Aber auch bei den griechischen Tempeln war es nicht abgesehen auf räumliche Größe, sondern auf Schönheit und Ebenmaß; denn die Größe, welche man oft übereilt be-

1) Freeman (Verfasser einer Geschichte der Baukunst) sagt: „Both, extern aland internal evidence, is against any derivation of Greek architecture from Egypt." Notices of the royal institution, March 1853, p. 270. — Aehnlich Lükke, S. 73.

wundert, ist nicht selten Erzeugniß geistloser Macht; jene Eigenschaften hingegen erwachsen aus echter Bildung.

Es verhält sich der untere Durchmesser zur Höhe bei der dorischen Säule wie 1 zu $5\frac{1}{2}$, 6, $6\frac{1}{2}$;
» ionischen » » 1 » 8, 9, 10;
» korinthischen » » 1 » 10 mit höherem Capital.
Am Fuß, Schaft und Kapital (den drei Haupttheilen der Säule) zeigt sich indessen eine große Mannichfaltigkeit.

Fast alle Tempel bilden längliche Vierecke mit Säulen an einer, oder an beiden Giebelseiten. Ringsum läuft ein einfacher, oder doppelter Säulengang. Vorn stehen vier, sechs, acht oder zehn Säulen, und zur Seite gewöhnlich die doppelte Zahl, oder eine mehr, wenn die Ecksäule zweimal gezählt wird. Die Giebel sind in der Regel prachtvoll mit Bildwerken, Bildsäulen und selbst mit Farben geschmückt; auf das Innere ist dagegen verhältnißmäßig weniger Kunst verwandt.

Das Parthenon, von Iktinos und Kallikrates erbaut, war 100 attische Fuß breit, 227 lang, etwa 69 hoch. Vorn acht geriefte dorische Säulen, siebzehn zur Seite. In dem einen Giebel der Wettstreit der Athene mit dem Poseidon, im zweiten die Geburt der Athene. In den Metopen der Kampf der Centauren und Griechen; in dem Friese des Tempels die edelsten Aufzüge. Ganz davon verschieden, aber nicht minder vollkommen, war das durch Mnesikles (zur Zeit des Perikles) aufgeführte Prachtthor der Propyläen.

Zur Zeit des Aeschylos ward in Athen das erste steinerne Theater gebaut und dem Dionysos geweiht. Nur an dessen Festen (den großen und kleinen Dionysien) wurden Stücke aufgeführt; dann aber mehrere Tage lang und auch wohl jedesmal den ganzen Tag hindurch, ohne alle künstliche Beleuchtung. Jenes Theater war oben unbedeckt und, was öfter geschah, mit derjenigen Seite, wo sich die Sitze befanden, zur Ersparung von Unterbauen an einen Berg angelehnt. Ein nach dem äußeren Umfange eines Halbkreises gerichteter Abschnitt ward mit concentrischen Sitzreihen angefüllt, welche sich in der Gestalt eines halben Trichters hintereinander erhuben. Der nach dem Mittelpunkte hin liegende innere Theil des Halbkreises, die Orchestra, blieb frei und diente bei den Griechen zur Aufführung von Tänzen; bei den Römern war dagegen die Orchestra, so wie bei uns der ganze Halbkreis, mit Sitzen angefüllt.

Zwischen mehreren Reihen von Sitzen befand sich eine breitere, welche zum Umgehen diente, und Treppen führten hinauf und hinab, sodaß sich leicht und genau Abtheilung, Reihe und Keil zwischen den Treppen bezeichnen ließ, wo jeder sitzen

sollte. Stämme, Ortschaften, Fremde, Obrigkeiten hatten ihre bestimmten Plätze. Den Halbkreis der Sitze umgab oben ein Säulengang, zum Schmucke nicht minder bestimmt, als zum Schutze und zum Abhalten der Winde.

Der zur Aufführung selbst bestimmte Raum des Theaters hatte mehrere Theile: erstens einen zur Orchestra gehörigen Abschnitt, welcher im Grundrisse mit unserem Orchester übereinstimmen würde, aber an beiden Seiten verlängert war, und hauptsächlich zum Eintritt der Chöre in die Orchestra und zum Abgehen derselben diente. Aus diesem Raume führte zweitens eine Treppe nach dem, was wir Scene nennen. Diese Scene war bei den Griechen etwas weniger breit als der Durchmesser der antiken Orchestra; sie war weit weniger tief als die Scenen neuerer Schauspielhäuser. — In der Hinterwand der Scene befanden sich drei Thüren, die sogenannte königliche und zwei andere, durch welche die Haupt- oder Nebenpersonen auftraten oder abgingen. Bisweilen stiegen diese indessen auch hinunter in die Orchestra. Hinter jenen Thüren lag endlich ein langer, schmaler, für mannichfaltige Zwecke bestimmter Saal.

In den größeren Theatern saßen die Entfernteren zwar noch immer der Orchestra nahe, wo der Chor auftrat; aber sehr weit von der Scene. Zum besseren Sehen trug indessen die Tageshelligkeit, zum besseren Hören die Gestalt des Hauses und das Aufsteigen der Sitze bei; desgleichen der Nichtgebrauch tonschwächender Coulissen, die schallsammelnden Becken, die Masken der Schauspieler, und die melodische, klangreiche Sprache. Andererseits drängt sich die Bemerkung auf: daß der höhere Kothurn und die größere Maske nothwendig das natürliche Verhältniß zu den übrigen Theilen des Leibes änderten, und Vorkehrungen zum Vortheil der entfernt Sitzenden unmöglich für die nahe Sitzenden gleich angenehm und bequem seyn konnten.

Der Vorhang ward beim Anfange hinabgelassen, beim Ende hinaufgezogen. Die scenische Hinterwand, mochte sie nun aus Steinen oder aus Bretern und Leinwand bestehen, die sich schieben oder rollen ließen, jedenfalls waren Einrichtungen vorhanden, Veränderungen, Decorationen anzubringen; auch ist die Rede von Versenkungen und Flugwerken, von künstlichem Blitze und Donner. Von der Scene stieg man bisweilen in die Orchestra hinab, und über derselben schwebten wohl die Götter in einem beweglichen Theologeion. Seitenverzierungen hatten, bei der geringen Tiefe der Scene, nur geringe Bedeutung.

Die Masken waren mit Oeffnungen für Mund, Nase und Augen versehen; mithin fiel die mannichfache und bezeichnende Bewegung der Gesichtsmuskeln hinweg. Aber die Idealität jener

dem Charakter dennoch jedesmal genau angepaßten Masken, und die vollkommene Pantomime der Alten soll jenen Mangel ersetzt haben. Freilich, wie Wenige sehen bei uns die Gesichter; und die, deren Auge so weit trägt, sehen zuletzt in den unpassenden, gefärbten Gesichtern oft nur schlechte Masken. — Der Kothurn vergrößerte kleine Gestalten; indeß hängt von der Leibeslänge die Erhabenheit der Darstellung gewiß nicht ab. Alle weiblichen Rollen wurden durch Männer gespielt; wahrscheinlich jedoch aus anderen Gründen, als weil die Haltung der Frauen nicht edel und ihre Stimme nicht stark genug gewesen wäre. Der Dichter leitete oft die Aufführung, spielte auch wohl selbst mit. Erwählte Geschworene entschieden in Athen, unter dem Vorsitze des ersten Archon, über die dramatischen Preise. Der tragische Tanz der Griechen übertraf gewiß alle unsere Balletsprünge.

Als der Kreis aller Künste in Hellas durchlaufen und damit die schaffende Kraft erschöpft war, blieb kein weiterer Fortschritt mehr möglich; und wenn sich auch (wie Etliche behaupten) die Kunst wirklich noch Jahrhunderte lang, bis zu Hadrian, auf derselben Höhe erhalten hätte, so lief doch das Meiste nur auf ein Nachahmen, oder effectsuchendes Ueberbieten des früher schon Erschaffenen hinaus. Von Phidias bis Lysippus zeigt sich ununterbrochene Bewegung, Entwickelung; ein starres Festhalten und Beharren ist hingegen in der Kunstgeschichte nur Beweis von Aberglauben oder Ohnmacht.

Da, wo die Künstler in abgesondertem Kreise für sich leben, oder nur für einzelne Reiche und Vornehme arbeiten, kann ihr Daseyn und ihre Wirksamkeit nicht so großartig und mächtig seyn, als wo sie (wie in Hellas) der Mittelpunkt einer ganzen Welt von Werken sind, um die sich die begeisterte, lobpreisende Menge als herrschende und entscheidende Gemeine versammelt. Hier tritt eine heilsame Wechselwirkung ein, und die innere Flamme des Künstlers zieht Nahrung aus den Opfergaben des größeren Kreises. Das hellenische Künstlerleben war kein vornehmes Einsiedlerleben, sondern ein öffentliches Leben; die Kunstwerke waren nicht in wohlverschlossenen Stuben und Kammern reicher Herren aufgestellt, sondern sprachen zu allem Volke; Dichtkunst, Gottesverehrung und Bildnerei gingen nicht wie Schafe zerstreut ihren eigenen Gang, sondern verschlangen sich zu einem reichen Kranze, dessen Wunderblumen noch in den Lüften blühen und in den Gemüthern ewig grünen, nachdem der Boden, auf dem sie wuchsen, schon längst verödet ist.

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Die Philosophen bis auf Aristoteles.[1])

Wir sahen, daß sich in Aegypten das Daseyn einer wahren Philosophie [2]) gar nicht nachweisen läßt, und daß in Indien weder eine folgerechte wissenschaftliche Entwickelung derselben stattfand, noch die vereinzelten Gedanken sich jemals von der tyrannischen Herrschaft eingewurzelter Vorurtheile und abergläubiger Glaubenslehren frei machten. Will man aber das Indische, was wir bereits oben mittheilten, auch Philosophie nennen und (es günstig ausdeutend) bewundern: so ist wenigstens das Hellenische davon nach Form und Inhalt wesentlich unterschieden, und schon deshalb nicht davon ausgegangen, weil ein höheres Alter des Indischen [3]) und eine wissenschaftliche Verbindung beider Länder (durch Gleichheit der Sprachen, oder lehrreiche Uebersetzungen philosophischer Werke) unerweislich ist. Ein paar, man weiß nicht woher, überlieferte, oder leicht in jedem Augenblick überall erzeugte, dürftige Begriffe, oder kosmologische Träumereien, geben noch keine Philosophie, ja nicht einmal einen befruchteten Anfang, oder eine Grundlage für dieselbe. Mag auch die mythische und dichterische Zeit in Hellas die Fähigkeit der Sprache gebildet und die Gemüther für Gedankenentwickelung vorbereitet haben, die philosophischen Bestrebungen ließen Religionslehren und angebliche

---

1) Auch in dieser Vorlesung sind wir gezwungen uns der höchsten Kürze zu befleißigen.

2) Daß liturgische und Prophetenbücher genannt werden, erweiset keine Philosophie im höheren Sinn, sondern läßt vielmehr deren wissenschaftliches Daseyn bezweifeln.

3) Hiefür vollständige Beweise bei Ritter und Zeller. Ebenso Bunsen, Aegypten, V, 2, 256.

Mysterien entweder ganz zur Seite, oder bekämpften dieselben; weshalb auch schon Aristoteles sagt: es lohne nicht der Mühe diejenigen in Betrachtung zu ziehen, welche eine mythische Lehre aufgestellt hätten.[1]) Die Seelenruhe, Besonnenheit und das schöne Maß der Griechen richtete sie dem Aberglauben entgegen und bezweckte unabhängige Selbständigkeit, während die indische Büßerei auf Aberglauben ruhte und die Persönlichkeit vernichtete.

Von den ältesten Regungen des philosophischen Geistes in Hellas, bis zu dem Erlöschen desselben, zeigt sich (wie in der gleichzeitigen Entwickelung der Verfassungen und der Kunst) ein durchaus eigenthümlicher Gang, ein ununterbrochener, aus und durch sich selbst erklärlicher Zusammenhang[2]), ein kaum jemals so wiederkehrender Reichthum; und erst bei den Neuplatonikern läßt sich (nach einer Laufbahn von 1200 Jahren) eine fremde, davon unabhängige Einwirkung mehr voraussetzen als erweisen.[3]) In dem Maße als die Regierungen in Hellas der Philosophie, ohne politischen oder religösen Zwang, freie Ausbildung verstatteten (oder dieselbe zu hemmen außer Stande waren), in demselben Maße ward diese Ausbildung mannichfaltiger, selbständiger, vollkommener, es ward die wechselseitige Einwirkung zwischen Wissenschaft und Staat inniger und lebendiger; und sowie die Staatsmänner und Künstler in seltenem Reichthume bewundernswerthe Reihen bilden, so stehen ihnen nicht minder merkwürdig und vollendet die Philosophen gegenüber.

Wenn man dem Orphischen und Hesiodischen einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und Entwickelung der griechischen Philosophie zugesprochen hat, so ist zu bemerken: daß man von dem Orphischen in der That Nichts weiß, und die in der Theogonie enthaltenen philosophischen Ansichten noch nicht in der Form bewußter Gedanken und Forschungen hervortreten und auch nicht von den älteren Philosophen benutzt wurden. Ueberhaupt war anfangs (ja auch später) nicht Philosophie, sondern Poesie das bei den Griechen Alles durchdringende Lebens- und Bildungselement. Ebenso wenig fiel Religion und Philosophie jemals ganz zusammen, und diese entnahm Gedanken und Erkenntniß nicht aus ägyptischen und phönizischen rohen Phantasmen.

Die Lebensregeln, Sittensprüche und Sprichwörter[4]), welche

---

1) Metaph., II, 4. Diog. Laert. prooem., p. III.

2) Jedoch nicht nach einer angeblich aprioristischen Nothwendigkeit.

3) Brandis, Geschichte der Philosophie, I, 21; Schleiermacher, Geschichte der Philosophie, S. 16 u. 17.

4) Ueber die Sprichwörter der Griechen: Zell, Ferienschriften, I, 95; z. B. Verzehre dein eigenes Herz nicht; Viele hassen dich, wenn du dich selbst zu sehr liebst; der Liebenden Meineid bleibt ungestraft;

meist zur Zeit der geselligen Anfänge aus Betrachtung der einzelnen Erscheinungen hervorgingen, sind ebenfalls noch keine Philosophie; doch erhielten sie bisweilen, mit geringer Abänderung, die Gestalt von Gesetzen. So unsicher auch die Erzählungen von den sieben Weisen sind [1]), darf man doch annehmen, daß einige ihren Vaterstädten mit Einsicht vorstanden, und manche Sprüche von ihnen herrühren, in welchen sich die größte Einfachheit eines verständigen, sittlichen Sinnes offenbart. So lehrte Periander von Korinth [2]): Thue Nichts um des Geldes willen; die Wollust ist vergänglich, der Ruhm unsterblich. — Bias von Priene: Unglücklich ist der, welcher das Unglück nicht erträgt; es ist eine Krankheit der Seele, das Unmögliche zu lieben; beginne langsam, aber führe das Erwählte beharrlich hinaus. — Thales (oder Chilon): Erkenne dich selbst. Solon: Nichts zu viel, oder nimmer zu sehr. Kleobulus: Thue dem Freunde Gutes damit er es bleibe, dem Feinde damit er es werde. Sey mehr ein Freund vom Hören, als vom Reden. Sey im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt u. s. w. In seiner Schrift, das Gastmahl der sieben Weisen, legt ihnen Plutarch folgende Aeußerungen bei. Solon: Die glücklichste und dauernste Republik ist die, wo der Nichtbeleidigte ebenso sehr wie der Beleidigte den Uebelthäter verfolgt und zur Strafe zieht; Bias: wo alle Bürger sich vor dem Gesetze, wie vor einem Tyrannen fürchten; Thales: wo die Bürger weder zu reich, noch zu arm sind; Kleobulus: wo die Bürger sich mehr vor dem Tadel, als vor dem Gesetze fürchten; Pittakus: wo alle Aemter den Guten vorbehalten sind; Chilon: wo die Gesetze am meisten, die Redner am wenigsten Gehör finden; Periander: wo die Demokratie einer Aristokratie am ähnlichsten ist.

Mehr hieher als zu den Dichtern dürften auch die Gnomiker zu rechnen seyn. Sie warnen in ihren Sprüchen vor falschen Freunden, erörtern das Verhältniß des Reichthums zur Tugend, klagen über Unsicherheit aller menschlichen Beschlüsse, preisen (wie Theognis) eine anmaßliche Aristokratie u. s. w., geben aber im Ganzen weniger eine Sitten- als eine Klugheitslehre. Und selbst diese erscheint ungenügend und in ihren Wider-

---

wen das Wort nicht schlägt, den schlägt auch der Stock nicht; du willst ein Seil aus Sand flechten, und die Flamme zerschneiden.

1) Gemeiniglich werden die Folgenden genannt: Solon, Pittakus, Chilon, Bias, Thales, Kleobulos, Periander (oder Myson). — Platon, Protagoras, S. 345.

2) Es ist ungewiß, von wem jeder Spruch herrührt. Viele andere Sprüche im Stobäus. Möglichst wissenschaftlich zusammengestellt von Garnier. Séances de l'academie, vol. 28.

holungen trocken. Die jüdischen Gnomiker sind reicher und sinnvoller.

Lange begnügten sich Familie, Staat und Wissenschaft mit den kunstlosen Ansichten jener Weisen und Gnomiker; sowie aber aus dem regen, reichen ionischen Leben, insbesondere aus Milet, wichtige politische Bewegungen hervorgingen, so geschahen auch hier durch Thales, Anaximander und Anaximenes die ersten, entschieden philosophischen Versuche. Vom ersten sind uns (wenn anders echt?) mehrere Kernsprüche aufbewahrt worden: „Gott ist das älteste Wesen, denn er ist unerzeugt; die Welt das Schönste, denn sie ist Gottes Werk; der Raum das Größte, denn er umfaßt Alles; der Geist das Schnellste, denn er durchdringt Alles; die Nothwendigkeit das Stärkste, denn sie beherrscht Alles. Schwer ist es sich selbst kennen, leicht Anderen Rath ertheilen. Wir leben dann am gerechtesten, wenn wir das nicht selbst thun, was wir bei Anderen tadeln. Wir leben glücklich, wenn der Körper gesund, der Besitz reichlich, das Gemüth wohlerzogen ist."

Wichtiger als diese zum Theil unbeglaubigten Ergebnisse der Menschenbetrachtung war in der ionischen Schule die Betrachtung der Natur. [1]) Wenn es sonst an Gründen fehlte, warum der Mensch anfangs mehr nach außen als in sich hineinsieht, und die äußere Welt eher als den Geist zu erforschen sucht, so könnte man vielleicht sagen: daß außerdem das gebildete, fröhliche, äußerliche ionische Leben eine nach innen gewandte Beschaulichkeit nicht begünstigte, und der Mensch (einzeln oder in Verbindung) einer solchen Ergründung nicht bedürfe, wie die Natur und die Welt. Die Noth der nächsten Bedürfnisse mußte allerdings beseitigt seyn, wenn ionische Weise auftreten sollten; wogegen sowohl die Größe wie die Frevel der Menschen noch im Hintergrunde lagen und liegen konnten. Gewiß war aber auch der Geist bereits über das Nächste erhoben und für das Fernere geweckt, als man die schwere Frage aufwarf, wie und woraus die Welt entstanden sey? Hierin lag schon der Gedanke, daß dem Vergänglichen ein Bleibendes, dem Mannichfaltigen ein Einiges zum Grunde liegen müsse; doch war dieser Gedanke allerdings noch kein System.

Thales aus Milet, ein Zeitgenosse des Krösus und Solon (angeblich geboren um 640 v. Chr.), soll die Wurzel alles äußeren

---

1) Der Naturreligion stand die homerische der Personen gegenüber, und beide wirkten wohl gleich viel — oder gleich wenig — auf den Gang der philosophischen Untersuchungen. — Leider ist von der überreichen philosophischen Literatur der Griechen unendlich mehr verloren als erhalten.

Wechsels in dem beweglichen Wasser gefunden haben: Alles entstehe aus feuchten Lebenskeimen und löse sich wieder darin auf. [1]) Wir wissen nicht mit Bestimmtheit, was Thales zu dieser Annahme bewog; gewiß aber war der Versuch von großer Wichtigkeit, alle Erscheinungen aus einem gemeinsamen, natürlichen Grunde zu erkären.

Bei der weiteren Entwickelung der ionischen Schule offenbart sich eine doppelte Richtung, indem hier die Massen (Quantitäten [2]), dort die Kräfte und Eigenschaften (Qualitäten) mehr ins Auge gefaßt (im Wesentlichen jedoch materialistische Grundprincipe gesucht) werden. Für unsere Zwecke genügt es hieran erinnert zu haben, ohne die gewöhnliche Zeitfolge der Philosophen deshalb zu unterbrechen.

Anaximander aus Milet (etwa 30 Jahre jünger wie Thales) ließ die Dinge und die Welt in ihrer Mannichfaltigkeit nicht aus einem bestimmten Urstoffe entstehen. Sein Urstoff war weder nach Eigenschaften bestimmt, noch der Masse oder dem Raume nach begrenzt. Dies unbegrenzte (ἄπειρον) Eigenschaftslose ist als Ganzes unzerstörbar, muß aber doch Gegensätze enthalten, welche möglicherweise durch Scheidung können aus der Einheit getrennt, durch Mischung wieder in sie aufgenommen werden. Wie indeß aus Gleichartigem das Verschiedene, aus dem Allgemeinen das Einzelne, das Lebendige hervorgehe, bleibt unerklärt, und ebenso, woher die unentbehrliche, ewige Bewegung, woher Entstehen und Vergehen zu dem gleichartigen Stoffe hinzutrete, oder in ihm enthalten und gegeben sey. Allerdings faßte Anaximander das Unbegrenzte weniger als Anschauung und mehr als Gedanken auf, und legte ihm dann die Kraft bei, jene Ergebnisse hervorzubringen; es war aber nicht unnatürlich, wenn dies dem Anaximenes aus Milet (um 557 v. Chr.) zu willkürlich erschien, und er sich wieder der sinnlichen Erfahrung zu nähern suchte. Sofern dies als ein Rückschritt bezeichnet werden kann — er sah in der unendlichen, ewig bewegten Luft den Entstehungsgrund der Dinge [3]), — haben ihn Etliche vor den Anaximander gestellt. Andere hingegen glauben, dem Anaximenes sey das Unbegrenzte des Anaximander zu verneinend erschienen, und er habe sich nach etwas Bestimmterem, Inhaltreicherem, Positiverem umgesehen. Auf Verdichtung und Verdünnung der Luft beruhe

1) Aristot. Metaph., I, 3.

2) Nach Ritter (I, 202) gehört zur mechanischen Reihe: Anaximander, Anaxagoras, Archelaus; zur dynamischen: Thales, Diogenes von Apollonia und Herakleitos.

3) Aehnlich Diogenes von Apollonia. Schleiermacher, Philosophische Werke, II, 155, 167; Zeller, I, 192.

die Weltbildung und Weltzerstörung, und die breite platte Erde schwebe in der Luft u. s. w. — Mancher lächelt über diese rohen Versuche, einen materiellen Grundstoff aufzufinden und die Welt nachzuerschaffen; allein der Ablauf der Zeit bringt einer Lösung dieser unendlichen Aufgabe eben nicht näher. Wenigstens hat sich mehr die Einsicht und Kenntniß durch Erfahrung und Beobachtung, als die geistige Kraft a priori gemehrt, und nur Dichtung und Religion nehmen hier zuweilen eine Stelle ein, welche die strenge Wissenschaft noch nicht zu behaupten vermag.

Weil bei so wenigen Beobachtungen der Natur, bei so außerordentlich mangelhafter Erfahrung, die Untersuchung der Joner über den Urstoff nicht weit führen konnte, war es ein Fortschritt, daß die Pythagoräer an der anderen Grenze der hellenischen Welt die Dinge, abgesehen von ihrer ersten realen Entstehungsart, in ihren formalen Beziehungen und wechselseitigen Verhältnissen betrachteten. Sie gründeten, jener rein physischen Schule gegenüber, eine physisch-mathematische.

Auf keinen Philosophen der alten Welt sind allmählich so viele Fabeln und Wunder gehäuft, als auf Pythagoras; in Wahrheit ist jedoch über sein Leben und seinen Bildungsgang äußerst wenig geschichtlich Beglaubigtes auf uns gekommen. Deshalb genügt es hier zu bemerken, daß er angeblich um 580 Jahre v. Chr. in Samos geboren ward, Griechenland und vielleicht Aegypten bereisete, dann sich im südlichen Italien ansiedelte, und daselbst natürlichen oder gewaltsamen Todes starb. Ohne Zweifel gingen von ihm wichtige wissenschaftliche Bestimmungen [1]) und politische Versuche aus; doch ist sein Antheil am Pythagoräismus von dem seiner Schüler und Nachfolger schwer zu unterscheiden, weil nicht er, sondern Philolaus als der Erste genannt wird, welcher hierüber Schriften entwarf und hinterließ.

Pythagoras legte einen großen Werth auf die Mathematik, und seine Zahlenlehre ward Mittelpunkt seiner Philosophie. Von materiellen Bestimmungen erhob er sich zu Formbestimmungen, und bildete eine Art von mathematischer Metaphysik, von mathematischem Idealismus. Ohne die dem Truge unzugängliche Zahl sey Nichts erkennbar, und ihre Elemente seyen auch die der Dinge selbst. Die Ordnung und Kraft der Welt beruhe auf der Zahl. Ihre Anwendung auf Musik, Meßkunst, Sternkunde führe über das blos Sinnliche hinaus; und wiederum blieben die Zahlen in ihrer Anwendung materiell, gaben meist nur Quantitäten ohne Qualitäten, und ließen die sinnliche und die Gedanken-

---

1) Er habe zuerst das Wort Philosophie gebraucht. Diog. Laert. prooem., p. VIII. Vgl. Zeller, I, 1, 221. Kosmos, I, 82.

welt immer wieder ineinander übergehen. Allerdings trägt die Eins die Vielheit in sich, und die Vielheit läßt sich auf die Eins zurückführen; doch blieb die doppelte, damals ungelösete Aufgabe, diese Form der mathematischen Anschauung in der äußeren Welt wiederzufinden und sie in die Region des reinen Gedankens zu erheben, ohne in ein willkürliches Spiel mit leeren Begriffen zu gerathen. Indeß war der Gedanke tiefsinnig und folgenreich: alle Verhältnisse der Welt sollten symmetrisch geordnet werden, die ganze Weltordnung sey eine Einheit des Mannichfaltigen und Zwiespaltigen, eine harmonische Entwickelung der Dinge, und der mathematische Verstand bilde und beherrsche dieselben. Auf diesem Wege (welcher auf eine wissenschaftliche Bearbeitung der Mathematik, zur Berichtigung des bloßen Scheins bestimmt hinwies) sollen etliche Pythagoräer die Bewegung der Erde um ihre Achse und um die Sonne richtig entdeckt haben, und von dem wichtigen pythagorischen Lehrsatze aus bot sich der Weg zu weiteren Fortschritten. Mehr zur eigentlichen Philosophie gehörten ihre Bestrebungen, den religiösen Volksglauben zu reinigen und die Einheit des Göttlichen hervorzuheben [1]); überhaupt blieb ihre Richtung zugleich physisch, dialektisch und ethisch. Die vielleicht den Orphikern oder Aegyptern entnommene Lehre von der die Persönlichkeit zurückstellenden Seelenwanderung fand dagegen in Hellas so wenig Anklang, als die ascetische Sittenlehre, oder der politisch-religiöse Bund der Pythagoräer.

Man hat gesagt: Pythagoras habe in diesem Bunde die alte, edle, dorische Sitte und Lebensordnung wiederherstellen wollen. Es fehlt aber an allen Beweisen, daß diese jemals der Form oder dem Inhalte nach mit jenem Bunde übereingestimmt habe und abhanden gekommen sey. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Pythagoras als Reformator viel Neues (selbst den Dorern in Großgriechenland Unwillkommenes) wollte; jene Ansicht wurzelt in der einseitigen Neigung, das Vergangene und Rückläufige übermäßig zu loben.

Geschäfte und Arbeiten und Erholungen wurden den Gliedern des Bundes für den ganzen Tag genau vorgeschrieben; die Kleidung und die Speisen [2]) waren eigenthümlich und einfach, die Geschlechtsverhältnisse zurückgedrängt, die Ordensgeheimnisse mannichfach. Vieles erinnert an das Mönchswesen; kam doch angeblich selbst die Gemeinschaft der Güter in lebhafte Anregung.

---

1) Zeller, I, 333, 346. Angebliche Sprüche des Pythagoras. Plut. de educ. liber., p. 42.

2) Das Verbot des Fleischessens stand wohl in Zusammenhang mit der Lehre von der Seelenwanderung.

Auch entwickelte sich eine fast blinde Verehrung des Pythagoras unter seinen Schülern [1]), und in dem unbedingten Glauben an seine Aussprüche sah man ein Verdienst. Gewiß sind die Empfehlungen der Mäßigkeit, Selbstprüfung, Besonnenheit, Freundschaft höchst löblich; gewiß hatte Pythagoras die edelsten Absichten bei der Stiftung jenes Bundes, aber daraus folgt nicht daß sie auf solche Weise erreicht werden konnten. Insbesondere erscheint es unpassend, auf heimliche und geheimnißvolle Weise, sowie durch strenge Zucht und fast mechanischen Gehorsam, das Größte für Religion und Politik bei einem Volke bewirken zu wollen, welches das öffentliche Leben so überaus hoch schätzte, und die bürgerliche Ordnung und Leitung in der Ueberzeugung frei und offenkundig haben wollte, daß sich auf diese Weise das Rechte und Heilsame würdiger und allgemeiner erreichen lasse. Ungeachtet aller großen Bestrebungen und trefflichen Grundzüge fiel es auf: daß die meist vornehmen Glieder des Bundes als solche, und nicht als Bürger, zur höchsten Gemeinschaft und Unterstützung verpflichtet wurden; daß man eine Spaltung und Entgegensetzung in jener Zeit begründen wollte, wo der Vortheil der Einzelnen und des Staats fast durchaus zusammenfiel, und dem ganzen Leben kein doppeltes, feindselig entgegenstehendes Bestreben zum Grunde lag.

Aus diesen Gründen konnte der pythagoräische Bund nur kurze Zeit bestehen, und so viel Uebeles sich auch nach seiner gewaltsamen [2]), jedoch nicht überall gleichzeitigen Auflösung in den süditalischen Städten hervorthat, immer entstand es nicht daraus, daß jene Form der Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten ein Ende nahm. Auch an einer tieferen wissenschaftlichen Grundlage für die politisch-sittlichen Ansichten des Pythagoras darf man, ungeachtet seiner an sich edlen Gesinnung, wohl zweifeln, da er (laut Aristoteles) auch die Sittenlehre mit den Zahlen unpassend zusammenstellte, da ihm die Gerechtigkeit im Wiedervergeltungsrechte zu liegen schien, da er Gleichmuth und Selbstbeherrschung (auf ägyptische Weise) durch eine Menge äußerer Vorschriften erzeugen und in Befolgung dieser Vorschriften erkennen wollte. Die Jahre des Schweigens seiner Schüler sollten uns dagegen weniger auffallen; denn wir wissen nicht, wie streng es damit genommen ward, wohl aber daß den Vorgeübten das Reden nicht blos erlaubt, sondern (behufs weiterer Fortbildung)

1) Cicero, De natura deorum, I, 5.

2) Neanthes, Fragm. histor., III, 5; Polyb., II, 39. Um 504 v. Chr.

fast zur Pflicht gemacht ward. [1]) Gewiß ist in anderen Zeiten und Ländern noch Strengeres zur Ausführung gekommen.

Das Suchen nach einem äußerlichen Urstoff, das Beobachten der Dinge nach den Verhältnissen von Zahl und Größe reichte nicht aus, und kühn schritten die unter dem Namen der Eleaten berühmten Männer vorwärts: Xenophanes aus Kolophon, Parmenides und Zeno von Elea, und Melissus aus Samos. Wir können ihre, fast ein Jahrhundert hindurch dauernde, lebendige Wirksamkeit nicht im Einzelnen verfolgen und entwickeln, sondern müssen uns auf eine kurze allgemeine Darstellung beschränken. Sie faßten nicht das Werden, sondern das Seyn auf; nicht den äußeren Wechsel, sondern das Beharrliche; nicht das Mannichfaltige, sondern die Einheit in demselben, und kamen zu dem Ergebniß: daß man die sinnlichen Vorstellungen von der vernünftigen Erkenntniß trennen müsse; denn jene führten nur zu Meinungen, gäben aber keine Wissenschaft. Alles Werden beruhe lediglich auf Täuschung; denn das Seyende könn nimmer entstehen aus dem Nichtseyenden, und ebenso wenig aus dem bereits Daseyenden. Vielmehr müsse man sich von äußeren Vorstellungen in die Sphäre des Denkens erheben, und erkennen, es sey alles wahrhaft Seyende nur ein Einiges, Ewiges, Untheilbares, Unveränderliches; woraus man (mit Verwerfung des Polytheismus) weiter schloß: die Welt sey Gott und Gott die Welt. So wird die polytheistische Naturreligion zum philosophischen Pantheismus.

Dieser Pantheismus war um so eigenthümlicher, da die Eleaten bei allem Idealismus des Denkens [2]) doch das Seyende nur als die Substanz der sinnlichen Dinge betrachteten und das Gedachte als Gegenstand außer sich setzten, da sie die veränderlichen Erscheinungen der Sinne geringschätzten oder verwarfen, und wiederum in dem Denken selbst das Verändern hervorhoben; da sie die innere Kraft des Geistes als genügend zur vollkommenen Erkenntniß hielten, und keineswegs vermutheten, daß damit so wenig die unbedingte Wahrheit des Uebersinnlichen, als mit Augen und Ohren die unbedingte Wahrheit des Sinnlichen zu fassen sey. Wir finden jedoch in vielen Abschnitten der Geschichte der Philosophie einen so heftigen Kampf gegen die Sinne, als wäre es ein Gewinn für den Menschen, taub und blind zu seyn. Und doch täuschen sie nicht öfter als der Geist, ihre Anschauungen und Eindrücke sind nicht häufiger verkehrt und irrig, als die

---

1) Gellius, I, 9.

2) Die Eleaten sind keine Idealisten im neueren Sinn, sie wußten von keiner Realität außer der sinnlichen; sagt Zeller, Jahrbücher der Gegenwart, 1843, S. 59.

Urtheile und Schlüsse, welche dieser als sein untrügliches Werk rühmt.

Nun soll zwar Parmenides (vielleicht nur der gewöhnlichen Meinung sich anschließend) auch eine Darstellung des Veränderlichen, des Sinnlichen versucht haben (wie er denn die Wichtigkeit und Wahrheit der Erfahrungen für das gemeine Bewußtseyn nicht leugnete); aber es ist schwer einzusehen, wo und wie er wissenschaftlich eine Brücke über die Kluft von der ersten zur zweiten Lehre geschlagen haben mag [1]): das heißt vom Seyn zum Werden, von dem gleichartigen Einigen zur Mannichfaltigkeit der Dinge, von der vorherrschenden Dialektik zur Ethik. Daher sagt Brandis (I, 395): „Daß ungeachtet der Einheit und Einfachheit des Seyns eine Welt des Mannichfaltigen und der Veränderungen uns in den Kreis ihrer Erscheinungen gewaltsam banne, daß dem Seyn das Werden sich zugeselle, betrachtete Parmenides als das Werk einer Nothwendigkeit, die der Begriff nicht zu durchdringen vermöge."

Im Fall aber Melissus die äußere Wahrheit der Erscheinungen ihrer Veränderlichkeit halber leugnete und die Wirklichkeit in uns setzte, so war damit die Verschiedenheit der ideellen Realitäten noch nicht erklärt, und die Gegenstände hätten wohl einmal als Personen auftreten, ihre Rechte wahrnehmen, und den Schein in dem angeblich untrüglichen Vernunftsgebrauche selbst, und in der verschiedenen Uebung und Schärfe der Vernunft suchen können.

Die Lehren der Eleaten erscheinen zwar nicht minder auffallend als die der Pythagoräer; was aber bei diesen vielleicht zum Theil herbeigekünstelt war, ging bei jenen aus folgerechtem, tiefen Denken hervor. Wenn die Pythagoräer sich nur zu viel in die öffentlichen Angelegenheiten mischten, so nahm die Lehre der Eleaten von ihnen zu wenig Kenntniß. [2]) Ihre übersinnliche Forschung fand fast keinen Rückweg, um dem gemeinen Menschenverstande begreiflich zu werden; die Herabsetzung des Sinnlichen schien mit der sich bewundernswerth erhebenden Kunst unvereinbar, dem blos Formellen mußte sich Materielles gegenüberstellen, und eine vielseitigere Betrachtung der Dinge entstehen, um, wo möglich, die Wirklichkeit des Gedachten mit dem äußerlich Angeschauten zu versöhnen. Je strenger die Schlußfolge der Eleaten alle Erfahrung, alle Vielheit und Bewegung, alles Persönliche

1) Aehnliche Schwierigkeiten zeigen sich bei Spinoza.

2) Doch nahmen Zeno und Melissus Theil an öffentlichen Angelegenheiten, und der letzte schlug, als samischer Heerführer, einen Theil der athenischen Flotte.

vertilgte oder doch in den Hintergrund schob, um so kräftiger verlangte dies sein Recht; der griechische Gottesdienst und die Volksansicht von den Göttern stand in Widerspruch mit ihren Ansichten, und sogar die Lehre von der Sittlichkeit verlor bei der Lehre von dem Weltganzen ihre Bedeutung. Schon hieraus erklärt sich, wie durch Gegenwirkung wesentlich verschiedene philosophische Ansichten entstehen mußten, wie die Bewegung und das Werden durch Heraklit, die Mannichfaltigkeit der Dinge durch Leucipp und Demokrit, die Sittlichkeit durch Sokrates vertreten wurden, und der gemeine Menschenverstand durch Verspottung aller Philosophen seine Ansprüche zu sichern suchte.

Die Richtung nach innen, die Dialektik, führte die Eleaten auf das Seyn, auf das Beharrliche; den entgegengesetzten Weg schlug Herakleitos von Ephesus ein. [1]) Er erkannte bei Betrachtung alles Gegebenen (und selbst der Seelen) ein unaufhörliches Verändertwerden, einen Strom aller Dinge, ein stetes Thun und Leiden. Ihm erschien das reine Seyn der Eleaten als eine willkürliche Annahme, als eine bloße Abstraction; denn in der Natur gebe es nirgends Ruhe und Stillstand, sondern Alles entstehe und vergehe durch den Kampf von Gegensätzen. Bewegung sey die Urkraft des Werdens und der ewige Urgrund der Dinge; die weltbildende Kraft, mit den ihr inwohnenden Bildungsgesetzen, sey das einzig im Wechsel der Erscheinungen Sichgleichbleibende. [2]) So gehe das göttliche Wesen durch die Nothwendigkeit seiner Natur unabläßig in die Formen des Endlichen über, und das Endliche habe seinen Bestand nur an dem Göttlichen, das Stoff, Ursach und Gesetz der Welt sey. Kein Einzelnes könne, ohne Gegenwirkung von Kräften, ein so allgemeines, mannichfaltiges Leben bewirken; sondern wenigstens zwei gehörten dazu, um dasselbe, um ein dynamisches Werden hervorzubringen. Uebrigens enthalte es keinen Widerspruch, aus Entgegengesetztem etwas Einiges hervorgehen zu lassen; sey doch der Mensch aus Leib und Seele, ein Einiger zusammengesetzt. In jedem Einzelnen spiegele sich das All ab, und in dem All erblicke man jedes Einzelne. Man müsse einerseits die Wirklichkeit der Einzeldinge gegen die Alleinheitslehre aufrecht halten und vertheidigen, andererseits aber durch höhere Erkenntniß die Gemeinschaft des Einzelnen mit der allgemeinen göttlichen Welt nachweisen. Aus diesem allgemeinen Weltbewußtseyn lasse sich auch

---

1) Etwa 500 Jahre v. Chr. und funfzig Jahre jünger als Anaximenes. — Theätet, S. 179.

2) Zeller, I, 496, 470.

alles Gute ableiten, es sey die Grundlage aller echten Gesetzgebung.

Wäre nur die Masse der Beobachtungen größer gewesen, so würde Heraklit's Naturlehre die himmlischen Körper nicht als hohle Flächen dargestellt, sie würde nicht die Uebermacht der bloßen Naturkraft und eine allgemeine Verbrennung gelehrt, nicht Feuer und Wärme (als das am wenigsten materielle, am meisten bewegliche und belebende Element) mit der Denkkraft verschmolzen haben. [1])

Obgleich die ethische Seite dem Systeme Heraklit's ferner lag, finden wir doch bemerkenswerthe Aeußerungen; z. B. das Volk soll streiten für das Gesetz, wie für eine Mauer. Den Uebermuth soll man mehr löschen wie eine Feuersbrunst, denn er geht hervor aus dem Aufsichberuhenwollen der Einzelnen. Schwer ist gegen die Leidenschaft streiten, denn was sie begehrt, erkauft sie um das Leben. [2])

Daß die damals herrschenden religiösen Ansichten dem Heraklit nicht genügen konnten, ergiebt sich schon aus dem Gesagten. Sein System von dem steten Verändern, dem steten Aufeinanderwirken lebendiger Kräfte, war für die gewöhnliche Ansicht weit ansprechender als die Behauptungen der Eleaten; aber eher mochte sich das unveränderliche Gesetz, welches hinter allen Veränderungen liegen sollte, oder ein allgemeiner Zusammenhang und höherer Zweck neben der Freiheit behaupten als nachweisen lassen. Daher konnten auch spätere Sophisten an heraklitische Ansichten Folgerungen anreihen, welche das allgemein Gültige vernichteten und allein willkürliche Persönlichkeit übrig ließen.

Empedokles aus Agrigent, ein Zeitgenosse der Eleaten, soll versucht haben, ihr System und das des Heraklit zu vereinen. Gewiß ging bei ihm beobachtende Forschung und Schwärmerei ineinander über; doch bleibt es merkwürdig, daß er zuerst vier ungewordene und unvergängliche Elemente, oder Wurzeln der Dinge annahm, ihre mannichfaltige Verbindung und Trennung durch Liebe und Haß mythisch zu erklären und eine Physiologie aufzustellen versuchte, — wogegen seine Anfänge einer Ethik nicht hinausreichen über Zurückführung des Sittlichen auf den Gegensatz von gut und böse, und auf den Gegensatz der bewegenden Kräfte. [3]) Den Begriff einer weltbildenden Intelligenz hat er so wenig aufgestellt wie Heraklit, auch das Geistige nicht wesentlich vom

1) Vielleicht beruhen indeß diese Nachrichten auf Irrthümern; oder die Verbrennung ist ihm nur Rückkehr in das edelste Element.
2) Brandis, I, 181.
3) Brandis, I, 218, 227, und Zeller, I, 351.

Körperlichen getrennt. Die Seelenwanderung galt ihm blos als Symbol für die Lebendigkeit der Natur und ihre stufenweise Entwickelung. Empedokles war, in politischer Beziehung, ein Freund der Demokratie. [1])

Die Eleaten sahen in Allem nur das Eine, Unveränderliche, Heraklit nur den Wechsel oder die Kräfte, welche ihn erzeugen; hievon wesentlich abweichend bildeten Leucipp und Demokrit die atomistische Schule, welche unter mancherlei Abänderungen einen großen und wesentlichen Einfluß gehabt hat, bis auf den heutigen Tag. Demokrit, geboren in Abdera, wahrscheinlich um 460 v. Chr., war der gelehrteste aller griechischen Philosophen vor Aristoteles, und wird auch seiner lebendigen Darstellungsgabe halber gelobt. Sein väterliches Vermögen erschöpfte er durch Reisen (nach Aegypten, Vorderasien und Persien), wofür man ihm (nach altem Gebrauche) ein Begräbniß im Vaterlande versagen wollte. Als er aber seinen Kosmos vorlas, schenkte man ihm 500 Talente und errichtete sein erzernes Bildniß. Er starb 90, oder gar 109 Jahre alt, eines milden Todes. [2]) Beide (er und Leucipp) lehrten im Wesentlichen: das wahrhaft Seyende kann weder entstehen noch vergehen, und aus wesentlich Einem nicht Vieles werden. Es giebt unzählige, uranfängliche, untheilbare, unvergängliche, eigenschaftslose Atome (für deren Daseyn kein weiterer Beweis nöthig ist), aus denen durch stetes, natürliches Bewegen, Trennen und Verbinden im leeren Raume alle Dinge entstehen. Obwohl alle Atome gleicher Beschaffenheit (Qualität) sind, sind sie doch der Form und dem specifischen Gewichte nach unendlich verschieden, und die aus ihnen entspringende Welt, welche die Eleaten für bloßen Schein erklären, hat sachliche (objective) Wahrheit. Der Geist ist der beweglichste und vollkommenste Stoff oder Körper, und die Vernunfterkenntniß geht aus der sinnlichen Wahrnehmung hervor.

Die Ansicht des Demokrit (sagt Franz Bacon [3]), welche alles Physische aus physischen Ursachen erklärt, und keine Endursachen einmischt, führt tiefer in die Wissenschaft der Natur hinein, als Platon und Aristoteles. [4]) Gewiß drängt die Atomistik bis auf den heutigen Tag zur fleißigen, löblichen Beobachtung und Er-

---

1) Einwendungen des Aristoteles gegen die Lehre des Empedokles: Zeller, II, 2, 209.

2) Diod., XV, 11; Diog. Laert., IX, 7 u. 10. Ueber seine vielen Schriften: Schleiermacher, Werke, III, 293.

3) De augmentis scient., III, 4.

4) Irrig stellt Bacon hier Platon und Aristoteles nebeneinander, da dieser weit größeren Nachdruck auf das Einzelne und dessen Untersuchung legt.

klärung des Mannichfaltigen; und mögen auch die Atome nach der Naturseite hin nur Gedankendinge seyn (gleichwie die platonischen Ideen nach der geistigen Seite), so hat sich doch die Thätigkeit vieler Naturforscher leichter jenen als diesen angeschlossen und zu den wichtigsten, erfreulichsten Ergebnissen — selbst über den ursprünglichen Grundsatz hinaus — Veranlassung gegeben.

Wider diese Grundsätze des ersten, sich selbst bewußten Materialismus, dieser eigenthümlichen Naturphilosophie, ist jedoch eingewandt worden: es bleibt irrig, ein Räumliches als untheilbar zu setzen, und aus beschaffenheitslosen Atomen (durch bloße Form und Bewegung, ohne Verwandelung) das Verschiedenartigste entstehen zu lassen. Ebenso wenig kann Ausgedehntes aus nicht Ausgedehntem hervorgehen, oder Alles in der Welt (auch das Geistige) als blos Ausgedehntes aufgefaßt werden. Keineswegs beruht jede Erkenntniß lediglich auf sinnlichen Wahrnehmungen; keineswegs reichen Zufall oder vernunftlose Nothwendigkeit so aus, daß man den Zweckbegriff und bewußte Freiheit ganz zur Seite setzen dürfte. Wenn die Seele dem Demokrit nur eine Anhäufung runder Feueratome ist, so enthält jede Flamme mehr Seele als die Seele, und bei atomistischen, geistlosen oder ungeistigen Göttern ist keine Hülfe zu finden. Der feste, frische Muth und Gleichmuth, wonach man, als nach dem höchsten Gute, streben soll, kann von dem Atomistiker nicht ohne Beimischung einer bitteren, nothgedrungenen Ergebung als Ziel vorgesteckt werden.

Allerdings fehlte der Sittenlehre und Religionslehre Demokrit's eine genügende wissenschaftliche Begründung; indessen war er ein Mann von reicher Erfahrung und feiner Beobachtung; er drang alles Ernstes auf Maß und Selbstbeherrschung, und kann den späteren Sophisten nicht gleich gestellt werden. Dafür zeugen auch folgende ihm beigelegte Sittensprüche: Rechtthun nicht um Lohn, Wohlthätigkeit und Liebe zur Wahrheit machen Gott ähnlich. Seiner würdig wirst du, wenn du nichts Unwürdiges thust. Die Feinde des Unrechtthuns sind Gottes Freunde. Sich selbst überwinden ist der größte und beste Sieg; sich selbst unterliegen ist das Schändlichste und Böseste. Je mehr man begehrt, desto mehr bedarf man, und die Unersättlichkeit ist schlimmer als die äußerste Dürftigkeit. Das richtige Maß bleibt immer das Beste, hingegen das Zuviel und Zuwenig immer vom Uebel. Bildung ist besser als Besitz, und Unkenntniß der Grund aller Irrthümer und Fehler.

Den übeln Folgen der bisherigen einseitigen Richtungen des Forschens trat Anaxagoras [1]) aus Klazomenä (von 500

---

1) Demokrit ist jünger als Anaxagoras, seine Lehre aber ungeistiger.

bis 428 v. Chr.) entgegen. Er nahm die Ewigkeit der Materie an, setzte aber (unbegnügt mit dem bloßen Stoffe) den Entstehungsgrund der Dinge außerhalb derselben, indem er den unkörperlichen, ungemischten, einartigen Verstand oder Geist nach Zweckbegriffen bildend und ordnend hinzutreten ließ. Jene Materie war ihm nicht (wie dem Demokrit) unterschiedslos, sondern sie bestand aus unendlich vielen, verschiedenartigen, theilbaren Bestandtheilen, und in jedem wirklichen Dinge seyen Antheile aller ursprünglich verschiedenen Stoffe, obgleich jedes nach dem vorwaltenden benannt werde. Stets bleibe die Menge der Materie gleich, und das sogenannte Entstehen und Vergehen sey nur ein Zusammensetzen und Zerlegen, ein Gemischt- und Gesondertwerden der unvergänglichen Theile. Die echte Kraft, das wahrhaft thätige, bewegende Princip liege aber, wie gesagt, nicht in der Materie, sondern außerhalb derselben. Der weltbildende, selbstbewußte Geist trage keine verschiedenen Bestandtheile in sich; ihm komme zu: Einfachheit des Wesens, Macht und Wissen.

Diese Lehren erinnern an die der verschiedenen älteren Schulen, haben aber dieselben näher bestimmt und weiter gebildet. Ansichten der Joner über die Materie, und des Demokrit über die Atome [1]) sind in der Mannichfaltigkeit jener Urbestandtheile (der Homoiomerien) richtiger wiederzufinden. Der weltordnende Verstand lag bereits im eleatischen Systeme verborgen; dessen Gegensatz zur Materie zeigt einen Fortschritt von dem Bestimmten und Unbestimmten der Pythagoräer, und Bewegung und Thätigkeit sind ja die Träger des heraklitischen Werdens.

Obgleich man in der dem Menschen- und Weltgeiste mehr beilegenden Lehre des Anaxagoras einen wichtigen Fortschritt erkannte, ist doch eingewandt worden: „der vom unabhängigen Stoffe bedingte Geist gilt ihm noch nicht für den wesentlichen Grund alles Seyns, und dient fast nur als Aushülfe, um die Naturerscheinungen zu erklären". [2]) Es bleibt ein ungelöseter Dualismus übrig, und die fortdauernde Wirkung des Verstandes wird weniger hervorgehoben als der erste Anstoß. Wichtige Fragen über die Art, die Materie in Bewegung zu setzen, und die Vertheilung des Geistigen bleiben unbeantwortet; der Geist ist wohl nur ein Theil des Weltganzen, und weder ein persönliches noch rein geistiges Wesen.

Ungeachtet dieser und anderer ungelöseten Schwierigkeiten mußten die Lehren des Anaxagoras größeren und allgemeineren Eindruck machen, als das künstliche, Wenigen verständliche Ge-

---

1) Zeller, Geschichte der Philosophie, I, 233.
2) Arist. Metaph., I, 4.

bäude der Eleaten. Die angesehensten und gebildetsten Athener (so Thucydides, Euripides, Perikles) waren seine Freunde und Schüler, und es ist eine übereilte Voraussetzung, das was in ihren Schriften und Thaten an Anaxagoras und die weiter gebildete Philosophie erinnere, zeige eine Ausartung von dem Früheren, angeblich Vortrefflichen. Eher ist zu entschuldigen, daß die Menge klagte: Anaxagoras untergrabe die Volksreligion, und greife viele alte, vortreffliche, ewig zu erhaltende Lehren und Grundsätze an. Trotz der Fürsprache des Perikles mußte Anaxagoras aus Athen nach Lampsakus entweichen, wodurch aber (sehr natürlich) philosophische Bestrebungen noch mehr Raum und Eingang fanden, denn zuvor. [1])

Blicken wir an dieser Stelle zurück, so findet sich, daß drei philosophische Schulen vorzugsweise das Seyn, drei vorzugsweise das Werden ins Auge faßten [2]): die Jonier suchten jenes in einem materiellen Stoffe, die Pythagoräer in den Zahlen, die Eleaten in der Einheit. Die dynamische Ansicht des Werdens stellte Heraklit an die Spitze, Leucipp und Demokrit die mechanische, Anaxagoras die teleologische.

Außer diesen wissenschaftlichen innerlichen Gegensätzen und Entwickelungsstufen hat man neuerlich viel Nachdruck auf eine andere geographische oder halb politische Verschiedenheit gelegt, und eine ionische Philosophie der dorischen gegenüber gestellt, und das Wesen der ersten in objectiver Forschung (Realismus), der letzten in subjectiver Vertiefung (Idealismus) gesucht. Das griechische Denken war aber nicht abhängig vom Geburtsorte oder anderen geselligen Zufälligkeiten, sondern weit mehr von den einzelnen begabten Personen. Die sieben Weisen, welche eine dorische Richtung zu haben scheinen, liegen ganz auf ionischem Gebiete, und können nicht als eigentliche Philosophen betrachtet werden; Pythagoras und Melissus stammten aus Samos, Xenophanes aus Kolophon bei Ephesus, Leucipp aus Milet, Anaxagoras aus Klazomenä, Elea war eine ionische Pflanzstadt, und der Agrigentiner Empedokles schrieb im ionischen Dialekte. [3])

Die Gesammtverhältnisse der Philosophie und des öffentlichen Lebens erzeugten die Sophisten [4]), welche beide Richtungen ergriffen und in beiden wirksam wurden, jedoch niemals eine

1) Dennoch war in Athen die freieste Rede. Platon, Gorgias, p. 26.

2) Zeller, I, 68—71.

3) Auch waren viele der dorischen Colonien in Großgriechenland Demokratien. Ritter, I, 191; Zeller, I, 135.

4) Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Prodikos von Keos, Hippias von Elis.

geschlossene Schule unter einem überlegenen Meister bildeten. Sie nahmen Geld für ihre Belehrungen, was allerdings ungewöhnlich, aber nicht unbedingt zu tadeln ist, und über den Werth ihrer Wissenschaft keineswegs entscheidet. Daß sie nicht blos gehalt- und sittenlose Schwätzer waren, geht schon daraus hervor, daß sie von den ausgezeichnetsten Männern geehrt und gesucht, und ihre glänzenden Anlagen bewundert wurden. Sie trugen bei zu schärferer Entwickelung mancher Begriffe, zur Ausbildung der philosophischen Sprache, zur Gewandtheit im Reden, Streiten und Schreiben. Mithin gehörte die größte Geschicklichkeit (die eines Sokrates und Platon) dazu, sie auf ihrem eigenen Boden zu besiegen; die größte Festigkeit, sich von ihnen nicht fortreißen zu lassen. Sie erkannten die Lücken und Widersprüche der bisherigen philosophischen Bestrebungen, und daß sich überall Wahrheit und Irrthum getheilt und gemischt finde. Unbegnügt mit dem Vorherrschen der materialistischen Naturphilosophie, stellten sie den Menschen, als das Höhere, der objectiven Welt gegenüber, und machten seine Rechte und seine Bedeutung geltend. Diese neue Lehre von der Wichtigkeit und dem Werthe der persönlichen Freiheit und herrschenden Selbstentscheidung mußte wirken und ergreifen; leider lag aber neben der Wahrheit und dem Fortschritte sogleich der Irrthum und die Ausartung. Die Sophisten (in der späteren Bedeutung des Wortes) legten bald allen Nachdruck auf die einzelne und vereinzelte Person, ohne Rücksicht darauf, daß erst die allgemeine Subjectivität, der Gesammtgeist der Menschheit Erkenntniß und Gesetz finden und aufstellen könne und dürfe. War nicht dieser Geist der gesammten Menschheit, sondern der einzelne Mensch — wie, laut Platon, Protagoras von Abdera wollte [1]) — das Maß aller Dinge, ließ sich demgemäß alles Denken auf die persönliche, sinnliche Empfindung zurückführen: so ist für jeden auch wahr, was ihm als wahr erscheint; wo sich dann leicht zu dem dialektischen Satze der ethische hinzufindet: es ist für jeden Recht, was ihm nützlich erscheint. Alle Wahrheit, alles Recht, alles Sittliche verwandelte sich auf diesem Wege in ein Schwankendes, Willkürliches, Relatives, Genußsüchtiges. An die Stelle der Wissenschaft trat allgenugsam die bloße Meinung, und aus der richtigen Ansicht, daß man Menschensatzungen nicht für ewig geheiligt halten soll, kam man bald zu

1) Protagoras ward seiner Grundsätze halber aus Athen verwiesen, und seine Bücher wurden verbrannt. (Cicero, De nat. deor., I, 23.) Doch beweiset diese Thatsache nichts gegen ihren Werth. Daß er und andere Sophisten sehr viel Geld verdienten, sagt Platon im Menon, S. 371 (91), und Hippias major, p. 282.

der: jede Unterwerfung unter ein allgemeines Gesetz beruhe auf Tyrannei, und sey Zeugniß sklavischen Sinnes.

Trotz der später gebräuchlichen gleichen Benennung, blieben die Sophisten untereinander wesentlich verschieden. Nur die schlechteren unter ihnen verdienten den unzähligemal über sie ausgesprochenen Tadel; etliche waren wohl besser als ihre Reden und ihr Ruf. Sie schmeichelten (so lautet die Anklage) allen Vorurtheilen und Neigungen der Zeit, erzeugten den Schein des Wissens durch dialektische Kunststücke, täuschten manche Jünglinge durch glänzende Formen, und lockten sie durch die leichtsinnige Milde ihrer Lehren. [1]) Wiederum war jenes oberflächliche Zweifeln an aller Möglichkeit der Erkenntniß mit anmaßlichem Dogmatismus verbunden. Nichts, lehrte Gorgias der Leontiner [2]), ist wirklich; und wäre auch Etwas wirklich, wir vermöchten es nicht zu erkennen, und wenn wir es erkennten, so vermöchten wir diese Kenntniß nicht mitzutheilen. — Und doch wollte er diese Lehren beweisen und mittheilen! Insofern er vielleicht meinte hier gegen die Einseitigkeit der Eleaten nach ihrer eigenen Weise aufzutreten, wäre der Versuch wohl weniger tadelnswerth, ja zu rechtfertigen; allein es ward von Einigen ganz allgemein der gefährlichere, alle echte Dogmatik und Skepsis gleich sehr auflösende Grundsatz hingestellt: man könne für und gegen Alles mit gleichem Rechte, Geschicke und mit gleicher Wahrheit sprechen. Diese Lehre ging nicht selten ins Leben über, und es schien alsdann nicht einmal mehr ein Widerspruch, wenn das Leben den Ansichten und Grundsätzen widersprach; man konnte, wie Prodikus [3]), das Leben für kein wünschenswerthes Gut erklären, und doch nach Lebensgütern trachten; für die Tugend schreiben, und ihr nicht anhangen, — denn das Gegentheil wäre ja auch recht und wahr gewesen!

Sobald nun die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts unerkennbar waren, oder die etwanige wissenschaftliche Erkenntniß nur als Mittel für andere Zwecke erschien, blieb, wie gesagt, nichts übrig als in den augenblicklichen bürgerlichen Einrichtungen eine Art von Ersatz derselben zu sehen. Zugleich war aber auch die Neigung erzeugt, ja gerechtfertigt, zuletzt in seinen Leidenschaften und seiner Willkür noch Höheres, mit Verachtung alles Gemeinsamen zu finden. Höchstens galt die Kunst etwas: das scheinbare oder wahre Böse (durch Ueberschätzung und Miß-

1) Siehe z. B. Platon's Euthydem. Aeschines, Axiochus, S. 15.
2) Foss, De Gorgia Leontino. Quint. Instit., III, 1.
3) Axiochus, p. 369. Dennoch gehört Prodikus zu den sittlicheren und löblicheren Sophisten. Grote, VIII, 316; Welcker, Rheinisches Museum, I, 1.

brauch rhetorischer Mittel) in scheinbares oder wahres Gute zu verwandeln; was freilich nichts Anderes war, als alle Haltung, alles Urtheil aus dem Leben verbannen. Durch das Schwanken der sittlichen Ueberzeugungen ward nunmehr eine wissenschaftliche Ethik gefordert, durch die Einseitigkeit der Naturphilosophie eine umfassendere Forschung, durch die Widersprüche der dogmatischen Systeme ein dialektisches Verfahren. [1])

Kritias, das Haupt der dreißig Tyrannen, der abtrünnige Schüler des Sokrates [2]), gilt uns für einen folgerechten Sophisten in der bürgerlichen Welt. Er führte ohne Scheu aus, was er sich künstlich eingeredet hatte; ein atheistischer Revolutionär, wie sie aus der falschen Philosophie des 18. Jahrhunderts auch hervorgegangen sind. [3]) Thrasybulus rette damals den Staat, Sokrates die Philosophie. [4]) Wir sollen die Gefahr vermeiden, diesen nach dem wahrheitsliebenden, aber keineswegs überall tief eindringenden Xenophon, bisweilen für oberflächlich und breit [5]), nach Platon für versunken in den Abgrund der tiefsten Speculationen zu halten; denn diese Erscheinung beweiset nur, daß jeder von beiden ihn so auffaßte und darstellte, wie es ihm zukam, und Platon das Empfangene weiter bildete. Auch scheint sich des Sokrates größtes Verdienst gerade darin zu offenbaren: daß von ihm nicht eine Reihe steifer Nachbeter, sondern so verschieden gebildete, politisch bedeutende Männer, so verschiedene Schulen der Philosophen ausgingen; daß er nicht alle nach einer versteinerten Handwerksweise abrichten wollte, sondern die Entwickelung der mannichfaltigsten Naturen beförderte. Die Heiterkeit, Genügsamkeit, Ruhe und Selbständigkeit seines edlen Charakters, die Durchdringung des moralischen und religiösen Sinnes wirkte höchst erfreulich auf seine Umgebungen; und wenn wir die Vergleichung mit dem Unvergleichbaren beiseite setzen, so hat nie einer so wie er die echte Popularität [6]), die wahre Geschicklichkeit eines Volkslehrers besessen. Dies ging gutentheils daraus hervor, daß er dem einfachen, wahrhaft gesunden Menschen-

1) Zeller, II, 29.

2) Xen. Mem., I, 2, 31.

3) Stäudlin, Geschichte des Skepticismus, S. 442.

4) Geboren 469, gestorben 399 v. Chr.

5) Was jetzt wohl so erscheint, war es damals nicht.

6) Lasaulx (Leben des Sokrates, S. 122) sagt: „Ich nehme keinen Anstand offen und zuversichtlich zu behaupten, daß keine unter allen alttestamentlichen Persönlichkeiten ein so vollständiges Vorbild Christi ist, als der Grieche Sokrates; und daß ebenso unzweifelhaft das Beste der christlichen Lebenslehre dem Hellenismus ungleich näher steht als dem Judaismus.“

verstande [1]), dem durch Alle hindurchgehenden Geistigen großes Gewicht beilegte. Demgemäß stellte er die naturphilosophische, welterklärende, allzu kühne Richtung früherer Philosophen [2]) zur Seite, brachte die Weisheit vom Himmel auf die Erde, aus der Ferne in die größte Nähe, aus dem Grübeln über das Unbegreifliche zu der Lösung täglicher Sitten- und Lebensfragen. Jedoch in durchaus anderer Weise als etliche Sophisten. Seine bescheidene Skepsis bezweckte nicht die Wahrheit zu untergraben, oder die Unmöglichkeit ihrer Auffindung nachzuweisen; sondern (und dies war seine Hauptaufgabe wie sein Hauptverdienst) dialektisch und wahrhaft philosophisch bis zur erlernbaren Erkenntniß [3]), zum wahren Wissen vorzudringen. Für diesen Zweck blieb seine Methode von besonderem Einfluß und fortwirkend für alle künftige Zeiten. Er verstand von dem Allgemeinen hinabzusteigen zu dem Einzelnen, und von dem Einzelnen aufwärts zu dringen bis zum Allgemeinen; die Begriffsentwickelung, die Definition, sowie die Induction danken ihm wesentliche Fortschritte. Doch verwandte er hiezu keine förmliche logische Theorie, gab den allgemeinen Begriffen kein besonderes Daseyn, und ging nicht auf dem Wege vorwärts, wo Platon später seine Ideen fand. Das unmittelbar Brauchbare, sittlich Veredelnde hatte für ihn den höchsten Werth, die Philosophie des Geistes überflügelte bei ihm sehr die von ihm gering geschätzte Philosophie der Natur. [4]) Weit entfernt jedoch, das Meinen und die Willkür des Einzelnen für jene als unbedingt gesetzgebend anzuerkennen und (gleichwie etliche Sophisten) eine eigenliebige, hochmüthige Subjectivität an die Spitze zu stellen, ward ihm alles Geistige zu einem Object, und erst in seiner Gesammtheit das Maß und der Weg zu Einsicht und Tugend. Ihm war das sittliche Gebot ein Gewisses, Unbedingtes, welches aus Erkenntniß und Weisheit allbestimmend hervorgehe, also mit wissenschaftlichem Verfahren in engster Verbindung stehe. Das Böse erwächst nur aus Mangel an der rechten Erkenntniß und Wahrheit; Wissenschaft, Tugend und Glückseligkeit gehen auf der höchsten Stelle ineinander über. Das Handeln nach Erkenntniß des Guten, nicht die gedankenlose Lust ist Zweck des Lebens; das Wohlverhalten, nicht das Wohlbefinden ist das höchste Gut. Die wahre Freiheit und Tugend kann nicht stattfinden ohne das rechte Wissen, ja sie geht ledig-

---

1) Sein Dämonium war keine besondere Persönlichkeit, sondern ein inneres Orakel.

2) Xen. Mem., I, 1, 13; IV, 7, 3, 5.

3) Schwegler, S. 110.

4) Xen. Mem., I, 1; IV, 7. Cic. acad. qu., I, 4. Zeller, II, 94.

lich aus demselben hervor.[1]) Wo das sittliche Bewußtseyn zur siegreichen Herrschaft gekommen, kann von Bekämpfung blos sinnlicher Triebe kaum noch die Rede seyn. Alle Tugenden finden ihren Mittelpunkt in der Weisheit[2]), welche dann auch den Prüfstein und Maßstab für das wahrhaft Nützliche giebt.

So wie jeder sich selbst durch Vernunft regieren soll, so steht auch die ganze Welt unter der zweckmäßigen Leitung der Vernunft. Die Gottheit hat Macht und Willen, Alles zu sehen, Alles zu hören, überall gegenwärtig zu seyn, und Alles mit ihrer Fürsorge zu umfassen.[3]) Diese Gottheit vernichtet dem Sokrates nicht die Persönlichkeit, sondern offenbart sich ihm im Selbstbewußtseyn. Ungeachtet dieser steigenden Gotteserkenntniß, welche die Volksreligion reinigen mußte, begann er indeß keinen vorlauten, zerstörenden Kampf wider dieselbe; denn obgleich niemals eine Zeit in der Weltgeschichte so ausgezeichnet war an Geistesreichthum und vielseitiger Bildung wie die des Sokrates und Perikles, war sie doch zu einem plötzlichen Sturze der Vielgötterei nicht geeignet und vorbereitet.

Sokrates gehörte seiner Zeit an, und zugleich allen künftigen Zeiten; er war wesentlich ein Grieche, ein Athener, und wiederum ein Weltbürger in einem bis dahin ungekannten Sinne. Sofern er der einbrechenden Ausartung widersprach, den Gehorsam gegen die Gesetze an die Spitze, und den Menschen nicht außerhalb des Staats gleichgültig oder scheinbar allgenugsam hinstellte, sofern er bürgerliches und religiöses Herkommen ehrte, war er ein Mann der guten alten Zeit; andererseits lag in seinem Verkehr mit Leuten aller Art[4]), in seinen Grundsätzen und Lehren, in seinem Bestreben überall die Anmaßung der Unwissenden an den Tag zu bringen und sie zu selbständigem Denken zu zwingen, ein Gährungsstoff, welcher dem bisher Bestehenden widersprach und es auseinander zu sprengen drohte. Kein Wunder, daß eine solche Persönlichkeit verschieden aufgefaßt, mißverstanden, angeklagt wurde. Schon früher von Aristophanes, der ihn entweder nicht verstand, oder leichtsinnig statt anderer Sophisten auf der Bühne verspottete, gewiß aber, neben allem gerechten Tadel der Gegenwart, mit blos rückwärts gekehrtem Blicke nicht wußte, was an der Zeit und was möglich war.

---

1) Spinoza und Sokrates, wie unähnlich sie sonst seyen, begegnen sich darin, daß ihnen die Tugend Erkenntniß ist. Trendelenburg, Historische Beiträge, II, 79. Arist. Nicom., VI, 13; VII, 2.

2) Xen. Mem., III, 9, 5.

3) Xen. Mem., I, 4.

4) Zankte Xanthippe, weil Sokrates selten zu Hause blieb, oder ging er fort, weil sie zankte? — Andere Gründe nicht zu erwähnen.

Keineswegs Aristophanes, sondern Sokrates war der wahre, tiefsinnige Reformator seiner Zeit, und entging ebendeshalb nicht dem Schicksale aller großen Reformatoren. [1])

Man klagte ihn an: „Er frevelt und treibt Thorheit, indem er unterirdische und himmlische Dinge untersucht, Unrecht zu Recht macht, und dies auch Andere lehrt. Er verdirbt die Jünglinge, und leugnet die Götter“ u. s. w. Es ist nicht nöthig und hier nicht der Ort, diese und verwandte Anschuldigungen umständlich zu widerlegen; wenige Bemerkungen werden genügen. Sokrates hatte während seines ganzen Lebens allen gesetzlichen Anforderungen des Staats (z. B. hinsichtlich der Kriegspflicht) gewissenhaft genügt, er hatte muthig nachtheiligen Vorschlägen und Beschlüssen (z. B. wegen der Feldherren bei den Arginusen) widersprochen. Darüber daß er nicht anmaßlich nach Staatsämtern trachtete, war er niemandem Rechenschaft schuldig; auch sagte er: „Ich nehme großen Theil an den Staatsgeschäften, wenn ich Sorge trage, daß so Viele als möglich dazu geschickt werden.“ [2]) — Diese Entschuldigung genügte aber am wenigsten, nachdem die Demokraten unter Thrasybul wiederum die Herrschaft in Athen gewonnen hatten; denn wenn Sokrates und seine Freunde auch nicht geradezu lakonisirten, so verhehlten sie doch niemals ihre Vorliebe für eine höher gebildete, aristokratische, ihre Anklagen gegen eine demokratische Verfassung; sie hatten immer nur deren Schattenseiten hervorgehoben, und an der Vertreibung der dreißig Tyrannen und der Spartaner keinen Antheil genommen.

Diese Umstände führten (trotz der bewilligten Amnestie) mehr den Untergang des Sokrates herbei, als die oben mitgetheilten Anklagen; obgleich nicht zu leugnen ist, daß Sokrates durch sein Benehmen, seine Lehrweise und seine Ueberlegenheit Viele verletzte, daß sich in ihm der Uebergang zu Anderem und Neuem zusammendrängte, daß er der Mittelpunkt einer wesentlichen, bereits vorbereiiteten, unausbleiblichen Veränderung war, in welcher nicht Wenige keinen Fortschritt, keine Verbesserung sehen konnten oder sehen wollten. Selbst in neuerer Zeit haben Unbetheiligte den Sokrates als einen Revolutionär bezeichnet, weil er Selbstbestimmung und Prüfung, weil er Privattugend über die unumschränkten Forderungen des Staats hinaufgestellt, innerlich auch wohl die Volksreligion verachtet habe. Des Sokrates Hervor-

1) Doch haben seine Lehren nie Vorwand oder Veranlassung zu verdammlichen Verfolgungen gegeben.

2) Xen. Mem., I, 6, 15. — Ueber des Sokrates ungeschicktes Benehmen in den Volksversammlungen: Platon, Gorgias, p. 474, ed. Steph.

heben der geistigen Subjectivität, welches (wie wir bemerkten) von dem sophistischen wesentlich verschieden war, begründete umgekehrt für das Gemeinsame, für das Gesetz und dessen Verehrung einen neuen Boden, und eine höhere Reinigung, Bestätigung und Beglaubigung; und ebenso war die Art, wie er sein Streben nach Gotteserkenntniß mit der bestehenden Gottesverehrung zu verständigen suchte, wahrhaft antirevolutionär. Mit einem Wort: er war kein Revolutionär — wie Alcibiades, Kritias [1]), Lysander und andere Griechen jener Zeit —, sondern ein Reformator, den aber freilich erst die Nachwelt besser begreift als die Mitwelt.

Mit großem Rechte wollte Sokrates in seinem Processe weder widerrufen, noch bitten und betteln, noch entfliehen; er fühlte das Gewicht seiner guten Sache und seiner Persönlichkeit (wie später Luther in Worms), und sprach: „Ich werde auf keinen Fall anders handeln, und müßte ich noch so oft sterben. Ich ziehe den Tod, den Gesetzen getreu, einem widergesetzlichen Leben vor. [2]) Trotz seines kühnen, den verwöhnten Richtern mißfälligen Benehmens, ward er bei der ersten Abstimmung nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen verurtheilt: ein Beweis, daß selbst damals die Meinung von seiner Schuld keineswegs allgemein war, und viele Athener — fast ohne es zu wissen — seinen Ueberzeugungen nicht ganz fremd waren. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Sokrates, wenn er den Richtern geschmeichelt, oder (nach athenischer Gerichtsweise) eine mäßige Strafe für sich in Vorschlag gebracht hätte, nicht wäre zum Tode verurtheilt worden. Doch liegt hierin keine Rechtfertigung der Richter; vielmehr sagt Platon mit Recht am Schlusse des Phädon: „So starb der Mann, welcher nach Allem, das zu unserer Kunde gelangt, im Tode der edelste, im Leben der verständigste und gerechteste war." [3]) Eine kluge Verlängerung seines Lebens wäre jedoch weder für die nächsten Umgebungen, noch welthistorisch für alle Zeiten so wichtig und wirksam gewesen, als dieser Tod.

Es ist bemerkt worden: Sokrates müsse auch Schuld haben, damit sein Tod tragisch erscheine. Diese Regel mag für die Tragödie gelten (welche vollkommen unschuldige Personen nicht brauchen kann), sie ist aber ungültig für die rechtliche Beurtheilung; denn nicht selten litten ganz Unschuldige, und wurden

---

1) Sehr mit Unrecht zählte man vielleicht Alcibiades und Kritias zu den von ihm verdorbenen Jünglingen; sie thaten das gerade Gegentheil dessen was er lehrte und forderte. Xen. Mem., I, 2, 12 fg.

2) Xen. Xem., IV, 4. 399 v. Chr.

3) Aehnlich Xen. Mem., IV, 8, 11. Ueber die Zahl der Richter; Zeller, II, 135.

Märtyrer ihres Glaubens und ihrer Ueberzeugung. Doch geben wir zu: Sokrates ist mit demselben Rechte verurtheilt worden, wie unzählige Ketzer, wie Huß und Hieronymus, die Jungfrau von Orleans, ja wie Christus selbst!! — Zur Ehre der Athener muß man bemerken, daß sie ihr Verfahren gegen Sokrates bald bereuten und seine leidenschaftlichen Ankläger streng bestraften[1]); auch zeigen andere, angeblich christliche Zeiten weit mehr schuldlose Opfer sinnloser und grausamer Unduldsamkeit.

Eine ganze Welt von Ansichten entwickelt sich (seitdem vorzugsweise in Athen) aus dem fruchtbaren Boden der Lehren und der Lehrweise des Sokrates. Die meisten seiner Schüler suchten in irgendeiner einzelnen Richtung das ihnen ungenügend Erscheinende schärfer und weiter auszubilden, wurden aber eben dadurch einseitig. Indem so dem vorzugsweise der ethischen Seite zugewandten Antisthenes das Entbehren des Aeußeren als Hauptzweck erschien, mangelte es diesem einseitigen, verneinenden Bestreben an einem genügenden Inhalte. In seine Strenge kam Schroffheit, in seine Erhabenheit Hochmuth, und die Lehre daß der Mensch nichts anderes und nichts weiter als tugendhaft seyn solle, gab zu dem Mißverständnisse Veranlassung, als könne man ohne allseitiges Ausbilden menschlicher Kräfte, ohne Wissenschaft und Erkenntniß, vielleicht am bequemsten die höchste Tugend erreichen. Auch ließ es sich schwer begreifen, wie man bei jener anmaßlich vereinzelnden Lehre den Gesetzen des Staats gemäß zu leben geneigt, verpflichtet und im Stande sey.[2])

Sowie Antisthenes der Arme das Entbehren, so stellte Aristipp der Reiche (aus Cyrene) einseitig das Genießen in den Vordergrund der Sittenlehre. Doch gehört wohl noch mehr dazu, daß man Herr der äußeren Dinge werde, als daß man sie zur Seite schiebe; sowie umgekehrt derjenige tiefer fällt, welcher von den äußeren Dingen beherrscht wird, als der sich von ihrem Einflusse ganz absondert. Niemand unter allen Griechen, die den Namen Philosophen erhielten, hatte eine solche Beweglichkeit und Geschicklichkeit, sich als heiterer, wohlwollender, liebenswürdiger[3]) Welt- und Lebemann dem Orte, der Zeit und den

1) Diod., XIV, 37; Diog. Laert., II, 23; Isocrat. Busiris argum. Zweifel dagegen Zeller, II, 138. Man kann zugeben, daß die Richter den Sokrates aus mancherlei Gründen und Vorurtheilen für schuldig hielten und bei dieser Ueberzeugung verharrten, und daß dennoch viele Athener später mit Recht Schmerz und Reue ergriff, wie nach dem Urtheilsspruche gegen die Feldherren, welche bei den Arginusen befehligten.

2) Diogenes Laërtius (VI, 1, 11) stellt die Cyniker und Stoiker mit Antisthenes in Verbindung.

3) Viele, meist unbedeutende Anekdoten von Aristipp bei Diogenes Laërtius.

Personen anzupassen wie Aristipp. Er konnte sich in die höchsten Verhältnisse hineindenken, und selbst des Sokrates Tod beneiden, oder doch bewundern; und dann wiederum sich mit handfestem Witze an Höfen und in liederlichen Häusern umhertreiben; unbezwungen jedoch, und so daß er frei blieb und überall herrschte, nicht beherrscht wurde. Aber bei minder kräftigen und schlechten Gemüthern ging die folgerechte Haltung und die Würde des Lebens ganz verloren, denn Aristipp lehrte: jede Sehnsucht nach der Vergangenheit, jede Furcht vor dem Künftigen müsse als thöricht beseitigt werden, weil nur der Augenblick der Gegenwart von entscheidender Wichtigkeit sey. Die Tugend ist ein bloßes Mittel, Schmerz das größte Uebel, der sinnliche Genuß hingegen höchster Zweck und alleiniges Lebensglück. [1]) Mögen die Empfindungen auch nicht das Wesen der Dinge aufschließen, so sind sie doch die subjectiv allein gültigen Maßstäbe, Kriterien über Güter und Uebel, Glück und Elend. Hienach erschien eine tiefere Untersuchung, „was wahren Genuß gewähre", entbehrlich, weil die fünf Sinne für die höchsten Lehrmeister der Weisheit galten. Das Gute ist die Lust, das Schlechte die Unlust; jene gewährt das Glück, und wissenschaftliches Forschen nach Erkenntniß ist unnütz, oder doch entbehrlich. Wenn sich deßungeachtet die Gewißheit aufdrang, daß ein ununterbrochenes Glück unmöglich sey, so strebte man unsicher umhertapfend nach Einzelheiten, und lebte in scheinbarer Bequemlichkeit von Tage zu Tage, bis Lehre und That in bloße Verkehrtheit überging.

Schon mußte es in einem lebendigen Staate Anstoß geben, wenn behauptet wurde: „daß die Philosophen nach Aufhebung aller Gesetze auf gleiche Weise leben könnten"; wie viel mehr, wenn Theodoros sagte: „die Welt sey das Vaterland [2]), und kein kluger Mann opfere sein Leben für den Staat". — Aber diesen klugen Männern war gewiß nicht wohl zu Muthe, wenn sie lehrten: „Freiheit oder Sklaverei, Ruhm oder Schande, Freundschaft und Anhänglichkeit trage nichts zum Glücke bei"; wenn sie, verzweifelnd auf dem Wege der Lustlehre irgendein genügendes Ziel zu erreichen, die trostlose Behauptung aufstellten: Vernichtung sey dem Daseyn vorzuziehen. — Von diesem folgerechten Wahnsinn der Lehre und des Thuns suchte Anniceris einzulenken; er räumte der Freundschaft, der Ehre, dem Vaterlande wieder die gebührenden Rechte ein, ohne jedoch den Grundfehler des ganzen Systems wegschaffen zu können. — So war

1) „Aristippus non dubitavit summum malum dolorem dicere." Cicero, Tusc., I, 6.

2) Schon Aristipp lehrte Aehnliches. Xen. Mem., II, 1, 13.

die Ethik der Cyrenaiker höchst mangelhaft, während sie Physik und Dialektik ganz beiseite ließen.

Gleich verschieden von der Richtung des Antisthenes und Aristipp war die der Megariker. Sie schienen nur im Kampfe, in der Dialektik, in Kunst- und Trugschlüssen zu leben, und waren Tadler und Widersprecher in Jeglichem. Euklides nannte zwar Einsicht, Verstand, das Göttliche u. s. w. gut, war aber Vielen wohl unverständlich, wenn er Eleatisches mit Sokratischem zu verbinden suchte, und alles dem Guten Entgegenstehende als nicht seyend aufhob. In dieser Schule zeigte sich mehr Tiefe und (trotz der Streitsucht) weniger Leichtsinn als bei den Sophisten; aber auch mehr Pedanterie und weniger zierliche Gewandtheit.

Es war die höchste Aufgabe, nicht blos diese einzelnen Ausstrahlungen des sokratischen Geistes in einem höheren, allgemeineren Brennpunkte zusammenzufassen, sondern auch alle früheren, so verschiedenen philosophischen Schulen einer Prüfung zu unterwerfen, das Irrige vom Wahren zu scheiden, und das letzte in reinerer Verklärung darzustellen. Es genügte nicht mehr, einzelne Richtungen mit übertriebener Vorliebe und im vergrößerten Maße als das Ganze zu empfehlen, oder andere beiseite zu schieben; sondern es kam darauf an, jeder ihre rechte Stelle, in angemessenem Umfange anzuweisen, Mißverständnisse in allgemeinere Harmonie aufzulösen, der Dialektik, Physik und Ethik, der theoretischen und praktischen Vernunft ihr Recht widerfahren zu lassen, und aus dem Meinen und Zweifeln zu einer wahren Erkenntniß vorzudringen. Platon stellte sich diese Aufgabe, und lösete sie in einer Weise, welche allerdings nicht alle weiteren philosophischen Bestrebungen unnütz machen konnte und sollte, aber den Dank, ja die Bewunderung der gesammten Nachwelt verdiente und erwarb.

Platon (geboren den 21. Mai 429, gestorben 348 v. Chr.), der Sohn des Aristo und der Periktione, stammte angeblich väterlicherseits von Kodrus, mütterlicherseits von einer Verwandtin des Solon. Seiner Mutter Bruder, Charmides, und sein Vetter, Kritias (der nachmalige Tyrann), gehörten zur aristokratischen, lakonisirenden Partei, was wohl auf Platon's Ansichten nicht ohne Einfluß geblieben ist. Sonst ward er geistig und leiblich wohl erzogen, und zeigte so bedeutende Anlagen zur Dichtkunst, daß er sich selbst in Trauerspielen versuchte. Ein neunjähriger Umgang mit dem Sokrates (etwa vom 20. bis 29. Lebensjahre) führte ihn jedoch zu seinem wahren Lebensberufe, und Reisen nach Italien, Sicilien, und vielleicht nach Aegypten, wurden von ihm ernstlich für seine weitere Ausbildung benutzt. In Italien traf er mit Archytas und anderen Pythagoräern zusammen,

in Sicilien boten getäuschte Hoffnungen (an den Höfen der beiden Dionyse) nützliche Belehrung, und manche Eigenthümlichkeiten der ägyptischen Priesterherrschaft machten (so sagt man) Eindruck auf Platon, obgleich er deren Nachahmung nirgends empfiehlt und aus dem Lande die Philosophie nicht holen und mitbringen konnte, wo es in wissenschaftlichem Sinne gewiß keine gab. Mit Recht pries sich vielmehr Platon glücklich, daß er geboren sey als Mensch, als Hellene und zur Zeit des Sokrates. Seine wissenschaftliche und sittliche Natur zeigte die vollkommenste Harmonie. Schön und wahr zugleich sagt deshalb von ihm ein Dichter [1]):

Edelster Mund des beredten Athen; von den Blättern der weisen
Panhellenen ertönt keines so mächtig wie du.
Während das Aug' du zu Gott und dem Himmel erhebest, o Platon,
Göttlicher schaust du zugleich Sitten und Leben der Welt.

Die Gesprächsform, in welcher fast alle Werke des Platon geschrieben sind, und welche, selbst abgesehen vom Inhalte, zu allen Zeiten viele Leser angezogen hat, war nicht etwas Willkürliches, Entbehrliches; sondern ging aus seiner Persönlichkeit, dem Zustande der Wissenschaft und seinen Zwecken nothwendig hervor. Nur sie konnte den Irrthum sichtlich vernichten, Selbstbewußtseyn und eigene Thätigkeit in ungekanntem Maße hervorrufen, Anstoßgebendes in mittelbarer Weise erörtern, eine rege Theilnahme, eine dramatische Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit bewirken, Scherz mit dem Ernste, und die Wissenschaft mit Kunst und Schönheit in die engste Verbindung bringen. Niemals ist der Dialog wieder in solcher Vollkommenheit gehandhabt, ja er ist in der Regel von späteren Philosophen verschmäht worden: theils weil ihnen die Gabe fehlte, ihn angemessen und dramatisch durchzuführen, theils weil diese Form wie ihre Lichtseiten, so auch ihre Schattenseiten hat. Zu diesen gehört: daß sie einen regelmäßigen wissenschaftlichen Fortschritt erschwert, Abschweifungen, ermüdende Weitläufigkeiten und Wiederholungen herbeiführt, und die letzten Ergebnisse (oft wohl vorsätzlich) in solcher Unbestimmtheit hinstellt, daß nicht blos Laien sie nicht fassen, sondern selbst Meister über Sinn und Bedeutung in Streit gerathen, und sich abmühen, das Zerstreute, Zweifelhafte, als ein abgeschlossenes Ganzes darzustellen. Beim Bestreiten der Sophisten erlaubt sich Platon bisweilen selbst ein sophistisches Verfahren; auch kann man nicht alle Gespräche Platon's dialogische Kunstwerke nennen, vielmehr tritt diese Form allmählich immer mehr zurück, und wird fast zu einem Aeußerlichen, Entbehrlichen, einem hors d'oeuvre.

1) Jacob's Anthologie, V, 20.

Ebenso sind die in platonische Gespräche eingewebten Mythen einerseits sehr bewundert [1]), andererseits aber mit Recht bemerkt worden, daß diese schwärmenden Phantasien gewöhnlich da ihren Platz finden, wo die Wissenschaft ihre Grenze sieht, und die Gedanken nicht rein zu klarem Bewußtseyn zu bringen sind. Sie führen in das Gebiet der Dichtkunst und Religion, wodurch der philosophische Boden (wie Einige behaupten) erweitert und verklärt wird; wodurch man (wie Andere klagen) unwissenschaftliche Vermischungen herbeiführt, und mit Gefühlen und Träumen die Lücken und Mängel wissenschaftlicher Erkenntniß auszufüllen und zu verdecken sucht.

Die während eines langen Lebens entworfenen Gespräche Platon's offenbaren sehr natürlich eine allmähliche Fortbildung, ja selbst eine Umgestaltung seiner philosophischen Anschauungsweise; zum Theil herbeigeführt durch Reisen, durch die sich mehrende Bekanntschaft mit Philosophen und ihren Schriften, sowie durch die ihn tief berührenden Schicksale seines Lehrers, seiner Freunde und seiner Vaterstadt. Es ist hier nicht der Ort, auf die Forschungen und Streitigkeiten näher einzugehen, welche über die Echtheit und die Reihefolge der platonischen Gespräche von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag stattgefunden haben; obgleich zu erwähnen bleibt, daß die in unseren Tagen vorherrschende, verneinende und zersetzende Kritik auch hier überkühn hervorgetreten ist, und dem Platon selbst Gespräche wie den Parmenides, Sophisten, Staatsmann und die Gesetze [2]) abgesprochen hat. — Allerdings ist das unzweifelhaft Echte nicht gleich vollkommen, die etwanige Mangelhaftigkeit aber kein genügender Beweis der Unechtheit.

Platon wußte sehr wohl, daß der Mensch keine ganz vollkommene Erkenntniß aller irdischen und überirdischen Dinge erlangen könne; diese bescheidene Einsicht brachte ihn aber keineswegs dahin, alle Erkenntniß zu leugnen und sich mit bloßen Vorstellungen und Meinungen zu begnügen. Alles Meinen ist nur ein Mittelding zwischen Unwissenheit und Wissenschaft; und die Lehre, daß die Wissenschaft lediglich Empfindung sey und darauf beruhe, vernichtet alle wahre Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Wissens und Erkennens. Für dieses giebt es ein

---

1) Aristoteles sagte: Platon's Styl bewege sich zwischen Poesie und Prosa. Diog. Laert., III, 25. Eine strenge Kritik der platonischen Schreibart. Dionys. Halic., VI, 759, 1024, 964. Keineswegs zeigt sich in allen platonischen Gesprächen poetischer Sinn; wir erinnern an Euthydem, Parmenides, Cratylus.

2) Gegen das ausdrückliche Zeugniß des Aristoteles. Politik, II, 3, 1.

von der bloßen Empfindung getrenntes, höheres Vermögen des Geistes.

Das Verlangen der Wissenschaft geht nicht auf diese oder jene Erkenntniß, sondern auf alles Erkennen überhaupt. Die Philosophie ist bestimmt alle Erkenntniß zu durchdringen, und die Dialektik steht an der Spitze aller Disciplinen, als Wissenschaft vom Seyenden und Wahrhaften. Ihr Gegenstand ist das Seyn und Denken nach ihren ewigen Bestimmungen; sie lehrt das Verhältniß des Seyenden zum Nichtseyenden und die Art, wie Begriffe sich durchdringen, in Gemeinschaft treten oder sondern; worohne Denken und Erkennen überhaupt unmöglich bleibt. Sokrates hat diese Speculationen zu sehr an die Seite geschoben; vielmehr kann und muß man darthun, daß weder das bloße Seyn der Eleaten, noch das bloße Werden des Heraklit, noch die in Objecte verwandelten Zahlbegriffe des Pythagoras dem menschlichen Geiste genügen und alle vorliegenden Fragen lösen. Jedes Ding ist zugleich ein Eins und ein Vieles, ein Beharrliches und ein Bewegliches; es giebt kein Werden ohne alles Seyn, und kein Seyn ohne alles Werden. Veränderliches und Zufälliges läßt sich ohne Unveränderliches und Nothwendiges nicht denken; Erkenntniß ist weder ohne Ruhe, noch ohne Bewegung; weder ohne Stehendes, noch ohne Fließendes. Das Wissen besteht nicht im Wahrnehmen, sonst gäbe es keine allgemeine Wahrheit; es liegt auch nicht im Gebiete der bloßen Vorstellung, denn wenn diese genügte, könnte es keine irrigen Vorstellungen geben. Der bloßen Vorstellung fehlt die Einsicht in die Nothwendigkeit der Sache, und wenn jede wechselnde Empfindung Anspruch auf unbedingte Wahrheit macht, so giebt es gar nichts Beharrliches; die verschiedenen Empfindungen heben sich untereinander auf, und zwischen dem Weisen und dem Thoren bleibt kein Unterschied.

Die Stufen und Verwandlungen, welche der Mensch durchschreitet und an sich erfährt, um aus dem Zustande der Unwissenheit zur Erkenntniß vorzudringen, beschreibt Platon sehr schön, indem er sagt[1]: „In einer finsteren Höhle, die jedoch an einer anderen Seite zum Lichte Ausgang hat, sind Menschen durch Fesseln am Haupte und an allen Gliedern gezwungen, unwandelbar nach einer gegenüberliegenden Felswand hinzublicken. Hinter ihnen zeigt sich ein Damm, auf welchem allerhand Kunstwerke, Bildnisse von Menschen und Thieren, erst still stehen, dann auch von Leuten hin- und hergetragen werden, welche hinter jenem Damme verborgen sind, und bald sprechen, bald schweigen. Ein fernes Feuer bestrahlt jene Kunstwerke, die Schatten fallen

1) Republik, Buch 7.

auf die Felswand. Nur diese Schatten sehen die Gefesselten, sie kennen Nichts als diese Schatten und halten sie deshalb für das Wesenhafte, wähnen daß sie reden, gehen" u. s. w.; nie erschien ihnen etwas Wahrhafteres. Jetzt löset man sie plötzlich von den Banden, zeigt den Umgewandelten die Kunstwerke selbst, sagt ihnen, wie sie bisher nur Schattenbilder sahen und in lauter Täuschung verstrickt waren. Sie aber, geblendet vom Glanze des Feuers, werden nur in dem früher Erkannten Wahrheit und Wohlbefinden suchen und die Belehrenden thöricht nennen, bis sie allmählich daran gewöhnt, glauben zum Wahren und Wesenhaften gedrungen zu seyn. Von neuem ergreift sie indessen ein Führer und bringt sie durch die Windungen der Höhle zum Lichte, zeigt ihnen zuerst im Wasser Bilder lebendiger Menschen, endlich die Menschen selbst, die Sonne, den Himmel. Schmerzlich wird solche Erleuchtung wirken, Sehnsucht entstehen nach der vorigen Finsterniß; Wenige nur bleiben eingeweiht, Kinder des Lichts.

So schwer ist selbst ein allmählicher Uebergang zur wahren Erkenntniß, so gewöhnlich verschmähen die in tiefer Unwissenheit Befangenen das Licht, so groß erscheint bei schnellerem Uebergange die Unfähigkeit, irgendetwas von dem unendlich Schönen und Guten zu erblicken. Im Fall ein Geheiligter, ein Geweihter, aus lichten Höhen zu den in Finsterniß Wohnenden hinabsteigt, und von Unwissenheit und Dunkelheit umnebelt, nicht sogleich Jegliches sieht, und dann sogar erweiset, daß hier nur Nichtiges zu schauen sey, so schmäht ihn das Volk in thörichter Verblendung und meint: seine Unfähigkeit im Verkehrten leben zu können, sey gleich ihrem Ungeschick im Rechten zu verweilen und dasselbe zu erkennen.

Wenn sich nun das Wesenlose, Unwahre dem Menschen von allen Seiten aufdrängt, wenn der Weg zur wahren Erkenntniß so schwer zu finden, der bloße Schein so schwer von dem Wirklichen, das Vergängliche vom Ewigen zu unterscheiden ist: giebt es da keinen Wegweiser, keinen Prüfstein, keine sichere Stütze des Ausgangs und Fortschrittes, um das ersehnte höchste Ziel der Menschheit, die Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen zu erreichen? Platon glaubte in der Lehre von den Ideen die Aufgabe richtig gestellt, und die Lösung gefunden zu haben.

Jedem Scheine muß irgendwie etwas Wahres, jedem Veränderlichen etwas Dauerndes zum Grunde liegen, oder damit verbunden seyn, wenn sich nicht Alles in ein Nichtiges, Nichtseyendes, Unerkennbares auflösen soll. In jedem einzelnen Dinge muß sich ein Antheil finden an dem Allgemeinen und Nothwendigen, an den Ideen; ohne diese kommt man nie von der zer=

streuten vergänglichen Vielheit zur unvergänglichen Einheit und zur Aussöhnung der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, mit den zusammenfassenden allgemeinen Begriffen. Die Ideen geben das Gleichmäßige, Gleichförmige zu dem Beweglichen; sie werden aufgefunden und erklärt in der Dialektik, zeigen sich in der Physik als die Grundlagen aller Naturerscheinungen, und geben in der Ethik die Gesetze für das menschliche Handeln. Die Ideen haben nur eine gedachte Wirklichkeit, sie sind (gleichwie die allgemeinen Begriffe) nicht äußerlich im Raume. Die Dinge sind nicht bloße Vorstellungen; wohl aber giebt es Begriffe, welche der Vernunft angeboren sind, und denen kein Gegenstand in der Erfahrung entspricht. Die Ideen sind die reinen Begriffe der Vernunft, ursprünglich der göttlichen, aus welcher die menschlichen Vernunftbegriffe abstammen; überhaupt ist das unbedingt Wahre, Schöne und Gute nicht blos menschlicher Abkunft, und das Physische nur der Durchgangspunkt aus dem Nichtseyn zum wahren Seyn.

Vor Sokrates sah man in den Gegenständen das Wahrhafte und die eigentliche Wirklichkeit; nach Platon ist dies Empfundene, sind diese Erscheinungen das Unwirkliche, welches am wahren Seyn nur durch Bezugnahme auf die Ideen (diese Principien des Wissens und der Veränderungen, diese Ur- und Musterbilder alles Seyns) Theil hat. So wird der Gedanke, der Geist (im Gegensatze zur Natur) das Höhere, Schaffende, Belebende; die Ideen sind das Wesentliche, wahrhaft Wirkliche, Bleibende in allen Dingen; sie sind das Allgemeine, welches durch alles Einzelne hindurchgeht. Alles wahre Seyn liegt im Geiste; die bloße Materie, der Stoff, ist die Wurzel der Unvollkommenheit, des Bösen.

Wo sich irgendetwas Wahres, Gutes, Schönes findet, wo sich im Mannichfaltigen eine bleibende Einheit und ein Wissen darum nachweisen läßt, giebt es auch eine Idee desselben; alle diese Ideen sind begründet in der höchsten Idee, in Gott. Nicht der Mensch, sondern er ist das Maß aller Dinge; das wahre Schöne, das wahre Gute, die Einheit des Seyns und Denkens. Alles Ideelle im Menschen stammt von einem höheren Urheber; die Gottheit ist Urheber der Ideen und ihres Eintritts in die Welt der Erscheinungen. Die Ideen sind (nach einer jedoch bestrittenen Erklärung) keine besonderen Substanzen außerhalb Gottes und unbekannt woher; sie sind die Gedanken Gottes, in denen er sich schaut, und wo das Denken und das Seyn dasselbe ist.

Von jeher ist die Lehre von den Ideen [1]) als der wichtigste,

1) Die Ideenlehre tritt jedoch in den später geschriebenen Gesetzen sehr zurück.

zugleich aber als der schwierigste, unverständlichste Theil der platonischen Philosophie betrachtet worden. Dies liegt zum Theil an der schwankenden, nicht ganz gleichartigen Weise, mit welcher Platon über die Ideen spricht; noch mehr aber an der Sache selbst. Leicht sieht man, daß die Ideenlehre der Mittelpunkt ist, wo viele Fäden zusammenlaufen; dennoch wird sie immer eine Art Geheimniß bleiben, weil sie eben die Erklärung eines solchen bezweckt: nämlich des Verhältnisses des Einzelnen zum Ganzen, des Zeitlichen zum Ewigen, der inneren Freiheit und der Bestimmung von außen, des Unveränderlichen und Veränderlichen, des Seyns und Werdens, des Stoffes und der Form. Auch sind von jeher viele hieher gehörige Bedenken erhoben worden. Giebt es einen Stoff, eine Materie schon vor der Einwirkung der Ideen, oder wird das Nichtseyende erst durch das Hinzutreten derselben zum Wirklichen? Wenn wiederum die Ideen durch Mischung mit dem Nichtigen oder blos Scheinbaren in eine Art von Knechtschaft gerathen, was bestimmt sie, sich in dieselbe zu begeben? Wäre ihr Zurückziehen eine völlige Vernichtung der sichtbaren Welt, und giebt es außerhalb der Ideenwelt gar keine Wahrheit? Sind die Dinge gleichmäßig von ihnen durchdrungen, und woher die Verschiedenheit der Dinge, sofern man ihr Lebensprincip ganz gleichartig setzt? Ist der Leib, das Materielle, die sinnliche Empfindung wirklich nur ein Hinderniß der Erkenntniß, und wie sind wir aus einem vollkommenen Seyn in unser unvollkommenes Leben gerathen? Liegen die Ideen in einer unbegreiflichen Mitte zwischen Gott und der Welt, oder versenkt sich Gott pantheistisch in dieselbe, als in sein eigenes Werk? Wie können die Ideen in den Dingen seyn, wenn sie zugleich ein unabhängiges Daseyn haben sollen, und als von ihnen getrennt, ja als entgegengesetzt dargestellt werden? Es fehlt der begreifliche Uebergang von der Idee zur Erscheinung, von dem angeblich wesentlichen, unveränderlichen Daseyn in das Unwesentliche und Veränderliche. Hat keine körperliche Erscheinung wahres Seyn, und ist von ihr kein Wissen denkbar? Woher kommt die Schranke für die Idee, und warum unterwirft sie sich derselben? Nirgends ist das Verhältniß der Ideen zu Gott über allen Streit hinaus dargestellt und entwickelt. Das dialektisch Mangelhafte findet indessen Hülfe bei dem Ethischen, wo Gott dem Platon die Idee aller Ideen, die des Guten ist. Doch bleibt es unklar, wie Gott nur mit und durch, oder neben den Ideen wirkt; weshalb dann auch die Ideenlehre allmählich meist verschwunden und die einfache Gotteslehre überall an die Spitze getreten ist. Hiezu bietet sich indessen der Uebergang, insofern bei Platon der neidlose Gott, durch die der Weltbildung vorhergehenden Ideen, zu einer (liebevollen)

Selbstoffenbarung und Schöpfung fortschreitet. Die Welt ist also etwas Gewordenes, aber schon deshalb körperlich.

Jedenfalls zeigt sich indessen hier, trotz wohlberechtigter Einwendungen, ein Fortschritt des Gedankens über das Gedankenlose, eine gewaltige Macht des Geistes. Aber der Fortschritt führte noch nicht zum Ziele, und die verkünstelte Deutung der Natur, sowie die Vernachlässigung alles Persönlichen, Individuellen, um des Allgemeinen willen, ward schon von dem größten Schüler Platon's gerügt. [1])

Am reinsten, edelsten und verständlichsten tritt Platon's Gotteslehre da hervor, wo ihr künstliches Verhältniß zu den Ideen zur Seite bleibt. Ueberall ist jedoch dem Platon die weltbildende Vernunft höher als das Menschliche, seine Theologie wird nirgends zur bloßen Anthropologie, und Gottähnlichkeit bleibt das höchste Ziel des menschlichen Strebens. Platon unterscheidet den wahren Glauben vom falschen Glauben [2]), er weiset von den absterbenden Formen der heidnischen Religionslehre hin auf eine tiefsinnige und höhere. Die Zweckmäßigkeit der Welt, und die Nothwendigkeit einer ersten Ursache wird überall hervorgehoben, und erwiesen: das Böse könne nicht von Gott herrühren, sondern habe entweder eine andere Ursache, oder sey nur scheinbares Böses.

Die Idee der Gottheit und des Guten gehört zum Menschen und ist schlechthin gewiß; ohne diese Gewißheit wäre überhaupt nichts wahr und gewiß, und das auf das Höchste gerichtete Denken bleibt das Erste und Würdigste. Das größte Unternehmen der Vernunft ist die wissenschaftliche Erkenntniß Gottes; denn obgleich wir nicht zu einer vollkommenen Erkenntniß Gottes und seiner Weltregierung kommen, müssen wir doch streben, uns ihr zu nähern. Gott ist der Urquell aller Wahrheit und Sittlichkeit, einig, allmächtig, allwissend, allweise, unveränderlich [3]), Schöpfer und Lenker des Weltalls. Gott ist niemals den Menschen mißgünstig [4]); er täuscht sie niemals durch Verwandlungen, Erscheinungen, Reden oder Zeichen. [5]) Stets ist er im höchsten Sinne vollkommen gerecht, und der ihm am ähnlichsten, welcher unter uns ebenfalls der gerechteste und mit Einsicht fromm ist.

---

1) Platon fut tout psychologique. St.-Hilaire, Politique d'Aristote, III.

2) Gorgias, S. 455.

3) Allerdings sind manche platonische Lehren mit dem Christenthume verträglich; was er aber in der Republik (II, 381, 382) sagt, widerspricht doch wohl dem Dogma von der Menschwerdung und der Trinität.

4) Theätet, S. 151, 176.

5) Republik, II, 379, 382.

Platon's **Sittenlehre** steht in der engsten Verbindung mit seiner Erkenntniß- und Gotteslehre. Das rechte Wissen ist untrennlich vom sittlichen Handeln, und Alles, was die Erkenntniß befördert, befördert auch die Sittlichkeit; dergestalt, daß alle unsittlichen Handlungen aus Mangel an Wissen hervorgehen. Ohne das Wissen des Guten würde dasselbe nichts nützen und in der Hauptsache unbrauchbar bleiben. [1]) Tugend ist der Zustand der höchsten Vollkommenheit der Seele; sie ist Unterordnung des Thierischen unter das Menschliche, und Gehorsam gegen Gott. [2]) Keine Glückseligkeit ohne Tugend, keine Unsittlichkeit ohne Unglückseligkeit. Das Gute ist nicht einerlei mit dem Angenehmen, noch das Böse mit dem Unangenehmen. [3]) Platon setzt Freiheit des Willens und Zurechnungsfähigkeit voraus, und nennt auch das gut, was dem Menschen nicht in gewöhnlichem Sinne nützlich ist [4]); er hebt die erfreuliche Einheit der Tugend hervor (unbeschadet ihrer einzelnen Zweige), und, im Gegensatz, die abschreckende Mannichfaltigkeit des Schlechten. Demgemäß nennt er die Tugend ein Untheilbares, und dieselbige Kraft, welche die eine hervorbringt, erzeugt auch alle anderen.

Es giebt in jedem zwei vorherrschende und führende Triebe: eine angeborene Begierde nach dem Angenehmen, und eine erworbene Gesinnung, welche nach dem Besten strebt. [5]) Wenn uns diese Gesinnung durch Vernunft zum Besseren führt und regiert, so heißt diese Regierung Besonnenheit; wenn aber die Begierde vernunftlos hinzieht zur Lust und in uns herrscht, so wird diese Herrschaft Wildheit genannt. Die Vollkommenheit des Menschen erfordert Harmonie, Uebereinstimmung der Seele und des Leibes. Wenn alle untergeordneten Triebfedern beseitigt sind, und die besseren Theile der Seele, welche zu einem wohlgeordneten Leben und zur Liebe der Weisheit hinleiten [6]), den Sieg erlangen, so führen sie schon hier ein seliges und einträchtiges Leben, und Liebe und Achtung der Menschen kann so wenig ausbleiben, als Seligkeit nach dem Tode. Gar nichts wissen vom Gerechten und Ungerechten, Guten und Bösen, das ist in der That das Allerschändlichste, und wenn auch das ganze Volk es lobte.

1) Wenn die Tugend auf Erkenntniß beruht, muß sie auch lehrbar seyn, und wenn man nie wissentlich Böses thäte, müßte auch die Zurechnung wegfallen. Aristoteles' Lehre ist hierüber deutlicher und richtiger als die Platon's.

2) Doch finden sich selbst in dem hochgerühmten Gastmahle widerwärtig sinnliche Bestandtheile.

3) Gorgias, S. 497.

4) Protagoras, S. 333.

5) Gorgias, S. 237.

6) Gorgias, S. 256, 277.

Vernunft ist Tugend, entweder die ganze, oder ein Theil von ihr. [1]) In der wahren Wissenschaft, zu welcher sich nur das Gute, nicht die Lust erheben läßt, fällt das Thun zusammen mit dem Wissen; aber freilich ist die menschliche Wissenschaft nur ein Werden, nur Philosophie, und es giebt auch Tugendübung vor dem Erwerben vollkommener Erkenntniß.

„Müßte ich", sagt Platon, „Unrecht thun oder Unrecht leiden, so würde ich das letzte vorziehen. [2]) Denn wer rechtschaffen ist und gut, der ist glückselig; wer aber ungerecht und böse, ist elend. Der Ungerechte und Unrechtthuende ist auf jeden Fall elend; elender jedoch, wenn ihm nicht sein Recht widerfährt, und er keine Strafe erleidet für sein Unrecht. Man darf weder jemand wieder beleidigen, noch irgendeinem Menschen Uebles zufügen, und wenn man auch was es immer sey von ihm erleidet." [3])

Ungeachtet dieser reinen Sittenlehre, hält Platon die Sklaverei, selbst gleichartiger Menschen, für natürlich; und obwohl er gegen grausame Behandlung der Sklaven spricht [4]), will er sie doch ernst, streng und von oben herab behandeln, damit sie nicht verweichlichen und übermüthig werden.

In enger Verbindung mit der Sittenlehre finden wir die Lehre von der Unsterblichkeit. Platon geht davon aus: es gehöre zum Wesen der vernünftigen Seele immer zu leben, und Unsterblichkeit sey nothwendige Bedingung echter Erkenntniß. Im Leibe befindet sich die Seele wie in einem Gefängniß; mithin ist die Trennung von demselben, es ist der Tod ein Gewinn für die unabhängige Fortdauer. Ueberhaupt erfolgt alles Werden aus dem Entgegengesetzten, also das Leben aus dem Tode. — Diese und ähnliche Beweise sind jedoch vielmehr Voraussetzungen; und so wenig z. B. die Ewigkeit des Leibes aus der Verwandlung seiner Bestandttheile folgt, so wenig die persönliche, bewußte Fortdauer der Seele, aus ihrer Trennung vom Leibe. Wir wissen weder etwas Gewisses über den Ursprung der Seele, noch darüber, ob und wie Seelen neu erschaffen werden; was indessen einen Anfang hat in der Zeit, kann auch ein Ende nehmen. Zur Beseitigung dieses gewichtigen Einwandes legte Platon großes Gewicht darauf: daß die einfachen, also unzerstörbaren [5])

1) Menon, S. 89; Phädrus, S. 277.
2) Gorgias, S. 469—472.
3) Kriton, S. 49.
4) De legibus, VI, 776, 779.
5) Dies stimmt nicht recht mit Platon's Zerlegung der Seele in mehrere Theile, und dem Herrschen des einen oder des anderen bei einzelnen Menschen, ja ganzen Ständen.

Seelen schon vor ihrem Eintritte in das irdische Daseyn irgendwo gelebt hätten, und ihr Lernen und Erkennen wesentlich nur ein Wiedererinnern sey. Diese Annahme schiebt das Geheimniß des Anfangs nur weiter hinaus, ohne es aufzuklären. Wenigstens fehlt nicht die gewaltige Arbeit des Neulernens, und wo Erinnerung und Bewußtseyn ausgehen, gerathen wir in das Nichtseyn. Weil das Ewige ewig ist, ist es nicht der Einzelne als solcher, und die Seele nicht unsterblich, weil sie den Tod von sich weiset, und die Idee des Lebens Unsterbliches in sich schließt. Daher sagte schon Cicero [1]) in Bezug auf die platonischen Unsterblichkeitsbeweise: „Wenn ich den Phädon zur Seite lege, und selbst anfange über die Unsterblichkeit der Seelen nachzudenken, so verschwindet mir alle frühere Bestimmung, und da Platon keine echten Gründe giebt, so könnte mich nur das Ansehen eines solchen Mannes bezwingen.“ — „Platon“ schreibt der amerikanische Präsident Jefferson, „gilt hauptsächlich für einen Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele; und doch wage ich zu behaupten, daß wenn es keine besseren Beweise dafür giebt, kein Mensch in der Welt daran glauben würde.“ [2]) — Sagt doch Platon zuletzt selbst (Schleiermacher, Phädon, S. 69): „Eines muß man doch in diesen Dingen erreichen; entweder lernen, oder erfinden, wie es damit steht. Oder wenn dies unmöglich ist, die beste oder unwiderleglichste menschliche Meinung davon nehmen und darauf, wie auf einem Brete, versuchen, durch das Leben zu schwimmen; wenn einer nicht sicherer und gefahrloser kann auf einem festeren Fahrzeuge, etwa eine r göttlichen Rede, reisen.“ — Das wäre also wohl Offenbarung, statt Speculation; um aber auch jene zur vollen Tageshelligkeit zu erhöhen, muß man eben vorher sterben. [3])

Unter allen Richtungen und Aufgaben der Philosophie steht keine mit den allgemeinen Zwecken dieser Vorträge in engerem Zusammenhange, als die über Recht, Gerechtigkeit und Staat. Da nun Platon hievon vorzugsweise in drei großen Werken, dem Staatsmanne, der Republik und den Gesetzen handelt, so haben wir doppelte Veranlassung, näher darauf einzugehen, nachdem wir mit wenigen Worten an die früheren Ansichten über Recht und Staat erinnert haben. Im Allgemeinen waren dieselben bei den alten Griechen mit der Religion genau verbunden. Deshalb sagte Heraklit: „alle menschlichen Gesetze werden von einem, von dem göttlichen Gesetze ernährt“; und Archytas:

1) Cic. Tusc., I, 11, 21.

2) Jefferson, Memoirs, IV, 241, 325; Raumer's Amerika, I, 186.

3) Näheres in Raumer's Antiquarischen Briefen. — Corporum resurrectio sola revelatione sciri potest. Leibn. op. ed. Erdmann, II, 445.

„dasselbe ist der Richter und der Altar, denn zu beiden nimmt der am Rechte Gekränkte seine Zuflucht". Wesentlich hatten sich die Ansichten geändert, als die Sophisten behaupten durften: das Gerechte beruhe nur auf Satzungen und auf der Willkür derer, welche die Menschen zu beherrschen verstehen. Wir sahen, wie Sokrates dieser schädlichen Richtung entgegentrat; auch boten seine Tugendgesetze den Uebergang zu Rechtsgesetzen. Indem Antisthenes den Weisen von jeder Fessel seiner Freiheit losmachen wollte, sprach er ihn auch los von allen Verbindlichkeiten gegen den Staat. Der Weise sey unter den übrigen Menschen wie der Löwe unter den Hasen; könne also nicht Gleiches mit ihnen theilen, nicht nach den bestehenden Gesetzen, sondern nur nach seinen Gesetzen der Tugend leben. Auch Aristipp lehrte: daß allein Sitten und Gesetze Quellen des Rechts seyen, und der Weise sich Alles erlauben dürfe, sofern es nur zur rechten Zeit geschehe. Die lose Ansicht des Aristipp und die strenge des Antisthenes stimmten jedoch darin zusammen, daß ihr Weiser gleich eigensüchtig erscheint und sich auf dem Wege zu einer flachen Weltbürgerei befindet.

Bevor wir auf Platon übergehen, mag hier noch eine allgemeine Bemerkung Platz finden. Der Begriff des Rechts, insofern es subjectiv gedacht einer Person zugeschrieben wird, kommt bei den Griechen (wenigstens in der Kunstsprache und der wissenschaftlichen Behandlung) fast gar nicht vor. Ihr Ausdruck ist blos objectiv: τὸ δίκαιον bezeichnet den Zustand des Rechtsverhältnisses als schon gesetzt, und drückt die bestimmte Ordnung der Dinge oder vielmehr der Menschen aus, worin sie sich gegenseitig begegnen, und einer nicht in das Gebiet des zweiten hinüberschreiten kann. Diese Ordnung betrachten sie als etwas Ursprüngliches, nicht als etwas durch die Befugniß der Person Bewirktes, wie beim jus. Begriff und Wort der Gesetze bedeutet bei ihnen angemessene Gleichheit und Vertheilung, und mittelbar auch das rechte Gleichgewicht. Schwierig dagegen war bei den Griechen der Unterschied zwischen Gerechtigkeit, als der Person zukommenden Tugend, und einem blos äußerlichen Verhältniß. Auch ist Platon's Darstellung des Staats nicht blos Darstellung der Rechtsverhältnisse, sondern des ganzen sittlichen Lebens. Zuerst mag das Bedürfniß der Menschen zueinander führen, der wahre Staat wird aber auf Vernunft gegründet, ist die Wirklichkeit der sittlichen Ideen in ihrem Zusammenhange, und die praktische Aeußerung der Gegenwart der Sittlichkeit im Besonderen. Er bezweckt die sittliche Veredlung der ganzen Menschheit, welche außerhalb des Staates (durch vereinzelte Menschen) unmöglich ist; er soll vorzugsweise für diese Entwickelung und den

Frieden, nicht für den Krieg eingerichtet seyn. [1]) Es giebt nach Platon ursprünglich verschiedene Charaktere unter den Menschen, verschiedene Bildungsstufen, die einen verschiedenen Beruf in der Aufgabe der Sittlichkeit hervorbringen; daher sind auch die Ansprüche an das Recht verschieden. Dies ist also zwar eine Gleichheit, aber nur eine qualitative um der ungleichen Verhältnisse willen; mithin nicht nach dem in unseren Tagen gewöhnlichen Sinne.

Um dies und alles andere hieher Gehörige zu verdeutlichen, dienen folgende Auszüge aus den bereits genannten Werken Platon's. Der Staatsmann soll die königliche Wissenschaft besitzen, welche nicht die des Redners, Feldherrns, Richters, sondern ein Höheres ist, was diese unter sich begreift. Sie weiß Tapferkeit und Mäßigung zu vereinigen; denn jene vorherrschend führt zu unruhiger Gewalt, diese zu schlaffer Weichheit. Jene strebt zu eigenem Verderben nach dem Gleichartigen, während doch nur aus der Verbindung des Entgegengesetzten der allgemeinere Sinn, das wahre Leben, die echte Gesundheit hervorgeht. Die königliche Kunst entspringt aus unwandelbarer Kenntniß des wahrhaft Guten, Schönen, Gerechten, und diese wiederum aus göttlicher Einwohnung und Erzeugung.

Die gewöhnliche Eintheilung der Staatsverfassungen nennt Monarchie, Aristokratie und Demokratie, mit ihren Ausartungen; aber hiemit ist nur wenig über Inhalt, Werth und wahre Anwendung jener königlichen Wissenschaft und Kunst gesagt. Einem ganzen Volke wohnt dieselbe nicht bei; aber auch der, welcher sie besitzt, wird den Staat nicht gebührend gründen und aus dem Schlechteren zum Besseren führen können, ohne Gesetze. Diese gehen hervor aus der Sitte, bestimmen das Gemeinsamste, sind das Festere in dem Beweglichen. Der Staatsmann bedarf dieses Anhaltes, weil er darohne jede Verwickelung dauernd zu lösen außer Stande ist; die Gesetze hingegen (welche einem unerfahrenen, halsstarrigen Manne ähnlich sind) muß der Staatsmann mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Zeit ändern, jedoch dergestalt, daß die Bürger in sicherem Schutze zum Gerechten geführt werden. Die Herrschaft eines Einzelnen, der die königliche Kunst inne hat, verbunden mit der Beobachtung guter Sitten und weiser Gesetze, ist die beste aller Staatsformen. Ueberall ist Ausartung, wo man das Beharrliche der Gesetze aufhebt.

In Platon's Republik tritt, nach einer künstlerischen Einleitung, sogleich die Idee des Gerechten hervor, und wie diese

---

1) De legib., I, 628.

allmählich vom Irrigen und Einseitigen befreit wird, zeigen die nacheinander dafür ausgesprochenen Formeln [1]):

gerecht ist, das Empfangene wieder erstatten;
gerecht ist, den Freunden Gutes, den Feinden Böses zu thun;
gerecht ist, dem Freunde, wenn er gut ist, wohlzuthun,
dem Feinde, wenn er böse ist, Schaden zuzufügen.
Nur der Ungerechte kann schaden, nie der Gerechte.

Erzürnt über dies anscheinend blos verneinende Ergebniß, und die sokratische Methode unnütze Zögerung scheltend, tritt Thrasymachos mit dem Satze auf: das Gerechte sey nichts mehr und nichts weniger, als was dem Stärkeren (κρείττων) nützlich ist. — Zugegeben wird, daß das Gerechte nützlich sey, der Zusatz wegen des Stärkeren aber besonders durch das Eingeständniß widerlegt; der Stärkere könne dem Schwächeren oft das anbefehlen, was ihm selbst schädlich sey, wonach das Schädliche auch das Gerechte wäre. Die frühere Behauptung wird also zunächst dahin berichtigt: der Stärkere, der Herrscher, der Kunstverständige als solcher, irre, behaupte und befehle niemals das Unvortheilhafte; auch ordne derselbe nicht um sein selbst willen allein an, was ihm Vortheil bringe, sondern was allen Uebrigen, und insofern auch den Schwächeren nütze. Fortschreitend wird siegreich gezeigt: Gerechtigkeit sey Tugend und Weisheit, Ungerechtigkeit aber Verkehrtheit und Unwissenheit. [2]) Diese könne nie als das Mächtigere betrachtet werden, sondern der vollkommen und durchaus Ungerechte sey durchaus unfähig irgendetwas auszurichten.

Nochmals fassen Glaukon und Adeimantos in ihren Reden alles zusammen, was nur irgend für die Ungerechtigkeit gegen die Gerechtigkeit gesagt werden kann. Nur in Bezug auf Folgen (Ruhm, Ehre u. dgl.) wird die Gerechtigkeit gelobt; niemals aber Gerechtigkeit (verbunden mit allem Scheine der Ungerechtigkeit durchs ganze Leben hindurch) für vorzüglicher gehalten als Ungerechtigkeit, mit allgemeinem, ungetheiltem Rufe der Gerechtigkeit. Diese ist nur durch Uebereinkunft, durch Gesetze entstanden, damit nicht das Aergste, das Unrechtleiden auch einmal jeden treffe, und nicht Alle, bei völliger Freiheit und durch nichts Aeußeres im Zaume gehalten, das Ungerechte wählen. Dies möge Sokrates berichtigend widerlegen und feststellen: was Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, in Rücksicht auf das Gemüth als

1) Buch 1.

2) Platon's Ansicht: daß die Kraft, welche eine Tugend hervorbringe, auch alle anderen erzeugen müsse, ist so wahr und unwahr, als Drako's Ansicht von den Verbrechen, und der Stoiker vom vollkommenen Weisen.

ein Selbständiges sey, ohne Beziehung auf Folgen, oder Beurtheilung durch Götter oder Menschen. [1])

Sokrates erwiedert: Ich denke, die Gerechtigkeit gehört zu dem Schönsten, was sowohl um sein selbst willen, als wegen dessen, was daraus folgt, für den wünschenswerth ist, der glückselig seyn will. Sobald übrigens für das Zusammengesetztere, den Staat, gefunden ist was Gerechtigkeit sey, wird sich dasselbe ohne Mühe für den Einzelnen ergeben und das größere Bild die Untersuchung erleichtern. Der Staat entsteht aus der Unzulänglichkeit der Kräfte eines Einzelnen zur Befriedigung jeglichen Bedürfnisses; so vielfach als dieses, so vielfach wird die Bildung und Ausübung der Kräfte, und wiederum bestimmt die ursprüngliche Verschiedenheit der letzten, die Richtung der Thätigkeit für die Einzelnen. Körperliche und geistige Erziehung muß von Jugend auf Auswüchsen dieser Richtung vorbeugen. Es ist unpassend, hiebei die Dichter, und insbesondere ihre irrigen Ansichten von der Gottheit zum Grunde zu legen. Sie sollen ebenso wenig als irgendein anderer Kunstverständiger das Uebelgesittete, Ausschweifende, Unanständige, Unedle, in irgendeinem Werke darstellen oder gestatten. Hingegen sind Künstler hervorzuziehen, welche, mit guter Anlage ausgerüstet, die Natur des Schönen auszuspüren vermögen, damit die Jünglinge, gleichsam in gesundem Boden aufblühend, von allen Gegenständen heilsame Früchte einsammeln, und zur Aehnlichkeit, Freundschaft und Einstimmigkeit mit dem Schönen geführt werden. Wer zu dieser Einstimmigkeit gelangt, besitzt die wahre Kunst der Musen und mit ihr die Fähigkeit, Aeußerungen der Enthaltsamkeit, Mannhaftigkeit, Großherzigkeit, des Edelmuths und aller anderen, mit diesen verschwisterten oder ihnen gegenüberstehenden Tugenden, wo sie nur hervorleuchten zu erkennen, in allen Gegenständen, denen sie inwohnen, wahrzunehmen, sie weder im Großen noch im Kleinen gering zu achten, sondern für Wirkungen der gleichen Kraft und Uebung zu halten. [2])

Das Laster kann nicht sich und die Tugend kennen; diese aber, durch Naturanlage und lange Uebung gestützt, zugleich von ihrer eigenen Beschaffenheit und der des Lasters wissen. Es sey demnach in jedem Staate eine Arzneikunde und eine Rechtspflege, welche die Gutgearteten an Körper und Seele mit Sorgsamkeit abwarten, die an Leib oder Seele Bösartigen oder Unheilbaren aber sterben lassen, oder tödten heißen. Bei der aufgestellten Art der Bildung, wo die Kraft durch Sitte gebunden wird,

---

1) Buch 2.
2) Buch 3.

dürfte solch Abschweifen, solche Regellosigkeit nur selten erscheinen; Gymnastik und Musenkunst haben Alles in Harmonie, in richtiges Verhältniß gebracht. Die erfahrenen Alten, in denen dies Verhältniß gegen Verblendung, Gewalt und Erschlaffung ungetrübt geblieben ist, deren Wirksamkeit für das ihnen und dem Staate wahrhaft Zuträgliche ununterbrochen stattgefunden hat, diese müssen Herrscher seyn.

Die Hüter, oder der Kriegerstand, welche nach obigen Grundsätzen gebildet sind, dürfen kein eigenes Besitzthum haben, empfangen (gleichwie ein vornehmes, stehendes Heer) das Nothwendige als Lohn von den Bürgern, gehen zu gemeinschaftlichen Tischen und verschmähen irdisches Gold, da sie reich an innerem göttlichen Golde sind, welches lauteren und unverfälschten Werthes ist. Tritt von allem diesem das Gegentheil ein, werden sie Eigenthümer, Hausverwalter, und aus Vorkämpfern in feindliche Tyrannen ihrer Mitbürger verwandelt, so fließt ihr Leben unter Haß und Nachstellungen hin, und der Staat eilt seinem Untergange zu. Der Einwurf: diese Krieger, oder Hüter, dürften sich bei der vorgeschlagenen Einrichtung nicht besonders glückselig befinden, widerlegt sich dadurch, daß überhaupt keinem Stande eine besondere Glückseligkeit zu bereiten ist, vielmehr aus der guten Einrichtung des Ganzen erst der Antheil hervorgeht, dessen jeder Stand fähig ist, ohne seine Natur zu ändern oder seine Bestimmung zu verfehlen. [1])

Ueberhaupt kommt Alles darauf an, daß der Staat in sich ein Einiger sey, nicht zusammengesetzt aus feindlich getrennten Bestandtheilen der Reichen, Armen u. s. w. Sobald die Vergrößerung eines Staates so weit geht, daß er aufhören muß ein Einiger zu seyn, ist sie fehlerhaft; der gebührend eingerichtete zeigt dagegen lauter Harmonie, gleichen Willen und unzertrennliche Kraft.

In dem auf richtige Grundsätze und angemessene Bildung erbauten Staate wird die Weisheit wenigstens den Herrschern beiwohnen; die Mannhaftigkeit (oder die Kraft der Seele, wodurch wir in allen Lagen und Verhältnissen jene richtige und gesetzmäßige Meinung von dem bewahren, was furchtbar oder nicht furchtbar ist) wird gewiß den Hütern nicht fehlen; die Mäßigung, welche zunächst Beherrschung des Unwürdigen und Einheit des Sinnes über die Macht des Besseren ist, wird sich durch alle Theile des Staats verbreiten; die Gerechtigkeit endlich bewirken, daß der Einzelne seine eigenen Geschäfte abwarte, ohne sich in fremdartige zu mischen.

---

1) Buch 1.

Diese Ergebnisse für den Staat lassen sich auf den Einzelnen anwenden, und zwar die drei erstgenannten Tugenden auf den vernünftigen, leidenschaftlichen und begehrlichen Theil des Menschen; die Gerechtigkeit endlich zeigt sich, insofern man jeder Kraft seiner Seele das gebührende Werk anweiset, Ordnung, Freundschaft und Harmonie unter den Bestandtheilen bewirkt; und jede Handlung ist gerecht und edel, sofern sie zur Entstehung und Erhaltung jener harmonischen Eintracht beiträgt. Zuletzt haben alle Tugenden, die wir hier vielfach aufzählen, nur eine einzige Gestalt; das Laster hingegen zeigt in seiner zügellosen Zerstreuung unendliche Arten der Aeußerung und Richtung.

Solange die Philosophen in den Staaten nicht Könige sind, oder diese nicht echte und tüchtige Philosophen, solange Herrschermacht und Philosophie nicht in einer Hand vereinigt wird, solange ist an kein Aufhören des Elends für die Staaten und das menschliche Geschlecht zu denken. Man verwirre sich aber nicht vorsätzlich durch Verwechselung der Philosophen, oder der Weisheitsfreunde, mit den Liebhabern der Meinung; denn jene erkennen und lieben die Dinge für sich und unabhängig vom Scheine; die letzten dagegen nennen Manches schön und gerecht, was ihnen in anderen Verhältnissen als das Gegentheil erscheint, und sind unfähig, sich das wahre, unabhängige, unveränderliche Schöne und Gerechte vorzustellen, oder es zu erkennen. Was ließe sich erreichen, wenn Männer jener Art die Sitten der Bürger, den gesammten Staat (unbeengt durch thörichte Einrichtungen) nach dem Vorbilde lenken könnten, das ihnen ursprünglich vorschwebt! Solange aber solch eine Verfassung nicht eingeführt ist, werden sie still und mit Ernst das Wahre der Dinge ergründen und in der Verborgenheit ihr eigenes Geschäft treiben. Den Wanderern ähnlich, die, wenn sie ein Ungewitter überfällt, und der Sturm, Staubwolken und Gestöber auf sie herantreibt, sich freudig unter ein Schutzdach flüchten, sind sie (da sie alle Uebrigen von Gesetzlosigkeit erfüllt sehen) zufrieden, wenn sie nur selbst ihr Leben hinieden rein von Ungerechtigkeit und Freveln dahinleben und dereinst, durch schöne Hoffnungen und ein frohes Bewußtseyn erheitert, hinscheiden können.

Abgesehen von der vollkommenen Staatsverfassung zeigt sich, obgleich schon ausgeartet, doch ihr am nächsten die streit- und ehrsüchtige, welche mit der lacedämonischen die meiste Aehnlichkeit hat. Ihr entspricht am Einzelnen das Vorwalten der kampfliebenden und leidenschaftlichen Natur, welche, nicht hinlänglich gezügelt, den übermüthigen und ehrsüchtigen Mann erzeugt. Aus dieser Abartung entsteht, mit Macht und Reichthum verbunden, die oligarchische Regierung wo das Maß des Besitzes, und nicht

der Tugend, Maßgabe der Ehre wird. Bald entspringt hieraus Unfähigkeit der Machthaber, Spaltung des Staats in Arme und Reiche; aus dem ehrliebenden Manne ist ein geldsüchtiger geworden.

Siegen die Armen über die Reichen, so entsteht die Demokratie; die vorigen Herrscher werden vertrieben, und die Uebrigen gestehen sich gleiche Rechte in Hinsicht der Verwaltung und der obrigkeitlichen Aemter zu. In solcher Staatsverfassung herrscht unter den Bürgern die höchste Freiheit des Redens und Handelns; am vielfachsten ist die Art der Ausbildung, am mannichfachsten der Anblick; allein aus der Freiheit entsteht Willkür, Unverschämtheit, Herrschaft jeglicher Begier ohne Rang und Ordnung, so für das Ganze wie für den Einzelnen. Uebermäßiges Streben nach ungezügelter Freiheit führt dergestalt zum entgegengesetzten Zustande, zur Tyrannei, oder der ärgsten Ausartung der Verfassung. [1])

Der wirkliche Tyrann (nach der Wahrheit und nicht nach dem Scheine beurtheilt) ist der dienstbarste, knechtischste aller Sklaven, ein Schmeichler der verworfensten Menschen [2]), ein Elender, welcher nie seine Begierden sättigt, dem es immer an Allem mangelt, der (wenn jemand seine ganze Seele zu durchschauen versteht) immer dürftig erscheint, ununterbrochen mit Furcht erfüllt und von Schmerzen und Erschütterungen gepeinigt ist, dem ähnlich, der bei einem kranken Körper, welchen er selbst nicht regieren kann, doch nicht auf die Heilung seiner selbst bedacht seyn darf und sein ganzes Leben im Kampfe gegen die Krankheiten Anderer zubringen muß. [3])

Die Gesetze dürfen keinen krankhaften Zustand [4]) (z. B. den Krieg) als letzten Zweck aufstellen, nicht eine Geisteskraft oder Tugend (z. B. die Tapferkeit) allein und vorzüglich bilden wollen, sondern die eine alles in sich begreifende Tugend und Vollkommenheit, welche aller übrigen Wurzel und Inbegriff ist. Ohne umfassende Grundlage und Regel wird man bald das Unschuldige verdammen, bald das Schädliche für nothwendigen Genuß halten, bald in Hemmung mannichfacher Bildung und in gewaltsamer Einförmigkeit Einheit und Ordnung suchen.

In frühester Zeit, vielleicht nach einer allgemeinen Ueberschwemmung, lebten die Menschen in geringer Zahl, ohne ausschließenden Besitz, ohne Gesetze, ohne Staat. Von der Familien-

1) Buch 5—8.
2) Vgl. Tacit. Ann., VI, 6.
3) Buch 9, 10.
4) De legib., I, 628 (187).

herrschaft ausgehend, entsprang Stammherrschaft, später eigentliche Staaten. Hiemit war verbunden ausschließlicher Besitz, Armuth und Reichthum, und der Wunsch der Einzelnen wie der Staaten, Alles nach eigener Willkür einzurichten. Mehr als aus Furcht, oder vernachlässigter Kriegszucht, sind die Staaten durch diese ungeregelte Begier zu Grunde gegangen; denn sie ist am heftigsten bei der tiefsten Unwissenheit und Entfremdung vom Guten, Ehrbaren und Vernünftigen. Ueberhaupt wird ein einzelner Mensch selten die höchste Unabhängigkeit ertragen können ohne ausschweifende und sträfliche Willkür, und die Unbeschränktheit Aller in der entgegengesetzten Verfassung, der Demokratie, wird ähnliche Wirkungen haben. Daher möge der Gesetzgeber aus beiden einen Verein zu mittlerem Maße hervorgehen lassen, und bewirken daß der Staat frei, aber auch sich selbst befreundet, in sich einig sey, und die Vernunft ihn beherrsche und verwalte. Vor allem dürfen alsdann die Gesetze nicht etwa einen Theil der Bürger vorzugsweise berücksichtigen und die übrigen vernachlässigen; so regele man z. B. das Uebermaß des Reichthums, wie die Auswüchse der Armuth. Gemeinschaft der Güter, Weiber und Kinder, durch Liebe und Freundschaft, ist ein vollkommener Zustand, dem man sich wenigstens nähern und den Reichthum nicht für ein Gut an sich halten möge. Aller Gesetzgebung fehlt die Grundlage, sobald die Gemüther nicht zur Tugend hingewandt sind. [1])

Vorstehende Auszüge werden hinreichen um zu erweisen, daß Platon die Lehre vom Staate und den geselligen Verhältnissen theoretisch zuerst in größerem Maße und Sinne aufgefaßt und entwickelt hat, und ein sittlicher Geist (wogegen neuere Begründungen oft sehr zurückbleiben) durch das Ganze hindurchgeht und es belebt. Doch bietet Platon's Staatslehre, besonders hinsichtlich der einzelnen Vorschläge, zu den erheblichsten Einreden Gelegenheit. Zuvörderst ist behauptet worden: die platonische Republik sey ein blos philosophisches, speculatives Werk, und niemals vom Verfasser die Verwirklichung der darin vorgeschlagenen und empfohlenen Einrichtungen bezweckt worden. Dies widerspricht jedoch nicht allein den ausdrücklichen Worten Platon's, sondern es läßt sich auch einwenden: da sein Staat auf Ideen gegründet ist und durch sie in die Wirklichkeit hinaustreten soll, so wäre Erzeugung und Geburt mangelhaft, wenn man ihm alle Lebenskraft und die Möglichkeit des Daseyns absprechen müßte. Daher sagt Schleiermacher [2]): „Mit Allem, was Platon in den

1) Buch 3, 4.

2) Werke, zur Philosophie, III, 275. Die beiläufige Aeußerung

Büchern vom Staate aufstellt, ist es ihm nun einmal der bitterste Ernst, wie fremd auch und fast widersinnig uns Vieles davon erscheine." — Ferner hat Platon in den späteren Gesetzen nicht von den höchsten Forderungen der angeblichen Weisheit abgelassen und seine wesentlichen Gedanken aufgegeben, sondern nur einige Träume der Republik ermäßigt, um sich dem Ausführbaren zu nähern. Doch enthalten die Gesetze, neben einzelnen Annäherungen an Wirkliches und Gegebenes, eine Menge ganz unausführbarer und unpraktischer Vorschläge, welche in dem Hellenischen kein Vorbild finden, und kein Muster zur Nachahmung darbieten.

Bei Prüfung der Republik, als dem höchsten platonischen Ideale für alle geselligen Verhältnisse, tritt nun zuerst und vor allem der Einwand hervor: daß Platon, aus Furcht vor den Mißgriffen und übeln Folgen der Selbstbestimmung, überall den Werth und die Eigenthümlichkeit der Person und der persönlichen Freiheit verkennt und zu gering anschlägt. Ja nicht blos der Einzelne, sondern auch die Familie und das Familienleben wird einem angeblich erhabeneren Zustande und dem abstrakten Begriffe eines unbrauchbaren Staats zum Opfer gebracht. Die doppelte Aufgabe, den vollkommenen Einzelnen und den vollkommenen Staat zu bilden und darzustellen, wird also nicht gelöset. So fordert Platon die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, wenigstens für den auserwählteren Theil seines Volks, für den Kriegsadel. Nur auf diesem Wege werde der Besitz des durch die Seele unbedingt zu beherrschenden Körpers unbedeutend und der Geist frei von der darauf gegründeten Sklaverei. Mit jener Gemeinschaft nehme ferner alle eigenliebige, vereinzelte Liebe und jede daran sich knüpfende böse Leidenschaft ein Ende, und Alle würden in Allen nur Männer, Frauen, Brüder, Schwestern, Aeltern und Kinder sehen. [1])

Schon Aristoteles hat hiegegen eingewandt: 1) wenn Allen, als Inbegriff, nur die Gemeinschaft zusteht, so hat keiner etwas Besonderes; und von einer solchen unbedingten Einheit kann nicht gesagt werden, daß sie Gemeinschaft sey. Hat aber jeder noch etwas Einzelnes, so fällt die bezweckte Gemeinschaft ebenfalls dahin.

2) Sobald niemand weiß, ob er unter der Masse noch etwas ursprünglich Werthes, Eigenes habe, sobald der Vater sein Kind, das Kind seinen Vater nicht kennt: so tritt nicht allgemeine Sorg-

---

am Schlusse des neunten Buches der Republik widerlegt diese Behauptung keineswegs. Der auf Erden noch nicht vorhandene himmlische Staat soll doch verwirklicht werden.

1) Vgl. Diod., 2, 58.

kalt, sondern allgemeine Vernachlässigung ein. Es ist aber weit besser die Verhältnisse und Verbindungen (z. B. nach Graden der Verwandtschaft) enger und weiter seyn zu lassen, als in allen das Gleiche zu suchen und Alles zu erkälten.

3) Jene Gemeinschaft führt zu Blutschande, oder unwissend zu Aeltern- und Vatermord, sowie zu anderen Freventhaten. Tritt dagegen Vermuthung oder Gewißheit über Verwandtschaft, Vaterschaft oder Kindschaft ein, so fällt die völlige und gleiche Gemeinschaft dahin.

Zu diesen richtigen Bemerkungen fügen wir noch hinzu: Der Geschlechtstrieb wird (wenigstens in seiner Staatslehre) von Platon blos in einer untergeordneten, physischen Allgemeinheit aufgefaßt, ohne persönliche Veredlung und Vergeistigung; daher konnte er auch tapferen Jünglingen zur Belohnung eine reichlichere Erlaubniß zur Beiwohnung der Frauen zubilligen [1]), und Brüdern und Schwestern solchen Umgang erlauben. Nur dem Scheine nach werden die Frauen von Platon höher und den Männern gleichgestellt; seine Vorschläge hätten, angewandt, jene nur herabgewürdigt.

Mit der Familie nimmt auch der häusliche Wirkungskreis der Frauen ein Ende; welcher Verlust dadurch nicht ersetzt wird, daß Platon den zur Gemeinschaft Auserwählten einen Antheil an den Staatsgeschäften, ja sogar an den nackten Leibesübungen und am Kriege zuspricht.

Der Kreis der Neigungen, des Mitwirkens in Liebe und Thätigkeit erweitert sich aus der Familie heraus; er darf nicht für Tausende gleich abgegrenzt werden, ohne daß man weniger als das Natürliche erreicht. Wäre aber jene Gleichheit, jene Gemeinschaft naturgemäß oder ein wesentlicher Fortschritt, so fehlt es an genügenden Gründen sie auf eine streng geschiedene Klasse von Menschen zu beschränken, alle übrigen aber zurückzusetzen und davon willkürlich auszuschließen. Ferner ist das Bestreben, jedes körperliche Verhältniß als gleichgültig oder verwerflich darzustellen, irrig, und beruht auf der übertriebenen Ansicht von der unbedingten Sklaverei der Seele in und durch den Körper. Platonische Liebe steht allerdings höher als rohe Sinnenlust; oft aber hat man darunter auch nur eine schwächliche schwankende, gestaltlose unnatürliche Abstraction verstanden. Es giebt eine höhere und angemessenere Verklärung dieser Gegenstände. Wird die unleugbar vorhandene Individualität der Dinge und Menschen aufgehoben, so verliert sich das wahre Leben in einem leeren Allgemeinen, und jede freie Hingebung und Liebe fällt zu

1) Republik, V, 460, 461, 468.

Boden. Die natürlichen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Vater und Kind sind ja nicht hemmend, sondern förderund; wohl aber ist der Sprung in allgemeine Liebe und Einigung so lange ein salto mortale, als es Personen, Individuen giebt. Zwei Auswege sind gleich unbrauchbar: der freie, wilde Beischlaf ohne Ehen, und das Behandeln der Ehen wie eine allgemeine Staatsanstalt, woran sich dann der irrige Gedanke von allgemeinen Erziehungshäusern mit Vertilgung der häuslichen Erziehung anschließt.

Sowie beim Sokrates die Ansicht vorherrscht, daß nur durch Belehrung und Erziehung der Jugend eine gute Leitung der Staatsangelegenheiten könne vorbereitet werden, so will auch Platon ein sittliches Leben im Staate von der Erziehung der Bürger ausgehen lassen; und bis daß dieselben zur Tugend erzogen seyn würden, hält er jede Staatsverfassung für mangelhaft, und einen Uebergang zum Besseren aus diesem höchst Unvollkommenen kaum für möglich. Auch hier tritt das angeblich Vollkommene dem Wirklichen schroff entgegen, und statt vermittelnder Auswege wird eine unausführbare Umkehrung des Bestehenden und Geachteten verlangt.

Noch schneidender tritt dies Verhältniß in der Lehre heraus, daß alles Privateigenthum für die Klasse der Hüter aufhören solle; welche Ansicht als unmöglich und schädlich darzustellen, nicht nöthig seyn dürfte. Gemeinschaft der Güter vernichtet Fleiß, Wetteifer und Lohn; es ist kein zweckmäßiges Mittel gegen übermäßigen Reichthum und übermäßige Armuth, und wenn es nur bei einer bevorrechteten Klasse eintreten sollte, so bliebe ja das Uebel für alle Uebrigen. Ohne Eigenthum würden manche, nicht daher, sondern aus der Schlechtigkeit der Menschen herrührende Uebel sich noch sehr vermehren, und mit Recht weiset Aristoteles auch diesen unerhörten und unbrauchbaren Vorschlag Platon's zurück. Ueberhaupt zeigt sich in Platon's Republik und den Gesetzen eine zugleich unphilosophische und unpraktische Neigung zur Vielregiererei, z. B. in den Bestimmungen über die Zahl der Bürger und der Ackerloose, den Aufwandsgesetzen, den Heirathsvorschriften, der Kindererziehung durch den Staat u. s. w.

Mit diesem Vielregieren und einer übertriebenen Vorliebe für die Unveränderlichkeit dessen, was ohne Bewegung im Staate nicht leben kann, steht es in genauem Zusammenhange, daß Plato (so wenig wie das Alterthum überhaupt) den rechten Uebergang aus einer bloßen S t a d tverfassung zu einer wahren S t a a tsverfassung fand. Und selbst innerhalb dieses kleineren Kreises finden wir keine Mittel zur Theilung, oder vielmehr zur Gliederung und Ermäßigung der überall bösem Mißbrauche geneigten Gewalten.

Denn daß Platon die Einwohner seines Staats nach gewissen Richtungen oder Functionen der Seele eintheilt, daß er jedem Theile eine einzelne abgezweigte Tugend alleinherrschend zuweiset, ist an sich unnatürlich; oder wäre derlei Zerstückung auch für den Einzelnen einigermaßen begründet, so ist der Versuch ungenügend, dieselben Eigenschaften und Richtungen Zug für Zug in einer willkürlich hingestellten Totalität wiederfinden zu wollen. Das Eins und das Viele, die Personen und der Staat, das Privatrecht und das Staatsrecht müssen neben der Gleichheit auch die Verschiedenhiet in sich tragen und offenbaren. Mag auch eine Seelenthätigkeit, eine Tugend (Tapferkeit, Weisheit, Mäßigung u. s. w.) in diesem oder jenem Menschen ein Uebergewicht haben: so giebt es doch kein Mittel, dies Uebergewicht genau abzuwägen, die Quantität und Qualität genau nachzuweisen, und danach die ganze Lebensrichtung und Lebensthätigkeit im Staate gewaltsam vorzuschreiben. Noch ungerechter erscheint der Versuch, wenn das Daseyn echter Tugenden für die große Mehrheit durch deren Zurücksetzung geleugnet, wenn sie verächtlich den Herrschenden untergeordnet wird. Nur diesen wird Tapferkeit und Vaterlandsliebe beigelegt, und ein stehendes, nichtsthuendes Heer gebildet, welchem alle Staatsgewalt zugewiesen wird, das aber gewiß nicht durch bloße Musik und Gymnastik in Zaum zu halten, und zu Mäßigung und Ordnung zurückzubringen ist. Alle Vorschläge und Andeutungen Platon's, wie diese allervortrefflichsten Hüter oder Kriegsadelichen aufzufinden und zu erziehen sind, bleiben so unausreichend wie die der St.-Simonisten, nach der Fähigkeit, der Capacität durch willkürlich entscheidende Personen, Besitz, Einfluß und Beschäftigung im Staate festzustellen. Platon's schroffe Aristokratie, seine völlige Unterordnung und Vernachlässigung des Volks, seine Geringschätzung der Kaufleute, Gewerbtreibenden und Landbauer entbehren aller höheren Wahrheit und Gerechtigkeit; und indem seine angeblich idealen Vorschläge sich den Kasteneinrichtungen (welche die Hellenen längst durchbrochen oder vielmehr nie geduldet hatten) sehr nähern [1]), zeigen sie nicht allein keinen Fortschritt aus dem Gegebenen zu einem Vollkommeneren, sondern machen ihn unmöglich und empfehlen offenbare Rückschritte. Die Reihefolge, in welcher Platon die Staatsformen von den trefflichsten zu den schlechtesten hinabsinken läßt, findet sich nicht überall durch die Geschichte bestätigt, und sein Musterstaat beginnt sogar mit tyrannischen Grundsätzen und Einrichtungen. Dadurch daß Einzelnes an Sparta erinnert, wird dasselbe keineswegs philosophisch gerechtfertigt.

1) Republik, IV, 434.

Man hat gesagt: der platonische Staat sey die Gestaltung eines der göttlichen Idee entsprechenden und von ihr bewegten und bestimmten Menschenlebens in der Wirklichkeit. — Wenn auch die Herrschenden und der Kriegsadel (woran jedoch Platon selbst zweifelt) ihre unbedingte Zufriedenheit in so hohen Worten an den Tag legen sollten, würden doch alle Uebrigen mit großem Rechte widersprechen und erweisen, daß die vollkommene Idee des Gerechten keineswegs im platonischen Staate durchgeführt und in die Wirklichkeit eingetreten sey. Ebenso wenig verträgt sich diese Staatslehre mit dem Christenthume.

Nicht minder irrig ist die Behauptung: der platonische Staat sey das wahrhaft und echt Hellenische, nur in gereinigter und vollendeter Gestalt. Er ist dem Platon vielmehr erwachsen aus Unzufriedenheit und im Widerspruch gegen das vorhandene Hellenische. Obgleich Platon selbst eine der edelsten und schönsten Erscheinungen des Hellenismus ist, konnte er doch nicht alle Richtungen und Zwecke desselben in sich und seinen Staat aufnehmen; obgleich er die Ideen des Guten, Wahren und Schönen trefflich entwickelt, unter welche sich Alles einreihen ließe, bleibt ihm, wenn er an dies Geschäft selbst geht, vieles Hellenische unbrauchbar, unharmonisch, incommensurabel. Die hellenische Welt ist natürlicher, größer und mannichfaltiger als alle platonischen Ideale; und in gleicher Weise stehen Erfindungen späterer Zeiten gegen die Wirklichkeit zurück, von Morus und Harrington bis zu Hume, Fichte und der Histoire des Sevarambes. Schon deshalb ist es keinem Griechen eingefallen, in dem platonischen Staate ein anzustrebendes, zu ersehnendes Vorbild zu erblicken; vielmehr hat es zu ernsten und scherzhaften Einreden viele Gelegenheit gegeben. [1])

Zu dem Tadel der athenischen Untugenden und Ungerechtigkeiten hatte allerdings Platon guten Grund, und seine Forderung der Tugend und Gerechtigkeit ist durchaus löblich; allein darüber, wie dem Uebel durch staatsrechtliche Formen abzuhelfen sey, schweigt er entweder, oder verfällt auf Mittel, welche die Weltgeschichte rückwärts geschoben hätten. Durch ihre ungehemmte Bewegung, ihre persönliche Selbstbestimmung hatten die Griechen mehr erreicht, als je durch kastenartige Begrenzungen, Nachäffung des Orientalischen und Aegyptischen, oder durch tyrannische Gängelei von oben herab wäre möglich gewesen. Allerdings waren die Athener nicht selten freiheitstrunken, wer will jedoch dies Uebermaß durch platonische Fesseln und Zwangsjacken vertilgen. Die

---

1) Isocrates ad Philippum, p. 5; Polyb., VI, 47. Ebenso praktisch unbrauchbar sind die Vorschläge der Cyropädie.

Empfehlung der Tugend und Weisheit ist kein förmliches Staatsrecht, und die platonischen Einrichtungen würden nur abwechselnd Tyrannei und Anarchie herbeigeführt haben.

Alle geselligen Uebel und Leiden (meint Platon) werden ein Ende nehmen, sobald die Könige Philosophen, oder die Philosophen Könige sind. Abgesehen davon, daß sich dies nicht recht damit zu vertragen scheint, daß Platon den Sophisten, Staatsmann und Philosophen unterscheidet [1]), und diesem den Rath giebt, sich nicht um die öffentlichen Angelegenheiten zu bekümmern, hat es kein Bedenken daß die Philosophen am besten regieren werden, wenn man darunter diejenigen versteht, welche mit der höchsten Einsicht den tüchtigsten Charakter und die größte praktische Geschicklichkeit verbinden; und ebenso werden die Könige, im Fall sie so beschaffen sind, auch am besten philosophiren. Weil aber jene Voraussetzung eben eine Voraussetzung ist, so hat es wohl keinen Zweifel, daß die größten Philosophen im gewöhnlichen wissenschaftlichen Sinn, schwerlich vollkommene Herrscher gewesen wären. Platon hätte den Perikles nicht ersetzen können, Descartes nicht den Cardinal Richelieu, Spinoza nicht Wilhelm III., und Mendelssohn oder Wolf nicht König Friedrich II.

Die einseitige Stellung Platon's offenbart sich auch in seinen heftigen, unbilligen Angriffen auf alle großen Staatsmänner Athens [2]), und in der Aeußerung: man entschließe sich nur die Herrschaft zu übernehmen, um sie nicht Schlechteren überlassen zu müssen. Alle, sagt er, die sich in den hellenischen Staaten mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun machen, sind nicht Staatsmänner, sondern Parteimänner, die nur große Puppen regieren, auch selbst solche und die größten Sophisten unter den Sophisten sind. Die angeblich großen Staatsmänner (rügt Platon anderwärts) sind nicht durch Wissen und Erkenntniß tugendhaft, sondern durch göttliche Schickung (θεια μοῖρα); wo man aber allerdings fragen könnte: ob diese Gottesgabe und Gottesoffenbarung nicht mindestens ebenso hoch oder höher stehe als das dialektische Erörtern und Schließen, ob es nicht in gottähnlicher Weise erleuchtet und schafft? Es ist einseitig und sophistisch, wenn Platon die großen Männer Athens bitter anklagt, daß das gesammte Volk nicht durch sie tugendhaft geworden, und wenn er wiederum behauptet, es könne jenen durch dieses kein Unrecht geschehen. Im höheren Sinne hatten Miltiades, Themistokles, Aristides, Cimon und Perikles die Athener gewiß zum bewundernswerthesten Volke herangebildet, und bleibende Mängel fallen ihnen

---

1) Sophist, S. 217.
2) Gorgias, S. 503, 515, 519; Staatsmann, S. 303.

so wenig allein zur Last, als dem Sokrates die Ungebür seiner Schüler Alcibiades und Kritias.

Von diesen Gegenden aus sind strenge Anklagen nicht blos gegen die Wissenschaft, sondern auch gegen den Charakter und den Patriotismus des Platon ausgesprochen worden. Wie konnte, sagt man zu seiner Rechtfertigung, ein Mann von Platon's hohem und tiefem Sinne an den Ausartungen der athenischen Demokratie Gefallen finden, wie mit den Mördern des Sokrates gemeine Sache machen; wie kann man wünschen, daß er seinen hohen philosophischen Beruf, diese edelste Thätigkeit, hätte wo nicht aufgeben, doch vernachlässigen sollen, um in den athenischen Volksversammlungen seine Zeit und seine Kräfte zu vergeuden.

Die Anklage: daß Platon ein schlechter Athener gewesen, beruht nicht auf der ganzen und vollen Wahrheit, aber ebenso wenig ist diese vollständig in obiger Vertheidigung ausgesprochen. Je tiefer Platon die Mängel der Demokratie vor Augen sah, desto eher kann man ihn entschuldigen, daß er (gleich vielen Anderen) lakonisirte und den fernen Monarchismus in schönerem Lichte sah. Dennoch war seine Ansicht und Stimmung nur eine einseitige. Er wußte die Wissenschaft nicht mit den Forderungen und Zwecken des praktischen Lebens zu versöhnen [1]); seine persönliche Stellung, Thätigkeit, Schreibart, Betrachtung des Volks, war nicht förderlich und begeisternd nach alter Weise; er besaß keine Geschicklichkeit das Vorliegende als Staatsmann zu gestalten und zu beherrschen.

Seine Vorliebe für Sparta stand vielleicht in Verbindung mit Einflüssen aus Familienverhältnissen, Alles was Athen fehlte, glaubte man in Sparta zu finden, und vergaß, daß zu einer so einseitigen beschränkten Entwickelung sich nicht so vielfache Ausartungen hinzufinden und äußerlich konnten bemerkbar machen. Hochmüthige, verletzte Vornehme und Schwärmer wandten und sehnten sich nach Sparta wie nach Recht und Licht; aber die Herrschaft der dreißig Tyrannen zeigte bald, was aus den glänzenden Blättern für Giftblüten und Früchte hervorwuchsen, wie Maß, Gehorsam und Ordnung auch in Sparta fehlte, und dessen Oberherrschaft (unter der Leitung von Männern wie Lysander) noch weit härter und drückender ward, als die athenische. Die Sehnsucht würdiger Athener nach den Lichtseiten Spartas war indessen selbst ein Zeichen geistiger Beweglichkeit und Größe; während es die Spartaner nie so weit brachten, Athens glänzende Bestimmung für die Geschichte der Menschheit einzusehen.

Allerdings war die Praxis des Lebens nicht Platon's Beruf,

1) Theätet, S. 153.

und er leistete das Herrlichste, sofern er sich auf die Philosophie beschränkte. Hätte er aber die damalige Gegenwart besser verstanden, hätte er seinem Vaterlande und Volke mehr vertraut, statt fast überall nur tadeln und zu nergeln, hätte er, Sokrates, Xenophon u. A. (gleichwie Thrasybul) alle Kräfte zur Herstellung und Erneuung Athens verwandt, welch ein Gewinn für Hellas und die Welt! Wie viel Uebel hätte man damals noch abhalten, wie viel Gutes erzeugen können! Auch ist ein weltgeschichtlich bedeutender Charakter keineswegs unverträglich mit Vaterlandsliebe und echten Particularismus, und Athen stand dem Ideale hellenischer Volksthümlichkeit gewiß näher als Sparta. Daher hat Niebuhr nicht unrecht, wenn er Platon (unbeschadet seiner Verdienste um die Philosophie) einen schlechteren Bürger und Athener nennt, als Demosthenes. [1]) Dieser wandte sich vertrauensvoll an das Volk mit den höchsten und edelsten Gedanken und Grundsätzen, und wo er Tadel aussprach, war es ein praktischer, der Tadel Platon's hingegen ein oft aus Mißverstand hervorgehender und im Einzelnen den rechten Weg nirgends zeigender. Es ist wehmüthig zu hören und zu lesen, wie er dem jüngeren, jämmerlichen Dionysius schmeichelt [2]), oder doch von ihm das Beste hofft; während er an seinen Mitbürgern, an dem glanzreichen Athen verzweifelt, das sich selbst nach seinem Falle bei Chäronea noch größer zeigte, als jemals alle Tyrannen zusammengenommen. Hätte doch die schöne Begeisterung für Athen, welche sich in einer Stelle des Menexenos und der Gesetze ganz vereinzelt offenbart [3]), tiefere Wurzeln geschlagen und reichere Zweige und Früchte getrieben, manche Lebenssorge wäre wohl dem Platon abgenommen, manche seiner Ansichten und Vorschläge berichtigt, mancher Vorwurf erspart worden. Er sagt daselbst: der Eine nennt die athenische Herrschaft eine Volksherrschaft, der Andere anders, wie es jedem beliebt; in Wahrheit ist sie aber die Herrschaft der Besseren, mit dem guten Willen des Volks. Ihren Grund hat sie in der Gleichheit der Geburt, woraus Rechtsgleichheit folgt, sodaß man sich nur unterordnet dem Rufe der Tugend und Einsicht. — Gewiß war aber Platon insofern ein echter Athener, und kein Spartaner, als er nirgends die bloße Tapferkeit an die Spitze stellte, sondern allgemeine menschliche Tugend und Bildung als Ziel vorsteckte.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, einige Worte über Platon's Verhältniß zur Kunst und Schönheit zu sagen. Ohne

1) Niebuhr, Kleine Schriften, S. 466.
2) De legib., IV, 710.
3) S. 238. De legib., I, 642 (214).

Zweifel war er selbst einer der größten Künstler; auch wußte er, daß man nicht durch Lernen äußerer Handgriffe und Regeln, ohne höhere Gabe und Weihe dies Ziel erreicht. [1]) Seine Lehre von den Stufen der Liebe zum Schönen und Guten steht hiemit in wesentlicher Verbindung. Zuvörderst Liebe zu einzelnen schönen Gestalten, dann zu allen, dann zu schönen Seelen, zu schönen Wissenschaften und Beschäftigungen, endlich zur Idee als dem Sitze des wahren Wissens und Handelns. Nicht die bloßen Erscheinungen, sondern die ihnen zu Grunde liegende Idee soll die Kunst nachbilden und sich dadurch bewähren. — So edel und großartig auch diese Steigerung zu seyn scheint, ist sie doch gewiß nicht der wahre gradus ad Parnassum. Sie führt mit Geringschätzung alles Sichtbaren, Persönlichen, Individuellen, zu dem Allgemeinen, zum Begriffe, und behauptet folgerecht: ohne wissenschaftliche Erkenntniß gebe es keine rechte Liebe zum Schönen, und das Gute und Schöne sey wesentlich dasselbe. Hiemit würde aber über die meisten Künstler das Verdammungsurtheil gesprochen. Die angeblich wissenschafliche Zurechtlegung und Behandlung der Künste stiftet in der Regel mehr Schaden als Vortheil, und die Begeisterung für die einzelne Gestalt, den einzelnen Helden, die einzelne Naturschönheit, welche Platon als die niedrigste bald zu verlassende Stufe bezeichnet, ist in Wahrheit für den echten, schaffenden Künstler die höchste. [2]) Platon's Aufgabe war eine wesentlich andere, ja entgegengesetzte: ihm erschien der Leib und alles Räumliche als hemmendes Hinderniß, die Macht des sinnlich Schönen als ungeistig und verderblich, und obwohl umringt von den Wundern athenischer Künste, stellt er sich ihnen ohne Theilnahme, ja feindlich gegenüber. Sie geben ihm nur wesenlose Nachbilder unerkannter, unbedingter Schönheit, oder schweifen aus in Sittenlosigkeit und Leidenschaft. Der Begriff einer geometrischen Figur mußte ihm tiefsinniger und schöner erscheinen, als irgendeine menschliche Gestalt; und die Frage nach dem nächsten Gebrauch und Nutzen des Gebildeten hat ihm so viel Gewicht, daß Maler, Bildhauer und Dichter den geringsten Handwerkern gleich, ja nachgesetzt werden. Denn diese nimmt er in seinen angeblichen Musterstaat auf, während er jenen und allen nachahmen-

1) Gorgias, S. 245.

2) Ganz verschieden von der platonischen Auffassung ist das, was Rafael seine Idee nannte, und was Cicero (Orator, p. 2) in Beziehung auf Phidias sagt: „Nec vero ille artifex, quum faceret Jovis formam, aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulcritudinis eximia quaedam, quam intuens, in eaque defixus. ad illius similitudinem artem, et manum dirigebat.“

den Künsten den Einlaß ernstlich verweigert. Allerdings hatte sich schon damals auf dem blos sinnlichen Wege manches Anstößige und Unsittliche eingefunden; daß man aber hiegegen auch nicht gesichert ist, wenn man blos mit dem Allgemeinen und mit Begriffen verkehrt, erweisen Platon's Vorschläge über Heirathen der nächsten Verwandten, Weibergemeinschaft und Aehnliches. Es giebt keine unsinnliche Kunst a priori, und wird die Schönheit mit dem unsinnlichen, unsichtbaren Guten zusammengeworfen oder gar ihm untergeordnet, so verliert sie durch diese scheinbare Erhebung oder Verklärung ihren unentbehrlichen, sinnlichen künstlerischen Bestandtheil.

So wenig wie Platon's Vorschläge über die Gründung eines vollkommenen Staats jemals praktisch anwendbar gefunden worden, ebenso wenig ist seine herbe, wegwerfende Betrachtung [1]) der Dichtkunst und der bildenden Künste vor dem höheren Standpunkte zu rechtfertigen, und es ist besser, diese Beschränkung oder Einseitigkeit (unbeschadet seiner sonstigen unbezweifelten Größe) anzuerkennen, als ihm durch künstliche Deutung, Gedanken und Ansichten unterzuschieben, welche er gewiß nicht hatte. Begreiflicher werden indeß seine Einwendungen, wenn man erwägt, daß er Homer und Hesiodus nicht sowohl als Dichter, denn als Theologen und Sittenlehrer beurtheilte. [2])

Die nächsten Schüler Platon's (Speusippos, sein Neffe, Xenokrates, Polemo u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie seine Lehren zum größeren Theil unverändert fort. Die neue Akademie (Arkesilaos aus Pitane in Aeolis, 316—241 v. Chr., und Karneades aus Cyrene, 214—129 v. Chr.) nahm an, Platon sey von den enggezogenen Schranken der menschlichen Erkenntniß überzeugt gewesen; sie wandte sich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus, welcher allerdings mit einem Erlöschen philosophischer Zeugungskraft in Verbindung stand. Die Neuplatoniker endlich hoben in späterer Zeit den entgegengesetzten Bestandtheil der platonischen Schriften, den mythischen und schwärmerischen hervor, und verbanden ihn mit eigenthümlichen Untersuchungen oder Phantasien. Der wahrste, größte und umfassendste Fortschritt hellenischer Philosophie ging aber nicht von jenen Akademien aus, sondern von Aristoteles, dem Stagiriten.

1) Es wäre unpassend, hier eine Darstellung der sehr unvollkommenen platonischen Physik zu versuchen.
2) Republik, II, 378, 387.

Dreißigste Vorlesung.

Von Aristoteles bis auf den Untergang der hellenischen Philosophie.

Rafael, der vielleicht Platon und Aristoteles nie las, hat auf den Grund mittelbarer Kunde, ihre Natur richtiger als viele Philosophen erkannt, und in seiner Schule von Athen dargestellt. Milde zeigt der alte, erhabene Lehrer oben hinauf, denn dort nur findet man die Lösung aller der Zweifel und Verwirrungen, die uns am Boden umstricken und festhalten; streng und feurig weiset der Schüler jeden voreiligen Versuch zum Fliegen von sich; er will erst den Boden reinigen, die ihn umgebende reiche Welt begreifen, und hier ein festes Reich gründen. Platon und Aristoteles sind nicht dasselbe, sie lassen sich nicht gleich machen und verschmelzen; aber sie gehören zueinander, um ein Ganzes, eine Totalität zu bilden. Im Irrthume schwebt, wer da meint in der Hälfte das Ganze zu haben, und aus Vorliebe für den Einen, ganz allgemein hin auf den Anderen schilt. Jenseits, wo der Garten der Philosophie nicht mehr ein bloßer Garten der Speculation ist, werden die Weisen Hand in Hand einhergehen und ihre streitlustigen Schüler zum Frieden anhalten. — „Sokrates", können wir sagen, „ist der schwellende Keim, Platon die reiche Blüte, Aristoteles die gereifte Frucht der griechischen Philosophie, auf dem Höhepunkt ihrer geschichtlichen Entwickelung." [1])

Aristoteles (geboren zu Stagira, einer griechischen Colonie in Thracien, 384 v. Chr., drei Jahre nach dem Abschlusse des antalcidischen Friedens) war der Sohn des Nikomachus, des Leibarztes Königs Amyntas III. von Macedonien. Im achtzehnten

1) Zeller, II, 36.

Lebensjahre kam er nach Athen, und blieb zwanzig Jahre ein Zuhörer und Schüler des Platon. Nach dessen Tode lebte er einige Zeit zu Atarneus, im Hause des Hermias, und ward dann mehrere Jahre lang, nach König Philipp's Berufung (343 v. Chr.), Lehrer und Erzieher seines Sohnes Alexander. Diesem empfahl sein Vater das Studium der Philosophie: „damit du nicht in der Folge (gleichwie ich) eine Menge Handlungen zu bereuen brauchst". [1]) Und gewiß hat Aristoteles den heilsamsten Einfluß auf Alexander gehabt. Der größte Schüler des größten Meisters unterstützte ihn während seiner Regierung auf königliche Weise, besonders in Hinsicht auf seine umfassenden naturgeschichtlichen Forschungen. [2]) Von Alexander's Thronbesteigung bis zu dessen Tode lebte und lehrte Aristoteles wiederum in Athen, ging dann — vielleicht wissenschaftlichen, oder dahinter versteckten politischen [3]) Anklagen entweichend — nach Chalcis in Euböa, und starb daselbst im dreiundsechzigsten Lebensjahre [4]), etwa ein Jahr nach dem Tode Alexander's, und kurz vor dem Tode des Demosthenes.

Richten wir zuerst unsere Aufmerksamkeit auf die Form der Schriften des Aristoteles, so ist dieselbe durchaus verschieden von der des Platon, was zu manchem einseitigen Lobe oder Tadel Veranlassung gegeben hat. Wer die kunstreichen, lebendigen Gespräche des Platon in eine Reihe einfacher Lehrsätze auflösen will, gleicht dem, welcher ein Trauerspiel oder Lustspiel in eine geschichtliche Inhaltsanzeige verwandeln möchte. Doch bleibt es wahr, daß schon in mehreren der größeren, eigentlich lehrhaften Werke Platon's die Gesprächsform immer mehr zurücktritt, und daß sie in einigen anderen in ein sehr breites, entbehrliches Hin- und Herreden ausartet. [5]) Mit Recht gab Aristoteles dieselbe ganz auf: theils weil sie seiner Persönlichkeit widersprach, theils weil er den Ueberreichthum des ihm zu Gebote stehenden Stoffes in solcher Weise ohne entsetzliche Weitläufigkeit nicht bewältigen konnte. Ebenso wenig durfte er nach dem Glanze des Poetischen und Mythischen streben, weil die reine Sonderung des Philo-

---

1) Plutarch, Maximen, Philipp.

2) Diese Unterstützung kann im Allgemeinen stattgefunden haben, obgleich sich in der Thiergeschichte kaum Spuren einer Kenntniß des inneren Asiens finden. Humboldt, Kosmos, II, 191; Brandis, Geschichte der Philosophie, II, 2, 1, 117. Nur durch bedeutenden eigenen Reichthum und fremde Hülfe konnten derlei Werke zu Stande kommen. Zeller, II, 2, 27.

3) Aristoteles war wohl überzeugt, daß Griechenland die nothwendige politische Lebenskraft nicht mehr besitze.

4) Vor Allen: Stahr's Leben des Aristoteles.

5) Schrieb Aristoteles früher auch Gespräche, so hat er diese Form später mit Recht verlassen. Zeller, II, 2, 15, 45.

sophischen ein nothwendiger, unausbleiblicher Fortschritt der Entwickelung war. Indem jedoch Aristoteles (als Urheber einer Geschichte der Philosophie) alle irgend erheblichen fremden Ansichten lichtvoll nebeneinander stellt und unparteiisch beurtheilt, so entsteht durch dies Verfahren eine Art wissenschaftlichen Gesprächs, aus dem die höchsten Ergebnisse der Speculation lebendig hervorwachsen, ohne Irrwege und überflüssiges Hin- und Herreden. Ueberhaupt ist des Aristoteles fruchtbare Gelehrsamkeit, sein außerordentlicher Gedankenreichthum, seine gedrängte Schreibart, und die Kraft, womit er Alles, nach sorgfältiger, vielseitiger Betrachtung, in den von ihm vollständig ausgearbeiteten Schriften siegreich seinem Ziele entgegenführt, gewiß so eigenthümlich und bewundernswerth, als der dramatische Glanz des Platon. Jedem also das Seine![1]) Diese Billigkeit und Milde zeigt Aristoteles selbst überall, wie es einem wahrhaft überreichen Geiste zukommt; er sagt[2]): „Es ist billig, nicht blos gegen diejenigen dankbar zu seyn, deren Meinungen man theilen kann; sondern auch gegen solche, welche noch nichts Haltbares geliefert haben. Auch diese geben ihren Beitrag zur Sache: sie üben nämlich unsere Fähigkeit." — Zweifel, ob Aristoteles, einer der größten Sittenlehrer aller Zeiten, selbst ein edler, tugendhafter Mann gewesen sey, sind völlig grundlos, wie Zeller mit gemüthlicher Theilnahme erweiset (II, 2, 39).

Es sind von Aristoteles viel mehr Werke verloren gegangen, als von Platon (so z. B. seine Bücher über die Philosophie, seine Beurtheilungen dramatischer Werke, seine Geschichte und Charakteristik von 158 Staaten u. s. w.), und manche der überbliebenen Handschriften haben vielleicht mehr verderbliche Schicksale erlitten, als die irgendeines anderen alten Schriftstellers. Dennoch ist Umfang und Werth des Geretteten außerordentlich

---

1) Klatschereien über sein Mißverhältniß zu Platon (Verschiedenheit der Ansichten abgerechnet) werden schon widerlegt durch folgende Verse des Aristoteles auf Platon:

„Welcher allein klar oder zuerst von den Sterblichen allen,
Durch sein Leben wie durch Kunst der Belehrung gezeigt,
Daß der Mann, der die Tugend erwählt, auch glücklich zu nennen:
Nicht jetzt bleibet noch wem dies zu erreichen vergönnt."
(Weber, Elegische Dichter, S. 267.)

Gewiß zeigt sich Aristoteles milder und unbefangener gegen Platon, als dieser gegen die Sophisten, und mit Recht behauptet jener: um der Freundschaft willen dürfe man die Wahrheit nicht zurückstellen. Antisthenes tadelte Platon's Hochmuth. Diog. Laert., VI, 1, 4. „Neben der schärfsten Betonung ihres wissenschaftlichen Gegensatzes war das Gefühl der Verehrung und der Liebe für seinen großen Lehrer nie in Aristoteles erloschen." Zeller, II, 2, 11.

2) Metaph., II, 1.

groß; denn als gesonderte, systematische, abgerundete Wissenschaften hat Aristoteles zuerst (und für seine Zeit sogleich meisterhaft) behandelt und dargestellt die Physik, Metaphysik, Logik, Psychologie, Ethik, Politik, Rhetorik, Poetik und Naturgeschichte. Wie ungerecht, nach solcher Thätigkeit, nach solchem Erfolge dem Aristoteles vorzuwerfen: daß er nicht alle Fragen aufgeworfen, nicht alle Räthsel gelöset, nicht das Meer der Wissenschaft in übermenschlicher Weise auf einmal völlig ausgeschöpft habe.

Kein griechischer, und auch kein späterer Philosoph hat so wie Aristoteles die höchste, von Vorurtheilen jeder Art unabhängigste Speculation [1]) mit einer so unermeßlichen Kenntniß der Geschichte und der Natur verbunden. [2]) Sein Blick reicht in die weiteste Ferne, und zugleich sah er das Nächste und Kleinste; seine Wissenschaft verkümmerte und zersplitterte nicht durch das Einzelne, sondern dies gewann Bedeutung durch die Verbindung mit Regel, Gesetz und Zweck. Aristoteles ist nicht blos der umfassendste, sondern auch der geistreichste Gelehrte des Alterthums. Und bei allem Reichthume der Beobachtung, bei aller Kühnheit der Gedankenverbindungen oder Combinationen, blieb er doch immer vorsichtig und gemäßigt. Weder die kleinsten Erfahrungen, noch die Unbestimmtheit glänzender Ideale konnten ihn verwirren oder verführen. Er trennte nicht das Unveränderliche unbedingt von dem täglich Geschehenen und Veränderlichen, wohl aber hielt er die Wissenschaft für lehrbar, und wollte womöglich Alles in ihre Kreise erheben und hinaufbilden. Wiederum wußte er, trotz dieses Bestrebens, mehr als alle anderen Schulen, die tiefste Speculation mit dem gesunden Menschenverstande auszusöhnen.

Platon's erstes und höchstes Ziel war das Erforschen der allgemeinsten, höchsten Grundsätze; ohne diesen Weg zu verschmähen oder zu vernachlässigen, blieb dem Aristoteles noch Zeit, Kraft und Lust für die Beschäftigung mit der Fülle des Einzelnen, worohne jene Richtung einseitig und minder fruchttragend bleibt. — Im Fall Aristoteles glaubte, die (griechische) Philosophie gewissermaßen zum Abschluß gebracht zu haben, so war er nicht anmaßender oder irrender als alle von der Wahrheit ihrer Lehren überzeugten Häupter philosophischer Schulen. „Aristoteles hat die Aufgabe der Wissenschaft am reinsten und strengsten gefaßt" (Zeller, I, 90). — „Es war dem mächtigen, echt philosophischen, und dabei so praktischen Geiste des Aristoteles vor-

---

1) Zeller, Philosophie der Griechen, I, 14.

2) „Haller, Kästner und Kant vereint, geben für Deutschland, was Aristoteles für Griechenland war." Buhle, Geschichte der Philosophie, I, 257.

behalten, mit gleicher Liebe sich in die Welt der Abstractionen, und in die unermeßlich reiche Fülle des stoffartig Verschiedenen der organischen Gebilde zu versenken" (Humboldt, Kosmos, I, 59). — Nie sind vielleicht soviel Gedanken und Thatsachen in eines Menschen Kopf vereint gewesen.

Wahrheit ist dem Aristoteles Ziel der theoretischen, That der praktischen Wissenschaft. Zu zwei Dingen ist der Mensch geboren: zum Erkennen und zum Handeln. [1]. Das wahrhaft Wirkliche ist zugleich das Vernünftige und alleiniger Gegenstand der Wissenschaft. Aus der Bewunderung und dem damit verbundenen Gefühle des Nichtwissens entspringt der Trieb zum Forschen und Wissen, zunächst ohne Rücksicht auf eine besondere, etwa nützliche Anwendung.

Die Philosophie, oder die Erkenntniß der Wahrheit aus Principien, ist vorzugsweise theoretisch; sie wird praktisch, wenn sie sich auf Handlungen bezieht. Auch jene bleibt ein Werk des menschlichen Geistes, und selbst die sogenannten Ideale haben keinen höheren Ursprung.

Die erste Philosophie ist die des Geistes, von ihr entlehnt die Philosophie der Natur ihre leitenden Grundsätze. Jene ist die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Erkennbaren; sie ist die Lehre vom Wesen und dem Grunde alles Seyns, und sofern dieser in Gott ruht, ist die erste Wissenschaft auch Theologie. Für den theoretischen Verstand besteht das Gute und Schlechte in der Wahrheit und dem Irrthume. Zu jener führt die Wissenschaft; Glaube und Meinung sind oft mit diesem verbunden. Alle Menschen streben von Natur nach Erkenntniß mancherlei Art; aber das Wissen und Verstehen um seiner selbst willen gehört zur ersten einzig freien, ihren Zweck in sich tragenden Wissenschaft. Deshalb gewährt auch Denken und Erkennen den höchsten, unabhängigsten, dauerndsten, vollständigsten Genuß. Die Kategorien bieten die Grundformen des Denkens, und zugleich der wirklichen Verhältnisse aller Dinge. Der Gegenstand der Erkenntniß geht aber nicht bis ins Unendliche, Unbegrenzte, vielmehr entzieht sich dies dem eigentlichen Wissen und Erkennen. [2]) Auf dem Satze des Widerspruchs (wonach das Eine keineswegs zugleich nicht das Eine seyn kann) beruht die Wahrheit jeder Rede, welche stets mit der Wahrheit des Seyns verbunden ist. Die Lehren, daß Alles wahr, oder Alles falsch sey, bewegen sich in einem irrigen Aeußersten, und heben sich selbst auf.

1) Cic. de finib., II, 13.

2) Die Behauptung: der Gegensatz zwischen dem, was der Mensch will und kann, weiß und wissen möchte, sey jetzt ganz verschwunden, — ist irrig.

Die Kluft zwischen dem Sinnlichen und dem Verstande ist nicht übergroß oder unübersteiglich. Der bloßen Empfindung kommt nicht die Alleinherrschaft zu, wohl aber hat sie eigenes Recht und eigenen Werth. Sie ist ein, jedoch mit Thätigkeit verbundenes Leiden. Obgleich die Denkkraft eine von allem Körperlichen abgesonderte Kraft ist, wird doch ohne Empfindung niemand etwas zu erkennen im Stande seyn, und mit jedem Sinne würde ein Zweig der gegenständlichen Erkenntniß fehlen. Andererseits erwächst keineswegs alle Erkenntniß aus den Sinnen, sondern es giebt eine eigenthümliche Thätigkeit des Verstandes, welche sich zwar an die Erfahrung anschließt, aber nicht allein durch diese hervorgebracht wird. Denken setzt Vernunft voraus; diese fehlt den Thieren. Das Sinnliche verhält sich zur Vernunft wie der Körper zur Seele, und mit der Vollständigkeit der Erfahrung geht die Vollständigkeit der Wissenschaft Hand in Hand. Unsere Urtheile sind dem Irrthume noch mehr ausgesetzt als unsere Wahrnehmungen.

Die einzelnen Wissenschaften stehen in Verbindung und Zusammenhang durch die erste, allgemeine Wissenschaft. Alles Erfahrene muß soweit als irgend möglich zur Wissenschaft erhoben werden; doch ist nicht alles Wissen erweisbar. Die allgemeinen Grundsätze sind dieselben für alle Wissenschaften; außerdem aber bedarf jede einzelne auch ihrer eigenthümlichen und besonderen; denn in jedem Allgemeinen ist zugleich etwas Besonderes, und in jedem Besonderen etwas Allgemeines. Das Unbedingte liegt nicht außerhalb der Welt; es giebt nur eine Welt, und indem man Alles (wie Aristoteles) denkend betrachtet, vereint man Idealismus und Empirismus im höchsten Grade. Wenn jemand nur das Allgemeine, nicht aber das darunter begriffene Einzelne kennt, wird er oft, insbesondere beim Handeln irren; im Ganzen aber steht das Wissen höher als das bloße Erfahren und Empfinden, und das Allgemeinste ist am schwierigsten zu erkennen, weil es von den Sinneswahrnehmungen am weitesten entfernt bleibt. Meinung und Glaube reichen nicht aus, die Wahrheit zu finden.

Der Verstand ist nicht blos negativ, empfangend, oder eine leere Tafel, sondern er ist zugleich wesentlich thätig [1]), bildend, ordnend, und über die Wahrnehmung hinausgehend. Wir können das Wandelbare und das Beharrliche zugleich in seinem Unterschiede und seinem Zusammenhange auffassen. Die bloßen Empiriker wissen nur das daß (ὅτι), nicht das warum (διότι); sie

1) Aristote n'a jamais pensé que l'experience put se passer de la speculation rationelle. Vacherot, École d'Alexandrie, I, 68.

unterscheiden nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen, wo dann die Masse der unzähligen einzelnen Erscheinungen unübersehbar und bedeutungslos bleibt. Das Gebiet der Dialektik ist das des Wahrscheinlichen [1]), das Gebiet der Apodiktik oder Analytik das Wahre. Die rechte Anwendung der ersten führt auch zur zweiten, und zur höchsten Wissenschaftslehre.

Es giebt zwei Wege zur Erforschung der Wahrheit: der Syllogismus (Schluß) steigt vom Allgemeinen hinab zum Einzelnen; und die Induction, welche das Allgemeine aus dem Einzelnen ableitet. Beide, Syllogismus und Induction, Allgemeines und Einzelnes, Form und Stoff gehören zueinander, ergänzen und durchdringen sich wechselseitig, geben an Zusammentreffen Probe und Erweis der Wahrheit; und wenn auch nach Maßgabe des Standpunktes und Weges das Eine oder das Andere überwiegend in den Vordergrund tritt, so ist doch keine unbedingte Spaltung und Entgegensetzung vorhanden. Platon ließ außer Acht, daß in dem Wissen des Allgemeinen das Erkennen des Einzelnen noch nicht mitbegriffen ist, und jenes erst durch dieses zur Vollendung kommt. Doch giebt das bloße Zusammenfassen des Einzelnen kein wahrhaft Allgemeines, und die rechte Erkenntniß entsteht weder allein durch reines Denken, noch durch blos sinnliches Wahrnehmen. Wenn das Allgemeine zugleich das allgemein Gültige und deshalb Ewige ist, so steht ihm das Einzelne als das Vergängliche gegenüber. Die leitenden Grundsätze für das Denken gelten aber zugleich für das Seyn des Gedachten. Das Princip des Widerspruchs ist, wie gesagt, nothwendige Bedingung aller Bestimmtheit des Seyenden und Gedachten.

Der Beweis, die Erkenntniß aus Ursachen und Gründen, hatte dem Aristoteles hohen Werth; weil er aber zugleich wußte, daß sich das Besondere nur aus seinen eigenthümlichen Gründen erweisen lasse, erhielt seine Philosophie einen so großen concreten Reichthum. Nicht minder behauptet er ganz richtig: alles Wissen durch Beweis sey ein vermitteltes, sodaß weder die höchsten Grundsätze, noch die einzelnen Thatsachen einen Beweis erlauben oder bedürfen. Aber auch da, wo die wissenschaftliche Form nicht vorherrschen, der strenge Beweis nicht geführt werden kann, ist ein Eindringen und Mitwirken der Philosophie möglich und heilsam, ohne daß diese hiedurch verlöre oder sich wegwürfe.

---

1) Sofern die Dialektik (im Sinne des Aristoteles) die Vorstellungen untersucht, welche sich über einen Gegenstand vorfinden und von hier aus den Weg zu dem Princip zu bahnen sucht, ist ihre Aufgabe nicht allein das objectiv oder an sich Wahrscheinliche.

Alles was wird, wird nur aus dem beziehungsweise Nichtseyenden, dem die Möglichkeit des Seyns inwohnt; keineswegs aus dem unbedingt und schlechthin Nichtseyenden. Alles strebt aus der bloßen Möglichkeit, dem Vermögen, heraus zur Wirklichkeit. So zeigt sich in jedem Werden ein echt Wirkliches und Wahres. Die Materie ist ein objectives Etwas, aber durchaus unbestimmt, bis sie aus der bloßen Möglichkeit durch die Form zur Bestimmtheit und zum höheren Seyn erhoben wird. Zur Möglichkeit, oder dem Vermögen, tritt die Bewegung hinzu und vermittelt den Uebergang zur Wirklichkeit. In jedem Werden offenbart sich ein Wahrhaftes, es hat einen Zweck, und diese Zwecke der Erscheinungen aufzusuchen, ist die wichtigste Aufgabe der Naturlehre. Alles was die Natur außer uns, und was unser Verstand wirkt, erfolgt nach Zwecken; und auch die sogenannten zufälligen Begebenheiten erfolgen nach gesetzmäßigen Ursachen, obwohl mit Zurücktreten des Zweckes. Der Zweck eines Dinges ist sein vollendetes Wesen, welches mit seiner vollendeten Thätigkeit eins ist.

Daß Aristoteles der Lehre des Platon von den Ideen [1]) nicht beistimmen konnte, ergiebt sich schon aus dem Gesagten. Er hielt fest an dem unleugbar vorhandenen Seyn, an den Thatsachen der Wirklichkeit; was denen mißfallen muß, welche darüber muthlos verzweifeln, oder hoffen, sich weit darüber hinaus zu erheben. Die Ideen haben weder als allgemeine Begriffe, noch als Substanzen ein abgesondertes eigenes Daseyn; sie bieten eine überflüssige Verdoppelung der Dinge und der Welt; sie sind keine für sich bestehenden, wirksamen Gründe des Werdens. Vielmehr ist ein Wesentliches, Beharrliches mit jedem Dinge verbunden, sodaß die Ideen nicht über die wirkliche Welt hinausliegen, nicht transscendent sind, sondern ihr wahres Wesen, ihre Entelechie ausmachen. [2]) Wie und warum, laut Platon, das vornehmere, unabhängige Allgemeine in die einzelnen, unbedeutenden und nichtigen Dinge eindringe und doch seine Wesenheit behalte, ist nicht nachgewiesen. Die Ideen Platon's haben nirgends eine Heimat, ein sicheres Seyn; sie helfen weder zum Seyn, noch zum Wissen. Wenn die Idee in dem Einzelnen das Wesentliche, Substantielle seyn soll, wie läßt sie sich jemals von ihm trennen, oder mit dem angeblich schlechthin Nichtigen und

---

1) Selbst Speusippus stellte die Ideenlehre ganz zur Seite. Zeller, II, 657.

2) Aristoteles (Metaph., I, 6) sagt unter anderem: „Die Wesenheit und der Träger der Wesenheit läßt sich nicht trennen; wie könnten also wohl die Ideen, wenn sie die Wesenheit der Dinge bilden, von ihnen getrennt seyn?“

Nichtseyenden fast zufällig verbinden? Zu sagen aber: die Ideen seyen Urbilder, und Alles habe an ihnen Theil, sind leere Worte und dichterische Metaphern. Sie erklären nirgends das Werden und die Veränderungen der Dinge. Das Sinnliche, der Stoff, war dem Aristoteles nicht ohne Werth; der Geist aber gab die Form. Dies Durchdringen von Stoff und Form war nicht ein äußerlicher Gegensatz oder Dualismus, sondern Geist und Natur in Einheit und Harmonie. Aristoteles verständigte den Gedanken mit dem Seyn; er gab keineswegs eine Seite als unbedeutend, nichtig oder verächtlich auf, sondern kam zu einer tieferen Philosophie des Subjects und Objects, wenn auch nicht in den heutigen Formeln und Ausdrücken. Während Platon die Ideen und die wirklichen Gegenstände trennt, legt Aristoteles die Möglichkeit in den Stoff, und die Wirklichkeit in die Form; beide vereinen und durchdringen sich zum Erzeugen der Welt. Nur auf diesem Wege kommt man zu einer sowohl wissenschaftlichen als praktischen Verständigung mit der Wirklichkeit, und hält sich fern von der irrigen Verehrung willkürlicher, unbrauchbarer Ideale. „Aristoteles (sagt Zeller, II, 2, 225) hat die Ideenlehre und die platonischen Bestimmungen über die Urgründe für immer widerlegt.“

In der Individualität sah Aristoteles das höchste Seyn und die edelste Offenbarung, und nicht blos matte Abbilder allgemeiner Begriffe oder fremdartiger Substanzen. Das Ursächliche steht ihm im Zusammenhange mit dem Nothwendigen, ohne daß ihm jedoch Ursache und Zweck blos auf das Gebiet des Einzelnen getrieben würde. In der ersten Ursache, die nicht aus anderen abgeleitet wird, liegen auch alle Zwecke; alles wahrhaft Seyende wird dem Aristoteles zur Seele. Der Geist ist die Form der Form, er ist der Begriff der Begriffe, und die Natur wird aufgefaßt nach lebendiger, geistiger Gestaltung; die geistigen Gesetze sind die herrschenden, und schließen alle Zwecke in sich.

Indem Aristoteles sich nicht in eine feindliche Stellung zur Natur hineinkünstelte, sondern den die Forschung leitenden Geist mit ihr verständigte, wuchs seine Lust und Geschicklichkeit sie zu beobachten und aufzufassen: er ist (ohne die unzähligen Hülfsmittel und Entdeckungen neuerer Zeit) in bewundernswerther Weise Schöpfer und Meister der Naturwissenschaft, der Beobachtung und Anordnung geworden. Er erkennt die Fortschritte der Natur vom Unorganischen zum Organischen und Geistigen. Sein genaues, scharfsichtiges und scharfsinniges Beschreiben der Natur ist wesentlich verschieden von den Phantasien Platon's über die Natur; seine Physik ist das Gegentheil der demokritischen, welche alle qualitativen, alle Eigenschaftsveränderungen aufhebt oder un=

begreiflich erscheinen läßt. Bewegung, Stoff, Form, Zweck sind die vier Hauptgesichtspunkte der Physik. Unzureichend ist die Lehre der Eleaten vom starren Seyn, und des Anaxagoras von einer unendlichen Menge qualitativ bestimmter Urdinge. — Nicht blos durch mechanische Gesetze wird die Natur bewegt, sondern durch eine innerlich schaffende Kraft. Diese schaffende Kraft und Bewegung wirkt ohne Anfang und Ende: die Welt ist weder jemals in der Zeit entstanden, noch wird sie jemals vergehen. Indem Aristoteles diese Kraft verewigt, indem er den Begriff des Zweckes so hoch stellt, und überall in der Natur sucht und findet, ist er sehr weit von der oft getadelten flachen Empirie, und der blos gedankenlosen und leeren Nothwendigkeit entfernt.

Von hier bietet sich der Uebergang zur Theologie des Aristoteles, welche oft und streng getadelt worden ist. Zuletzt gründet sich dieser Tadel wesentlich darauf: daß Aristoteles auch auf diesem Boden keine fremde, unphilosophische Autorität anerkennt, und das Geglaubte nicht für gewußt, eingesehen und erwiesen gelten läßt. [1])

Die Welt (lehrt Aristoteles) ist ein großes, geordnetes Ganzes, nicht entstanden aus Zufall oder durch blinde Naturkraft. [2]) Es muß einen ersten, unbewegten Grund alles Werdens und Bewegens geben, der ewig und unvergänglich ist. Gott ist, als Princip der Welt, auch ihr höchster Zweck; er ist die Fülle alles Seyns, aller Glückseligkeit, aller Vernunft, aller Zwecke. Ihm ist Seyn und Denken gleich, und ein überall thätiger Gott ist auch ein lebendiger, persönlicher Gott. [3]) Er und die Natur thun Nichts zwecklos. Gott ist schlechthin selbständig, durch Nichts bedingt, keiner Einwirkung, keinem Wechsel und keinem Leiden unterworfen, Urheber des Weltalls, Urquell alles abhängigen Daseyns und Lebens, unsinnlich, unkörperlich, schlechthin einfach. Sein Leben ist das seligste, weil es die vollkommenste Thätigkeit in sich schließt. Er ist die ewige Schönheit in ewiger Ruhe, und doch die wirkende Ursache aller Bewegung. Einseitig deutend, hat man Aristoteles so ausgelegt, als wäre sein Gott nur eine Art von materiellem Hebel für die materielle Welt, während er doch zugleich der Urquell und Beweger aller Geister und Gedanken ist.

Ebenso wenig leugnete Aristoteles die Einwirkung Gottes

---

1) Göttlich ist die Wissenschaft, welche Gott am meisten besitzt. Metaph., I, 2.

2) Es erscheint ihm thöricht, die Wirklichkeit der Natur, die Außenwelt erst beweisen zu wollen.

3) Metaph., XII, 7.

auf die Angelegenheiten der Erde; er wollte aber (mit Recht) Ordnung und Naturgesetze nicht aufheben, unter dem beschränkten Vorwande, Gott zu ehren und ihn zu verherrlichen. Er behauptet, daß ein durch Weisheit und Tugend ausgezeichneter Mensch sich eines besonderen Wohlgefallens der Gottheit zu erfreuen habe, und nennt den, welcher die Götter nicht fürchtet, keineswegs tapfer, sondern rasend. [1]) Allerdings sind gewisse Räthsel in der aristotelischen Philosophie nicht vollständig gelöset (z. B. über Vorsehung und menschliche Freiheit, Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen); welcher spätere Philosoph ist denn aber dieser Aufgaben völlig Herr geworden, während so viele weit hinter Aristoteles zurückblieben? Es ist gar leicht, über das Allerschwierigste mit großer Zuversicht Lehrsätze auszusprechen; diese Art der Dogmatik hat aber mit dem wahren Wissen Nichts gemein, und wenn die christliche Philosophie höher steht, so geschieht dies nur durch Annahme eines Autoritätsglaubens; mit Syllogismus und Induction dürfte man eben nicht über Aristoteles hinauskommen.

Ebenso ist ein unbilliges Geschrei darüber erhoben worden, daß Aristoteles der Gottheit nicht menschliche Tugenden beilegen will; insbesondere sofern diese eine zu beherrschende Sinnlichkeit voraussetzen. Sowie thierische Wildheit unter dem Menschen steht, so ist die Gottheit über jene Tugenden erhaben; sonst wäre ja die Tugend besser wie die Gottheit. [2]) In der Welt des ewig Unveränderlichen giebt es keine unerklärlichen Gegensätze: nur für das Erdenleben des Menschen tritt das Böse dem Guten und der Tugend gegenüber. Götter sind weder tapfer, noch mäßig, noch gerecht, sondern nur weise.

Jeder Körper hat seine eigene Form und Seele, daher findet keine Seelenwanderung statt. Seele und Körper sind eins, aber nicht einerlei, und die Denkkraft kann für die Seele in der engsten Bedeutung gelten. Die Seele ist eine Thätigkeit, welche ihren Zweck in sich trägt, und der von Natur gebildete, organische Körper ist die Bedingung der Seele. Sie erscheint nicht im Raume, und hält durch ihre Einheit die Mannichfaltigkeit des Körpers zusammen. Sofern sie nicht ohne Stoff und Körper ist oder wirkt, gehören Untersuchungen über dieselbe auch zur Naturwissenschaft. Was einen Anfang hat, kann auch ein Ende nehmen. Die allgemeine Vernunft hat ein ewiges Seyn in Gott, und der rein denkende, thätige Geist ist unsterblich [3]); für die

1) Magna Moral., I, 5.
2) Magna Moral., II, 5.
3) Metaph., XII, 3.

Unsterblichkeit der einzelnen menschlichen Persönlichkeit giebt es hingegen keine wissenschaftlichen Beweise, und Ueberzeugungen vom Glauben hergenommen, sind dem Aristoteles fremd. Doch fordert er: daß man sich schon auf Erden soviel als möglich unter die Unsterblichen versetze, und thue, was uns der Gottheit verwandt, uud fähig macht, ein neues, höheres Leben zu beginnen. Hiezu dient vor allem der thätige Verstand, welcher dem blos leidenden, aufnehmenden gegenüber tritt, einen höheren Ursprung, und Kraft zu dauerndem Daseyn erweiset.

Unter des Aristoteles Namen sind drei umfangreiche, höchst anziehende und lehrreiche Schriften über die Sittenlehre auf uns gekommen: die große, die nikomachische und die eudemische Ethik. Ihr gegenseitiges Verhältniß hat Veranlassung gegeben zu vielen scharfsinnigen Untersuchungen, welche jedoch bis jetzt zu keinem allgemein anerkannten Ergebnisse führten. Wir würden die nikomachische Ethik in ihrer vollen Ausdehnung dem Aristoteles zusprechen; und im Fall die beiden anderen nicht von ihm selbst, sondern von seinen Schülern niedergeschrieben wurden, so ist doch ihr Inhalt wesentlich aristotelisch, und etwanige Verschiedenheit unbedeutend im Vergleiche mit dem Uebereinstimmenden. [1]) Hier genügt es, Einiges auszugsweise aus denselben mitzutheilen, und nächstdem erläuternde Bemerkungen folgen zu lassen.

Aristoteles nimmt an, daß der Mensch frei und zurechnungsfähig sey [2]), ohne hiefür einen wissenschaftlichen Beweis zu versuchen, welcher sich (über das sichere, unmittelbare Bewußtseyn hinaus) mit Aufhebung aller Gegensätze nie hat finden lassen. Doch hatte er und das Alterthum kein geringeres Gefühl und Bewußtseyn ihrer Persönlichkeit als wir. Gewalt und Unwissenheit hemmen die Freiheit. Die Tugend hängt ab von der Vollkommenheit des Erkenntnißvermögens; doch ist sie nicht blos Ausbildung der theoretischen Vernunft. Die Herrschaft der Vernunft ist das innere Wesen, der Zweck des Menschen; durch sie soll die Sinnlichkeit gelenkt und bestimmt werden. Keine Tugend ohne wahre Erkenntniß, keine wahre Erkenntniß ohne Tugend. Der beste Richter über Alles ist der, welcher die vollkommenste Geistesbildung besitzt. Beim Handeln reicht aber die höchste, allgemeine Wissenschaft oder das Theoretisiren nicht aus; es bedarf einer richtigen Beurtheilung der einzelnen Fälle, welche durch

---

1) Vgl. Schleiermacher, Werke, III, 306; St.-Hilaire, Gründliche Kritik alles bisher Versuchten oder Geleisteten; Séances, vol. 31, und Bendixen im Philologus, XI, 2, 351.

2) Doch unterscheidet er scharfsinnig Freiwilliges von Unfreiwilligem.

Empfindung und Erfahrung dargeboten werden, und zu der Einsicht soll der Wille hinzutreten, um dem anerkannten Guten Gehorsam zu leisten. In einem vollkommenen menschlichen Leben muß die That aus der Fähigkeit und Kraft hervorgehen. Tugend ist nicht blos Werk der Einsicht, sondern auch der Uebung und Gewohnheit, und das Rechte muß mit Absicht und um seiner selbst willen gethan werden. Es giebt Grade, Abstufungen der Tugend wie des Lasters, und irrig behauptet Platon: alle Fehler und Laster entsprängen blos aus Mangel an Erkenntniß des Rechten, und niemand sey freiwillig böse; man kann auch gegen besseres Wissen schlecht handeln, und wer da weiß was gerecht ist, handelt darum noch nicht gerecht. Die Quellen des sittlichen Handelns sind also: Naturtrieb, vernünftige Einsicht und thätige Gewöhnung.

Der höchste Zweck menschlicher Thätigkeit muß das wahre und höchste Gut seyn. Derjenige, welcher hierüber, über Tugend, Recht und Politik, echte Belehrungen soll fassen können, muß schon eine sittliche Anlage und Bildung in sich tragen. Das wahre Gut des Menschen besteht in tugendhaften, der menschlichen Vollkommenheit gemäßigen Thätigkeiten der Seele. Die Ausdrücke: wohl leben, wohl handeln und glückselig seyn, sind gleichbedeutend; die Glückseligkeit besteht wesentlich in jener Thätigkeit, mithin wird sie nicht dem Unthätigen gegeben, sondern muß erworben werden. So hat auch, weil größere Thätigkeit und Energie dazu gehört, das Lieben mehr Werth, als das Geliebtwerden. Jeder tüchtigen That folgt Vergnügen und Glück. [1])

Aristoteles hält sich fern von unpraktischen Idealen und dichterischen Einbildungen; er weiset überall auf das Vorhandene und Brauchbare hin, auf Thätigkeit und wirkliches Handeln. Der Mensch soll sich in dem ihm gegebenen Kreise ausbilden und vollenden, und sich nicht fruchtlos abmühen für Unerreichbares.

In tugendhaften Handlungen kommt zusammen: das Beste, das Schönste und das Angenehmste. [2]) Doch ist die Tugend mit Ausschließung aller äußeren Güter nicht hinreichend zur Glückseligkeit. Wenn jedoch das Handeln, und eine gewisse Art zu handeln, das Wichtigste im menschlichen Leben ist, wovon Glückseligkeit und Elend abhängt: so kann der Tugendhafte nie ganz elend seyn, weil er nie schlechte und hassenswerthe Handlungen thun wird. Unter Widerwärtigkeiten leuchtet nicht minder wie unter günstigen Umständen die Kraft einer edeln Denkart hervor. Unter allen Umständen kann und wird der Tugendhafte

1) Magn. Moral., II, 7.
2) Arist. Eth. Nicom., I, 9; Rhet., I, 5; Cic. de finib., II, 6.

recht handeln, und dadurch den wesentlichsten Bestandtheil der Glückseligkeit festhalten. Giebt es doch nicht einmal echte Lust ohne Tugend, und umgekehrt keine Tugend ohne echte Lust. Die Tugend ist und bleibt also weit der wichtigste Bestandtheil der Glückseligkeit; aber äußere Güter (Gesundheit, Reichthum, edle Lebensverhältnisse) können sie vermehren; und endlich hat auch die Lust ihren Werth, als naturgemäße Freude über vollendete Thätigkeit, und als wesentlich zusammenhängend mit dem Lebenstriebe überhaupt. Der Tugendhafte wird aber nur trauern und sich freuen, worüber und wie es sich gebührt. Die Schönen, Edlen, Reichen wird man nicht sowohl loben als glücklich nennen.[1])

Die Tugend und Geistesglückseligkeit, das höchste aller Güter, kommt zuerst von Gott. Denn schon insofern ist die Tugend göttlich, als der Preis, welcher ihr vorgesteckt wird, und der Zweck, auf welchen sie losarbeitet, das Höchste ist, wodurch sich die Gottheit selbst unterscheidet.

Die Tugenden sind nicht von der Natur unausweichbar eingepflanzt, aber auch nicht wider dieselbe. Wir werden gerecht, indem wir oft gerechte Handlungen thun; wenn aber Tugend durch Uebung zu erhalten ist, dann ist es auch möglich, sie unter den Menschen immer mehr gemein zu machen. Die Tugend ist eine Fertigkeit, und ohne Vollbringen guter Handlungen wird niemand gut. Spricht man von dem Werthe, von den Vorzügen der Tugend an sich, so muß man sie das Vollkommenste und Höchste, also ein Aeußerstes nennen, und ebenso nach der entgegengesetzten Seite Laster und Verbrechen unbedingt verdammen; sonst aber kann das Sittliche auf zweifache Weise verdorben werden, durch Uebermaß und durch Mangel. Es ist ein Mittleres zwischen zwei Aeußersten (so findet sich die echte, wahrhaft wirksame Tapferkeit zwischen Tollkühnheit und Furchtsamkeit, die rechte Freigebigkeit zwischen Verschwendung und Knickerei). Diese rechte, positive Mitte liegt aber nicht genau in der arithmetischen oder geometrischen Hälfte, oder immer gleichweit von den Endpunkten; auch ist sie nicht für alle Menschen eine und dieselbe. Vielmehr behält das Persönliche und Individuelle auf diesem Boden sein Gewicht, dem Allgemeinen und Formalen gegenüber. Die größten Tugenden sind die, welche Anderen den größten Nutzen bringen[2]); sie fordern eine besonnene und kräftige Entwickelung der natürlichen Anlagen.

Aristoteles beschränkte seine Ethik keineswegs auf ein bloßes Verneinen: seine Mitte ist der lebendige, belebende Mittelpunkt,

---

1) Rhet. ad Alex., p. 35.
2) Rhet., I, 9, 6.

das Centrum alles Handelns, und wenn seine Auseinandersetzungen in diesen Regionen nicht auf der höchsten Speculation zu beruhen oder unmittelbar aus ihr zu entspringen scheinen, so sind sie desto praktischer, inhaltsreicher, einleuchtender und gemeinnütziger. Der Schatz echter Weisheit in den ethischen Werken des Aristoteles ist mehr werth, als einige vermißte Begriffsbestimmungen, welche er hier mit vollkommener Schärfe zu geben für unmöglich hielt. Daß er sich aber nicht (wie Etliche behaupten oder andeuten) in bloßen Plattheiten umhertreibt, und der Faden der Verbindung mit der höchsten Erkenntniß nie ganz abreißt, geht schon aus dem hervor, daß er die Glückseligkeit setzte in die vollkommene Thätigkeit der Seele mit Vernunft durch das ganze Leben hindurch. Auch steht jene Lehre von der richtigen Mitte der platonischen von der Harmonie der Begierden und des Lebens nicht so fern als man anfangs wohl meint, und ein neuerer Schriftsteller sagt mit Recht [1]): „Die rechte Mitte ist das Ideal des Guten und der Wahrheit.“

Liegt die Selbstheit des Menschen am meisten im Verstande, so ist auch das Leben, welches im Denken besteht, das würdigste, angenehmste und glückseligste. Im Denken und Betrachten der Dinge besteht die Thätigkeit des göttlichen Wesens, und diejenige menschliche Thätigkeit, welche dieser göttlichen am nächsten verwandt ist, giebt den Grund zur höchsten dem Menschen möglichen Glückseligkeit. Wie man nun auch über diese Rangordnung menschlicher Lebensweise urtheile, gewiß ist des Platon und Aristoteles hohe Schätzung jenes denkenden, thätigen Seyns durchaus verschieden von der Büßerei und Gedankenvernichtung der Inder.

Hiemit hängt es zusammen, daß Aristoteles die geistigen, intellectuellen Tugenden (welche sich auf Erkenntniß beziehen) von den ethischen, sittlichen unterscheidet, die mit Wohlseyn und Schmerz in Verbindung treten, und auf Freiheit des Willens und Entschlusses beruhen. Jene giebt Gott, und sie werden gesteigert durch ernstes Streben; diese sind mehr erworbene und bleibende Eigenschaften des Charakters. Wer die Wissenschaft der Arzneikunde hat, ist ein Arzt; wer die Wissenschaft des Gerechten hat, ist darum noch nicht gerecht. Für die intellectuellen Tugenden (Klugheit, Weisheit) wird man in der Regel nicht gelobt, und es giebt hier kein Zuviel oder Zuwenig wie bei den ethischen, der Mäßigung, Tapferkeit u. s. w.; die Lehre von einem mittleren, beschränkenden Maße kommt bei jenen nicht zur Anwendung. Ebenso wenig giebt es für an sich Schlechtes eine

---

1) Burdach, Blicke ins Leben, III, 124, 125.

löbliche Mitte. Endlich ist, wie gesagt, diese Mitte für jeden Einzelnen nicht unbedingt dieselbe. Tugend und Laster bezieht sich nur auf Freiwilliges, Weisheit auf das Unveränderliche, Gleichbleibende, Klugheit auf das Veränderliche und Wechselnde. Sie ist die Fertigkeit, nach richtigen Einsichten zu handeln in Dingen, welche sich auf das Wohl und Wehe der Menschen beziehen.

Die Sittenlehre des Aristoteles beschränkt sich nicht auf einen Theil oder Ausschnitt (wie z. B. der Eudämonismus, die Glückseligkeitslehre anderer Schulen), sondern ordnet zueinander und übereinander, äußere Güter, sittliche Tugenden des praktischen Lebens, wissenschaftliches Erkennen und logische, intellectuelle Tugend der Weisheit. Er stellt nicht (um einen Gegensatz herauszukünsteln) die natürlichen und sinnlichen Triebe des Menschen hin als unbedingt schlecht, und bleibt auch nicht bei quantitativen Bestimmungen über die Tugenden stehen, ohne in die qualitativen sittlichen Stellungen nnd Richtungen einzugehen. Thatenloses Hinbrüten und Grillenfangen gilt dem praktischen Aristoteles nicht für Weg und Ziel der höchsten sittlichen und geistigen Tugenden.

Vom Laster unterscheidet sich thierische Roheit, und von der Tugend die gottähnliche Handlungsweise, welche mehr ist als Tugend. Der, welcher keine Begierden hat, verdient, weil er sich gemäßigt zeigt, kein Lob.

Die Ansicht des Aristoteles vom Rechte hängt genau mit seiner Lehre von der Sittlichkeit zusammen. Die Tugend wird als Maß bezeichnet und begreift eine angemessene Quantität und Qualität in sich; von wo aus sich wiederum ein Uebergang bietet zu der gewöhnlichen Ansicht der Griechen von Recht und Gesetz, als Gleichheit und gleichmäßiger Vertheilung. Wenn dem Platon die Gerechtigkeit eine Vereinigung aller Tugenden ist, zur vollkommenen Harmonie, so ist sie dem Aristoteles vorzugsweise die Uebung aller Tugenden, sofern sie in äußere Handlungen ausschlägt, welche sich auf andere Menschen beziehen. Oder: insofern sich tugendhafte Handlungen auf Andere richten, machen sie die Gerechtigkeit aus; insofern sie aus einer gewissen Fertigkeit des Gemüths entspringen und dieselbe erweisen, sind sie Tugend an sich betrachtet. Im engeren Sinne nannte Aristoteles Gerechtigkeit diejenige Tngend, durch welche ein jeder das Seine erhält. Diese äußere Gerechtigkeit bezieht sich auf das Quantitative [1]), wonach der Mensch weder zu viel noch zu wenig haben soll. Ungerecht handeln heißt ihm: von Allem, was an sich gut ist,

1) Eth. Nic., V, 3; Eud., IV, 1; Magna Mor., I, 33; Rhet., I, 9.

einen zu großen Theil zueignen, von Allem, was böse (unangenehm) ist, einen zu kleinen Theil tragen wollen. Dieses Mittlere wird durch die verbessernde Gerechtigkeit (ἐπανορθωτική) gefunden: der Eine muß seyn Mehr verlieren, damit des Anderen Weniger in sein rechtes Verhältniß gesetzt werde. Diese wahre Gleichheit stellt der Richter wieder her. Außer dieser im wechselseitigen Verkehre waltenden Gerechtigkeit, welche man später auch die austauschende, oder ausgleichende (commutativa) genannt hat, und die nach einfachen arithmetischen Verhältnissen ordnet, erwähnt Aristoteles einer anderen austheilenden (διανεμητική, κατ᾽ ἀξίαν, distributiva), welche auf die Qualität der Person Rücksicht nimmt, und nach Würdigkeit, also ungleich und in geometrischem Verhältnisse austheilt. Ungleichheit unter Gleichen, und Gleichheit unter Ungleichen, hält Aristoteles für widernatürlich. Dies führt in Staat, Klassen, Stände und Politik hinein.

Aristoteles unterschied (genauer als Sokrates), natürliches und positives Recht (φυσικόν und νομικόν); beide aber waren ihm Theil des geselligen Rechts, und jenes ging ihm keineswegs aus einem sogenannten Naturstande hervor, sondern bezeichnete nur das Recht an sich, das an allen Orten und zu allen Zeiten gilt, ohne Verabredung durch Menschen, oder Bestätigung durch Gesetze. Diese begründen erst das politische Recht. „Ich verstehe", sagt Aristoteles, „unter dem Gesetze sowohl das eigenthümliche (ἴδιον) als das gemeinschaftliche (κοινόν). Unter dem eigenthümlichen dasjenige, welches einzelne Völker für sich selbst festgesetzt haben, und zwar sowohl das ungeschriebene als das geschriebene; unter dem gemeinschaftlichen aber das natürliche: denn es giebt, wie es jedermann durch innere Eingebung fühlt, divinirt, von Natur ein gemeinschaftliches Recht und Unrecht. Gesetzlich gerecht ist hingegen dasjenige, was ursprünglich ebenso gut auf die eine als auf die entgegengesetzte Weise geschehen konnte, was aber erst als Pflicht angesehen wird, nachdem man über gewisse Gesetze einig geworden ist. Die Gerechtigkeit ist eine gesellige Tugend und giebt Regel und Ordnung und den wahren Nutzen für menschliche und bürgerliche Gemeinschaft. Die Gesetze können, bei veränderten Verhältnissen, nicht für alle Zeiten dieselben bleiben; doch soll man, selbst bei nothwendigen Neuerungen, die größte Vorsicht beobachten. Der Billige besteht nicht auf der Strenge des Rechts; er läßt aber nicht nach von dem durch die Natur, sondern von dem positiv Gesetzten.[1]) Der Richter sieht auf das Gesetz, der Schiedsrichter auf die Billigkeit; es ist unrecht, wenn jener weiser seyn will als das

1) Magna Moral., II, 1; Rhet., I, 13, 19, 15, 12.

Gesetz. Dieses muß sich bestimmt aussprechen und so wenig als möglich der Willkür des Richters überlassen." [1])

Der Staat, sein Entstehen, der Eintritt in denselben u. s. w. hängt, nach Aristoteles, gar nicht von der Willkür des Einzelnen ab; der Mensch ist ihm ein geselliges, politisches Wesen, das nicht blos zufällig oder behufs der Erreichung einzelner Zwecke mit anderen in Verbindung tritt, sondern weil nur auf diesem Wege und erst im Staate vollständige Verwirklichung der Erkenntniß und Sittlichkeit, vollkommene Tugend und Glückseligkeit erreichbar wird. Sowie der Mensch, seinem geselligen Zwecke nach, das herrlichste aller lebendigen Wesen ist, so ist er auch fern von Recht und Gesetz das schlechteste von allen. Wenn Aristoteles die sittliche Thätigkeit sogleich auf die Gemeinschaft mit Anderen richtet, so setzt er doch überall voraus die Beziehung nach innen und die Bildung von innen heraus.

Obgleich (sagt Aristoteles) die Familie aus einzelnen Menschen und die Stadt aus mehreren Familien besteht, kann man doch sagen, daß die Stadt oder das Gemeinsame das Erste und Ursprüngliche sey, und die Familie, gleichwie der einzelne Mensch, nur davon abgeleitete Wesen sind. Denn das Ganze ist nothwendig die Grundlage der Theile, und muß also als selbständiger und ursprünglicher betrachtet werden. Gäbe es Menschen, die an dieser Vereinigung nicht theilnehmen könnten, oder derselben aus Allgenugsamkeit nicht bedürfen, so wären sie besser oder schlechter als Menschen, Götter oder Thiere. Es kann nicht Zweck seyn, die Menschen zu machen oder ganz umzugestalten, sondern sie aus der Hand der Natur zu empfangen und auf sie zu wirken.

Die Politik ist die Wissenschaft vom Staate; sie lehrt wie die Menschen durch den Staat zur Tugend und Glückseligkeit gelangen können. Nimmt man diesen Zweck hinweg, so ist die übrige bürgerliche Gemeinschaft nichts als ein Vertheidigungsbündniß, und das Gesetz nichts weiter als der Buchstabe und Bürge desselben, ohne alle Rücksicht auf Tugend und Gerechtigkeit der Bürger. Alle einzelnen Zwecke, die man noch aufstellen könnte, werden vorausgesetzt bei einer bürgerlichen Gesellschaft, sind aber nur Mittel für die höchsten Zwecke und die höchste Wirksamkeit aller Glieder zu guten und löblichen Handlungen. Der Begriff und die Rechte des Bürgers sind nicht überall dieselben; jedoch ist im besten Staate die Tugend des Menschen und des Bürgers dieselbe. Man soll vielmehr dahin streben, daß der Staat gerecht und weise, als daß er groß werde.

---

1) Rhet., I, 1.

Jeder Staat hat seine eigenthümliche Aufgabe; wer dieser am besten genügt, verdient der tüchtigste zu heißen. Vor allem erhalten die Sitten jeden Staat, und hiezu ist eine öffentliche, durch Gesetze geregelte Erziehung das beste Mittel. Diese soll aber die Privaterziehung in der Familie keineswegs vernichten. Krieg ist nicht Zweck an sich, sondern Mittel für den echten Frieden.

Das Staatsrecht ist verschieden vom Privatrechte, und die Staatsverfassung ist die Regel, welche die Rechte der verschiedenen Obrigkeiten, insbesondere der höchsten Gewalt (ja das eigentliche Leben des Staats) bestimmt. Es giebt deren im Wesentlichen drei: Monarchie, Aristokratie und Republik, und drei ihnen entgegenstehende Ausartungen, außerdem aber eine große Zahl Abstufungen und Mischungen derselben. Alle Verfassungen, bei welchen das allgemeine Beste des ganzen Staats Zweck der Regierung ist und das Gesetz (nicht die Willkür) herrscht, sind, nach den wesentlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, gut und vollkommen; alle die hingegen, bei welchen blos auf das besondere Beste des regierenden Theils gesehen wird, sind fehlerhaft. Hieraus folgt aber nicht die Nothwendigkeit einer vollen Gleichheit aller Rechte unter den Bürgern; denn wenn auch die Einen und die Anderen in gewissen Punkten, z. B. dem Vermögen, gleich sind, denn doch nicht in anderen, und die Staatsverbindung bezieht sich nie ausschließend auf diese oder jene Eigenschaft. Wo also Reichthum, Geburt, oder irgendeine einzelne Eigenschaft alle öffentlichen Rechte bestimmt, ist Irrthum; Wissenschaft und Tugend geben in Wahrheit weit größere Ansprüche auf Herrschaft. Ja, es finden sich einzelne Genien von solcher Ueberlegenheit, daß man sie nicht mit einem mittlerem Maße messen oder diesem unterordnen kann; ihnen scheint (wie höheren Wesen) das Herrschen zugewiesen. [1]) Dieses umfaßt drei Staatsgewalten: 1) die, welche über die gemeinsamen Angelegenheiten berathet und beschließt, und dies ist die höchste (gesetzgebende) Gewalt; 2) die, welche das Beschlossene durch obrigkeitliche Personen ausführt; 3) die richterliche Gewalt.

Bei Bildung der einzelnen Staaten sieht Aristoteles auf die besonderen, menschlichen Verhältnisse, betrachtet diese als einen gegebenen Stoff, schließt seine Darstellungen und Urtheile vorzugsweise der Erfahrung, dem Wirklichen an, und fragt nicht blos nach dem Besten, sondern auch nach dem Ausführbaren. Mit dem ruhigen Blicke des Naturforschers untersucht er die Bedingungen und Formen der Staaten, sowie die Mittel, durch

1) Die Licht- und Schattenseiten des Königthums sind unparteiisch entwickelt: Politik, III, 10.

welche sie erhalten und zerstört werden, und giebt Rathschläge selbst zur Befestigung des Ausgearteten. Doch tritt hiebei (weit bestimmter als später bei Machiavelli) die Beziehung auf das Sittliche, auf ein Ideal heraus, von welchem Aristoteles jedoch und mit Recht meint, daß es nicht überall und unter allen Umständen könne verwirklicht werden. Wenn er also auch Vorschläge macht und Ansichten mittheilt über das Beste und Zweckmäßigste in Beziehung auf den Umfang und die Bevölkerung eines Staats, die Beschäftigung und Vertheilung der Bürger, die Landmacht und Seemacht u. s. w., so hält er doch fest an dem Grundsatze: daß nicht eine und dieselbe Verfassung für alle Staaten passe, und daß nur da ein wahrer Staat sey, wo vernünftige Gesetze herrschen. Diese werden aber am besten durch die mittleren Klassen vertheidigt und befolgt.

Ueberall unterscheidet Aristoteles die Form und den Inhalt, das Objective der Staatseinrichtungen und das Persönliche der Machthaber, und findet meist in gemischten Verfassungen Hülfe gegen die formalen oder persönlichen Mängel der sogenannten reinen oder einfachen Verfassungen. Bedeutende Revolutionen können bei geringen Veranlassungen ausbrechen, entstehen aber nicht aus kleinen Ursachen und Gründen. Diese Gründe sind mannichfaltig und sehr verschieden an Werth oder Unwerth. Man beugt den Revolutionen vor durch das Gegentheil dessen, was sie veranlaßt. Platon's Lehre über dieselben ist ungenügend.

Die Lehre von der Sklaverei (an welcher auch Platon festhielt und nur Milde empfiehlt) sucht Aristoteles aus natürlichen Verschiedenheiten und der Niedrigkeit der Gesinnung abzuleiten, sowie aus dem für beide Theile daraus hervorgehenden Nutzen; er macht sich aber hiebei selbst sehr erhebliche Einwendungen, welche, schärfer verfolgt, das Verwerfliche derselben schon vor Einführung des Christenthums in helleres Licht gesetzt haben würden.[1])

So ungenügend diese Andeutungen sind, müssen wir uns doch hier darauf beschränken; auch ist der Inhalt der aristotelischen Politik so ungemein reich und mannichfaltig, daß er kaum einen Auszug leidet.

Mit Recht stellt Aristoteles das Hellenische höher als alles Barbarische, denn vor den Griechen hatte man keinen Begriff und keine Praxis der Freiheit; aber sein Forschungsgeist treibt ihn über die Grenzen des Einheimischen hinaus: er kennt und beurtheilt nicht blos dieses nach allen seinen verschiedenen Rich-

---

1) Schon in der Odyssee (XVII, 322) heißt es:

„Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet.“

tungen, sondern auch das Fremde und Entgegengesetzte. Während Platon die hellenische Sittlichkeit und den Staat in alte, halbasiatische, allzu enge Fesseln schlagen wollte, und sich mit der höheren Stufe [1]) der Entwickelung seines Volks nicht verständigen konnte, giebt Aristoteles überall in praktischer Weise Lehren und Vorschriften; er nimmt Rücksicht auf die mannichfaltigen Verhältnisse und Bedürfnisse, und verlangt weder eine abstracte Gleichheit, noch einen tyrannischen, rückläufigen Idealismus. Zu große und zu kleine Staaten nennt er mangelhaft; wären aber alle Griechen zu einem Staate vereinigt, sie würden alle Völker beherrschen!

„Die Wissenschaft", sagt Aristoteles [2]), „entspringt aus Erkenntniß der Grundwahrheiten, Principien; die Kunst bringt zufällige Dinge nach richtigen Grundsätzen hervor." Ungeachtet dieser nur scheinbar die Kunst zurücksetzenden Ansicht hat Aristoteles dieselbe zuerst in umfassender Weise zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtungen gemacht, die Poetik und Rhetorik [3]) neu begründet, und eine Geschichte der Dichtkunst geschrieben. Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Poesie, welche bei Platon in unversöhnlichem Streite leben, und sich über ihre Rechte und Ansprüche nicht verständigen können, hat Aristoteles die ihnen zukommende natürliche Stellung angewiesen. So ist er auch hier der alle Richtungen und Ergebnisse der Vergangenheit und Gegenwart (fast möchte man auch sagen der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und versöhnende Geist. Wenigstens bleibt Aristoteles der Gipfelpunkt aller hellenischen Wissenschaft und Philosophie. Seinen Nachfolgern fehlte die Kraft, das Ganze zu umfassen oder gar weiter auszubilden; vielmehr brach das Ganze auseinander, weil sie sich einzelnen Richtungen bis zur Uebertreibung hingaben, und in dieser Einseitigkeit irrig einen Fortschritt sahen.

Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker (so insbesondere Theophrast, Eudemus und Strato) allerdings die gelehrtesten, sprachen und schrieben verständlicher als die Stoiker,

---

1) Ein Analogon der den Staat beschränkenden Kirche kannten die Griechen nicht.

2) Metaph., VI, 4.

3) Großes Lob der aristotelischen Rhetorik bei Cicero, De invent., II, 2. Sie ist zugleich eine Klugheits- und Sittenlehre, und enthält eine unermeßliche Zahl praktischer Beobachtungen und Regeln. Die Unechtheit der Rhet. ad Alex. ist noch nicht streng erwiesen, und noch weniger ihr Unwerth. — Ueber die Poetik siehe meine Abhandlung in den vermischten Schriften, Thl. 2.

und verdienten Lob wegen ihrer Naturforschung. [1]) Später aber (ja das ganze Mittelalter hindurch) vernachlässigten sie leider die letzte, während sie sich ausschließend mit abstracten, trockenen Begriffsbestimmungen abmühten, bis Bacon kräftig auf die vernachlässigte Seite der Philosophie hinwies. Unrecht aber ist es, so zu sprechen, als habe Aristoteles selbst jemals eine flache Empirie, oder eine inhaltslose Speculation vorzugsweise begünstigt.

Nach dem Sinken der Peripatetiker theilten zwei Schulen die Herrschaft der gebildeten Welt. Sowie die Staaten ihre Haltung, ihr gesundes Daseyn, ihre abgerundete Eigenthümlichkeit einbüßten, und ihr Ziel außerhalb des Maßes echter Besonnenheit und natürlicher Vielseitigkeit suchten, so auch die Epikuräer und die Stoiker. So verschieden, ja entgegengesetzt deren Systeme auch waren, trafen sie doch darin zusammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten und Fratzenhaften verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subject) vorherrschten, und dessen Verbindung mit Objecten, sowie deren Beobachtung vernachlässigt ward. Trotz etlicher Fortschritte und Begriffsentwickelungen beschränkten Epikuräer und Stoiker den Umfang und die Tiefe der Philosophie; sie sank (gleichwie das hellenische Leben überhaupt) von der Höhe hinab, auf welche sie Platon und Aristoteles gehoben hatten, und weder die leichtsinnige Anmaßung Epikur's, noch die stolze Zeno's kann diese Rückschritte verdecken. In genauer Verbindung mit der Entwickelung beider Schulen standen die traurigen Verhältnisse des Staats und des öffentlichen Lebens: die Epikuräer suchten allein Hülfe in dem Genusse, welchen die Außenwelt darbietet, die Stoiker in der Tugend des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit von der Außenwelt. Bei dem Vorherrschen dieser Doppelrichtung der subjectiven, ethischen Bestrebungen treten die übrigen Theile der philosophischen Wissenschaft sehr zurück.

Epikur war geboren im Jahre 342 v. Chr. (sieben Jahre nach Platon's Tode) im athenischen Flecken Gargettos, und starb im Jahre 271. Er legte bei mündlichem Vortrage und in sehr zahlreichen Schriften die Atomistik Demokrit's und die Ethik des Aristipp seiner Lehre zum Grunde, suchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen. [2]) Indessen waren jene Grundlagen viel zu

1) Cicero, De fin., III, 12; IV, 1; V, 4. Acad. Quaest., I, 5. Laut Cicero vernachlässigten einige Peripatetiker selbst die Dialektik und die wissenschaftliche Schärfe.

2) Fontibus Democriti, Epicurus hortulos suos irrigavit. Cicero, De nat. deor., I, 26, 43; De finib., I, 6. Diog. Laert., lib. X.

einseitig und mangelhaft, als daß diese Bemühungen gelingen konnten. So reichten z. B. die willkürlich senkrechten oder schrägen Bewegungen der Atome nicht hin [1]), das Entstehen und die Mannichfaltigkeit der Dinge zu erklären. „Die Sinnesanschauung", lehrte Epikur, „bestimmt die Wirklichkeit und ist die Grundlage aller Wahrheit. Wissenschaft trägt nichts bei zur Glückseligkeit des Lebens, und nur der Nutzen bestimmt ihren Werth. Die Welt ist das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff, und die Moral blos eine empirische Klugheitslehre. Tugend ist Mittel zur Glückseligkeit; das höchste Gut besteht jedoch in den verschiedenen Arten der leiblichen und geistigen, möglichst dauernden, Maß nicht überschreitenden Lust. Unter Freuden und Leiden findet zwar eine Ueber- und Unterordnung statt; doch erscheint als letztes Ziel die heitere Seelenruhe, welche entsteht, wenn der Körper frei ist von Schmerz, und die Seele frei von Angst und Furcht vor äußeren Dingen, inneren Leiden und höheren Mächten. Die Seele ist räumlich und wirkt im Raume; sie ist, weil aus Atomen zusammengesetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrscht die Welt, und die seligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menschen Nichts zu thun. Diese sind auf sich selbst und auf das Vergängliche beschränkt."

Epikur's Sitten und Lebensweise, einfach und wohlwollend, verdienten mehr Lob als seine Lehre; denn schon Cicero tadelt mit Recht, daß er zwar den Worten nach Götter annehme [2]), in der That aber sie vernichte. Ebenso sind ihm Hoffnung und Erinnerung zwar Bestandtheile der Lust (um sich nicht ganz auf den einzelnen Augenblick und den einzelnen Genuß festzufahren), wie viel richtiger hatte indeß bereits Aristoteles das wahre Gewicht der Tugend und der äußeren Güter festgestellt.

Selbst der regelmäßige Verstandesgebrauch (die Logik, Definitionen, Eintheilungen, Schlüsse) mißfielen dem Epikur [3]), und während er die strenge Form verschmähte, erhob er sich doch keineswegs zu einer schönen Darstellung. Was nicht gerade seine Weltbetrachtung förderte, ward als unnütz beiseite geschoben, und die Unermeßlichkeit der Erfahrung verlor sich in wenige Hausregeln, oder vielmehr in unzusammenhangende Willkür. Wenn Platon himmelan, Aristoteles ringsum die Welt führt, so führt

1) Im Verhältniß zu Aristoteles war Epikur's Physik, ja seine gesammte Philosophie ein großer Rückschritt.

2) De nat. deor., I, 44; De finib., II, 22, 25.

3) Cicero, De nat., I, 8, 26; Tusc., III, 17; De fin., I, 5, 7, 11.

Epikur (oder doch seine Schule) bergab in Sümpfe und Moräste [1]), wo Tugend und Einsicht höchstens für Mittel gelten, um das Irrlicht des äußeren Vergnügens als ein schwankendes, unsicheres Ziel zu erreichen. Freilich ließ sich künstlich und unwissenschaftlich mehr und Edleres in diese Ansicht hineindeuteln; aber wieviel natürlicher erscheint der Abweg zum Gemeinen und Niedrigen. Ja wenn Epikur zuletzt die Abwesenheit des Schmerzes als Hauptvergnügen, die Unabhängigkeit von äußeren Verhältnissen als löbliches Ziel bezeichnet, so tritt in einer anscheinend so lebenslustigen, beweglichen, heiteren Philosophie die bloße Verneinung, es tritt Leere und Abgestorbenheit heraus. Die Gegenwart ließ sich nicht in eine würdige Vergangenheit verwandeln, oder der Zukunft als Muster vorstecken. Mit Vorsatz verengte man den Gesichtskreis, um dadurch Beruhigung zu finden, und anstatt daß das Unermeßliche, welches sich darüber hinaus aufthat, erregend, erhebend, tröstend wirkte, mußte es stören, ja zermalmen. Nur wer das Größte über sich verehrt, kann zum Großen führen; wo hingegen der Zufall oder blinde Nothwendigkeit regieren, ist ewige Anarchie, und auch die Schüler müssen gedankenlose Sklaven, oder im Aberglauben an die bequeme Lehre unwürdige Egoisten werden.

Je mehr der Staat und die Philosophie ausarteten, desto schneidender trat ihre Unverträglichkeit heraus, und die gegenseitigen Forderungen und Vorwürfe wurden immer einseitiger und verkehrter. Daher begnügten sich manche **Cyniker** nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweise und einem gerechten Tadel wahrhafter Mängel, nicht mit einer löblichen Selbstbeherrschung und einer sittlichen Kräftigung gegen die Schläge des Schicksals; sondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Bestrebungen bis zu einem unschönen und fratzenhaften Aeußersten. Diogenes von Sinope wies philosophische Untersuchungen weniger mit gesundem als mit plattem Verstande zur Seite; ja selbst Mathematik, Musik und andere edle Bildungsmittel hielt er für unnütz und überflüssig. Sein angeblich großartiger Weltbürgersinn entstand keineswegs, weil er die Mannichfaltigkeit der einzelnen Naturen oder das Allen Gemeinsame begriff, sondern ging allein aus verdrießlichem, lediglich verneinendem Widerspruche gegen bestimmte Staatseinrichtungen hervor. Er wohnte zur Abhärtung in einer Tonne, oder wälzte sich in heißem Sande;

1) Dennoch war Epikur hochmüthig: contumeliosissime Aristotelem vexavit. Cicero, De nat. de or., I, 33. — Vestra enim solum legitis, vestra amatis: ceteros causa incognita damnatis. Ibid., II, 29. Doch widersetzten sich später manche Epikuräer abergläubigen Betrügereien. Lucian, Alexander, S. 25.

er bettelte bei den Bildsäulen im Ceramikus [1]), um sich an abschlägige Antworten zu gewöhnen, nannte die großen dionysischen Schauspiele bewundernswürdig für Narren, behauptete, in Griechenland gebe es keine Männer und in Lacedämon nur Knaben, hielt es für wichtig, barfuß, in schlechten Kleidern und mit zottigen Haaren einherzugehen [2]), spottete daß man Bildsäulen theuerer als Mehl kaufe u. s. w.! Er kam allmählich soweit, daß es ihm zweckmäßig schien, rohes Fleisch, ja Menschenfleisch zu essen; er versank so in gemeinem Umgange, daß — anderer Sünden nicht zu gedenken — Jünglinge ihm, dem Cyniker, dem Hunde, beim Abendessen Knochen hinwarfen und er, folgerecht fortschreitend, hierauf sich noch unanständiger benahm. [3]) So weit war man schon von den Grazien der Akademie entfernt. Wir finden in dieser Schule Bettelmönchsnaturen, z. B. Krates, aber ohne alle Beziehung auf ein Unsichtbares, Erhebendes. Es zeigt sich neben scheinbarer Demuth der ärgste Hochmuth; sowie gewöhnlich aus der Unterwerfung unter die eigenen Grillen Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

Einer solchen zur Roheit hinabsinkenden und dennoch hochmüthigen Weltbetrachtung und Lebensart mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweise dem Erhabenen nachstrebte und den Menschen unmittelbar erhob; aber schon um dieses strengen Gegensatzes willen ließ sich voraussetzen, daß die Stoiker schwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernst, gemildert durch innere Heiterkeit, erreichen würden. [4])

Die überall an der Oberfläche haftenden Lehren der Cyniker und Epikuräer konnten ohne Mühe und auf einmal fertig hingestellt werden; die Stoa hingegen zeigt eine allmähliche, fortschreitende Entwickelung durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 v. Chr.), Kleanthes, Chrysippus (gest. um 209 v. Chr.) u. A. Sowie Epikur sich dem Demokrit und Aristipp anschloß, so die Stoiker dem Heraklit und Antisthenes. Sie

---

1) Diogen. Laert. Diogenes et Crates. Plut., De fals. pud., VIII, 106; De Stoic. repugn., X, 318; Gellius, II, 18.

2) Unter der sehr großen Zahl von Aussprüchen und Anekdoten, welche Diogenes Laërtius von ihm gesammelt hat, sind einige scharf, geistreich und eigenthümlich; die meisten dagegen oberflächlich und ohne Witz und Bedeutung.

3) Man berichtet: Diogenes sei wegen Theilnahme an Falschmünzerei aus Sinope verbannt worden. (?) Diog. Laert., VI, 2, 1 u. 6. Er starb angeblich an demselben Tage wie Alexander. Ibid., VI, 2, 11.

4) Diog. Laert. Zeno. Cicero, De nat. deor., I, 15; II, 24, 65. Quaest. acad., I, 10; II, 43. De finib., I, 21; II, 4; III, 2; IV, 12. Plut., De fortit. Alex., VIII, 302. De Stoic. repugn., X, 320.

leugneten angeborene Vorstellungen, und nahmen den Stoff aller Erkenntniß aus den Sinneswahrnehmungen. Auch auf diesem Wege kann man zur Wahrheit gelangen; wogegen das Allgemeine kein für sich Bestehendes ist, und die Ideen nur in unseren Gedanken sind. Nichts wirkt, was nicht ein Körper ist; doch bleiben alle Arten des Seyns lediglich stufenweise Entwickelungen einer und derselben Kraft. Gott ist die thätige, bildende Kraft in der Materie, die allgemeine Vernunft der Welt. Die Einheit des göttlichen Geistes und Körpers kann aus keinem untergeordneten Zwecke erklärt werden. Das Vernünftige ist besser als das Unvernünftige, diese Welt die beste, also vernünftig. „Die Stoiker", bemerkt deshalb Cicero [1]), „lehren, die Welt sey Gott." Von diesem sagt Kleanthes in seiner Hymne:

Nimmer geschieht etwas auf Erden sonder dich, Herrscher!
Nimmer im Meer und nie am ätherischen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in sinnberaubter Bethörung.
Doch du verstehest es auch in Weisheit zu ebnen, was ungleich,
Ordnest was ordnungslos, und machst Unliebliches lieblich.
Also stimmest du Alles in Eins, selbst das Böse zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrschend Gesetz sey.

Tugend und Einsicht stehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wissenschaft auf das praktische Leben erscheint deshalb von der höheren, ja höchsten Bedeutung. Wie alle Dinge ist auch die Seele körperlich, und wohl nur die stärkere des Weisen unsterblich. Alle Tugenden sind so innig untereinander verbunden, daß wer eine besitzt, besitzt alle, und umgekehrt. Nicht minder sind alle Vergehungen und Laster (weil sämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter sich gleich. Die höchste sittliche Regel ist: der eigenen und der allgemeinen Natur folgen und mit ihr in Uebereinstimmung (das heißt zuletzt vernünftig und tugendhaft) leben. Nicht auf Genuß, sondern auf Thätigkeit gründet sich die Sittlichkeit, und nichts ist gut und nützlich als das Ehrbare [2]) (honestum), nichts ein Uebel als das sittlich Schlechte. Aeußere Güter und Zwecke haben schon deshalb, weil man sie mißbrauchen kann, im höheren Sinne und der Tugend gegenüber weder Werth, noch Einfluß und Bedeutung; doch wird für die gewöhnliche Betrachtungsweise eine Stufenfolge derselben anerkannt. Der Schmerz ist kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen.

Den Künsten und Wissenschaften waren die Stoiker zwar nicht abhold; aber diese konnten bei ihrer Ansicht doch nicht die

1) De nat. deor., II, 8.
2) Cicero, De fin., II, 21; Tuscul., II, 12; De offic., III, 3.

Fülle der Anmuth behalten, welche nie von ihnen getrennt werden darf. Die Form ward um des Stoffes willen zu sehr vernachlässigt, und die etymologische und physikalische Deutung der Götternamen und Götter, die allegorische und sinnbildliche Erklärung der Dichtkunst (welche für einen höheren Standpunkt des Betrachtens ausgegeben ward) bewies nur, daß das jugendlich-dichterische Leben entflohen war, daß es an Geschicklichkeit fehlte sich zurückzuversetzen, oder durch eigene Kraft die lebendige Stelle festzuhalten. Auch das Schaffen einer neuen philosophischen Sprache läßt sich nur zum Theil als Folge eigenthümlicher Gedanken rechtfertigen; zum Theil dagegen mochte es aus dem Mangel an Gewandtheit herrühren, in die Sprache hinein und aus ihr herauszubilden. [1])

Ebenso war die hiemit wohl zusammenhängende Ungeschicklichkeit und Abneigung der Stoiker, öffentlich und durch Rede auf das Volk zu wirken, ein Zeichen, daß zwischen dem Oeffentlichen und dem Schulwesen eine böse Spaltung hereinbrach. Zwar näherte sich Zeno scheinbar den gewöhnlichen Ansichten, indem er die Erfahrung als Quelle aller Erkenntniß betrachtete und die Volksreligion erhalten und veredeln wollte; aber auch das vollkommenste System konnte das letzte Ziel nicht erreichen, und die Stoiker waren keineswegs über Aberglauben und kleinliche Deuteleien erhaben. Sie zogen vielmehr die Gottheit allmählich in den allesumfassenden Kreis des Körperlichen hinab, nannten die Welt ihren Leib, und behandelten jene mehr wie ein physikalisches, denn als ein sittliches und wahrhaft schaffendes Princip. Ebenso wenig wollte es dem gesunden Menschenverstande einleuchten, daß der Schmerz gar kein Uebel, und jedes Verbrechen gleichschwer sey; daß Tugend und Laster keine Zunahme und Abnahme erlaube [2]), und die meisten Dinge zu den schlechthin gleichgültigen gehörten. Daher staunte das Volk den stoischen Weisen wohl an, wenn er in den ärgsten Verhältnissen den größten Heldenmuth bewies, den Glauben an Tugend aufrecht erhielt und wie ein Koloß die enge Welt beschritt; aber es war im Gefühl seiner Schwäche wenig geneigt, ihm nachzustreben. Wenn der Weise unbedürftig und gleichgültig gegen äußere Güter dastand, fehlte der rechte Quell der Begeisterung und Vaterlandsliebe, und alles Volksthümliche und Individuelle verschwand durch

1) Cicero, Brutus, p. 30, 31. De orat., I, 11. De fin., III, 2; V, 8. De nat. deor., I, 7. Quinct. Inst., XII, 2, 6, 25.

2) Queis paria esse fere placuit peccata, laborant
Cum ventum ad verum est: sensus moresque repugnant.
Horat. Satir., I, 3. Cicero pro Murena, p. 29.

das Bestreben Alles (ohne Besonderheiten) unter ein gleiches Gesetz und eine allgemeine gleichartige Rechtsverfassung zu bringen.

Die Stoiker wußten nur von untrüglichen Weisen und von bloßen Thoren [1]), und schreckten hiedurch von der wahren Bahn zurück, welche dem Menschen vorgeschrieben ist; oder vielmehr, es gab gar keine Bahn, sondern fest, unbeweglich, ungesellig, wie eine Pyramide in der Wüste, stand jede Natur allgenugsam — oder hülflos da. Niemandem war der Weg, die Stufenfolge gezeigt, auf welcher er vorschreiten könne; und wenn man die meisten Dinge, die am Wege vorkommen, wie gesagt, als gleichgültig beseitigte, so genügt dies so wenig den höchsten wissenschaftlichen Forderungen, als dem nächsten Reize und dem nächsten Bedürfnisse. Die Grundlagen der stoischen Sittenlehre gaben, wie die Knochen dem Körper, Festigkeit und Haltung; aber man bekleidete ihn nicht mit lebendigem Fleische, und es schien mehr auf eine Kunstausstellung, als auf das Leben selbst abgesehen zu seyn. Der stoische Weise war nicht frei von der erkünstelten Selbstgenügsamkeit, mit welcher Diogenes aus seiner Tonne hervorsah, und die Epikuräer in ihren Gärten lustwandelten; die erhabene Enthaltsamkeit und das negative Dulden deutete auf Ungeschick im Behandeln und Würdigen des Aeußeren, und auf Anmaßung, die man nicht gut durchführen konnte, ja nicht durchführen sollte. Antwortet man hierauf: „der stoische Weise ist nur das höchste Ideal, welches aus dem Grunde daß es schwer zu erreichen sey, nicht niedriger gestellt werden darf"; so antworten wir: „er ist nicht das höchste Ideal, weil es das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, der menschlichen Natur zu allen äußeren Dingen unrichtig stellte, und sich nach einer nie zu erlangenden Allmacht vergebens abmühte.

Die Gottheit selbst, wenn sie gleich für die Wurzel des Rechtlichen und Sittlichen gilt, steht doch neben dem stoischen Weisen ziemlich überflüssig da, und der Glaube an das unabwendbare Schicksal und den unwandelbaren Zusammenhang aller Ursachen verkehrt den Heldenmuth des Weisen in eine nothgedrungene Ergebung, von welcher die Gottheit keineswegs zu erlösen vermag. In solchen Verhältnissen zu Gott, von einer sterblichen Seele nur einstweilen belebt, mit dieser rein abgeschlossenen, blos persönlichen Kraft, bei der Anerkenntniß solcher Gewalt des Aeußeren, wollten die Stoiker Alles beherrschen und unterjochen! Aber sie duldeten mehr als sie wirkten, sie rühmten die freien Verfassungen und sprachen von Weltbürgerschaft und

---

1) Indem der stoische Weise sich gewissermaßen Gotte gleichsetzt, wird er gottlos.

allgemein gültigen, in allen Staaten gleichen Gesetzen, während kein Gesetz beobachtet wurde; sie fielen, erhabene Opfer der Tyrannei, statt durch jugendliche Kraft die Tyrannen zu stürzen und die Welt zu erneuen. Mit der Grundregel: ertrage und entbehre, kann man überhaupt keine handelnde Welt zu Stande bringen, höchstens einen feierlichen Leichenzug der Geschichte, nie einen Morgengesang. Daher nahm während der theoretischen Herrschaft des stoischen Systems die Unsittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand: der Pöbel vergaß seine frühere Bewunderung, und lachte nur ihrer äußerlichen, mit der Sitte oft in wunderlichem Widerspruch stehenden Lebensweise [1]); und die, denen eine Bekehrung noth that, fanden sich mehr von dem äußerlichen epikuräischen Lebensreichthume, als von der strengen stoischen Beschränkung [2]) angezogen, und meinten: „ein Ziel, das die Besten nicht erreichen könnten, wollten sie sich lieber gar nicht vorstecken“.

So stand der stoische, nicht verzeihende Weise, ohne Milde, ohne Demuth, ohne Herablassung, ohne Mittler; niemand wagte es ihm vertrauensvoll zu nahen, und er wollte keine Gemeine um sich versammeln. Die Stoiker hielten in ihrer stolzen Armuth das Leben nicht einmal für ein Gut, verwarfen die Ewigkeit, sprachen der größeren oder geringeren Dauer in der Zeit allen Werth ab, oder hoben gar den freiwilligen Tod als den höchsten Grad der Tugend hervor. So lernten sie sich umbringen; aber mehr in philosophischer Verzweiflung als in philosophischer Ruhe, und was das Sterben eigentlich sey, davon hatten sie weder die Wahrheit der schreckenden, noch den Glanz der erfreulichen Seite kennen gelernt. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker sind traurige Beweise für das Ungenügende ihrer Lehre, alle wahrhaft christlichen Weisen dagegen — im Glück wie im Unglück — Vorboten, Propheten des Himmelreichs.

Lange Zeit gingen die Akademiker vermittelnd neben den Stoikern her, und es fehlte ihnen nicht an Gewandtheit und großem Verstande; aber die Frische und Tiefe der platonischen Begeisterung war verschwunden. Andere verwarfen ohne wissenschaftliches Bemühen kurzweg schon deshalb alle Philosophie, weil sie in ihren Lehren nicht übereinstimme, obwohl schon Cicero mit Recht bemerkt [3]): „Niemals wäre die Philosophie in Griechenland

1) Manche angebliche Philosophen: Vultum, et tristitiam et dissentientem a caeteris habitum pessimis moribus praetendebant. Quint. Inst. Prooem., p. 15.

2) Spätere Stoiker (so Panätius und Posidonius) milderten die Schroffheit mehrerer Ansichten und Behauptungen.

3) Tuscul. quaest., II, 2.

zu solcher Ehre gekommen, wenn sie sich nicht durch den Streit und die Abweichungen der gelehrtesten Männer gekräftigt hätte.

Von jenen ohne Prüfung absprechenden Gegnern der Philosophie unterschieden sich wesentlich die wissenschaftlichen Zweifler, oder Skeptiker. Pyrrho aus Elis (etwas jünger als Aristoteles), Anesidemus (aus Knossos auf Kreta, um Christi Geburt) und Sextus Empirikus (um das Ende des 2. Jahrhunderts) sind die merkwürdigen, scharfsinnigen Häupter dieser Schule. Sie lehrten: Empfindungen sind allerdings wahr, geben aber keinen Aufschluß über das innere Wesen der Dinge. Noch weniger helfen uns Urtheile (welche unter sich so sehr abweichen) über diese Unerkennbarkeit und das unbekannte Etwas des Uebersinnlichen hinaus. Nicht durch unbedingte Wahrheit, sondern durch Gesetz und Gebrauch wird das Handeln der Menschen bestimmt. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberstellen, weshalb man sich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böses nicht allzu wichtig nehmen und überschätzen soll. Auf diesem Wege erreicht man das höchste Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe, oder Ataraxie. Alle menschliche Erkenntniß ist nur subjectiv und relativ, persönlich und bezüglich; insbesondere erscheinen alle speculativen Wissenschaften ungewiß und unbegründet. Die Dogmatiker glauben die Wahrheit gefunden zu haben; die Akademiker: sie sey unbegreiflich und nicht zu finden; die Skeptiker suchen dieselbe unermüdlich.[1]) Sie werden hiezu durch die Hoffnung veranlaßt, zur beglückenden Gemüthsruhe zu gelangen, und sehen den Grund ihres Bestrebens darin, daß man nach gewissen Regeln (die von der Person, oder dem Gegenstande, oder von beiden hergenommen sind) jedem Satze einen gleichstarken entgegenstellen kann. Hierauf gründeten die griechischen Skeptiker Untersuchungen über die Gottheit, Ursache und Wirkung, Raum, Zeit, Bewegung u. s. w., welche vieles Spätere vorbereiteten und an Hume und Kant erinnern. Lob verdient die Mäßigung, heitere Ruhe, Bescheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringschätzung alles Menschlichen und ihre fast nur verneinenden Ergebnisse, der Vernunft und dem Gemüthe gleichwenig genügten, und die ursprünglichen, unvertilglichen Bedürfnisse gering zu achten, ja selbst die Wissenschaft zu verschmähen schienen.

Kein Wunder, daß die Neuplatoniker in die ganz entgegengesetzte Richtung und, über alle Ergebnisse früherer Dogmatik hinaus[2]), den Menschen (mit Zurücksetzung vernünftigen

1) Sext. Hypotyp., I, 1, 6, 7. Diog. Laert. Pyrrho.

2) Ammonius Saccas um 193 n. Chr., Plotin geb. 205, gest. 270 n. Chr.; Porphyrius gest. 304 n. Chr.; Proklus gest. 485.

Denkens und Handelns) durch Ascetik, Mystik und Magie zu unendlich höheren Zielen, zu einem Anschauen Gottes, ja zu einer unmittelbaren Vereinigung mit ihm führen wollten. Es war bei ihnen mehr Phantasie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und manche Skeptiker suchten bei ihnen die Hülfe, welche sie im eigenen Systeme nicht gefunden hatten. Die Neuplatoniker meinten, durch ihr Bestreben sey der mythische oder mystische Bestandtheil des alten Platonismus erst wahrhaft ausgebildet und zur gebührenden Höhe erhoben worden; in der That aber steht ihre Lehre in näherer Verwandtschaft mit gewissen düsteren orientalischen Vorstellungen [1]), welche von zeitlicher Thätigkeit abführen und den Lebensmuth vermindern mußten. Sie begriffen das Persönliche nicht, oder hielten es dem Allgemeinen gegenüber für gering; und doch ist das Individuellste (was schon Aristoteles wußte) zugleich das Allgemeinste, und die größten Persönlichkeiten haben immer das meiste Göttliche (θεῖον) in sich. Sehe ich in allem Besonderen das Nichtige, so komme ich höchstens zu einer allgemeinen Substanz.

Die Griechen hatten und wollten die quietistischen, ermattenden Bestandtheile morgenländischer Entwickelung nicht [2]); ihre Religion und Philosophie führte überall zur Thätigkeit, und von dem Augenblicke wo diese nicht mehr ausreichten, überflügelte die geschichtliche christliche Offenbarung den Neuplatonismus, welcher blos menschliche Kräfte ins Unendliche steigern wollte, ohne die Rechte der Personen aufrecht, und ein unmittelbares Verhältniß des Menschen zu einem lebendigen Gotte fest zu halten.

Nur zu oft hört man leichten und leichtsinnigen Tadel über die Entwickelung der hellenischen Philosophie. Und doch war diese doppelt schwierig und bewundernswerth, weil sie überall beginnen mußte, und sich nicht wie die neuere Philosophie auf die Schultern großer Meister stellen, und von da ins Weite umherschauen konnte. Hat die spätere Offenbarung wirklich früher unlösbare Räthsel gelöset, so geschah es eben nicht in hellenisch-wissenschaftlicher Weise durch Vernunftgebrauch. Die griechische Philosophie war freier von beschränkendem mythologischen und dogmatischen Einflusse als die christliche, und wenn ihre Freiheit auch bisweilen in Willkür ausartete, duldete sie doch niemals aufgezwungene Fesseln.

---

1) Lassen (III, 2, 1, 417) behauptet, daß indische Philosophie auf die Neuplatoniker Einfluß gehabt habe. (?)

2) Witzige Verspottung und Parodie der griechischen Philosophenschulen findet sich im Lucian, z. B. in der Vitarum auctio.

Einunddreißigste Vorlesung.

Die Geschichte der Perser, von der Schlacht bei Kunaxa bis auf Darius Kodomannus.

Die Geschichte Alexander's des Großen ist unverständlich ohne Kenntniß der griechischen Geschichte, aber selbst diese genügt keineswegs zur vollständigen Aufklärung der Verhältnisse, wenn man nicht gleichzeitig den Blick auch auf Persien richtet; deshalb folgen hier die zwar dürftigen, aber sehr lehrreichen Nachrichten, welche über die späteren Zeiten dieses Reichs auf uns gekommen sind.

Nach der Schlacht bei Kunaxa wünschte Artaxerxes Mnemon eitel für den Mörder seines Bruders Cyrus gehalten zu werden, und bemühte sich jeden, der in dieser Hinsicht ein näheres Recht oder Verdienst zu haben meinte, dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm große Geschenke für seine dabei geleisteten Dienste sandte; welche Dienste aber, nach den vom Könige gebrauchten Worten, immer nur Nebendinge, nie die Hauptsache, nie die eigentliche Tödtung betrafen. Diese wirklichen oder erdichteten Haupt- und Nebengehülfen schwiegen aber aus gleicher Eitelkeit keineswegs bescheiden still, und Parysatis strebte nun mit wilder Grausamkeit jeden zu verderben, der sich als Feind ihres Lieblingssohnes Cyrus gezeigt hatte. In arge Parteiungen zerfiel hierüber der persische Hof, und jene Königin setzte ihre rachsüchtigen Plane selbst mit oder gegen den siegenden Artaxerxes durch. Zuvörderst rühmte sich ein Karer jenes Mordes, und der König befahl, hiedurch beleidigt, ihm den Kopf abzuschlagen; aber Parysatis erbat sich den Mann zur Bestrafung, ließ ihn zehn Tage lang martern, die Augen ausstechen und geschmolzenes Erz in die Ohren gießen. Mithridates, ein edler Perser, ward hierauf

verleitet beim Trunke, vielleicht der Wahrheit gemäß, laut zu behaupten, daß er nicht blos, wie der König bei Bewilligung eines Geschenkes äußerte, den Sattel des Cyrus aufgefunden, sondern diesen wirklich getödtet habe. Ein Verschnittener hinterbrachte dies der Parysatis, welche den Artaxerxes bewegte, Mithridates im Troge tödten zu lassen. Dieser, mit einem genau passenden Deckel versehene Trog umschloß den Leib des Mannes; Haupt, Arme und Füße reichten frei und ohne Stütze, zur schrecklichsten Ermüdung heraus. Doch war dies nur das geringere Leiden; denn durch Stechen in die Augen zwang man den Unglücklichen zum übermäßigen Essen, damit desto mehr Unrath entstehe; und in diesem Unrathe lag jener, bis sich Würmer erzeugten und ihn lebendig auffraßen. Megabates den Verschnittenen, welcher nach des Königs Befehl dem Cyrus Hand und Kopf abschlagen mußte, gewann Parysatis im Spiele. Zuerst nämlich verlor sie tausend Dariken an den König, spielte dann mit ihm um einen Verschnittenen, wählte den Megabates, ließ ihn lebendig schinden und einzelne Theile seines Leibes und seiner Haut an mehrere Kreuze schlagen. Zwar zürnte Artaxerxes hierüber, beruhigte sich aber bald, als ihm seine Mutter erwiederte: „was er doch um eines elenden Verschnittenen willen für Aufsehen mache, habe sie sich doch nicht über den Verlust der tausend Dariken beklagt".

Nur Statira, des Königs Gemahlin, stand der Parysatis noch überall im Wege, weshalb diese die eine Seite des Messers vergiftete, womit Geflügel vorgeschnitten wurde; sie behielt das unschädliche und gab Statiren das vergiftete Stück, welche daran unter schrecklichen Schmerzen starb und laut behauptete, daß die Schwiegermutter Urheberin ihres Todes sey. Gigis, eine Theilnehmerin, bekannte die Frevelthat auf der Folter. Man legte dieser nunmehr einen Stein auf den Kopf, und schlug so lange mit einem zweiten darauf, bis Haupt und Gesicht ganz platt und hinweggedrückt waren. Parysatis ward zwar nach Babylon verwiesen, kehrte aber bald zurück und wußte ihren Einfluß dadurch zu vermehren, daß sie ihre Enkelinnen Atossa und Amestris für ihren Sohn Artaxerxes kuppelte, und dabei äußerte: „der König sey Urheber der Gesetze, und brauche sich deshalb um Sitte und Gesetz nicht zu kümmern".

Artaxerxes hatte zwei Söhne, welche vorzugsweise auf die Nachfolge Anspruch machten, Darius den ältern, und Ochus den jüngeren. Dieser suchte sich dadurch eine Partei zu bilden, daß er seine Schwester Atossa nach dem Tode seines Vaters, ihres ersten Mannes, zu heirathen versprach; deßungeachtet ernannte Artaxerxes, dem bei ihm befolgten Grundsatze gemäß und um bürgerliche Kriege zu vermeiden, Darius zum Thronerben. Der

letzte erhielt hiedurch, einer alten Sitte gemäß, das Recht vom Könige etwas zu erbitten, und er bat um Aspasia, eine edle Griechin, die früher des Cyrus Geliebte gewesen, dann in Artaxerxes' Weiberhaus gekommen war. Hierüber zürnte dieser, ob er gleich 360 Frauen hielt und von ihnen 115 Kinder hatte; er befahl, Aspasia solle zwischen ihm und Darius wählen. Sie zog den Sohn vor und ward ihm übergeben, nach einiger Zeit aber wieder entrissen und zur Priesterin der Artemis Aneitis geweiht. Deshalb verschwur sich Darius, von Tiribazus angefeuert, mit mehreren Halbbrüdern [1]) gegen seinen Vater, welcher jedoch Kunde davon erhielt und den nahenden Mördern durch eine zu diesem Zwecke hinter seinem Bette angebrachte Thüre entsprang. Jene waren erkannt worden und litten mit Weibern und Kindern, gleichwie Darius, die Todesstrafe. Ochus wußte hierauf noch zweien anderen Brüdern den Untergang zu bereiten, und bahnte sich hiedurch die bestimmteste Aussicht zur Herrschaft.

In diesem Meere von Frevelthaten schwimmen bei Plutarch einige oberflächliche Charakterzüge, welche den Artaxerxes vortheilhaft darstellen sollen; z. B. daß er einen Armen, der ihm beim Mangel anderer Güter, Wasser in beiden Händen zum Geschenk brachte, reichlich belohnte; daß er dem heftig und nicht geziemend redenden Spartaner Euklides antwortete: „Dir ist das Sprechen, mir das Sprechen und das Thun erlaubt." Verwandter mit obigen Erzählungen von Greueln möchte eher die alberne Aeußerung seyn, wornach er jemanden, der einen sehr großen Granatapfel gezogen hatte, auch für fähig hielt einen Staat groß zu machen. Diese höchste Kunst verstand aber Artaxerxes leider so wenig, als jener Mann mit dem Granatapfel.

Von den Kriegen gegen Evagoras, die Kadusier und die Aegypter ist bereits gesprochen worden: sie führten zu so ungenügenden Ergebnissen, und zeigten die Schwäche des Reichs so deutlich, daß ein Jahr nach der Schlacht bei Mantinea eine allgemeine Empörung der Statthalter des vorderen Asiens ausbrach, und sich über Phönizien, Cypern und Aegypten verbreitete. Orontes, der Satrap von Mysien, war zum obersten Anführer erwählt worden, verrieth aber dem Könige (nachdem dieser ihm große Geschenke und die Statthalterschaft des vorderen Asiens versprochen hatte) mehrere der Verbündeten, einige ihrer Festungen, und die angeworbenen Söldner. Auch Rheomithres, der aus Aegypten große Summen Geldes und Kriegsschiffe zuführte, lieferte beides nicht ab, sondern trat zu Artaxerxes über. Hiedurch verloren natürlich die entworfenen Plane den gehörigen Nachdruck, und

1) Justin., X, 1.

nur Datames zeigte sich tüchtig unter den Schwächlingen oder Verräthern. Er hatte sich zuerst im Kriege gegen die Kadusier hervorgethan, und dann seinen Verwandten Thyus, den Beherrscher von Paphlagonien, zum Besten des Artaxerxes besiegt. Hiefür wollte ihm dieser, nach des Pharnabazus Abgang, die Anführung gegen die Aegypter anvertrauen, mußte ihn aber vorher gegen Aspis senden, welcher sich in Kataonien empört hatte. Datames besiegte durch raschen Angriff auch diesen so unerwartet schnell, und erhöhte dadurch seinen Ruf so sehr, daß ihn Viele am Hofe des Königs beneideten und er durch Pandares, seinen Freund, Nachricht erhielt: wie man damit umgehe, den geringsten Unfall, welcher auf dem Zuge nach Aegypten eintreten könne, zu seinem Sturze zu benutzen. Dieser dringenden Gefahr halber fiel Datames vom Könige ab; und obgleich Scismas, sein eigener Sohn, dies Vorhaben an Artaxerxes verrieth, obgleich Mithrobarzanes, sein Schwager, kurz vor der Schlacht zu den Feinden überging, obgleich Autophradates eine wohl zwanzigmal stärkere Macht gegen ihn anführte, widerstand er dennoch durch Feldherrngeschick und Kenntniß der Gegenden so tüchtig, daß man ihn nicht besiegen konnte, sondern einen Vergleich mit ihm abschließen mußte. Hierauf nahm Artaxerxes seine Zuflucht zu heimlichen Nachstellungen, denen aber Datames oft entging, bis endlich Mithridates, der sich arglistig stellte als sey er des Königs Feind, sein Zutrauen gewann und ihn ermordete.

Nach dieser unedeln Beseitigung einer großen Gefahr, wandte sich der König gegen Tachos von Aegypten, der aber eine Flotte von 200 Dreiruderern besaß, welche Chabrias befehligte, ferner ein Heer von 80000 Aegyptern, welches er selbst anführte, endlich 10000 griechische Söldner und 1000 Lacedämonier, an deren Spitze Agesilaos stand. Ehe indessen Artaxerxes nahete, empörte sich Nektanebus, ein Verwandter des Tachos, und zwang diesen, mit Hülfe des durch unzeitigen Spott beleidigten und deshalb leicht gewonnenen Agesilaos, nach Persien zu fliehen, wo ihm auch Verzeihung für seinen Abfall zu Theil ward. [1]) Dadurch hatte aber Nektanebus noch nicht den ruhigen Besitz Aegyptens erlangt, denn ein dritter Thronbewerber zog aus Mendes herzu, und schloß ihn und Agesilaos ein. Beide hielten sich ruhig bis der Graben um die Stadt fast vollendet, und nur noch ein enger Ausweg übrig war, dann brach der König von Sparta gegen die Feinde heraus, denen ihre größere Anzahl jetzt nicht von bedeutendem Nutzen seyn konnte; er siegte, Nektanebus ward Herr

---

1) Athen., XIV, 616. Von dem Drucke, den die Priester während dieser Zeit erduldeten: Aristot. Oecon. im zweiten Buche.

des ganzen Landes, hielt den Agesilaos in großen Ehren und zahlte ihm 230 Talente. Dieser sah jedoch sein Vaterland nicht wieder, sondern starb nahe bei dem Hafen des Menelaosi im vierundachtzigsten Jahre seines Alters (361 v. Chr.). Sein Leichnam ward in Wachs gelegt, nach Sparta gebracht und ehrenvoll begraben.

Mittlerweile starb auch Artaxerxes Mnemon nach fünf- oder sechsundvierzigjähriger Regierung (um 362 v. Chr.?), und sein Sohn und Nachfolger, Artaxerxes Ochus, der Zeitgenosse Philipp's von Macedonien, war nicht sowohl friedlich gesinnt als nachlässig, träge und keineswegs großer Thaten, wohl aber heftiger Leidenschaften fähig. Deshalb ließ er in rascher Wuth fast alle seine Verwandten umbringen, konnte aber nur durch die beunruhigendsten Nachrichten bewegt werden, persönlich zur Sicherung seines Reichs einen Feldzug zu unternehmen, welcher auch nicht durch eigene Tugend oder Tapferkeit glücklich ausfiel, sondern nur durch Hülfe von Verrath und von griechischen Söldnern. Nektanebus hatte nämlich die persischen Heere geschlagen und dadurch den Phöniziern, welche von ihren Statthaltern willkürlich und grausam behandelt wurden, Muth zu offenbarem Abfalle gemacht. Sie verwüsteten, damit kein Rückschritt möglich bleibe, die königlichen Gärten, und tödteten die Perser, welche an ihnen gefrevelt hatten. Hierauf rückten die Statthalter Belesis von Syrien und Mazäus von Cilicien gegen sie an; aber Tennes, der König von Sidon, überwand beide mit Hülfe von 4000 griechischen Söldnern, welche der Rhodier Mentor anführte. Auch in Cypern erklärten sich neun kleine Könige gegen die Perser, wofür sie von einem Heere hart bedrängt wurden, welches aus Karien herzusegelte und unter den Befehlen des vertriebenen jüngeren Evagoras und des Atheners Phocion stand. Endlich eilte Ochus selbst mit größerer Land- und Seemacht nach Phönizien, und in seinem Heere befanden sich an 10000 Griechen aus den asiatischen Städten, aus Argos und Theben. Hierüber gerieth Tennes in feige Furcht und gab dem Antrage der Perser Gehör; er möge Sidon verrathen, um sich selbst zu retten. Demgemäß führte er hundert edle Sidonier an eine Stelle, wo sie den Feinden in die Hände fallen mußten, und Ochus ließ nicht allein diese, sondern auch 500 Andere tödten, die als Flehende vor ihm erschienen; er wollte die Stadt nicht durch Vergleich, er wollte sie mit Gewalt einnehmen, um grausam strafen zu können. Die Sidonier, einsehend welch Schicksal sie erwarte, verbrannten ihre Schiffe, Häuser, Güter ja sich selbst; an 40000 Menschen kamen ums Leben! Ganz Phönizien mußte sich unterwerfen, und da er seiner nicht mehr bedurfte, ließ der König den Tennes hinrichten.

Unterdessen hatte sich auch Salamis und dessen König Protagoras ergeben; der jüngere Evagoras erhielt jedoch nicht, wie er erwartete, das alte Besitzthum wieder, sondern (wahrscheinlich um ihn in genauer Aufsicht zu halten) eine andere Statthalterschaft auf dem festen Lande. Bald nachher gab er den Persern Veranlassung, mit seinem Betragen unzufrieden zu seyn; um sich zu sichern, entfloh er nach Cypern, ward aber gefangen und hingerichtet. Unter dem Oberbefehl der Perser herrschte Protagoras von neuem in Salamis.

Nunmehr wandte sich Ochus nach Aegypten. Neben einem Perser befehligte stets ein Grieche in seinem Heere. Aber auch Nektanebus war trefflich gerüstet, und hatte außer den Aegyptern viele Libyer und 20000 Hellenen angeworben. Deßungeachtet führte seine eigene Anmaßung und sein Ungeschick einen übeln Ausgang herbei; denn um des früheren, durch griechische Feldherren erzeugten Erfolgs willen hielt er sich selbst für kriegskundig, floh indessen, als nur ein kleiner Theil seines Heeres zurückgedrängt wurde, nach Memphis, und veranlaßte dadurch die griechische Besatzung von Pelusium, sich an Lakrates, einen in persischen Diensten stehenden Thebaner, unter der Bedingung des freien Abzugs zu ergeben. Ohne Rücksicht auf diese Bedingung ward ein Theil derselben durch die erst anlangenden Soldaten des übermüthigen Verschnittenen Bagoas geplündert: da wagte es Lakrates, die abziehenden Hellenen selbst mit Gewalt gegen die Perser zu schützen, und der König sprach den hierüber Angeklagten frei, theils weil er offenbar Recht hatte, theils weil er ihn nicht entbehren konnte. — In den mit Aegyptern und Griechen besetzten Städten entstand jetzt Argwohn und Zwist, weil die Perser denen Verzeihung versprachen, die sich freiwillig ergeben würden, alle Widerstehenden aber mit Sidons Schicksal bedrohten. Jeder suchte deshalb dem Andern mit Rettungsmaßregeln und Verträgen zuvorzukommen: so wollten die Aegypter Bubastus an Bagoas übergeben, wogegen sich die hiemit unzufriedenen Griechen an Mentor, einen anderen Feldherrn, wandten, welcher die verrätherische Einnahme Sidons befördert hatte und seitdem in großem Ansehen stand. Auch traf dieser mit ihnen die Abrede, daß sie die persischen Soldaten in die Stadt einlassen und dann nebst Bagoas gefangen nehmen sollten. So geschah es, und Mentor vermittelte nunmehr klüglich des letzten Freilassung, weshalb statt früherer Feindschaft, von jetzt an lebenslängliche Einigkeit unter ihnen entstand. Nektanebus entfloh nach Aethiopien, alle Landschaften wurden unterworfen, die Mauern der Städte eingerissen, die Tempel geplündert, die heiligen Bücher der Priester

erst mitgenommen, dann von Bagoas für große Summen zurückgegeben. [1])

Nach seiner Rückkehr bekümmerte sich Ochus nicht um die Regierungsgeschäfte, sondern Bagoas beherrschte die inneren, Mentor die vorderen Landschaften. Durch List und Gewalt gelang es dem letzten, alle diejenigen, welche hier abgefallen waren, zum Gehorsam zu bringen, und Artabazes und Memnon, die sich zu Philipp von Macedonien geflüchtet hatten, mit dem Könige wieder auszusöhnen. Fast noch größer war die Macht des Bagoas; dennoch befand er sich durch den schwachen Ochus beengt, vergiftete ihn und tödtete seine Söhne bis auf den jüngsten, scheinbar zur Herrschaft erhobenen Arses. [2]) Zwei Jahre später kam aber auch dieser mit seinen Kindern durch Bagoas um, weil er die Vermuthung erregt hatte, er werde die Ermordung seines Vaters und seiner Brüder dereinst rächen. Seitdem beherrschte der frevelnde Verschnittene das Reich nach Willkür, bis er für gut fand, in dem Jahre, wo Alexander die Regierung in Macedonien antrat, Darius III. Kodomannus (einen Seitenverwandten des königlichen Hauses), welcher sich im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet hatte, auf den Thron zu setzen. Schon wollte er auch diesen wiederum vergiften, als der König den Nachstellungen zuvorkam, und nunmehr ohne äußere Beschränkung herrschte. Aber die größere Beschränkung lag in ihm selbst und in den gesammten Verhältnissen; denn er war groß, schön und persönlich tapfer, aber kein Feldherr, ein Mann von gutem aber schwachem Willen, schätzbar und geschätzt als Freund, Gatte und in bürgerlichen Kreisen; allein außer Stande, Liebe und Furcht (welche Gehorsam und Kraft erzeugen) in Millionen zu erwecken und in kurzer Zeit ein aufgelöstes Reich zu erneuen.

Wenn des Darius Persönlichkeit gegen die Alexander's zurücksteht, wie viel mehr das persische Reich gegen Hellas! Oder wer könnte zweifeln, wo die Ausartung größer, das Verderben tiefer, und die Bildung und die Einsicht und der Muth geringer war: da, wo ohne irgendeine große erhabene Erscheinung Parysatis, Ochus, Bagoas frevelten, wo Vater- und Brudermord wo Blutschande, innere Empörung, Verrath, Wortbruch an der Tagesordnung war? Oder da, wo die bereits gerügten Uebel allerdings hereinbrachen, gleichzeitig aber auch Agesilaos, Pelopidas, Epaminondas, Dion, Timoleon, Philippos, Demosthenes, Phocion und viele andere hoch zu rühmende Männer lebten und wirkten?

1) 345 v. Chr. Grote, XI, 609.
2) Auch Bistanes sey am Leben geblieben. Arrian., III, 19.

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Geschichte Alexander's bis auf die Schlacht bei Arbela.

In dem Jahre, wo Delphi durch die Phocier erobert wurde, der dritte heilige Krieg begann, der Bundesgenossen Krieg aber zu Ende ging; an dem Tage, wo Parmenion die Illyrer und Päoner schlug, Philippos in den olympischen Spielen bekränzt ward, und der Tempel zu Ephesus niederbrannte [1]), am 6. Juni des Jahres 356 v. Chr. ward Alexander geboren. Seine Mutter Olympias, des Aeaciden Neoptolemos Tochter, hatte Philippos schon als Jüngling bei Gelegenheit der Feier samothracischer Mysterien lieb gewonnen, und wunderbare Andeutungen begleiteten ihre spätere Verehelichung. Philippos sah vor der Hochzeit einen Blitz auf den Leib seines Weibes fallen und daraus ein glänzendes, allgemein sich verbreitendes, aber schnell erlöschendes Feuer entstehen. Ihm träumte: er versiegele den Leib seiner Gemahlin mit einem Ringe, auf welchem ein Löwe abgebildet sey. Alle Wahrsager deuteten dies dahin, daß er den Wandel seiner Gemahlin beobachten müsse; nur Aristander sprach: „Man versiegelt nicht das Leere; dein Weib ist schwanger und wird ein löwenartiges Kind gebären." Später wurden die zahmen Schlangen, welche Olympias [2]) bei mystischen und bacchischen Spielen mit sich zu führen pflegte, in einen Drachen verwandelt, dessen Gestalt Jupiter Ammon angenommen habe, um der Olympias beizuwohnen.

Leonides, der Königin verwandt und ein Mann von strengen Sitten [3]), war Alexander's erster Erzieher; hierauf Lysimachos

1) Cicero, De nat. deor., II, 27.

2) Lucian. Alexander, p. 7.

3) Quinctilianus (De instit. orat., I, 1, 8) bestätigt dies Lob des Leonides nicht.

der Akarnaner, welchen man der Eitelkeit und Schmeichellust beschuldigte; endlich, acht Jahre lang Aristoteles.[1]) Diesem schrieb Philippos: „Ich freue mich, daß das Kind geboren ist, während Du lebst, es unterrichten und zu einem würdigen Könige bilden kannst“[2]); und dem Sohne befahl er: Aristoteles zu folgen, damit er dem Vater nicht in Dingen nachahme, welche dieser selbst bereue. — Nie hatte ein größerer Erzieher einen größeren Zögling! Auch in den streng philosophischen Wissenschaften ward Alexander unterrichtet, und tadelte Aristoteles später, daß er den Inhalt derselben öffentlich bekannt gemacht habe; der Weltweise aber erwiederte: „Er ist bekannt, und auch nicht bekannt.“ Nachdem sich ein ganz anderer Wirkungskreis für Alexander eröffnet hatte, beschäftigte er sich freilich so wenig anhaltend mit der theoretischen Philosophie, als König Friedrich II. mit den einst so hoch gehaltenen Werken Christian Wolf's; aber die Liebe zur Wissenschaft[3]) und zu den Dichtern verließ ihn nie. Vor allen ehrte er Homeros, und äußerte: „wenn je Hesiodos über diesen den Preis davongetragen, so rühre dies daher, daß nicht Könige gerichtet hätten“. Sowohl Philippos als Alexander waren dankbar gegen Aristoteles: jener stellte des Philosophen Vaterstadt, das zerstörte Stagira, wieder her und ließ um seinetwillen viele Gefangene frei[4]); dieser sagte: „er danke dem Philippos das Leben, dem Aristoteles das Schönleben“. Freilich lösete später die Weltherrschaft in etwas das enge Band, aber die Sagen von völligem Zerfallen beider sind unerwiesen: sie blieben höchst wahrscheinlich in stetem Briefwechsel, und mit königlicher Freigebigkeit und großem Aufwande ließ Alexander durch unzählige Jäger und Fischer für die meisterhafte Thiergeschichte des Aristoteles sammeln.[5])

Streng beherrschte sich Alexander in Hinsicht jugendlicher Begierden; er war so keusch, daß man lange den Grund seiner Enthaltsamkeit in körperlichen Mängeln suchte. In Wahrheit stärkte er seinen wohlgebildeten Leib durch Uebungen und Anstrengungen mancherlei Art. Nur Apelles, Pyrgoteles und Polyklet durften ihn malen, oder in Marmor und Erz abbilden.

Leicht war er durch Güte zu bewegen, nie durch bloße Gewalt. Nur eine Leidenschaft beherrschte ihn immerdar, die Begierde nach Ruhm — aber nicht nach jeglichem; denn als man

1) Dionysius ad Ammaeum, 5.
2) Gellius, IX, 3; XX, 5.
3) Er ließ sich Philistus, Aeschylus, Sophokles, Euripides u. A. nachsenden. Plut. Alex., c. 8.
4) Athen., X, 435.
5) Siehe jedoch S. 248.

ihn fragte: ob er in Olympia mit um den Preis kämpfen wolle? antwortete er: „Ja, wenn Könige die Gegner sind!“ [1]) — „Macedonien ist für dich zu klein!“ rief Philippos, als Alexander den Bucephalus bändigte; und der Sohn klagte, daß ihm der Vater nichts zu thun übrig lasse. Persische Gesandte, welche den Knaben in Macedonien sahen, erstaunten und fragten besorgt nach der Macht und den Kräften des Reichs. Die Schlacht bei Chäronea ward hauptsächlich durch Alexander gewonnen, und noch zur Zeit Plutarch's zeigte man die Eiche, wo sein Zelt gestanden hatte.

Philippos, der heftigen herrschsüchtigen Olympias überdrüssig, auch sonst nie mit einer Frau sich begnügend [2]), heirathete Kleopatra; dadurch entstand Zwist in der königlichen Familie. Attalus, der neuen Königin Oheim, wünschte bei einem Feste, daß Philippos mit ihr einen Sohn und Nachfolger erzeugen möge. „Also“, rief Alexander erzürnt, „bin ich unecht geboren!“ und warf ihm einen Becher ins Gesicht. Der König zog sein Schwert und wollte die Streitenden trennen oder den Sohn bestrafen; aber er stieß an und fiel, wahrscheinlich vom Weine trunken. Da rief Alexander: „Der Mann will aus Europa nach Asien gehen, und kann nicht von einem Stuhle zum anderen kommen!“ Olympias und Alexander flohen jetzt nach Epirus, und nur mit Mühe vermittelte Demaratus die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Auch blieb die Einigkeit und das Zutrauen keineswegs ungestört; denn als eine Heirath des unechten Arrhidäos mit der Tochter des Statthalters von Karien, Pexodoros, betrieben ward, besorgten Olympias und Alexander, der König möge jenem den Thron zuwenden wollen. Alexander bot sich also dem Karier heimlich selbst zum Schwiegersohne an; aber Philippos, welcher davon Nachricht erhielt, schalt dies eine Herabwürdigung, strafte die Unterhändler und entfernte viele Freunde Alexander's vom Hofe. Wir vermögen nicht zu bestimmen, wohin der Streit zwischen Vater und Sohn gediehen seyn möchte, wenn jener länger gelebt hätte; vom Verdachte des Antheils an dem Morde Philipp's müssen wir aber Alexandern aus überwiegenden Gründen durchaus freisprechen. Er ließ alle Mörder hinrichten, nur Alexander, des Aeropos Sohn, welcher ihm zuerst zur Thronbesteigung Glück gewünscht und sich lebhaft für ihn erklärt hatte, fand Gnade; des zweideutig anspruchsvollen Attalus und der Kleopatra grausamer Untergang war wohl meist das Werk der Olympias. [3])

---

1) Plut. apophth., VI, 683.

2) Ueber Philipp's Frauen: Satyrus, Fragm. hist., III, 161.

3) Olympias ließ sie auf einer glühenden Platte hin- und herziehen. Paus. Arcad., c. 7. Attalus war ein Sohn des Perdikkas, des älteren

Schwer war für den zwanzigjährigen Jüngling der Anfang seiner Regierung: Hellas gedachte der Freiheit, alle neubezwungenen barbarischen Völker hofften das Joch abzuschütteln, und die Macedonier selbst waren der Anstrengungen überdrüssig. Deshalb riethen selbst die angesehensten Männer ihrem Könige: er möge Hellas ganz aufgeben und sich gegen die Barbaren milde zeigen; jener aber entgegnete: „dadurch würden Alle muthig, und Macedonien eine Beute seiner Nachbaren werden". Alexander's Anrede an das Volk wirkte, wie einst die seines Vaters: er gewann gegen alle Erwartung die Gemüther. Streng ward von ihm hierauf der Kriegsdienst verlangt, manche Abgabe aber erlassen, wofür die Meisten gern jene zahlreichen Uebungen ertrugen. Eine Aufforderung, welche gleichzeitig an die Hellenen erging, sie möchten in der bisherigen Zuneigung beharren, blieb nicht ohne Erfolg, weil das macedonische Heer schlagfertig in der Nähe stand und jene auf einen Wechsel der Verhältnisse gar nicht vorbereitet waren. Mithin behielt Alexander freie Hand, zuerst gegen die oberhalb Macedonien wohnenden Völker aufzutreten. [1]) Leicht beruhigte er die Illyrer und Triballer, und zog dann den Thraciern, von Amphipolis aus, bis an den Hämus entgegen. Von einer steilen Anhöhe herab stürzten hier die feindlichen Streitwagen unter die Macedonier; schnell öffneten diese aber ihre Glieder, oder warfen sich zu Boden, und deckten sich mit den verschränkten Schilden. Mithin verursachten jene Wagen keinen Schaden, die Thracier wurden geschlagen und zählten 1500 Todte. Hierüber erschreckt, dachten die Triballer von neuem auf Krieg; aber ehe sie es erwarteten, stand Alexander in ihrem Lande, und während sich ihr König Syrmus mit einem Theile seines Heeres auf eine Insel der Donau rettete, wurden die Uebrigen leicht von der macedonischen Phalanx besiegt. Alexander versuchte hierauf, mit Hülfe einiger byzantinischen Schiffe, auch jene Insel zu nehmen; allein der Strom war zu gewaltig, und am anderen Ufer standen die Geten mit 4000 Reitern und 10000 Fußgängern. Diese Schwierigkeiten befeuerten den König, anstatt ihn abzuschrecken: er ließ alle Kähne aus der ganzen Gegend zusammenbringen, die zu Zelten bestimmten Häute mit Spreu und anderen leichten Dingen anfüllen, und setzte nun unbemerkt in

---

Bruders von Philipp. Später wurden wohl noch andere Verwandte der Kleopatra getödtet. Grote, XII, 91.

1) Daß Alexander schon jetzt mit einem Heere bis in den Peloponnes vorgedrungen sey, und die Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Persien erzwungen habe, scheint mir zweifelhaft. Plutarch (S. 14) setzt dies nach dem Falle Thebens.

der Nacht mit 1500 Reitern und 4000 Fußgängern über den Fluß. Erstaunt über diese Kühnheit hielten die Geten nicht Stand, sondern zogen sich in ihre Wüsten zurück; Alexander aber zerstörte ihre Stadt, kehrte dann über den Ister zurück und befahl, Zeus dem Retter, dem Herakles und dem Strome selbst große Opfer zu bringen.

Nach diesen Ereignissen suchten die benachbarten Völker des Königs Gunst; auch von den Celten, welche angeblich im Norden des adriatischen Meeres wohnten, erschienen Gesandte. „Was fürchtet ihr am meisten", sprach Alexander zu ihnen, vielleicht in der Hoffnung daß sie antworten würden: „Dich." Jene aber, der Entfernung und Unzugänglichkeit ihres Landes vertrauend, und von den anderweitigen Planen des Königs unterrichtet, sagten: „Wir fürchten daß der Himmel einfalle." — „Die Celten sind prahlerisch", meinte der König, doch schloß er mit ihnen einen Vertrag.

Von einem Zuge gegen die Päoner und Agrianer, hielt die jetzt eingehende Nachricht ab, daß sich Klitus, Bardyles Sohn, und Glaukias, König der Taulantier, eines illyrischen Volks, empört habe. Alexander mußte Pelion, welches nur 15 Meilen von seiner Hauptstadt Pella entfernt lag, mit den Waffen erobern; und als Glaukias dem Klitus zu Hülfe kam, wurden die Macedonier in einer Berggegend, wo die Phalanx nicht wirksam seyn konnte, von sehr vielen leichten Soldaten eingeschlossen. Aber durch geschickte Bewegungen, eine Keilstellung der Phalanx und schnellen Angriff gewann Alexander die Höhen, überfiel drei Tage später die nachlässigen Feinde in ihrem Lager, und schlug sie; Klitus mußte zu den Taulantiern fliehen.

Nach glücklicher Beseitigung dieser Fehden mit barbarischen Völkern, richteten sich die Blicke wieder auf das wichtigere Griechenland.

Demosthenes hatte hier mit dem vollkommensten Rechte behauptet: Philipp's Tod biete den Hellenen eine Gelegenheit dar, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen; — wer kann verlangen, daß er in dem zwanzigjährigen Jünglinge einen künftigen Welteroberer habe erkennen sollen? Ja, wäre nur in den Hellenen die Einheit des Entschlusses und die Schnelligkeit der Ausführung gewesen, auf welche Demosthenes drang; hätte man Alexandern nicht Zeit gelassen, ruhig alle die erzählten Thaten auszuführen; hätte man nicht, indem man die Zeit verlor, Alles verloren: so möchten leicht die Begebenheiten sich so gewandt haben, daß kein Eroberer Asiens aufgestanden wäre. — Die Akarnaner riefen die vom Philippos Verwiesenen zurück, die Ambracioten verjagten die macedonische Besatzung, die Arkader hatten den König nie

für den Oberbefehlshaber von Hellas anerkannt; Argos, Elis und Sparta wollten zum wenigsten unabhängig bleiben, in Athen war das Andenken größerer Zeiten noch nicht ganz erloschen, die Thebaner fielen auf die falsche Nachricht von Alexander's Tode in Illyrien offenbar ab, nahmen die Vertriebenen wieder auf und belagerten die durch ihre Willkür doppelt verhaßten Macedonier in der Burg Kadmeia; was ließ sich in solchen Verhältnissen nicht hoffen, was nicht bewirken?

Aber niemand wirkte, außer Demosthenes; denn ehe sich die Athener oder Lacedämonier entschließen konnten, den vereinzelten, von ihnen auf arge Weise verlassenen Thebanern ein Hülfsheer zu schicken, oder vielmehr (was ohne Zweifel das Beste gewesen wäre) angriffsweise zu verfahren, war Alexander schon mit äußerster Schnelligkeit durch die Thermopylen vorgedrungen, und lagerte bei Onchestus in Böotien. Den Thebanern ließ er Bedenkzeit; dem Demosthenes aber, welcher ihn zuerst einen Knaben, dann einen Jüngling genannt habe, werde er unter den Mauern Athens zeigen, daß er ein Mann sey.

Noch immer glaubte das Volk in Theben: ein anderer Alexander, von der Nebenlinie des macedonischen Königsstammes, führe statt des getödteten echten Alexander, nebst Antipater, das Heer; und obgleich diese Täuschung endlich verschwand und der König ihnen zum friedlichen Berathen vorsätzlich Zeit ließ, behielt die kriegerische Partei dennoch die Oberhand. Man forderte öffentlich und wiederholt alle Hellenen zur Vertheidigung der Freiheit auf; allein sie berechneten jetzt zwischen Furcht und Hoffnung den möglichen Erfolg, sie handelten nicht wie einst bei Marathon und Salamis, und ehe des Demosthenes Schreiben an Darius Hülfe bewirken konnte, war in Hellas schon Alles entschieden. Denn obgleich die Thebaner in der nicht länger zu vermeidenden Schlacht mit der höchsten Tapferkeit fochten, auch den Perdikkas verwundeten und zurücktrieben, so wurden sie doch besiegt und ihre Stadt in Sturm erobert, als Alexander mit der Phalanx vordrang und gleichzeitig die macedonische Besatzung aus der Kadmeia sie im Rücken angriff. Des Königs Zorn gegen die Thebaner war vor allem dadurch erhöht worden, daß sie weniger vorsichtig als muthig, wiederholte Friedensvorschläge zurückwiesen, und von hohen Thürmen ausrufen ließen: „der König von Persien werde Hellas befreien, und den neuen Tyrannen stürzen". Deßungeachtet wollte er den Vorwurf einer strengen Bestrafung von sich abwenden, und überließ deshalb seinen Bundesgenossen zu entscheiden, was mit der eroberten Stadt anzufangen sey; und da zeigten Phocier, Platäer, Orchomenier und Thespier (Griechen gegen Griechen, alte Vorwürfe erneuend) mehr Grau-

samkeit, als wahrscheinlich der Sieger allein gezeigt hätte. Die Kadmeia blieb besetzt, die Bürger wurden geplündert (nur mit Ausnahme der Priester, der macedonischen Gastfreunde, der früher gegen den Krieg Stimmenden und der Nachkommen Pindar's), die Häuser wurden geschleift, viele Tausende der Bewohner zu Sklaven verkauft und das Land unter die Bundesgenossen vertheilt. [1]) So ward Theben ausgetilgt, 28 Jahre nach dem Heldentode des Epaminondas; damals Schiedsrichterin gegen Mitternacht und Mittag, und nach so wenigen Jahren in Nichts versunken! Schrecken und Wehmuth ergriff alle Hellenen — es war zu spät. Manche trösteten sich indessen und meinten, jeden Vorwurf durch Erinnerung an alte Weissagungen und an alte Verschuldungen der Thebaner von sich ablehnen zu können; sie gedachten z. B. des medischen Krieges, Platäas, des Stimmens für die gänzliche Verwüstung Athens u. s. w.

Die Eleer erlaubten jetzt nach Alexander's Weisung ihren Vertriebenen die Rückkehr, die Aetoler baten wegen angefangener Unruhen um Verzeihung, die Arkader verurtheilten sogar die zum Tode, welche den Thebanern Hülfe geleistet hatten; die Athener endlich (darin größer als die Uebrigen), nahmen die thebanischen Flüchtlinge, ohne Rücksicht auf entgegenstehende Beschlüsse der Sieger, milde auf, schickten aber, von den Verhältnissen bedrängt, zugleich Gesandte an Alexander, um zu dem Erfolge in Illyrien und Böotien Glück zu wünschen. Dieser antwortete freundlich, verlangte aber die Auslieferung mehrerer Redner und insbesondere des Demosthenes, als des Urhebers aller älteren und neueren Bewegungen gegen Philippos und Alexander. Phocion stimmte für die Auslieferung dieser Männer, und tadelte ihre Feigheit, weil sie sich nicht für das Wohl des Vaterlandes aufopfern wollten. Demosthenes hingegen behauptete: daß jene Auslieferung nur die allgemeine Feigheit beweisen würde; er erzählte den Athenern eine Fabel von Schafen, welche die sie beschützenden Hunde preisgegeben hätten; er erinnerte sie bildlich, wie man mit einer Probe alles Getreide zu verkaufen pflege. Voller Unwillen vertrieb hierauf das Volk den Phocion vom Markte, und Demades, welcher für Geld eine neue Gesandtschaft an den König übernahm, rettete die Redner; nur Charidemos ward verwiesen und begab sich nach Asien, zum Könige Darius. Mit Auszeichnung empfing indessen Alexander allein den jener Gesandtschaft zugesellten Phocion, welcher ihm rieth: dem Kriege ein Ende zu

1) Plin. hist. nat., VII, 29: 335 v. Chr. Alexander bereute später diese verdammliche Härte und zeigte sich seitdem (insbesondere gegen alle einzelnen Thebaner) sehr milde. Plut. Alex., 11, 13.

machen, im Fall er nach Ruhe strebe; wenn er dieses aber für tadelnswerth halte, seine Macht nicht gegen die Hellenen, sondern gegen die Barbaren zu wenden. Der König erwiederte: „die Athener sollten auf alle Ereignisse aufmerksam sein, denn im Fall er sterbe, würden sie die Leitung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Hellas übernehmen müssen". — Zu jener Milde und zu dieser Höflichkeit ward Alexander theils aus Achtung gegen die hochberühmte, in ihrer Art einzige Stadt bewogen, theils durch die Betrachtung, daß er bei Unternehmung größerer Dinge, in Hellas nicht heftigen Haß gegen sich erzeugen und zurücklassen dürfe.

Daß die allgemeine Versammlung der Griechen auf der Landenge von Korinth, nach Alexander's Willen, den Krieg gegen Persien beschließen und ihm den Oberbefehl bestätigen müsse, litt keinen Zweifel; nur die Spartaner antworteten mit altem Sinne, aber ohne alte Kraft: „sie wären gewohnt Andere zu führen, nicht sich führen zu lassen". Jetzt eilte Alexander von Korinth nach Delphi, um das Orakel zu befragen; die Pythia wollte aber, weil es ein unglücklicher Tag sey, den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt zum Tempelsitz, sodaß sie ausrief: „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" — „Mir genügt dies Orakel", erwiederte Alexander, kehrte nach Macedonien zurück, brachte Zeus dem Olympier bedeutende Opfer, hielt große Spiele und Musenkämpfe in Aegä, und bereitete Alles zum Zuge gegen Persien vor.[1] Antipater, so klug als gemäßigt, ward Statthalter von Macedonien, und befehligte 12000 Fußgänger und 1500 Reiter, um Hellas und alle Nachbarn in Ordnung zu erhalten. Die Größe des Heeres, welches Alexander nach Asien führte, wird verschieden angegeben.

Plutarch's höchste Zahlen sind 34000 Fußgänger und 4000 Reiter, die geringsten lauten einstimmig mit Arrianus auf 30000 Fußgänger und 5000 Reiter.

Justinus hat 32000 Fußgänger, 4500 Reiter und 182 Schiffe.

Diodoros führt auf:

macedonische Fußgänger . .	12000
Bundesgenossen	7000
Miethsvölker	5000
Odryser, Triballer, Illyrer	5000
Agrianer	1000
zusammen	30000.

1) Athen., XII, 549; Diod., XVII, 16.

Die Reiterei bestand aus:

Macedoniern	1500
Thessalern	1500
Griechen	600
leichten Thraciern und Päonern	900
zusammen aus	4500.

Der Geldvorrath betrug nach Aristobul nur 70 Talente, die Schulden dagegen, laut Onesikritus, 200 Talente; Lebensmittel waren nur auf dreißig Tage vorhanden.

Aus dem Allem geht soviel mit Gewißheit hervor: daß Alexander's äußere Hülfsmittel sehr beschränkt waren; dennoch hielt er sich des Erfolges so sicher, daß er alle eigenen Güter in Europa vertheilte, und auf des Perdikkas Frage: „was ihm dann bleibe?" zur Antwort gab: „die Hoffnung!" — Antipater und Parmenion verlangten, er solle erst heirathen und einen Thronerben zeugen; er aber sprach: „Schimpflich wäre es, solch ein Heer anzuführen, ja aller Hellenen Feldherr zu seyn, und die Zeit mit Hochzeitmachen und Kinderzeugen zu verbringen!" Gewiß war dies Heer durch Philipp trefflich eingeübt, kriegslustig und kriegsstolz, Alexander aber ein Feldherr ersten Ranges.

Binnen zwanzig Tagen zog er (im Frühjahre 334 v. Chr.) über Amphipolis, den Strymon, Abdera und Maroneia, den Hebrus und Melas zum Hellespont; in Elaios opferte er dem Protesilaos, als dem ersten Hellenen welcher nach Asien ging, damit ihm ein glücklicheres Schicksal zu Theil werde. Auf 160 Dreiruderern und vielen kleinen Schiffen setzte das Heer, ungehindert durch die Perser, über den Hellespont, der König fuhr nach dem sigäischen Vorgebirge, stieg zuerst ans Land und rief aus: „Asien werde nicht verheert, es ist mein Land, ich nehme es als erobert in Besitz!" In Ilium opferte er dem Poseidon, der Athene und dem Priamos; diesem, damit sein Zorn von dem Geschlechte des Neoptolemos abgewendet werde. Einige alte heilige Waffen nahm der König hinweg, und ließ sie sich vortragen; dagegen hing er die seinigen im Tempel auf. Nicht des Paris Leier wollte er sehen, sondern die des Achill; auch bekränzte er Achill's, sowie Hephästion des Patroklos Grabmal. Der Wunsch, welchen Alexander äußerte, wie Achill einen Freund zu finden, ward ihm gewährt; der Wunsch, einen Homer zu finden, der seine Thaten verewige, blieb dagegen unerfüllt.

Bei Lampsakus sammelte sich das macedonische Heer und rückte ungehindert bis zum Flusse Granikus [1]) vor; hier aber

1) Der Granikus heißt, nach d'Anville, jetzt Ousvola, nach Chateaubriand (Reise, II, 50) Sousonghirli oder Sonseverlé.

zeigte sich am anderen Ufer das persische Heer in Schlachtordnung. Memnon, ein Rhodier, also auch ein Hellene, der lange schon in persischen Diensten stand, rieth: man möge keine Schlacht wagen, sondern sich zurückziehen und das Land verwüsten, damit Alexander's Heer durch den Mangel zu Grunde gehe. Gleichzeitig könne man auf der überlegenen Flotte Mannschaft nach Macedonien schicken und den Krieg mit Vortheil nach Europa verpflanzen. Arsites und andere Perser, neidisch auf Memnon's Ansehen und voll kühnen Muthes, behaupteten hingegen: auch nicht ein Haus der eigenen Unterthanen dürfe man anzünden; das hellenische Heer sey schwächer an Zahl, und nicht vorzüglicher in Hinsicht des Muthes und der Kriegsübung. Nach der sichersten Angabe Arrian's hatten die Perser 20000 Reiter in langer Reihe am Flusse, und 20000 Fußgänger hinter denselben aufgestellt; andere Schriftsteller nennen weit größere, aber unwahrscheinlichere Zahlen.

Auch bei den Macedoniern waren die Meinungen getheilt, ob man die Schlacht annehmen müsse oder nicht: zuerst sollte der halbreligiöse Grund, daß die Könige von Macedonien in diesem Monate keine Schlacht zu liefern pflegten, Alexandern abhalten; er aber sprach: „So möge der Monat anders heißen.“ Erheblicher war der Vorschlag Parmenion's, des ersten erfahrenen siegreichen Feldherrn Philipp's: man solle ein Lager aufschlagen und ruhig bleiben, bis sich die Feinde von dem jenseitigen hohen Ufer zurückzögen, dann habe der Uebergang keine Schwierigkeit; jetzt aber sey er, wegen der Unmöglichkeit den Feinden mit der ganzen Macht auf einmal entgegen zu treten, für die Vereinzelten, welche nach und nach durch den Strom setzen müßten, äußerst gefährlich. „Dies ist wahr“, entgegnete der König; „wir aber, die wir leicht über den Hellespont gegangen sind, dürfen uns vor solch einem Bach nicht fürchten, jede Zögerung ist meiner und meines Heeres unwürdig; die Perser müssen sogleich erfahren, daß sie geringer sind als die Macedonier.“ Er stellte diese in Schlachtordnung, in der Mitte das Fußvolk und auf den Seiten die Reiterei; Kraterus befehligte das Mitteltreffen, Parmenion den linken, Alexander den rechten Flügel. Beide Heere standen still und schweigend am Ufer. Die Perser warteten, daß die Macedonier in den Fluß gehen sollten, und verstärkten ihren linken Flügel, weil sie, diesem gegenüber, Alexandern prächtig gerüstet und mit zahlreicher Umgebung erblickten. Einige Scharen macedonischer Reiter drangen jetzt vorwärts; aber die Wurfspieße und Pfeile, welche die Perser von der Höhe auf sie herabwarfen, der Nachtheil des schlüpfrigen Bodens, Memnon's und seiner Söhne Anstrengungen und die Ueberzahl der Feinde brachten sie zum Weichen. Mit dreizehn

Abtheilungen der Reiterei folgte Alexander rasch in schräger Ordnung durch den Fluß, und stürzte sich in die dichteste Schar der Feinde, einem persischen Heerführer entgegen. Seine Lanze brach während dieses Kampfes, und in dem Augenblick wo er eine zweite erhielt, führte Mithridates, des Darius Schwiegersohn, frische Mannschaft herzu. Sogleich wandte sich der König, stürzte den neuen Feind zu Boden, ward aber gleichzeitig von Rösakes in den Helm getroffen; jedoch nur so leicht, daß auch dieser von ihm durchbohrt ward, ehe er sich decken konnte; dem Spithridates, welcher jetzt versuchte den König von hinten zu verwunden, ward durch Klitus der Arm abgehauen. Während dieser Gefechte kamen immer mehr macedonische Reiter, endlich auch die Phalanx herbei, und der neue Kampf mit Lanzen war jetzt den Persern so gefährlich, als der mit Pfeilen früher den Hellenen. Zuerst wichen diejenigen Perser, welche dem Könige gegenüber standen, bald nachher ihre ganze Reiterei; endlich ward auch das Fußvolk, nunmehr von größerer Macht bedrängt, gänzlich geschlagen.

Groß erschien der persische, weit geringer der macedonische Verlust, und dieser ward bei den Maßregeln und dem Benehmen des Königs leicht verschmerzt. Er ließ die Bildsäulen von fünfundzwanzig Kampfgenossen, welche gleich im Anfange der Schlacht geblieben waren, durch Lysippos in Erz gießen und zu Dium aufstellen [1]); er besuchte die Verwundeten, welche ihm einzeln von ihren Thaten erzählten, und befreite die Nachkommen der Getödteten von allen Abgaben. Die griechischen Miethsvölker, welche am tapfersten im persischen Heere fochten, wurden nach Macedonien in die Arbeitshäuser geschickt, weil sie gegen den Beschluß der Hellenen für die Barbaren gekämpft hatten. Manche Kostbarkeit sandte Alexander seiner Mutter, dreihundert vollständige persische Rüstungen aber nach Athen, mit der Inschrift: „Alexander, Philipp's Sohn, und die Hellenen (außer den Lacedämoniern) von den Barbaren, welche Asien bewohnen.“

Sardes die Stadt, ja selbst die Burg, welche sich sehr gut hätte vertheidigen können, übergab man dem Könige, und die Befehlshaber nebst den vornehmsten Einwohnern kamen ihm demüthig entgegen. Er setzte hierauf Statthalter, befahl die Abgaben nur in seine Kassen zu zahlen, erlaubte aber übrigens den Lydern nach ihren Gesetzen zu leben. In Ephesus überließ er die Steuern der Diana, und duldete nicht daß das Volk aus Rache und Gewinnsucht gegen die Anhänger der Perser grausam verfahre. Sowohl hier, als in den übrigen befreiten Städten

1) Sie kamen später nach Rom. Vellej., I, 11.

Aeoliens und Joniens, wurden die Vertriebenen zurückberufen, die alten Gesetze und die demokratischen Verfassungen wieder eingeführt. Dadurch gewann und beschäftigte der König die größere Zahl der Einwohner, und hatte von den nunmehr Gleichgestellten weniger zu befürchten, als von einzelnen ehrgeizigen Häuptern.

Die Vorstädte von Milet fand man von den Persern bereits verlassen; 160 hellenische Schiffe ankerten in der Nähe dieser Stadt bei der Insel Lade, 400 persische Schiffe ankerten dagegen bei Mykale.

Parmenion rieth jetzt zu einer Seeschlacht: weil der Gewinn im Siege groß und der Verlust bei einer Niederlage gering sey; weil die Hellenen tapferer wären als die Perser, und ein Adler sich als Siegeswahrzeichen am Ufer bei den hellenischen Schiffen habe sehen lassen. Der König aber widersprach: denn die Feinde wären zu zahlreich, und die Phönizier im Seedienste geübter als die Hellenen. Dem unsicheren Elemente müsse man sich überhaupt nicht anvertrauen; eine Niederlage dürfte den Hellenen leicht Veranlassung zu Unruhen geben, und raubte auf jeden Fall das Größte, nämlich den Ruhm. Der Adler endlich sitze auf dem Lande und deute auf Landsieg; damit sey auch die Herrschaft des Meeres gewonnen, und die Flotte unnütz gemacht.

Die Milesier erboten sich jetzt gegen Aufhebung der Belagerung, Hafen und Stadt den Macedoniern und Persern gleichmäßig einzuräumen; dieser unzeitige Antrag ward aber zurückgewiesen, der Hafen von den Hellenen gesperrt, die Mauern durch Kriegszeug erschüttert, und die Stadt, ungeachtet Memnon's tapferer Vertheidigung, endlich eingenommen. Viele kamen um, Andere retteten sich auf benachbarte Inseln, die griechischen Miethsvölker suchten Dienste in Alexander's Heere. Milet ward für frei erklärt, und fast alle asiatischen Hellenen traten nunmehr auf des Königs Seite. Die persische Flotte, welche man am Wasserholen hinderte, segelte gen Samos, und kehrte dann schnell noch einmal nach Milet zurück, ohne jedoch etwas auszurichten. Um dieselbe Zeit entschloß sich Alexander, seine Flotte ganz auseinander gehen zu lassen; denn er durfte ihr, weil sie blos mit Hellenen besetzt war, nicht ganz trauen; er hatte kein Geld die Matrosen zu bezahlen, und meinte, nach der Einnahme aller Seestädte könne ihm die feindliche Seemacht nicht mehr schädlich werden.

Nur die Eroberung von Halikarnaß verzögerte sich; denn die Stadt war fest, stark besetzt, und — das Wichtigste — Memnon hatte den Oberbefehl. Damit dieser Aufenthalt nicht ihm nachtheilig gedeutet werde, versuchte Alexander in nächtlichem

Ueberfall, mit Hülfe von Einverständnissen, Myndus zu erobern; es nahte jedoch, schneller als man erwartete, Hülfe zu Wasser und zu Lande, sodaß die erschreckten Bewohner die Thore nicht zu öffnen wagten und die Macedonier nach Halikarnaß zurückkehren mußten. Hier wurden jetzt die Graben ausgefüllt, Belagerungswerkzeuge an die Mauern gebracht und die Feinde, welche jene anzuzünden versuchten, zurückgeschlagen. Kühn drangen einige halbtrunkene Macedonier bis zu den Thoren, und ihnen folgten mehrere; woraus endlich ein allgemeiner Kampf entstand, welcher zwar damit endete daß die Belagerer wieder in die Stadt getrieben, aber auch ein hölzerner Thurm und die Sturmdächer der Macedonier verbrannt wurden. Hierüber erzürnt begannen diese von neuem das Gefecht; zwei Thürme der Stadt stürzten nieder, und schon hoffte man, die Eroberung sey vollendet, — als eine zweite innere Schutzmauer wider alle Erwartung das Vordringen hemmte. Vergeblich rechneten die Macedonier auf Vergleichsvorschläge von Seiten der tapferen Belagerten; erst nachdem Memnon Waffen und Vorräthe zerstört und sich nach Kos gerettet hatte, ergab sich zwar die Stadt, aber noch immer nicht die wohlbesetzte feste Burg. Da diese indessen keiner besonderen Belagerung werth zu seyn schien, so ward Parmenion nach Phrygien gesandt, und Alexander drang ohne bedeutendes Hinderniß durch Lycien bis Phaselis. Ada, die Herrscherin von Alinda, kam ihm entgegen, übergab ihre Stadt und nahm ihn als Sohn an; später ernannte er sie dafür zur Statthalterin über ganz Karien. — Weil der jetzt einbrechende Winter bedeutende Unternehmungen in diesem gebirgigen Theile Kleinasiens unmöglich machte, so erlaubte Alexander den neuvermählten Kriegern nach Macedonien zurückzugehen; er gewann hiedurch ihre Liebe und beförderte die neuen Werbungen, welche er in Macedonien und Hellas angeordnet hatte, damit sein Heer verstärkt und die Veranlassung zu Unruhen in jenen Ländern gemindert werde.

Gefährlicher als offener Krieg wäre dem Könige um diese Zeit fast eine Verschwörung geworden; denn jener von ihm begnadigte Alexander, des Aeropos Sohn, ließ sich in Unterhandlungen mit Darius ein, und wollte für 1000 Talente Gold und die Anwartschaft auf Macedonien seinen Wohlthäter tödten. Aber der Bote, welchen Parmenion aufgefangen hatte, bekannte; der Verräther ward verhaftet und später hingerichtet.

Von Phaselis führte ein beschwerlicher Weg über den Berg Klimax nach Pergä; ein anderer zog sich dem Meere entlang, fast immer vom Wasser bedeckt und bei starkem Wellenschlagen gar nicht zu betreten. Seinem Glücke vertrauend, wählte Alexander

den letzten; ein günstiger Nordwind hielt die Gewässer zurück, und die Bewohner von Aspendus ergaben sich überrascht, zahlten 50 Talente, und lieferten die Pferde des Darius aus. Unmöglich konnte der König überall Besatzungen zurücklassen, ohne sein Heer übermäßig zu schwächen; deshalb, und weil jene willige Aufnahme am wenigsten Verdacht erregte, blieb auch Aspendus davon frei. Kaum aber waren die Macedonier nach Side und Syllion abgezogen, so brachen die Bewohner den geschlossenen Vergleich und befestigten ihre Stadt. Solch übles Beispiel durfte Alexander nicht dulden; er kehrte schnell zurück, erzwang einen neuen Vergleich, 100 Geißeln, 100 Talente Buße, setzte einen macedonischen Statthalter, und bestimmte die jährlich zu zahlenden Abgaben.

Der Weg nach Termessus, welchen man jetzt einschlug, führte durch ein enges, von hohen Bäumen umschlossenes Thal, dessen steilen Ausgang Pisider besetzt hatten. Alexander griff diese nicht an, sondern lagerte ruhig, und seine Vermuthung täuschte ihn nicht; denn lässig entfernten sich die Pisider, welche keinen Angriff vermutheten, und leicht verjagte man nun durch raschen Ueberfall die zurückgelassene Wache. Auch die Sagalasser hatten mehrere Bergpfade besetzt; aber die Nackten konnten den Geharnischten nicht lange widerstehen, ohne Mühe ward ihre und manche andere Stadt genommen.

Zu Kelänä in Phrygien sammelte Alexander sein ganzes Heer, die Neuvermählten und die Neugeworbenen trafen aus Macedonien wiederum ein, und ein freudiges Anzeichen belebte den Muth Aller. Demjenigen verkündete nämlich eine alte Weissagung die Herrschaft Asiens, welcher den gordischen Knoten löse, und Alexander lösete ihn; sey es mit dem Schwerte, oder durch Geschicklichkeit, — denn die Nachrichten lauten verschieden. Gewiß eroberte er Asien nicht blos durch das Schwert, wie die Dsingiden und Timuriden; sondern die Ueberlegenheit seines Geistes, ja des hellenischen Geistes überhaupt, entschied gegen die Asiaten. Aber fast ebenso viel Griechen waren wider ihn, als mit ihm; daher wies er das Gesuch der Athener, ihre am Granikus gefangenen Mitbürger zu entlassen, mit dem Bedenken zurück: „erst wenn der Krieg einen ganz entscheidenden Ausgang genommen, könne er ohne Gefahr jene Bitte bewilligen". Diese Vorsicht war um so mehr an der Zeit, da Memnon (im Vertrauen auf die Ueberlegenheit der persischen Seemacht und auf den Haß der Hellenen gegen die Macedonier) vor dem Hannibal einen Plan Hannibal's hegte [1]) und den Krieg

1) Diod., XVII, 29.

nach Griechenland versetzen, hier Alexander's Macht untergraben und stürzen wollte. Schon war Chios und Lesbos, schon Mitylene erobert, da starb Memnon, der einzige würdige Gegner Alexander's; denn keiner der persischen Feldherren war ihm an Einsicht und Kraft zu vergleichen, und des Darius Sache schien mit seinem Hinscheiden rettungslos verloren. Zwar nahm Mitylene persische Statthalter ein, und versprach Zinszahlung nach den Grundsätzen des antalcidischen Friedens, zwar eroberte Pharnabaz Tenedos; aber die europäischen Griechen waren erschreckt, sie hemmten schon begonnene Bewegungen, und Datames, der mit zehn Schiffen nach den Cykladen segelte, ward bei Kydnos, unterhalb Euböa, von Proteas geschlagen, welcher funfzehn hellenische Schiffe führte. Hiezu kamen die Nachrichten über die raschen Fortschritte Alexander's: von Ancyra zog er durch Kappadocien gen Cilicien, die Paphlagoner ergaben sich ihm durch eine Gesandtschaft und versprachen dem Statthalter von Phrygien, Kalas, zu gehorchen; alles Land diesseit, ja auch noch jenseit des Halys ward vom Könige abhängig.

Einige Besorgnisse erregte es indessen, wie man Cilicien gewinnen solle; denn von dieser Seite führte nur ein schmaler, fast unangreifbarer Paß in das Land, und überaus hohe, unersteigliche Berge zeigten sich auf allen Seiten, — da verließ Arsames, der persische Feldherr, in thörichter Feigheit jenen Paß, und Alexander erreichte unbehindert Tarsus.

Hier erkrankte er — eine Folge der zu großen Anstrengung, oder des Badens in den kalten Gewässern des Cydnus —, und zwar so sehr, daß alle Aerzte ihn aufgaben; nur nicht Philippos der Akarnaner. Der König war im Begriff die von ihm verordnete Arznei auszutrinken, als ein Schreiben Parmenion's anlangte: Philippos sey vom Darius zur Vergiftung Alexander's bestochen worden. Alle erschraken, nur nicht der König. Er gab dem Arzte das Schreiben und trank zu gleicher Zeit; unfähig eines Verdachts gegen seine Freunde, verdiente er wahre Freundschaft. Die Arznei wirkte zwar anfangs heftig, aber sie stellte ihn wieder her.

Unterdessen hatte Ptolemäus und Asander den Orontobazes besiegt, und den noch übrigen Theil von Karien bezwungen; Parmenion besetzte die syrischen Pässe, und Alexander eroberte unter mehreren cilicischen Städten auch Soli, Anchialus und Magarsus. Als er bei Mallus am Pyramus lagerte, traf die Nachricht ein: „zwei Tagereisen jenseit der syrischen Pässe stehe König Darius, sein Heer sey sehr zahlreich und besonders trefflich die Reiterei". Um diese Uebermacht, diese Vorzüge benutzen zu können, beschloß Darius, nach des Griechen Amyntas Rath, er wolle den

macedonischen Angriff auf einer großen Ebene erwarten. Aber einige Zögerungen Alexander's, welche durch seine Krankheit oder aus kriegerischen Rücksichten entstanden, gaben Gelegenheit den Darius zu überreden, jener werde aus Furcht nicht angreifen. Thöricht verließen hierauf die Perser ihre günstige Stellung und drangen durch die amanischen Pässe in die engen Gegenden Ciliciens vor, wo Ueberzahl und Reiterei nicht allein unnütz, sondern sogar hinderlich wurde. Alexander war ihnen mittlerweile schon durch die syrischen Pässe entgegengezogen, und wollte anfangs der Nachricht gar nicht glauben, daß Darius ihm im Rücken, bei Issus, am Flusse Pinarus stehe. Kaum aber erhielt er durch zurückkehrende Kundschafter die Bestätigung, als er freudig ausrief: Darius sey in seinen Händen! Er machte die eiligst versammelten Anführer auf die nachtheilige Stellung der Perser aufmerksam, erinnerte an die Thaten der Macedonier und die Verweichlichung der Perser, verglich Xenophon's geringe Hülfsmittel mit den seinigen, und nannte ganz Asien den unausbleiblichen Lohn des Sieges. Alle zeigten hohen Muth und reichten dem Könige die rechte Hand, als Zeichen des festen Entschlusses zu siegen oder zu sterben; das Heer zog zurück durch die syrischen Pässe, den Feinden entgegen.

In örtlicher Hinsicht hatte Darius durch Wahl eines ihm nachtheiligen Schlachtfeldes gewiß gefehlt, aber wahrscheinlich hoffte er durch die Mehrzahl jene Nachtheile auszugleichen; daß dagegen Alexander in strategischer Hinsicht umgangen und in einer übeln Lage war, dürfte nicht zu leugnen seyn. Er stand mit dem Gesichte nach dem vorderen, mit dem Rücken nach dem inneren Asien, alle Verbindung mit seinen früheren Eroberungen war ihm gänzlich abgeschnitten, und im Fall einer Niederlage blieb ihm blos die Flucht nach Syrien frei, wo man leicht die Geschwächten ganz vernichten konnte. Aber schon hier zeigte sich, was man bei der Lehre vom Umgehen nur zu oft übersieht: daß nämlich der Umgehende allemal auch umgangen ist, und erst die Schlacht entscheidet, für welchen Theil die durch jene Maßregel allerdings gesteigerte Gefahr in völliges Verderben übergeht.

Der rechte Flügel des Darius reichte bis zum Meere, der Pinarus deckte die Vorderseite; aber selbst morgenwärts dieses Flusses stand eine bedeutende Abtheilung des persischen Heeres, um entweder Alexandern solange abzuhalten, bis Jegliches geordnet sey, oder um die Schlacht überhaupt allmählich auf das linke Ufer des Pinarus hinüber zu spielen, und die Macedonier auf dem engen Raume zwischen Bergen, Fluß und Meere zu erdrücken. Alexander dagegen beschloß: der linke Flügel, welchen

Parmenion führte, solle mehr vertheidigungsweise gegen die diesseit des Pinarus stehende Mannschaft verfahren; mit dem rechten Flügel aber, an dessen Spitze er selbst stand, wollte er den Ausschlag geben.

Schon war eine persische Abtheilung im Begriff, oberhalb seines rechten Flügels über den Strom zu setzen, um ihn auch von dieser Seite einzuschließen, als er ihr durch eine rasche Bewegung zuvorkam. Allein durch diesen Marsch rechts ab war in der Mitte eine Lücke entstanden, und durch einen tapferen Angriff der in persischen Diensten stehenden Miethsvölker kamen die Macedonier in die höchste Gefahr durchbrochen und gänzlich getrennt zu werden. Mittlerweile aber hatte Alexander den linken Flügel des Darius angegriffen und ihn auf das Mitteltreffen geworfen, wodurch die hier in unnützer Tiefe aufgestellten großen Massen der Barbaren in Unordnung geriethen; und ehe jene auf dem linken Ufer des Pinarus aufgestellten Abtheilungen über den Fluß zurückgehen und zu Hülfe kommen konnten, war die Niederlage allgemein [1]) und die Verfolgung dauerte bis in die Nacht. Alexander, der überall vorkämpfte, ward in der Hüfte verwundet.

Darius floh anfangs auf einem Wagen, dann in unwegsamer Gegend zu Pferde; jener Wagen, sein Schild und sein königlicher Mantel fiel den Siegern in die Hände. Sysigambis, die Mutter des Königs, seine Gemahlin, seine Schwester, ein kleiner Sohn und zwei erwachsene Töchter wurden gefangen; sie brachen in laute Wehklage aus, weil sie glaubten, Darius sey getödtet. Aber Alexander ließ sie zuerst durch Leonnatus beruhigen und tröstete sie dann selbst [2]); statt harter oder ungeziemender Behandlung, welche sie befürchteten, behielten sie ihren Hofstaat und genossen überhaupt die größten Auszeichnungen. Als später Darius hievon zu seinem Erstaunen glaubhafte Nachricht erhielt, bat er die Götter: ihm das Reich zu erhalten, um sich dankbar bezeigen zu können, oder, wenn den Persern der Untergang bevorstehe, keinen Anderen als den König von Macedonien herrschen zu lassen. — Den in der Schlacht Gebliebenen wurde jetzt ein feierliches Leichenbegängniß gehalten. Alexander setzte Statthalter in den eroberten Landschaften, ernannte neue Leibwächter an die Stelle der Getödteten, und befahl, dem Zeus, dem Herkules und der Athene Dankaltäre zu errichten. Diese

---

1) Daß von 600000 an 100000 Fußgänger und 10000 Reiter umgekommen seyen, ist unglaublich.

2) Nach Plutarch (Alexander, S. 22) sah dieser die Gefangenen, aus Bescheidenheit, nicht.

entscheidende Schlacht bei Issus [1]) ward von Alexander gewonnen im dreiundzwanzigsten Jahre seines Alters, etwa siebzehn Monate nach der Schlacht am Granikus, im Monate November des Jahres 333 v. Chr.

Die Ueberreste des persischen Heeres folgten theils ihrem Könige nach Thapsakus zum Euphrat, theils erreichten sie, von Griechen geführt, Tripolis, Cypern, Aegypten. Pharnabazos, der von Chios nach der Insel Siphnos gesegelt war und mit Agis, dem Könige von Lacedämon, Unterhandlungen angeknüpft hatte, sah, auf die Nachricht der persischen Niederlage, seine Plane scheitern.

Zu Marathus in Phönizien überreichten Gesandte des Darius dem Könige ein Schreiben, im Wesentlichen des Inhalts: Schon Philippos handelte dadurch feindlich gegen Persien, daß er den Attalus und Parmenion mit Heeresmacht nach Asien schickte; ohne Grund und Ankündigung begann jetzt Alexander selbst den Krieg. Weil indessen die Schlacht, nach der Götter Willen, für ihn entschieden habe, so möge er Asien bis an den Halys und große Summen nehmen, dem Darius Weib, Kinder und Mutter zurückgeben, mit ihm ein Freundschaftsbündniß errichten und bedenken, welche Macht den Persern noch übrig bleibe. — Alexander erwiderte: „Die Vorfahren der Perser sind ohne Grund in Hellas eingefallen, und ich will, als Heerführer der Griechen, dies rächen. Die Perser sandten den Thraciern Hülfe gegen Philippos und standen den Perinthiern bei; sie reizten die Hellenen zum Kriege gegen Macedonien, und gaben Geld zur Bestreitung der Kosten; sie rühmten sich endlich, die Mörder Philipp's angestellt zu haben, — also sind sie die Urheber des Krieges, nicht ich. Darius selbst hat kein Anrecht auf den persischen Thron, er nahm ihn widerrechtlich mit Hülfe des Bagoas in Besitz. Das Land, welches die Macedonier erobert haben, gehört ihnen durch die Götter ohne weitere Abtretung, sie sind Herren von Asien. Will Darius zu mir kommen und das Reich abtreten, so soll er mehr zurückempfangen als er erwartet; will er kämpfen, so werde ich ihm überall entgegengehen."

Bei so verschiedenen Ansichten war an keinen Frieden zu denken, vielmehr eroberten die Macedonier zunächst Damascus mit Hülfe von Verräthern; viele Schätze, vornehme Perser, und die Gesandten der Hellenen an Darius geriethen in ihre Hände. Den thebanischen Gesandten verzieh Alexander, denn bei dem

1) Eine Kritik der Erzählung des Kallisthenes bei Polybius, XII, 17. Ueber das Schlachtfeld siehe Kinneir, Voyage dans l'Asie mineure, I, 213—240. Issus ist das heutige Pias.

überschwenglichen Unglücke ihrer Stadt sey es ihnen nicht zu verdenken, wenn sie allerorten Hülfe suchten; der Sohn des Iphikrates ward aus Achtung für seinen Vater und für Athen frei gelassen; die Spartaner sollten dagegen in der Gefangenschaft bleiben, bis der König überzeugt werde, daß ihre Vaterstadt den Neuerungen ganz entsagt habe. In Damascus fand Alexander Barsinen, die Witwe Memnon's, eine gebildete Griechin; sie ist das einzige Weib, mit welcher er vor seiner Vermählung, nach Parmenion's Rath, Umgang gehabt hat.

Ueber Byblus und Sidon erreichten die Macedonier Tyrus, dessen Bewohner durch Gesandte höflichst erklärten: „sie wären bereit, den Befehlen Alexander's zu genügen". Dieser erwiederte: „ihr Entschluß sey löblich, und er verlange nur in der Stadt dem tyrischen Hercules zu opfern". Da fürchteten die Tyrier bei näherer Ueberlegung, dies möge nur ein Vorwand seyn, um sie leicht und gänzlich zu unterjochen; es schien ihnen übereilt, bei dem noch zweifelhaften Ausgange des Kriegs die Perser ganz zu verlassen, von denen sie mit Achtung behandelt wurden, und unter deren Führung sie so oft gegen die Hellenen gekämpft hatten. Diese Gründe, und das Vertrauen, welches sie in ihre wirklich erhebliche Macht setzten, vermochte sie zu der Antwort: „daß, um keine Partei zu beleidigen, man weder Perser noch Macedonier in die Stadt aufnehmen könne". Hierüber erzürnte Alexander außerordentlich und erklärte in einer Rede an alle Befehlshaber: „wenn Tyrus im Rücken liegen bleibe, sey der Weg nach Babylon unsicher; leicht möchten die Perser mit ihrer und der tyrischen Flotte die Seestädte wieder erobern und dann den Krieg nach Griechenland spielen, wo Sparta fast in offener Fehde und Athen nur durch Furcht willig sey. Mit der Eroberung von Tyrus komme dagegen der Handel in ihre Hände, die Perser würden vom Meere und von Hellas abgeschnitten, die Flotten (von allen Küsten des festen Landes ausgeschlossen) müßten sich ergeben, und keine Störung sey auf dem Zuge nach Aegypten zu besorgen". Alle stimmten bei, und die Belagerung begann.

Mit Hülfe der benachbarten Einwohner schafften die Macedonier Steine, Holz, Pfähle, kurz alle nur irgend brauchbaren Gegenstände herzu, um vom festen Lande aus einen Damm nach der Stadt zu schütten; denn Tyrus lag auf einer Insel. Anfangs rückte die Arbeit vor, weil das Wasser flach war und die Bewohner dies ihrer Ueberzeugung nach unausführbare Beginnen nicht störten; bald aber zeigte sich das Meer tiefer, und die Arbeiter wurden von den Mauern und den nahenden Schiffen beschossen. Zur Sicherung stellten die Macedonier Thürme mit

Wurfzeug auf das Ende des Dammes; allein Brander, welche vom Winde begünstigt herzutrieben, zündeten alle Werkzeuge an und gaben den Tyriern Muße, einen größeren Theil des Dammes zu zerstören. Alexander sah, daß ohne Seemacht der Erfolg nur langsam und unsicher seyn könne, und zu dieser Seemacht kam er schneller und leichter, als er wohl selbst gehofft hatte. Die cyprischen und fast alle phönizischen Schiffe verließen nämlich die Partei der Perser, und ergaben sich ihm in Sidon. Seitdem konnten die Tyrier keine Seeschlacht mehr wagen, sondern mußten sich auf die Sperrung ihres Hafens beschränken. Auch war mittlerweile das neue Kriegszeug fertig geworden, welches die Macedonier der Mauer näherten, die 150 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit war.

Dagegen errichteten die Tyrier auf der Mauer hölzerne Thürme, schossen aus denselben brennende Pfeile, warfen glühenden Sand auf die Belagerer, versenkten große Steine in das Meer, und behinderten hiedurch die Macedonier, mit Sicherheit heranzusegeln; ja sie wagten sich in bedeckten Schiffen sogar bis zur feindlichen Rhede und hieben die Ankertaue ab. Schon glaubte Alexander diese letzte Gefahr durch Aufstellung einer hinreichenden Macht gehoben zu haben, als kühne Taucher unbemerkt herzuschwammen und dennoch jenen Zweck erreichten. Statt der Ankertaue gebrauchten die Macedonier jetzt eiserne Ketten, und es gelang ihnen Stricke um die den Schiffen nachtheiligen Steine zu schlingen und sie gegen den Damm hinzuziehen, oder in tiefere Stellen des Meeres zu versenken. Nun segelten sie endlich bis zur Mauer. Die Tyrier aber überfielen um diese Zeit die cyprischen Schiffe auf der sidonischen Seite, und richteten großen Schaden an, bis Alexander zur Hülfe herbeieilte, und die Feinde mit noch größerem Verluste zurückschlug. Vergeblich ließ er indeß die Mauer beschießen; nur an dem nach Aegypten gerichteten Theile zeigten sich geringe Beschädigungen, und der Versuch, hievon Vortheile zu ziehen, mißlang, weil die angreifenden Macedonier von den günstiger gestellten Tyriern leicht zurückgeworfen wurden.

Um den durch solche Zögerungen und Ereignisse schon sinkenden Muth der Belagerer zu beleben, weissagte jetzt Aristander, des Königs erster angesehener Wahrsager: „Tyrus werde noch in dem laufenden Monate erobert werden". Hierüber entstand ein großes Gelächter, denn der letzte Tag des Monats war schon angebrochen; Alexander aber, um das Götterwort zu ehren und rasch in Erfüllung zu setzen, befahl einen allgemeinen Sturm. Rings auf der Mauer und auch mit der Flotte wurden die Tyrier angegriffen, nirgends war für sie Ruhe. Beide Hafen

kamen in die Gewalt der Macedonier, und Alexander und Admetus, welche kühn vorkämpften, betraten von einem Schiffe aus zuerst die Mauer. Groß war das Blutbad, wie es bei gewaltsamen Einnahmen und heftigem Widerstande nicht zu vermeiden ist; hiezu kam außerdem, daß die Macedonier über die langen Zögerungen und noch weit mehr darüber aufgebracht waren, daß die Tyrier grausam mehrere Gefangene an den Mauern aufgehangen und dann ins Meer gestürzt, ja sogar die Gesandten nicht verschont hatten. Diejenigen, welche in den Tempel des Hercules geflüchtet waren, ferner die Gesandten der Karthager und viele Andere erhielten Verzeihung; aber deßungeachtet sollen 8000 umgekommen und 13000, ja nach einer anderen Angabe gar 30000 Bürger und Fremde verkauft worden seyn! Sidon und andere phönizische Städte löseten die meisten, eine große Zahl hatte sich auf sidonischen Schiffen verborgen und gerettet. Die Einnahme von Tyrus fällt, nach siebenmonatlicher Belagerung, auf den Juni des Jahres 332 v. Chr. Von früheren ähnlichen Unglücksfällen hatte sich die Stadt leicht erholt; auch diesmal sehen wir sie von neuem im Stande, schon den unmittelbaren Nachfolgern Alexander's großen Widerstand zu thun; allein die Anlage von Alexandrien mußte die Bedeutsamkeit der phönizischen Küstenstädte zwar nur allmählich, aber desto sicherer untergraben.

Die Macedonier zogen nunmehr, ohne Widerstand zu finden, bis Gaza, welchen Ort aber Batis heldenmüthig zwei Monate lang vertheidigte. Man warf einen Schutt um die Mauer und legte Minen an; dennoch ergab sich die Stadt erst beim vierten Sturm, nachdem fast alle Männer fechtend umgekommen waren. Nur Weiber und Kinder fielen in die Hände der Macedonier. und wurden verkauft. [1])

Um diese Zeit sandte Alexander seinem Hofmeister Leonides eine große Menge Weihrauch und Myrrhen, damit er nicht bei dem Opfern geize; denn dieser hatte ihm, da er noch Kind war, zu reichliche Spendungen mit den Worten verwiesen: „so viel dürfe er erst dann verwenden, wenn er das Gewürzland beherrsche". — Hieher würde ferner die Erzählung des Josephus, von Alexander's Anwesenheit in Jerusalem, gehören, wenn sie nicht, bei dem Stillschweigen aller anderen Geschichtschreiber, durchaus zweifelhaft wäre.

Ohne Hinderniß kam jetzt das Landheer und die Flotte bis Pelusium; aber zweifacher Widerstand war in Aegypten zu

1) Zufolge einiger Berichte ließ Alexander, in unwürdiger Nachahmung des Achilles, den Batis um die Stadt schleifen. (?)

befürchten: erstens von der persischen Macht, dann von den Aegyptern selbst. Mazakes indessen, der persische Statthalter, wohlunterrichtet von Alexander's Siegen, versuchte auch nicht einmal die Macedonier abzuhalten; und die Aegypter gewann der König dadurch, daß er in Memphis dem Apis opferte und für die alten Sitten und Gebräuche große Achtung bewies, welches die Perser bisher mit Vorsatz, aber zu ihrem eigenen Schaden vernachlässigt hatten. Nach der Unterwerfung des Landes eilte Alexander zur kanopischen Mündung des Nil und legte den Grundstein zu einer neuen Stadt; er bezeichnete, mit Hülfe des Baumeisters Deinokrates, den Umfang, die Marktplätze, die Tempelzahl für die griechischen und für die ägyptischen Götter. Jene Umfangslinie bestreute man, beim Mangel anderer leicht bemerkbaren Dinge, mit Mehl [1]); Vögel flogen herzu, um dies zu fressen, und daran knüpfte man die Weissagung von dem künftigen Reichthum und der Größe Alexandriens. Sicherer ruhte diese Hoffnung auf der meisterhaften Wahl der Stelle. Wenn Tyrus durch Verbindung mit dem Mittelmeere, und durch mühseligen Landhandel nach Asien, schon so mächtig geworden war: was ließ sich nicht da erwarten, wo, neben jenen Vorzügen, ein großer Strom, ein fruchtbares Land, ein Wasserweg nach Afrika, Arabien und Indien offen stand, wo naturgemäß ein Stapelort für alle Waaren der Welt zu seyn schien. Selbst Karthago, das die Rettung von Tyrus versäumt hatte, erschrak und sandte den Hamilkar ab, um den König auf seinen ferneren Zügen zu begleiten und darüber Bericht nach der Heimat zu erstatten.

Westlich von Aegypten, im Sandmeere, lag Ammonium [2]) auf einer fruchtbaren, mit Palmen und Oelbäumen reich versehenen, rings von Felsen eingeschlossenen, wohlbewässerten Oasis. Schon Perseus und Herkules befragten, der Sage nach, das Orakel des Jupiter Ammon, und es hatte seinen Ruf hoher Weisheit und Unbestechlichkeit noch bis in diese Zeit zu erhalten gewußt, während die hellenischen, und selbst das zu Delphi, so sehr in der allgemeinen Achtung gesunken waren. Jene Sage von der Anwesenheit vergötterter Helden in Ammonium, jenes ungeschmälerte Vertrauen, bestimmte den König unwiderruflich dahin zu ziehen. Ohne Beschwerde erreichte man dem Meere entlang Paraitonium, und wandte sich dann links in das Innere des Landes. Hier, in diesen ungeheuern beweglichen Sandwüsten,

1) Valer. Max., I, 5, ext. 1.

2) Das heutige Siwah, etwa 25 Meilen von Kairo, 25 Meilen vom Meere. Ritter I, 368. Cailleau, Voyage. Jetzt ist Alles zerstört!

verloren aber selbst die Führer den Weg, Wassermangel brach ein, und es zeigten sich Hindernisse der mannichfaltigsten Art. Da fiel plötzlich ein ungewöhnlicher, starker Regen, und zwei Raben leiteten das Heer bis zum bewohnten, Nahrungsmittel bietenden Ammonium; Allen erschienen diese Ereignisse als göttliche Wahrzeichen.

Ueber die Befragung des Orakels durch den König sind sehr abweichende Berichte vorhanden: nach dem einen verlangte er zu wissen, ob alle Mörder seines Vaters bestraft wären; und erhielt die Antwort: er möge vorsichtiger sprechen, da er keinen sterblichen Vater habe. Die Fragen, ob alle Mörder Philipp's bestraft wären, ob er alle Völker beherrschen werde, wurden bejaht, und vom Könige hierauf, der Sitte gemäß, reiche Geschenke bewilligt. Der Olympias soll er, so lautet eine unbestimmte Nachricht, geschrieben haben: „einige Orakelsprüche sey er nur mündlich mitzutheilen im Stande"; und daran hat man die bekannte Fabel von dem Drachen geknüpft. Einer anderen, nicht unwahrscheinlichen Erzählung zufolge wollte der im Hellenischen nicht sehr geübte Priester den König παιδίον (Sohn), anreden, sagte aber fehlerhaft παι διος (Sohn des Zeus); und Alexander ergriff, so rasch als einst bei der Pythia, dies Wahrzeichen und ließ sich daran genügen.

Allgemein, wenn auch nicht aus gleichen Gründen, ist Alexander deshalb getadelt worden. Einige verlachten seinen Aberglauben, Andere fanden die Gottlosigkeit, Andere den wahnwitzigen Stolz, Andere die Heuchelei verwerflich. Zuvörderst kann nicht unbemerkt bleiben, daß diese Vorwürfe nicht aufeinander gehäuft werden können, da sie sich untereinander ausschließen: heuchelte Alexander zum Beispiel, so war er nicht abergläubig; glaubte er dem Gott, so schwindet die Gottlosigkeit; war sein Stolz wahnwitzig, so konnte er nicht selbst über seine Götterschaft scherzen. Wenn er bei einer Verwundung lächelnd sagte, oder sich sagen ließ [1]): „das ist nicht Ichor, wie er den seligen Göttern entfließt"; wenn er äußerte: „Jupiter sey Vater aller Götter und durch Kindesannahme aller tüchtigen Menschen", so hat er dadurch den Standpunkt seiner eigenen Ansicht wohl zur Genüge bezeichnet; und wie könnte man den Scherz der Olympias mißverstehen: er solle sie in keine Händel mit Juno verwickeln! [2]) Unsere eigene Ansicht muß sich aber stets verwirren, sobald wir die Idee des einzigen allmächtigen christlichen Gottes nicht gänzlich bei der Götterschaft Alexander's vergessen. Wenn Hercule

1) Plut. Alex., c. 28; Apophth., VI, 686; Athen., VI, 251.
2) Gellius, XIII, 4.

ein Halbgott, wenn er Zeus Sohn war, warum sollte Alexander ihm nachstehen? Wenn wir an den Vergötterungen der römischen Kaiser keinen Anstoß nehmen, sondern sie richtig würdigen, warum soll Alexander nach einem ganz anderen Maßstabe betrachtet werden? Wenn wir Simeon Stylita als christlichen Heiligen dulden, warum nicht Alexander als heidnischen Heros? So bliebe also nur die Frage: ob es nicht außer aller Zeit, ob es nicht tausend Jahre zu spät und unerhört war, sich den gebildeten Hellenen gegenüber als Halbgott aufstellen zu wollen? Und darauf entgegnen wir Zweifaches: erstens, daß das Beginnen nicht so ganz unerhört war, indem man dem Brasidas, dem Lysander, ja schon dem Lykurgus [1]) Altäre errichtet hatte, und Philippos seine Bildsäule mit denen der übrigen Götter umhertragen ließ; zweitens, daß Alexander den Ruf göttlichen Ursprungs, vorzugsweise nur gegen die Barbaren, zu leichterer Unterwerfung mit großem Erfolge gelten machte. [2]) — In Athen brachte Demades Alexander's Vergötterung in Vorschlag, ward aber dafür in Strafe genommen. Spottend entgegnete er: „Hütet euch nicht, die Erde zu verlieren, indem ihr den Himmel so wohl verwahret."

Von Ammonium kehrte Alexander auf demselben Wege, oder, wie Ptolemäus bezeugt, quer durch die Wüste nach Memphis zurück, und ernannte, weil es zu gefährlich schien, Aegypten einem anzuvertrauen, mehrere Statthalter für das Land. Er bekam die Nachricht, daß sich Lesbos und Tenedos nach Auflösung der persischen Flotte den Macedoniern ergeben hätten, daß alle Versuche persisch Gesinnter in Paphlagonien und Kappadocien mißglückt wären, daß Neugeworbene von Antipater gesandt aus Hellas heranzögen, und eilte nunmehr nach Tyrus. Im Frühjahr 331 v. Chr. gab er hier große musikalische und theatralische Spiele, bei denen cyprische Könige Chorführer waren. Jetzt erhielten die Athener ihre am Granikus gefangenen Landsleute zurück, er wollte sie gewinnen; phönizische Schiffe segelten zum Peloponnesos, er wollte die Spartaner schrecken.

Schon zur Zeit der Belagerung von Tyrus hatte Darius von neuem den Frieden angeboten. Er wollte alles Land zwischen dem Euphrat und dem griechischen Meere abtreten, 3000 oder gar 10000 Talente für die Befreiung seiner Mutter und der übrigen vornehmen Gefangenen zahlen, Alexandern seine Tochter zur Ehe geben, und ein Freundschaftsbündniß mit ihm

---

1) Strabo, 8, 366.

2) Lucian's Todtengespräche, S. 14. In der Abhandlung, wie man Geschichte schreiben müsse, Kap. 12, giebt Lucian Beispiele und Beweise, daß Alexander plumpe Schmeicheleien sehr übel aufnahm.

errichten. — So vortheilhaft erschienen diese Bedingungen, daß Parmenion ausrief: „Wahrlich, wenn ich Alexander wäre, so würde ich die Anträge annehmen!“ — „Und ich“, erwiederte der König, „würde es thun, wenn ich Parmenion wäre.“ — Er gab den Gesandten zur Antwort: „Geld brauche er nicht; da das Ganze ihm gehöre, so sey die Abtretung eines Theils unnütz; wenn er die Tochter heirathen wolle, so könne er es aus eigener Macht thun; Darius solle zu ihm kommen und die würdigste und freundschaftlichste Aufnahme finden.“

Wie sicher mußte Alexander des Sieges, wie zerstreut und aufgelöset mußten die Kräfte, wie zweideutig und lau die Gesinnungen, wie mangelhaft und unzusammenhängend die Maßregeln im persichen Reiche seyn, daß jener Tyrus und Gaza solange belagern, Aegypten erobern, dem Welthandel eine neue Bahn vorschreiben, Ammonium besuchen, den langen Weg zurückkehren, und Thapsakus am Euphrat erreichen konnte, — ohne die geringste Störung von seinen Feinden zu erleiden. Selbst der Euphrat war nicht vertheidigt, vielmehr zog Mazäus die Besatzung vom linken Ufer zurück, und verwüstete hinter sich das Land. Alexander folgte ihm nicht gen Babylon, sondern eilte, auf die Nachricht daß Darius mit einem großen Heere am Tigris stehe, diesem entgegen. Er fand aber weder Darius, noch eine Bedeckung des Stroms; und nicht die Feinde, sondern allein die reißende Flut erschwerte das Uebersetzen des Heeres. Eine Mondfinsterniß deuteten die glücklichen Sieger leicht den Persern zum Verderben, und opferten der Sonne, der Erde und dem Monde.

Nach viertägigem Vorrücken erreichten die Macedonier Arbela, und erblickten zuerst in dieser Gegend 1000 feindliche Reiter, die entfliehen wollten, aber eingeholt und zu einem Gefechte gezwungen wurden, welches einigen das Leben, anderen die Freiheit kostete. Diese Gefangenen sagten aus: Darius stehe mit seinem Heere bei Gaugamela[1]) am Flusse Bumodus, auf einer weiten durchaus geebneten Gegend, und erwarte den Angriff Alexander's. Anstatt ängstlich oder kriegskünstlerisch die Perser durch geschickte Bewegungen aus dieser ihnen scheinbar sehr günstigen Stellung herauszulocken, zog ihnen der König gerade entgegen, schlug ein Lager auf, befestigte es mit Wall und Graben, und ließ sein Heer daselbst vier Tage lang ausruhen. In der Nacht zum fünften Tage brach er nebst allen Wehrhaften

---

1) In der Nähe des heutigen Karmelis, wenige Meilen südöstlich von Mosul. Mannert, V, 440. Die Richtigkeit der Beschreibung des Curtius bezeugt Kinneir, Voyage dans l'Asie mineure etc., I, 258.

auf (Kranke und Gepäck blieben im Lager) und rückte dreißig Stadien weiter vorwärts. Mit dem Anbruche des Tags erreichten sie die Gipfel einiger Anhöhen, sie erblickten das persische Heer.

Parmenion rieth jetzt: man solle keineswegs sogleich angreifen, sondern auskundschaften ob durch Hinterhalt, Pfähle, Gräben u. dgl. irgendwo Gefahr drohe, und dieser Rath ward befolgt. Er rieth ferner dem Könige zu einem nächtlichen Ueberfall; aber dieser antwortete als Ritter und als Feldherr: er wolle den Sieg nicht stehlen, sondern öffentlich und ohne Hinterlist gewinnen.

Weil ihm die Gegend unbekannt und die ungeheuere Ueberzahl der Feinde leider zu gewiß war, so durfte er Nichts vom Zufall, er mußte Alles von der nur am Tage wirksamen Leitung und von der Tapferkeit erwarten, welche keinen Schutz der Nacht bedarf. Darius aber fürchtete einen solchen Ueberfall, und ließ deshalb sein Heer während der Nacht in Schlachtordnung stehen, wodurch Ermattung und mit der Ermattung Furcht entstand. Die Macedonier dagegen ruhten, ja Alexander fiel in so tiefen Schlaf, daß Parmenion ihn endlich wecken mußte und äußerte: er schlafe als habe er gesiegt, nicht als stehe der größte Kampf noch bevor. „Und hätten wir nicht schon gesiegt", entgegnete Alexander, „da wir den Darius nicht mehr zu suchen brauchen, sondern ihn endlich erreicht haben?"

Auf dem linken Flügel der Perser standen: Baktrier, scythische Reiter, Daher, Arachoter, persische Fußgänger und Reiter, Susianer, Kadusier; in der Mitte griechische Söldner, Darius mit seinen Verwandten und der Leibwache, nochmals griechische Söldner, Inder, Karer, Marder; hinter diesen als Rückenhalt: Uxier, Babylonier, Erythräer, Sitacener; auf dem rechten Flügel; Albaner, Sacesiner, Tapurer, Hyrkaner, Saker, Parthiäer, Meder, Syrer, Armenier, Kappadocier. Vor dem linken Flügel standen 100, vor dem rechten 50 Streitwagen, vor dem Mitteltreffen 50 Streitwagen und 15 Elefanten. Seit Xerxes waren so viele Völkerschaften nicht in einem Heere vereint gewesen; daß man aber dennoch den griechischen Söldnern am meisten vertraute, zeigt ihre Stellung neben Darius. Justinus giebt die Stärke des persischen Heeres auf 100000 Reiter und 400000 Fußgänger an; Plutarch spricht von einer Million, Diodorus hat 200000 Reiter und 800000 Fußgänger; Arrianus 40000 Reiter und eine Million Fußgänger. [1]) Wie sollte Alexander, dem der letzte Schriftsteller (nach so mancher Werbung in Europa und Asien wohl viel zu gering)

---

1) Alle diese Zahlen sind indessen gewiß viel zu hoch.

nur 7000 Reiter und 40000 Fußgänger giebt, einer solchen Masse widerstehen? Vor allem war ein gänzliches Umringen und Einschließen zu befürchten; weshalb Alexander auf den Flügeln der Hauptlinie, welche den Feinden zugekehrt war, rückwärts gebogen besondere Abtheilungen aufstellte, und mit diesen eine zweite Linie in Verbindung brachte, welche der ersten den Rücken zukehrte; sodaß also die Schlachtordnung gewissermaßen ein hohles Viereck bildete, und insbesondere die Phalanx gegen einen Angriff auf ihre hintere schwächere Seite gesichert war.

Die Bewegungen der Perser ließen vermuthen, daß sie den rechten Flügel der Macedonier, welchen Alexander selbst anführte, umgehen wollten. Hierauf befahl dieser seinem Heere schräg rechts hin anzurücken, wodurch der rechte Flügel der Perser unnütz und dem linken die Seite abgewonnen ward. Auch die Sichelwagen, welche man sehr fürchtete, verloren ihre Wirksamkeit: theils durch enges Aneinanderschließen der Schilde, theils durch Tödten der Führer, oder durch Abhauen der Stränge und durch geschicktes Oeffnen der Glieder. Bei jenem Rechtsziehen des macedonischen Heeres war aber eine Lücke in der Linie des linken Flügels entstanden; hier brachen die Perser durch und drangen bis zum macedonischen Lager. Parmenion sandte Eilboten an Alexander, und verlangte um so mehr Unterstützung, da die Gefangenen mit den Feinden gemeinsame Sache machten; der König aber gab zur Antwort: „Den Siegern gehört Alles, die Besiegten müssen an einen ehrenvollen Tod denken.“ Er selbst hatte unterdessen den linken Flügel der Perser geschlagen, und wollte dem Parmenion zu Hülfe eilen, als er zufällig nochmals an die persische Reiterei gerieth, welche den Rückweg suchte. Der neue Kampf war heftig, und ehe der König nun seinen linken Flügel erreichte, hatte auch Parmenion, besonders mit Hülfe der thessalischen Reiter, die Feinde besiegt. Das persische Lager ward erbeutet, und in demselben zum zweiten mal ein Wagen und ein Schild des Darius. Er selbst entkam, nach ernster Theilnahme am Kampfe, oder (wie Andere berichten), vom Staube verdeckt, durch eilige Flucht. — Diese entscheidende Schlacht fällt auf den Herbst des Jahres 331 v. Chr.

Alexander zog nunmehr nach Babylon, welches ihn freundlich und ohne Widerstand aufnahm. Er brachte hier große Opfer und stellte — jegliche Art der Verehrung der Gottheit achtend, keine verfolgend — den von Xerxes zerstörten Tempel des Belus wieder her. Er vertheilte große Geldsummen unter das Heer, ordnete die Verwaltung der eroberten Länder, und ernannte, mit weiser Sonderung der Geschäfte, in jeder Landschaft einen Statthalter für die bürgerlichen Angelegenheiten, einen Befehlshaber

der Kriegsmacht, und einen Aufseher des Steuerwesens. — In Susa, welches die Macedonier schon nach zwanzig Tagen erreichten, fanden sie ungeheuere Geldsummen, große Kostbarkeiten, und (den Hellenen das Erfreulichste) die von Xerxes erbeuteten ehernen Bildsäulen des Harmodius und Aristogeiton, welche Alexander nach Athen zurücksandte.

Ein Theil der Uxier, welcher den Persern schon früher unterworfen war, ergab sich jetzt freiwillig; der andere in Bergen wohnende, bisher unabhängige Theil verlangte dagegen von den Macedoniern eben die Abgabe, welche die Perser bisher nicht verweigert hätten; Alexander aber umging ihre Pässe, siegte und machte sie zinsbar. Er fand hierauf die sogenannten persischen Thore (fast unersteigliche, enge Bergpfade) besetzt, und ward anfangs zurückgetrieben; da zeigten ihm Gefangene (wie einst Verräther dem Xerxes bei den Thermopylen) einen anderen Weg zu noch größeren Anhöhen. Die Perser wurden geschlagen, und die Macedonier zogen in Pasargada ein, dem Stamm- und Königssitze der Perser.

Nun erst nannte sich Alexander mit Recht König von Asien; erst mit der Zerstörung der Königsburg, des Volksheiligthums der Perser, schien der Sieg vollkommen und unzweifelhaft zu seyn. Abweichend aber sind die Nachrichten über das Schicksal dieses Palastes. — Thais, die Athenerin (so erzählen Einige) wünschte bei einem Gelage, daß die Götter ihr, einem schwachen Weibe, gewähren möchten, an Xerxes für Verbrennung von Athen, durch Verbrennung seines Palastes eine größere Rache zu nehmen, als bis jetzt allen Feldherren gelungen sey; und so habe man dann im trunkenen Taumel der Siegesfreude, jedoch unter feierlich angeordneten Gesängen und Aufzügen, das Gebäude angezündet. Nach Anderen wünschten die Macedonier diese Zerstörung, als ein Anzeichen der bevorstehenden nahen Rückkehr. Endlich, nach den genauesten Berichten, behauptete Parmenion bei einer förmlichen Berathung: es sey unschicklich das Seine zu zerstören, und die Asiaten würden glauben, Alexander wolle nur verwüstend durchziehen, nicht einen dauernden Besitz gründen; worauf ihm dieser aber entgegnete: die Frevel, welche die Perser in Hellas, besonders an den Heiligthümern der Götter verübt hätten, müsse er wenigstens an dem Palaste des Königs rächen. [1]) Auch mochte

1) Vielleicht gedachte man an das, was Aeschylos in den Persern sagt:
„Sie scheuten nicht in Hellas Götterbilder frech
Zu plündern, Göttertempel zu verbrennen. Ja,
Altäre sind verschollen, ew'ger Götter Sitz
Ruchlos von Grund aus umgestürzt und umgewühlt.
Drum müssen Gleiches, die so übel thaten, jetzt

der Umstand, daß man hier viele Hundert gefangene Griechen fand, welche die Perser grausam verstümmelt, und ihnen Füße, Hände, Nase oder Ohren abgeschnitten hatten, zu einer strengeren Vergeltung auffordern. Daß aber die Zerstörung nicht vollständig gewesen sey, bezeugen sowohl die Schriftsteller als auch die Ueberbleibsel, welche nach mehr denn zweitausend Jahren noch vorhanden sind. [1]) Alexander's Verfahren läßt sich, trotz jenes religiösen Vorwandes, nicht rechtfertigen; aber die zu strengen Tadler, welche vor der Barbarei jener alten Zeiten zurückschaudern, erinnern wir beispielsweise an die Verwüstung im Schlosse zu Hubertusburg, für die Verwüstungen im Schlosse zu Charlottenburg; wir stellen Alexander den heidnischen Heros, welcher um seine Götter zu rächen den Theil eines Palastes anzündete, Ludwig XIV. dem christlichen Könige gegenüber, welcher alle Städte und Dörfer eines ganzen Landes ohne eine solche Veranlassung niederbrennen ließ. Endlich ist nicht zu übersehen, daß Alexander, nach seiner Rückkunft aus Indien, den Brand selbst mißbilligte [2]), oder gar (laut Plutarch) sogleich zu löschen befahl.

Erwarten und erdulden: noch ist nicht ihr Kelch erschöpft;
Es bleibt noch eine Neige bittrer Schuld."

1) Laut Diodorus (XVII, 70) überließ man Persepolis (mit Ausnahme der Königsburg) den Macedoniern zur Plünderung. Sie tödteten die Männer, verkauften die Weiber als Sklavinnen, und geriethen aus Habgier in blutigen Streit.

2) Arrianus, VI, 30; Plut. Alex., c. 38.

Dreiunddreißigste Vorlesung.

Von der Schlacht bei Arbela, bis auf den Tod Alexander's.

Darius war nach der Schlacht bei Gaugamela gen Ekbatana in Medien geflohen, verließ aber diese Stadt bei der Annäherung Alexander's, und kam glücklich durch die kaspischen Thore, ehe ihn die rasch verfolgenden Feinde einholen und die sich ihnen widersetzenden Paraitaker besiegen konnten. Aber sein Unglück erzeugte ihm neue Feinde, und Viele meinten, es biete nicht blos Gelegenheit, sondern sogar genügenden Vorwand zum Abfall. Bessus, der Statthalter Baktriens, ließ im Einverständnisse mit Nabarzanes und Barsaentes den König gefangen nehmen; entschlossen, die höchste Gewalt mit den Waffen zu behaupten, oder, im Fall Alexander umkehre und ihn hart bedränge, durch Auslieferung des Darius für sich günstige Bedingungen zu gewinnen. Nur Artabazus und die griechischen Hülfsvölker blieben dem Könige treu, verließen, als sie den Frevel nicht hindern konnten, jene Ungerechten, und zogen sich in die Berge zurück. In Eilmärschen folgend, legte Alexander binnen elf Tagen etwa zweiundachtzig Meilen zurück, und gelangte endlich an einen Ort, wo Tags zuvor Bessus mit dem gefangenen Könige gelagert hatte. Zwei Wege standen den Macedoniern offen: ein längerer, der durch fruchtbare Gegenden, ein kürzerer, der durch wasserlose Wüsten führte; diesen wählte Alexander in Begleitung von 500 Auserlesenen, jenen schlug das übrige Heer ein. Solchen Durst aber mußten die ersten unterwegs erleiden, daß sie fast verschmachteten, und ein wenig trübes Wasser, welches ein Soldat dem Könige in seinem Helme überreichte, für ein köstliches Geschenk galt. Den allgemeinen Mangel wollte

indessen Alexander mit Allen gleich ertragen; er goß das Wasser aus, und erhöhte dadurch in Jedem die Anhänglichkeit und den Muth.

Endlich, mit dem Anbruche des Tags, erblickte man die ungeordneten Feinde, sie gedachten nicht des Widerstandes, sondern der Flucht; aber auch in dieser sahen Barsaentes und Nabarzanes keine genügende Sicherheit mehr, sie verwundeten den unglücklichen Darius tödtlich, und hofften nun sich leichter zu verbergen. Ein gewisser Polystratus reichte dem Könige Wasser zur Erquickung, und dieser klagte sterbend: „es sey sein größtes Unglück, daß er nur Wohlthaten empfangen müsse, sie aber nicht erweisen könne; Alexander möge ihn dafür belohnen". Als dieser herzukam, war der etwa funfzigjährige Darius schon gestorben (330 v. Chr); er bedeckte ihn mit seinem Mantel, und sandte den Leichnam nach Persepolis, um in den königlichen Gräbern beigesetzt zu werden. Nicht dieses Verfahren Alexander's scheint uns großen Lobes würdig, denn das Gegentheil wäre bloße Barbarei gewesen; wohl aber bewies er dadurch richtigen und hohen Sinn, daß er diejenigen ehrte, welche dem Darius treu geblieben waren, und auch Persern bedeutende Aemter anvertraute.

Um diese Zeit hielten viele Soldaten den Krieg für beendigt, und kehrten belohnt in ihre Heimat zurück; die Bleibenden empfingen dagegen noch größere Geschenke, um sie zu weiteren Unternehmungen geneigt zu machen. Hierauf wurden zunächst die Hyrkaner und Tapurer besiegt, welche in der Gegend des kaspischen Meeres wohnten; sie gaben, als Alexander mit den härtesten Strafen drohte, erschreckt den in ihre Hände gefallenen Bucephalus wieder zurück. — Funfzehnhundert griechische Söldner mußten sich dem Könige in derselben Gegend auf Gnade und Ungnade unterwerfen, weil er mit Leuten, welche gegen den Schluß der Hellenen für die Barbaren gefochten hatten, keinen Vergleich eingehen wollte; doch erhielten sie später Verzeihung, und wurden in dem Heere vertheilt. Hierauf zog man in das unzugängliche Bergland der armen, aber kriegerischen Marder; sie wurden, weil sie an keinen Angriff der Macedonier geglaubt hatten, überrascht, besiegt, und ihnen Statthalter vorgesetzt. Vierzehn Tage verweilte Alexander in Zadrakarta, der Hauptstadt Hyrkaniens, damit das Heer sich erholen und den Göttern große Opfer und Spiele bringen könne; dann zog er zu den Parthiern, den Ariern, und als die Botschaft eintraf, Bessus maße sich die Herrschaft an und nenne sich Artaxerxes, schleunigst gen Baktra. Satibarzanes, welcher, diesen Augenblick benutzend, die Arier zum Abfall bewegte, ward ohne Mühe von dem herbei-

eilenden Könige in die Flucht getrieben, und der von den Indern später ausgelieferte Barsaentes als Mörder seines Herrn und Königs hingerichtet.

Um dieselbe Zeit entstand aber auch für Alexandern zum ersten mal eine ernstliche Gefahr, durch Verrath umzukommen. **Philotas**, der Sohn Parmenion's, von Natur stolz und hochfahrend, hatte in Damascus eine Griechin, Antigone, erbeutet, und in ihrer Gegenwart seine und seines Vaters Thaten erhoben, die des Alexander dagegen herabgesetzt, und ihn einen unerfahrenen jungen Menschen genannt. Antigone erzählte dies einem Bekannten, der Bekannte an Kraterus, Kraterus zur Zeit des Aufenthalts in Aegypten an den König. Dieser aber schwieg, der Treue Parmenion's vertrauend und mehr Beweise erwartend. Jetzt nun schienen sich solche Beweise zu finden. Dimnos nämlich machte einen Anschlag auf das Leben Alexander's, konnte jedoch seinen geliebten Nikomachos nicht für den Plan gewinnen; ja Kebalinos, des letzten Bruder, eilte, vom Geheimnisse unterrichtet, zum Zelte des Königs, und verlangte ihn wegen hochwichtiger Dinge zu sprechen. Mehreremal wies ihn hier Philotas ganz zurück, dann hörte er ihn zwar, gab aber dem Könige keine Nachricht von der Verschwörung; worüber dieser, als ihm von anderen Seiten her die Kunde zukam, natürlich sehr zürnte, und (auf die Versicherung Vieler, daß ein solcher Plan gewiß nicht ohne die Theilnahme hochangesehener Personen entworfen sey) befahl, daß Philotas vor den Macedoniern angeklagt werde. Er vertheidigte sich nachdrücklich, allein die Ankläger (unter ihnen sein Schwager Könus und Kraterus) beharrten dabei, daß er von Unternehmungen gegen Alexander wirklich gewußt und geschwiegen habe; nach diesem für genügend erachteten und durch die Folter angeblich bestätigten Beweise ward er von den Macedoniern verurtheilt und erschossen. Einige behaupten, auf den Grund genügender Anzeichen sey gleichmäßig über Parmenion das Verdammungsurtheil ausgesprochen worden; nach Anderen scheint man dagegen dessen Theilnahme nur vermuthet, oder nach einer dem Philotas abgepreßten Aussage angenommen zu haben. Auf jeden Fall blieb sein Ansehen und seine Größe nach dem Tode des Philotas Alexandern so verdächtig, daß er sich entschloß auch ihn tödten zu lassen. Dadurch sorgte er vielleicht für seine Sicherheit und sein Ansehen, aber nicht für seinen Ruhm. Denn wenn wir auch ohne vollen Beweis annehmen, daß das Verfahren ebenso gerecht als klug gewesen sey: so fehlt ihm doch immer der Charakter der Großmuth und Dankbarkeit, und von Alexander müssen wir niemals das blos Gewöhnliche verlangen. Außerdem konnte wohl die Gefahr größerer Meutereien nicht bedeutend

seyn, da der König alle Unzufriedenen, anstatt sie zu trennen, in eine Abtheilung, sey es zur Schande oder zu leichterer Aufsicht, zusammenstellen durfte. Darin erkennt man jedoch Alexandern wieder, daß er nicht allein den Amyntas frei sprach, welcher mit seinen Brüdern wegen der Freundschaft für Philotas angeklagt ward, sondern auch das unbillige Gesetz ganz aufhob, welches die Verwandten strafbarer Verräther verdammte. Die Hetären (der schönste und tapferste Theil der Reiterei) erhielten von jetzt an zwei Befehlshaber, Hephästion und Klitus, damit deren Macht getheilt und nie gefährlich werde; Ptolemäus, der Sohn des Lagus, trat in die Reihe der Leibwächter.

Den Ariaspen, zu welchen sich Alexander jetzt wandte, ließ er nicht allein die Freiheit, sondern schenkte ihnen noch Land dazu, weil sie gesittet, und nicht wie Barbaren lebten. Die Dranger, Gedroser, Arachoter und alle Nachbarn der Inder wurden, jedoch nicht ohne Mühe, unterworfen; denn der Zug führte in strenger Jahreszeit über hohe, beschneite Bergrücken. Um dieselbe Zeit war Satibarzanes wiederholt mit 2000 Reitern in das Land der Arier eingefallen, erlitt aber von der zum Schutze zurückgelassenen Abtheilung des Heeres eine Niederlage, und ward getödtet.

Die Nachricht dagegen: Bessus habe das Land verwüstet und sich dann über den Oxus zurückgezogen, erschien dem Könige so wichtig, daß er sich nördlich wandte, und trotz aller Hindernisse auf einer Brücke von zugenähten, mit trockenem Gestrüpp angefüllten Häuten über den sehr großen und reißenden Strom setzte. Erschreckt erboten sich jetzt Spithamenes und Datafernes, den Bessus auszuliefern, und Ptolemäus ward zur Vollführung dieses Plans mit einem Theile des Heeres in höchster Eile vorausgesandt. Obgleich er fand, daß es jenen mit ihrem Anerbieten keineswegs Ernst gewesen sey, gelang es ihm, den Bessus in einem Dorfe einzuschließen und die Bewohner zur Gefangennehmung desselben zu bewegen. Nackt und gefesselt ward er am Wege hingestellt, wo Alexander und das Heer vorüberzogen. Der König fragte ihn: „warum er seinen Herrn, seinen Verwandten, seinen Wohlthäter verrathen habe?“ und Bessus antwortete: „er und seine Genossen hätten es gethan, damit sie sich retten und bei Alexander in Gunst setzen möchten“. Auf dessen Befehl ward er aber dem Bruder und den Verwandten des Darius übergeben, welche ihn unter grausamen Martern hinrichteten.

Die Macedonier ersetzten in diesen Gegenden den Verlust, welchen ihre Reiterei an Pferden erlitten hatte, gelangten dann nach Marakanda in Sogdiana; und hierauf, jedoch nicht ohne

heftige Gefechte, in denen selbst der König verwundet ward, zum Jaxartes. Den Plan, über diesen Strom zu gehen, mußte man aber aufschieben, weil Nachrichten von der Empörung mehrerer, besonders baktrischer Städte einliefen. Leicht wurden diese Städte genommen, die Männer getödtet, Weiber und Kinder gefangen; nur Kyropolis, die größte unter ihnen, widerstand länger, mußte sich endlich aber auch ergeben, nachdem man durch das trockene Flußbett heimlich einen Eingang gefunden und von innen die Thore geöffnet hatte. Auch hier ward Alexander verwundet, und von 30000 Bewohnern sollen nur etwa 8000 am Leben geblieben seyn.

Die Scythen (welche jenseit des Jaxartes wohnten) und Alexander hatten sich wechselseitig des Kundschaftens halber Gesandte zugeschickt; jene hielten sich indessen durch den Strom für hinreichend gesichert, und verspotteten übermüthig die Macedonier. So begierig war der König, sie dafür zu strafen, daß er sich durch ungünstige Opferzeichen nur kurze Zeit zurückhalten ließ; dann ging er ungeduldig auf eben die Weise über den Jaxartes, wie er über den Oxus gegangen war. Er schlug die Scythen; von weiterem Verfolgen rettete sie indessen eine schwere Krankheit, welche sich der König durch Trinken schlechten Wassers zugezogen hatte. Ueberdies belagerte Spithamenes die Macedonier dergestalt in Marakanda, daß Alexander Hülfsmannschaft dahin senden mußte. Uebereilt verfolgte diese den Spithamenes, welcher sich bereits zurückgezogen hatte, und ward nun von ihm und den Scythen umringt. Bei dieser kriegerischen Wendung der Sachen wollte Pharnuchos die Befehlshaberstelle niederlegen, weil sie ihm, einem beider Sprachen Kundigen, mehr als Unterhändler denn als Feldherrn anvertraut worden; wogegen Menedemos und die übrigen Häuptlinge, welche den Ausgang fürchteten, den Oberbefehl ihrerseits unter dem Vorwande ablehnten, sie dürften nicht gegen Alexander's Bestimmung handeln. Dadurch entstand Unordnung, und die Macedonier wurden Alle entweder erschlagen oder gefangen. Sobald Alexander diese bösen Nachrichten erhalten hatte, durchzog er mit einer Abtheilung des Heeres binnen drei Tagen 37 Meilen, und verfolgte Spithamenes bis zum Flusse Polytimetus [1]); dann wandte er sich nach Baktra und Zariaspa.

Um diese Zeit wurden des Königs Thaten von Einigen bei einem Gastmahl in Marakanda (Samarkand) über die Thaten des Kastor und Pollux und über die des Hercules erhoben; Behauptungen, denen der Geschichtschreiber allerdings beitreten muß,

1) Nach Ritter (II, 575) ist der Polytimetus der heutige Sogdfluß.

sobald er von jenen den alten religiösen Glanz hinwegnimmt. **Klitus** widersprach, und als man jetzt Alexandern höher setzte als Philippos, ward er noch heftiger, erhob den Vater weit über den Sohn, und tadelte dessen hochmüthiges Benehmen selbst gegen Macedonier. Der König zürnte hierüber, und Klitus ward wahrscheinlich, um böseren Auftritten vorzubeugen, von seinen Freunden entfernt. Thöricht aber kehrte er in der Trunkenheit zurück, und rief in Gegenwart Vieler [1]): „Diese Hand hat dich, Alexander, am Granikus gerettet!“ Da sprang der König, ebenfalls vom Weine erhitzt, auf; vergeblich hielten ihn Einige, Gewaltthaten fürchtend, zurück; er rief nach den Wächtern und klagte laut: „es gehe ihm wie Darius mit Bessus, kaum bleibe ihm der Name eines Königs“. Mit Gewalt sich losreißend, ergriff er ein Schwert und tödtete den Klitus! Kaum aber kehrte die Besinnung zurück, so ward sein Schmerz unermeßlich; drei Tage lang enthielt er sich aller Nahrung, und sagte: „nach des Freundes Ermordung könne er nicht länger leben“. Erst als man ihn ernstlich an seine Herrscherpflichten erinnerte, und als Anaxagoras ihm zu beweisen suchte: ohne höhere Fügung habe sich, sowie überhaupt Nichts, so auch dieser Unfall nicht ereignen können, ward er allmählich beruhigt. Wir sind weit entfernt, das strenge Urtheil, welches Alexander für diese verdammliche That gegen sich selbst aussprach, zu mildern [2]); müssen aber bemerken, daß auch der ruhige (später jedoch ebenfalls reuige) Darius den Athener Charidemos hinrichten ließ, weil er ihm vor der Schlacht bei Issus einen unangenehmen, zur Selbsterkenntniß führenden Rath gab; wir dürfen nicht übersehen, daß zwischen einer solchen Uebereilung und besonnenen Tyrannei noch ein himmelweiter Unterschied ist. Andererseits darf das Betragen des Klitus gegen einen ursprünglich und verfassungsmäßig beschränkten König nicht nach heutigem Hofgebrauch abgeschätzt werden; und endlich möchten sich die alten Griechen und Römer sehr wundern, wenn die, welche heutzutage Alexandern so bitter für die fast bewußtlose Tödtung des ihn schwer reizenden Freundes verdammen, es oft als Ehrenpflicht aufstellen, wegen noch geringerer Beleidigungen einen Freund mit kalter Besonnenheit im Zweikampfe umzubringen.

Wenn es den macedonischen Großen schwer fiel, sich im Umgange mit dem Könige von sklavischer Unterwürfigkeit und demokratischer Anmaßung gleich fern zu halten, so scheinen sie bei wachsender Macht und wachsenden Ansprüchen noch weniger

1) Plutarch vom Schmeichler.

2) Cic. Tuscul., IV, 17; Diod., XVII, 30.

untereinander immer einig gewesen zu seyn. Besonders geriethen Hephästion und Kraterus mehreremal in Zwist, und zwar nicht minder zum Nachtheil der Geschäfte, als zum Verdruß Alexander's, ihres gemeinsamen Freundes, welcher jenen den Freund Alexander's, diesen den Freund des Königs nannte. Oft söhnte er sie aus, immer entstand neuer Hader; da schwur er endlich, niemanden liebe er inniger als sie, aber den Urheber eines neuen Streits werde er tödten lassen. Hierauf vertrugen sich beide.

Auch unter den Philosophen, die den König begleiteten, zeigte sich Parteiung. **Anaxagoras** war so sehr Höfling, daß er oft seiner Würde vergaß, und **Kallisthenes**, ein Schüler und Verwandter des Aristoteles (welcher anfangs die Meinung der Abstammung des Königs vom Jupiter Ammon hatte vertheidigen helfen), ward, vielleicht weil er seinen Einfluß verlor, der Vertheidiger strenger Sitten und freibürgerlicher Ansichten. Eitelkeit ließ ihn glauben, Alexander's Ruhm regele und richte sich nach seinem Urtheile, und er allein könne ihn auf die Nachwelt bringen. So ging das Gute, was er in der That hätte stiften können, durch sein ungeschicktes eckiges Benehmen verloren, und die bittere Art, seine Meinungen darzulegen, war keineswegs geeignet auf einen Welteroberer irgend vortheilhalten Eindruck zu machen. Bei einem Streite über das Klima eines Orts behauptete Kallisthenes zuletzt: „es müsse unbezweifelt in Hellas wärmer gewesen seyn, weil dem Anaxagoras dort **ein** Mantel genügt habe, hier dagegen auf keine Weise genüge". Beleidigt verband sich jetzt Anaxagoras mit den übrigen Sophisten gegen Kallisthenes, der schon früher zu Philotas gesagt haben sollte: „niemand werde mehr geehrt als ein Tyrannenmörder". Hat Kallisthenes wirklich damit zu Alexander's Mord anreizen wollen, so lag bei ihm wohl die täuschende, ungeschichtliche Hoffnung zum Grunde, als könne unter Alexander's Nachfolgern alte hellenische Freiheit neu aufblühen.

Einst hielt er eine Lobrede auf die Macedonier, und Alexander bemerkte: „dies sey kein schweres Unternehmen, er möge das Gegentheil versuchen". Kallisthenes that es, und leitete die macedonische Größe von dem Zwiste und dem Verrathe der Griechen, sowie von den unedeln Mitteln, welche Philippos anwandte, auf eine so bittere Weise ab, daß der König es übel nahm. Lebhafter ward der Zwist, als Anaxagoras, weil es sich in Asien so gebühre, den Vorschlag machte, die morgenländische Kniebeugung einzuführen. Kallisthenes widersprach: „wolle man göttliches und menschliches Recht vermischen? wolle man auch Hellenen dieser Demüthigung unterwerfen? auch Macedonier? oder nur die Morgenländer, und wie diese von jenen sondern? Die hellenische

Sitte stehe höher als jede barbarische, und der ganze Zug sey ja nur unternommen, um hellenische Herrschaft und Sitte zu verbreiten. Den persischen Königen habe die Kniebeugung Nichts geholfen, weder dem Cyrus und Darius Hystaspes gegen die Scythen, noch dem Xerxes gegen die Hellenen; wohl aber habe Alexander den Darius besiegt, ehe jemand vor ihm niedergefallen sey". Der König befahl: es solle in Hinsicht auf Macedonier und Hellenen von der Kniebeugung nicht mehr die Rede seyn, worüber Alle sehr erfreut waren; die Perser dagegen blieben ihrer alten Sitte getreu. Nach einer anderen Erzählung reichte Alexander einst beim Gastmahle der Reihe nach den Becher herum, der Empfangende beugte das Knie, trank und ward dann vom Könige geküßt. Kallisthenes nun soll das Knie nicht gebeugt, und der König, welcher darauf aufmerksam gemacht ward, ihn nicht geküßt, jener aber endlich spöttelnd gesagt haben: „So gehe ich denn um einen Kuß ärmer hinweg!"

Hieran reihte sich bald nachher ein wichtigeres Ereigniß. Schon Philippos hatte die Sitte eingeführt, daß Söhne vornehmer Macedonier an den Hof genommen, unterrichtet, und gleichsam als Edelknaben des Königs erzogen wurden; wodurch dieser sich nicht allein gegen die Anschläge der Väter sicherte, sondern auch eine tüchtige Pflanzschule von Kriegern und Staatsbeamten bildete. Einer derselben, Hermolaos, erschoß aus Uebereilung oder Anmaßung vor Alexander auf der Jagd ein Schwein, und ward dafür bestraft. Rachsüchtig zettelte er jetzt mit seinen Genossen eine Verschwörung an, und schon war die Nacht bestimmt, in welcher s i e — d i e W ä c h t e r des Königs — ihn ermorden wollten. An dem Abende vor dieser Nacht ging Alexander aus einer Gesellschaft nach Hause, begegnete aber einer Syrerin, die ihn auf seinen Zügen begleitete, und die er früher verlacht hatte, jetzt aber ehrte, weil viele ihrer Weissagungen eingetroffen waren. Sie rieth ihm in die Gesellschaft zurückzukehren, und er befolgte ihren Rath als einen Wink der Gottheit. Dadurch ward jener Anschlag vereitelt; denn am anderen Tage erhielt Alexander davon Nachricht, und alle Theilnehmer wurden gefangen genommen. Hermolaos vertheidigte sein Unternehmen damit: daß nach dem Tode des Philotas, Parmenion und Klitus, nach Begünstigung asiatischer Sitten, kein freier Mensch mehr unter Alexander leben könne; aber die Macedonier bestraften den versuchten Königsmord durch die Steinigung. Auch gegen Kallisthenes entstand dringender Verdacht der Theilnahme: zuvörderst seiner zweideutigen Reden und seiner Freundschaft für Hermolaos halber; dann weil es überhaupt zweifelhaft erschien, daß die Jünglinge den Plan ganz ohne Zuziehung oder Anreizung

von erwachsenen Personen sollten entworfen haben. Ob nun gleich volle Beweise jenes Verdachts fehlten, ward Kallisthenes dennoch, entweder auf den Grund eines vielleicht erpreßten Bekenntnisses gekreuzigt, oder im Gefängniß gehalten, bis er bald nachher an einer bösen Krankheit starb. Die Vermuthung, Aristoteles habe von den Unternehmungen seines Schülers gegen den König gewußt, ist unbegründet.

Anerbietungen der Scythen, daß sich Alexander und seine Feldherren mit ihrem Königshause verschwägern sollten, Anerbietungen der Chorasmier, die Macedonier zum Pontus zu führen, wurden um diese Zeit höflich zurückgewiesen. Ein Feldzug weiter gegen Norden oder Nordosten erschien unrathsam: denn jenseit des Jaxartes steigen die Gebirge gewaltig auf, und in der Höhe liegen kalte, wüste Flächen, wo sich selbst Karavanen nur mit Mühe durchhelfen können. Erst nach monatelangem Wandern [1]) kommt man wieder zu fruchtbaren, bevölkerten Gegenden im äußersten Osten. Ferner hielt man damals irrig das kaspische Meer bald für den Pontus, bald für einen Busen des Nordmeeres; man hielt den Jaxartes für den Tanais, und den Paropamisus für den Kaukasus; Irrthümer, welche mehr als ein Jahrtausend hindurch die richtigen Nachrichten Herodot's verdrängten. Dies gänzliche Verschwinden von so merkwürdigen, einst vorhandenen geographischen Kenntnissen mag uns hier nur daran erinnern: wie wenig wir die Umschiffung Afrikas durch die Phönizier, welche Herodot so genau erzählt, deshalb leugnen dürfen, weil sie nachher vergessen worden ist.

Noch immer fand der König in diesen Gegenden an Spithamenes einen so klugen als thätigen Gegner; aber freilich kam dessen Wirksamkeit zu spät, und konnte eine schon ganz gebrochene Macht nicht wiederherstellen. [2]) Während Alexander den Aufstand einiger Städte am Oxus in Sogdiana dämpfte, eilte jener an der Spitze vieler Massageten gen Baktra und machte große Beute, ward dann zurückgetrieben, siegte durch raschen Ueberfall noch vollständiger, und würde ungeachtet der neuen von Kraterus und Könus erfochtenen Vortheile den Macedoniern noch manche Unruhe erregt haben, wenn ihn die Scythen nicht aus Furcht vor dem Könige getödtet und diesem sein Haupt übersandt hätten.

Von dem Zuge gegen Spithamenes zurückkehrend, vereinten sich Könus und Kraterus mit Alexander bei Nautaka, und man

---

1) Ritter, I, 513.

2) Ein Alexandrien ward angelegt in der Gegend des heutigen Cojend. Ritter, II, 537.

begann die Belagerung einer Felsenburg in Sogdiana, welche dem Oxyartes gehörte. So steil und unzugänglich war diese Bergfeste, so reich mit Lebensmitteln und Wasser versehen, daß sich nicht allein sehr Viele dahin geflüchtet hatten, sondern Oxyartes auf das Erbieten Alexander's, ihnen freien Abzug zu gestatten, höhnend antworten konnte: „er möge erst geflügelte Soldaten zur Einnahme herbeischaffen". Der König setzte jetzt große Belohnungen auf die Ersteigung; und in der Nacht gelang es dreihundert Mann, mit Hülfe von Nägeln, welche sie in den Felsen befestigten, unbemerkt die Spitze von der steilsten Seite zu erklimmen; dreißig von ihnen stürzten jedoch hinab, und so tief in den Schnee, daß sie nicht einmal aufzufinden waren. Am anderen Morgen ließ Alexander die Burg zur Uebergabe auffordern, denn die geflügelten Soldaten hätten sich schon gefunden. Oxyartes sah erschreckt die von der macedonischen Mannschaft mit leinenen Tüchern auf der Höhe gegebenen Zeichen, und ergab sich mit den Seinen; Alexander aber nahm ihn nicht allein freundlich auf, sondern gewann auch dessen Tochter Roxane so lieb, daß er sie mit ihrer freien Beistimmung heirathete. Durch Vermittelung des Oxyartes kam noch ein anderes unzugängliches, von Wasser umflossenes Bergschloß in Alexander's Gewalt, und dieser ehrte den Besitzer Chorienes, weil er sich mehr aus Achtung vor dem Glücke und der Tugend des Königs, als aus Noth ergeben hatte.

Bei dem Siegeszuge über den Paropamisus [1]) zu den Paraitakern, Assakenern, Aspasiern und Guraiern wurden nicht allein Ptolemäus und Leonnatus, sondern auch Alexander in Gefechten verwundet; welches den Zorn der Macedonier erweckte und die gewaltsame Einnahme mehrerer Städte nach sich zog. Hiedurch erschreckt, sandten fast alle indische Fürsten diesseit des Indus, der erhaltenen Weisung gemäß, Geschenke an Alexander; nur Astes widerstand in Peukelaotis, bis Hephästion nach dreißig Tagen seine Stadt eroberte und ihn tödtete. Auch Ptolemäus erlegte in einem Gefechte einen indischen Fürsten, und nahm die Stadt Arigäum nebst der umliegenden Gegend in Besitz. Den heftigsten Widerstand endlich fand Alexander vor Massaga. Ein dreimaliger Angriff ward abgeschlagen, die zur Mauer gelegte Sturmbrücke stürzte ein, und erst als der Anführer der in-

1) Der Paropamisus hat zwar an sich keine bedeutende Höhe, aber die steilen Klippenzüge und kalten Bergwüsten mußten doch wohl vermieden oder südlich umgangen werden. Der Strich von Herat, Gasna, Kandahar, Kabul mit Oasen und Wasserstätten, ist der Weg fast aller Eroberer gewesen; nördlich hindern Gebirge, noch südlicher furchtbare Wüsten. Ritter, II, 9—25, 495.

dischen Soldaten getödtet war, kam ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen jene Soldaten in Alexander's Heere dienen sollten. Sie versuchten aber zu entfliehen, wurden eingeschlossen, niedergehauen, und Massaga nun mit Gewalt erobert. Hiedurch geschreckt, flohen die Einwohner der benachbarten Städte Ora und Bazira nach Aornos, einem Felsen von ungeheuerer Höhe, der aber mit Quellen und fruchtbarem Ackerlande reichlich versehen war, und zu dem nur ein einziger, schmaler, künstlicher Weg führte. Schon durch diese Schwierigkeit ward Alexander angespornt die Eroberung zu versuchen, noch weit mehr aber durch die Sage, daß Herkules nicht im Stande gewesen sey, diese Bergfeste einzunehmen. Beim Anblicke der großen Belagerungsanstalten verloren die Inder so schnell den Muth, daß sie ihre ganze Hoffnung darein setzten, während der Unterhandlungen wegen der Uebergabe unbemerkt zu entfliehen; Alexander aber nahte mit wachsamer Vorsicht, tödtete Viele in dem entstehenden Gefechte, und gewann Aornos.

Entschlossen, über den Indus zu gehen, sandte der König den Hephästion und Perdikkas voraus, um eine Brücke zu bauen; und so groß war in diesem Augenblicke noch der Eifer für die Unternehmung, daß er zuerst seine und seiner Freunde, dann sogar des Heeres Gepäck und überflüssige Beute verbrennen durfte, daß er einen zur Besatzung eines Orts angewiesenen, dem Zurückbleiben ungeziemend widersprechenden Hauptmann hart bestrafen mußte. Manche sahen ein, wie schwer ein reiches Heer tapfer, ein unbewegliches siegreich seyn könne; Andere hofften bald mehr zu gewinnen als sie verloren hatten. Die Macedonier erreichten Nysa, welches, zufolge einer Sage, Dionysos gebaut und nach seiner Amme benannt haben sollte; sie waren stolz, nunmehr noch weiter vorzudringen, als selbst der Gott vermochte.

Alexander verlangte, daß die Stadt dreihundert Reiter stelle, und hundert Männer aus dem dreihundert starken Rathe als Geißeln überliefere. „Wir wollen", entgegnete Akuphis, welcher an der Spitze der Gesandtschaft stand, „dir lieber die doppelte Zahl schlechter Männer senden; denn wie soll die Stadt nach dem Verluste von hundert ihrer trefflichsten Mitbürger noch tüchtig regiert werden?" Hierauf erließ der König diese zweite Forderung.

Das Heer setzte jetzt nördlich von Attok über den Indus, und betrat das Land der späteren Seiks, der Maratten, der Kriegerkaste; es erreichte die große Stadt Taxila. Der König Taxiles brachte ansehnliche Geschenke, dabei bemerkend: es gebühre dem Größeren, Wohlthaten zu erzeigen, dem Geringeren,

Wohlthaten zu empfangen; worauf ihn Alexander auch so überreichlich belohnte, daß manche Macedonier darin weder Großmuth noch Klugheit erblicken wollten, sondern zum Neide aufgeregt wurden. Einige Beherrscher des benachbarten Landes versuchten jetzt ihr Glück in einzelnen Gefechten, Andere dagegen schickten Gesandtschaften, um ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen; Alexander selbst ließ die zurückgebliebenen Schiffe auseinander nehmen, und auf Wagen vom Indus zum Hydaspes (Dschilum) bringen.[1])

Hier fand er aber erheblichen Widerstand; denn Porus, der König der Inder, deckte mit einem großen Heere das jenseitige Ufer, und ein gewaltsamer Uebergang erschien durch die Größe des reißenden Stromes, die Zahl der Feinde, und die Furcht der Pferde vor den Elefanten, mit den äußersten Gefahren verknüpft. Auch erklärte Alexander: er wolle den Winter abwarten, und den Abfluß der jetzt angeschwollenen Gewässer; heimlich aber bereitete er Jegliches zu baldigen Versuchen. Zuvörderst änderten die Macedonier mehreremal ihr Lager und ihre Stellung, und erhoben in der Nacht oft Schlachtgeschrei, weshalb Porus anfänglich sein Heer ausrücken und nachfolgen ließ, sich aber bald überzeugte, daß es ihm unmöglich sey Alles zu decken. Er begnügte sich überall Kundschafter aufzustellen, damit er sogleich von jedem erheblichen Unternehmen Nachricht erhalte. Etwa 150 Stadien vom macedonischen Lager[2]) machte der Strom eine große Krümmung, in deren Mitte eine unbewohnte, gleich den Ufern dicht mit Bäumen bewachsene Insel lag. Von dieser Stelle aus, welche jedes Unternehmen verbarg, beschloß Alexander über den Hydaspes zu gehen; Kraterus aber, der mit einem Theile des Heeres im Lager blieb, sollte den Porus gleichzeitig bedrohen, oder (wenn dieser mit seiner ganzen Macht gegen Alexander zöge) wirklich versuchen das andere Ufer zu gewinnen und jenem in den Rücken zu kommen. Eine finstere Nacht, Platzregen und Gewitter deckten Alexander's Zug, und schon war er an der Insel vorbeigesegelt, als es die Kundschafter des Porus erst gewahrten. Man landete mit Anbruch des Tags. Zu ihrem großen Schrecken bemerkten aber gleich nachher die Macedonier, daß sie noch nicht das jenseitige Ufer, sondern erst eine zweite, sich lang hinstreckende Insel betreten hatten, welche durch einen schmalen Arm des Stroms vom festen Lande getrennt war. Schiffe hatte man nicht zur Hand, das Wasser wuchs durch den

1) Elphingstone, Reise nach Kabul, I, 34. Ich benenne die Ströme nach Ritter's Erdbeschreibung. Lassen (Indische Alterthumskunde, Bd. 2) erläutert Alexander's indische Feldzüge vortrefflich; der Raum erlaubt leider nicht, die Ergebnisse umständlicher mitzutheilen.

2) In der Gegend des heutigen Dschellalpur. Elphingstone, I, 132.

nächtlichen Regen, man durfte keine Zeit verlieren. In dieser Verlegenheit rief Alexander: „O ihr Athener, würdet ihr glauben, welchen Gefahren ich mich unterziehe, um von euch gepriesen zu werden!“ [1])

Endlich fand man eine Furt; aber dennoch ging den Soldaten das Wasser bis an die Brust, und kaum hatte Alexander die Seinen, etwa 6000 Fußgänger und 500 Reiter, in Schlachtordnung gestellt, so zeigte sich der Sohn des Porus mit einer Abtheilung des feindlichen Heeres, deren Stärke man nicht übersehen konnte. Die Macedonier griffen deßungeachtet an, siegten, und tödteten den Feldherrn. Auf diese Nachricht ließ Porus nur wenige Elefanten und geringe Mannschaft im Lager; mit 300 Streitwagen, 200 Elefanten, 30000 Fußgängern und 4000 Reitern eilte er vorwärts, und stellte die Reiter auf die Flügel, und vor ihnen die Streitwagen, das Fußvolk in die Mitte, und vor demselben die Elefanten. Alexander dagegen umgab seine dichtgestellte Phalanx vorn und auf beiden Seiten mit Reitern, damit sie sich von den Anstrengungen erst erhole; dann brach er mit der Reiterei, welche vor der Linie und zur Rechten stand, gegen den linken Flügel der Feinde auf. Sogleich sandten die Inder die Reiterei ihres rechten Flügels zu Hülfe, aber Könus kam dieser mit der Abtheilung, welche zur Linken der macedonischen Phalanx stand, in den Rücken, so daß sie sich hinter die Elefanten zurückziehen mußte, zu deren Vorgehen Porus jetzt Befehl gegeben hatte. Ungeachtet nun die Macedonier manche Führer dieser Thiere herabschossen, wurden dennoch die dichten Reihen der Phalanx durch die unwiderstehliche Gewalt derselben durchbrochen, und erst als Alexander, dessen sämmtliche Reiterei sich jetzt auf seinem rechten Flügel befand, die feindliche nochmals warf, als er dem linken Flügel der Inder in die Seite fiel und ihn in Unordnung brachte, als endlich Kraterus über den Strom setzte und jenen in den Rücken kam, ward der Sieg der Macedonier vollkommen. Sie tödteten angeblich 2000 Reiter, 20000 Fußgänger und zwei Söhne des Porus; sie erbeuteten alle Streitwagen und alle lebendig gebliebenen Elefanten. Die Schlacht ward gefochten im Juni des Jahres 327 v. Chr., sieben Jahre nach der Schlacht am Granikus, und ist den übrigen Schlachten Alexander's ähnlich, d. h.: der rechte Flügel, welchen der König jedesmal befehligte, war bestimmt die Entscheidung herbeizuführen, während der linke gewissermaßen immer versagt wurde. Hieraus

---

1) Man kann allerdings sagen, daß ohne athenische Bildung und den Hinblick auf dieselbe, Asiens Eroberung unbedeutend, ja unmöglich gewesen wäre.

entstand eine Durchbrechung der feindlichen Linie mit verstärkter Kraft; es entstanden Flügelangriffe und ein Aufrollen der Gegner von ihrer linken bis zu ihrer rechten Seite. Alexander's Plane waren immer auf vollständige Vernichtung angelegt, so wie die Plane Hannibal's, Cäsar's, Marlborough's, Napoleon's.

Porus selbst hatte mit heldenmüthiger Tapferkeit gefochten, und seinen Elefanten erst umgewandt, als Nichts mehr zu retten war. Dieser Elefant vertheidigte ihn anfangs, legte sich dann auf die Knie, setzte den Verwundeten vorsichtig ab, und soll ihm sogar mit dem Rüssel den Pfeil aus der Wunde gezogen haben. Alexander sandte Taxiles zu Porus, der aber diesen Verräther der Inder getödtet hätte, wenn er nicht entflohen wäre; der zweite Bote, Merdes, fand dagegen den König von Wunden und Durst so erschöpft, daß er sich ergab und zu Alexander geführt ward. Dieser ging ihm entgegen, verwunderte sich über seine Größe, Schönheit, sein edles Benehmen, und fragte: „wie er behandelt seyn wolle?“ Porus erwiederte: „Königlich.“ — „Dies“, entgegnete Alexander, „müsse er schon um sein selbst willen thun; was er aber sonst verlange?“ Porus antwortete: „Jenes begreift Alles schon in sich!“ — und sein Verlangen ward in so hohem Maße erfüllt, daß Alexander ihm nicht allein alle früheren Besitzungen ließ, sondern auch noch neue hinzufügte.

Aristobulus überreichte dem Könige eine Beschreibung der Schlacht gegen den Porus; da sie aber nicht ganz der Wahrheit gemäß abgefaßt war [1]), so warf sie Alexander zornig in den Fluß und sagte: „Dem Schmeichler gebühre die gleiche Strafe, und die Nachwelt urtheile anders als die nach Belohnung trachtenden und ködernden Augendiener.“

Um diese Zeit starb Bucephalus vor Alter und Ermattung, und Alexander benannte ihm zu Ehren eine neuerrichtete Stadt Bucephala. [2])

Die Völker bis zum Acesines (Dschenab) ergaben sich freiwillig; am Hydraotes (Rawi) fand man keinen Widerstand, da ein zweiter Porus, welcher anfangs den Macedoniern günstig war, dann wegen der Erhebung des ersten Porus zürnte, sich schnell zurückgezogen hatte. Erst jenseit des Hydraotes mußten die Kathäer aus einer dreifachen Wagenburg herausgeschlagen, und ihre Hauptstadt Sangala mit Gewalt erobert werden. Erschreckt flohen hierauf alle benachbarten Bewohner des Landes,

---

1) Lucianus, Quomodo historia sit conscribenda, 13, 40. Bipont., p. 173, 203.

2) Gellius, V, 2.

und das Heer erreichte den Hyphasis (Bejah, Sudledge?). Jenseit desselben (so lauteten die Nachrichten) wohnen gesittete, gut regierte, tapfere, mächtige Völker; und diese Nachrichten waren wohl nicht ungegründet, wenn anders Sandrakottus, ein König jener Gegenden, bald nachher 9000 Elefanten, 30000 Reiter und 600000 Fußgänger [1]) ins Feld stellen konnte.

Da entstand Mißvergnügen, ja Furcht unter den Macedoniern: sie klagten (ohne Rücksicht auf Alexander's reichliche Geschenke), daß Anstrengungen aus Anstrengungen, Gefahren aus Gefahren hervorwüchsen, ja mit der Entfernung von der Heimat, sowie durch die Ungesundheit des Klimas sich mehrten. Hievon benachrichtigt, berief Alexander eine Versammlung, und sprach: „Ich habe von den Ansichten und Bedenken gehört, welche ihr über den bevorstehenden Feldzug hegt, und komme um euch für meine Ueberzeugung zu gewinnen, oder um mich von euch bereden zu lassen. Zuvörderst hoffe ich, daß ihr mit meiner Führung zufrieden seyd, und freudig bedenkt, wie gering ursprünglich unser Reich war, und zu welcher beispiellosen Größe wir es erhoben haben. Nur noch Weniges ist zu thun übrig, bald erreichen wir den Ganges und das indische Meer, und dann ist in diesen Gegenden Alles erobert und gesichert. Fügen wir nächstdem Libyen bis zu den Säulen des Herkules unserem Reiche hinzu, so wird es die Grenzen haben, welche Gott der Erde gesetzt hat; lassen wir aber etwas unvollendet zurück, so folgen Empörungen, Angriffe, und daraus doppelte Anstrengungen. Jeder frühere Sieg erleichtert den folgenden, immer furchtsamer werden die noch übrigen Feinde; wie unrühmlich dagegen, wenn wir ruhig in Macedonien verweilt hätten, wie unrühmlich, wenn wir nicht das Wenige dem Vielen hinzufügen wollten! Auch Herkules, auch Dionysos verschmähten die Ruhe der Heimat, und uns muß kein Ziel unerreichbar erscheinen, da wir über Nysa hinaus vorgedrungen sind, da wir Aornos eroberten, welches Herkules zu nehmen nicht im Stande war. Ich habe alle Gefahr, allen Gewinn mit euch getheilt, und daher könnt ihr keinen Grund zur Klage hernehmen. Es hat der Erfolg bis jetzt die höchsten Erwartungen übertroffen; dennoch verspreche ich, diejenigen, welche nach der Heimat verlangen, zurückzuschicken oder zurückzuführen, die Ausharrenden aber so zu belohnen, daß jeder Entfernte sie beneiden soll. Ein tapferer Mann hat kein anderes Ziel als die Anstrengungen selbst, welche schöne Thaten mit sich führen; nur dadurch wird uns das Leben süß, nur dadurch bleibt uns, wenn wir sterben, unsterblicher Ruhm!"

---

1) Plinius, VI, 22.

Dieser Anrede folgte eine lange Stille, und als der König widerholt zum Sprechen aufforderte, trat endlich **Könus** hervor und sagte: „Die ertheilte Erlaubniß entschuldigt den Inhalt meiner Worte; ungeziemende Nebengründe wird bei meinem Ansehen, Alter und dem Rufe unbestrittener Tapferkeit niemand vermuthen. Ich rathe zur Rückkehr: denn die Thaten sind groß und zahlreich genug, von den Griechen und Macedoniern blieben nicht Viele mehr übrig, die meisten erlagen dem ungewohnten Himmelsstriche und den Feinden, oder wurden als Ausgediente in den Städten angesiedelt; ja die Thessaler zogen schon von Baktra aus in ihre Heimat. Alle fühlen Sehnsucht nach Aeltern, Weibern, Kindern, Vaterland; und diese Sehnsucht wächst in dem Maße, als man Ehre, Ruhm und Erfahrung erwirbt. Unwillige sind ungeschickt zu großen Thaten; kehre deshalb, o König, zu deiner Mutter, zur Anordnung der hellenischen Angelegenheiten zurück, und beginne dann, wenn es anders dir gut dünkt, einen neuen Zug mit kräftigeren Soldaten, welche der Kriegsnoth unkundig sind, und dem Ruhme und der Ehre um so lieber und begieriger folgen. Unter deiner Führung dürfen wir zwar von den Feinden Nichts besorgen, aber durch ein göttliches Geschick widerfährt oft den Menschen was sie am wenigsten erwarten, was sie am wenigsten glauben abwehren zu müssen; und sowie überall, so soll uns auch im Glück Besonnenheit und Mäßigung leiten."

Ein Gemurmel erhob sich, Manche weinten; da sah Alexander, daß die Stimmung seiner Ansicht nicht günstig war, und entließ unwillig die Versammlung. Am folgenden Tage erklärte er den wiederum Berufenen: „er werde weiter gehen, und es würden sich genug finden, die ihn begleiteten; wer nicht wolle, möge umkehren und zu Hause verkünden, wie der König von ihnen mitten unter den Feinden verlassen worden sey". — Drei Tage lang verschloß er sich jetzt in sein Zelt und hoffte eine Aenderung jener Ansichten: die tiefe Stille war aber ein Zeichen, daß des Königs Zorn die Macedonier zwar schmerze, ihr Sinn aber unverändert bleibe. Dennoch opferte Alexander für den Uebergang über den Strom; als aber auch hier die Zeichen ungünstig fielen, erklärte er seinen Entschluß: „**er wolle umkehren**", — und allgemein äußerte man darüber lebhafte Freude!

Es giebt wenig Zeitpunkte in der Weltgeschichte, wo die entgegengesetzten Grundtriebe der menschlichen Natur so bestimmt und schön heraustreten; Grundtriebe, welche im Großen wie im Geringen, in der Geschichte der Reiche wie des kleinsten häuslichen Kreises, unentbehrlich sind, und wo der Eine das nothwendige Gegenstück und Gegengewicht, die nothwendige und nützliche Gegentriebfeder des Anderen bildet. Dort zeigt sich die natür-

liche Sehnsucht nach Ruhe, Friede, Heimat und den angestammten Kreis der Umgebungen und Sitten; nur daran könne man sich fest und aufrecht halten; das Andere sey zwar rastlose, aber nichts fördernde Thätigkeit, sey loses Treiben. Es müsse doch ein Ziel des Sehens, Eroberns, Entdeckens geben; dies Alles könne doch nur als Mittel gelten, um einen ersten, höchsten Zweck desto sicherer zu erreichen.

Viele verstehen diese Ansicht, Wenigere verstehen die entgegengesetzte, welche dem Streben Alexander's zum Grunde lag; oder was kann man dem Einwande entgegensetzen: „er habe ja genug gehabt?" — als: daß er auch in Macedonien schon genug hatte, genug, wenn er, wie Diogenes, in der Tonne zu leben verstand. Wenig mehr ist erklärt, wenn wir ihm eine Berechnung der Handelsvortheile, eine Sehnsucht nach Gold und Gewürz, kurz wieder nur ein größeres, handgreifliches Habenwollen unterschieben. Mit welcher Theilnahme begleiten wir Columbus auf seiner Reise, welche Spannung, Hoffnung, Furcht fühlen wir mit ihm, wie ergreift uns die Besorgniß: jene unbekannte, wundervolle Welt werde durch die furchtsame Lässigkeit seiner Matrosen ihm verborgen bleiben, die große Bahn werde ihm zerrissen werden; — und wir sollten Alexander's, bis auf Columbus in dieser Beziehung nicht wiedergekehrte, in der Weltgeschichte nun nie wiederkehrende Lage anders beurtheilen? Die ganze Erde schien vor ihm offen zu liegen, und aus dieser Laufbahn ward er — welch ein Schmerz — gewaltsam herausgeworfen: ist es nicht begreiflich, daß nur nach und nach die Ruhe und die Ueberzeugung wiederkehrte: seiner Kraft und Thätigkeit werde es nie an Gegenständen der Uebung und Einwirkung mangeln? Manche, die uns vielleicht bis hieher beistimmen, wollen neben dem Entdecken nicht das Beherrschen dulden. Mit Recht; wenn, wie so oft, der Wunsch des Herrschens eigentlich nur ein Wunsch des Habens ist, bei innerer Leere, Schlechtigkeit und Dummheit; wem aber ein Uebergewicht, die Welt zu regieren, von Gott wahrhaft eingepflanzt ist, wird und soll herrschen, und ihn begeistert das höchste Gefühl, welches seinen edeln Widerschein in dem Gemüthe des Dichters und Geschichtschreibers findet, die von jenen inneren Offenbarungen weissagen. 1)

Alexander errichtete zwölf Altäre, an Höhe den erhabensten Thürmen nichts nachgebend, aber von weit größerem Umfange. 2)

---

1) Nemo igitur vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit. Cicero, De nat. deor., II, 66. Alexander's Name ist den Indern völlig entschwunden. Weber, Verbindungen Indiens mit dem Westen, S. 673.

2) Plin. Hist. nat., VI, 17. Noch viel später opferten hier einheimische Könige in griechischer Weise. Plut. Alex., c. 62.

Nach mannichfaltigen prachtvollen Spielen und feierlichen Opfern wandte sich das Heer zum Hydraotes, Acesines, Hydaspes zurück; dem Porus verblieb das Land bis zum Hyphasis. 1) — Um diese Zeit starb Könus und ward ehrenvoll begraben; doch äußerte Alexander: „um so weniger Tage willen habe er so lange Reden gehalten, als werde er allein Macedonien wiedersehen!“ — Kraterus stellte sich beim weiteren Zuge mit einem Theile der Mannschaft auf das rechte, Hephästion mit einem zweiten auf das linke Ufer des Hydaspes; die dritte Abtheilung, vom Könige geführt, bestieg die Schiffe, deren 80 Dreiruderer und an 2000 anderer Art vorhanden waren (Oct. 326). Nachdem man dem Herkules, dem Jupiter Ammon, den anderen Göttern und den indischen Flüssen Opfer gebracht, nachdem Alexander aus goldener Schale die Spende dargeboten hatte, brachen alle auf, in prachtvoller, vorgeschriebener Ordnung. Der Chorgesang der Schiffenden hallte zwischen den felsigen, waldbewachsenen Ufern in ungeheuerem Echo zurück; vom Lande her ertönten die Antworten der übrigen Macedonier und der Inder, dann trafen alle zusammen in gleichem Lobliede. Welch ein Triumphzug, welch ein plötzliches, herrliches Leben in diesen Wäldern, Gewässern und Felsen! Mehr als zweitausend Jahre sind seitdem verflossen, und jene Ufer haben nie wieder hellenische Gesänge gehört; das Echo ist stumm geblieben bis auf den heutigen Tag, es erklingt nur in unseren Herzen mit freudiger Wehmuth.

Am fünften Tage der Fahrt verengte sich das Strombette, man hörte erst Rauschen aus der Ferne, dann ward es immer stärker und stärker, das Wasser wirbelte und schäumte, man nahte dem Zusammenflusse des Hydaspes und Acesines. Die runden Schiffe, welche flach gingen, wurden leicht gerettet; aber an den langen zerbrach manche Ruderreihe, einige gingen sogar unter. Alexander landete deshalb auf dem rechten Ufer und ließ jegliches herstellen; das Heer traf hier wieder zusammen, Hephästion führte den Vortrab, Ptolemäus den Nachzug. So gelangte man durch eine wasserlose Wüste in das Land der Maller, das heutige Multan, überraschte und schlug einen Theil der Bewohner, und ging dann, trotz alles Widerstandes, über den Hydraotes. Bei dem Nachsetzen der Fliehenden gerieth aber Alexander, weil sich die Maller unerwartet zu einem neuen Kampfe umwandten, in große Gefahr, und konnte kaum durch geschickte Bewegungen Zeit gewinnen, bis das Fußvolk zur Unterstützung und glücklichen Entscheidung herbeizueilen im Stande war.

---

1) Obwol man nicht auf gerader Linie nach Macedonien zog, war doch ohne Zweifel hiemit der erwünschte Rückweg angetreten.

Man umlagerte hierauf die Hauptstadt der Maller, welche sich aber in ihre feste Burg zurückzogen und so heftigen Widerstand leisteten, daß die Macedonier beim Tragen der Sturmleitern zu zögern begannen. Rasch ergriff Alexander deshalb die eine und stieg, vom Schilde gedeckt, die Mauer hinan; Peucestes, Abreas und Leonnatus folgten. Ehe aber mehrere, gleich diesen, den Gipfel erreichten, brach die Leiter und von allen Seiten beschossen nun die Inder den König, welchen seine Kühnheit und prachtvolle Rüstung auszeichnete. Es war unmöglich nach außen zurückzuspringen, nur die höchste Tapferkeit konnte vielleicht erretten; deshalb sprang Alexander von der Mauer hinab in die Stadt. Einen indischen Anführer hieb er mit dem Schwerte nieder, zwei andere tödtete er mit Steinwürfen, einen vierten wiederum mit dem Schwerte, sodaß keiner mehr zu nahen wagte; aber desto gefährlicher wurden die unzähligen Angriffe aus der Ferne. Abreas, Peucestes und Leonnatus standen zwar dem Könige treulich bei; allein der erste fiel schwer verwundet, Alexander selbst sank von einem Geschoß in der Brust getroffen danieder, und Peucestes, welcher ihn anfangs mit dem Schilde aus Ilium deckte, ward dann ebenfalls mit Leonnatus verwundet. Aus Mangel an Werkzeugen und Leitern hatten die Macedonier dem Könige nicht sogleich folgen können; aber in diesem Augenblicke der allerhöchsten Noth gelang es ihnen, an Nägeln, die sie in die Mauer schlugen, emporzuklimmen und durch die äußerste Anstrengung ein Thor zu sprengen. Furchtbar war jetzt der Kampf: alle Maller, selbst ihre Weiber und Kinder, wurden von den zürnenden Siegern getödtet. Kritolaos von Kos bemühte sich unterdessen, den Pfeil aus der Brust des Königs herauszuziehen; aber Perdikkas mußte, der Widerhaken halber, mit dem Schwerte erst die Wunde erweitern, wobei von neuem ein großer Blutverlust stattfand. Besinnungslos ward Alexander auf dem Schilde hinweggetragen. Da erhuben die Macedonier unermeßliche Wehklage: „wer könne ihn ersetzen, wer sie zurückführen, wer die Feinde besiegen, allseitige Empörungen unterdrücken?“ Ohne den König schien ihnen Alles rettungslos verloren! Die Nachricht, daß er lebe, gab zwar schon großen Trost; allein man war der Herstellung doch nicht ganz sicher, und insbesondere hegte die größere Abtheilung des Heeres, welche am Zusammenflusse des Hydraotes und Acesines zurückgeblieben war, ängstliche Zweifel über die Wahrheit der Botschaften. Sobald es sein Zustand irgend erlaubte, segelte deshalb Alexander auf einem Schiffe zu diesem größeren Heere; das Zelt, welches ihn verdeckte, ward nach der Ankunft plötzlich vom Vordertheile hinweggenommen, frei stand er da und streckte die Hände nach den

Seinen aus. Jubelgeschrei erhob sich daß die Felsen wiederhallten, man wollte ihn hinwegtragen, er aber eilte ans Land, stieg zu Pferde, ritt durch die Reihen, ging vor den Zelten umher; ein jeder wollte seine Knie umfassen, sein Kleid berühren; von allen Seiten streute man ihm Blumen und Bänder, und keiner konnte die Thränen der Freude zurückhalten, — so mächtig ist die Herrschaft eines großen Gemüths!

Die Maller und Oxydraker und mehrere indische Völker ergaben sich jetzt ohne Widerstand, stellten Soldaten und erhielten Statthalter; nur der König Musikanus, welchem Alexander anfangs milde sein Land am unteren Indus gelassen hatte, ward bei einer neuen Empörung besiegt, gefangen und mit mehreren Brahmanen, den wahrscheinlichen Urhebern des Abfalls, getödtet. Andere Gymnosophisten oder Weisen ließ Alexander zu sich kommen und legte ihnen Fragen vor, welche sie, wenn auch nicht tiefsinnig, doch mit einer gewissen Gegenwart des Geistes beantworteten. Nur Kalanus, einer derselben, blieb bei den Macedoniern, die übrigen erkärten dagegen: Alexander könne ihnen weder helfen noch schaden; sie erinnerten ihn sogar, wie wenig Erde zum Grabe nöthig sey. Der König that ihnen keine Gewalt, sondern wußte die Eigenthümlichkeit ihrer Gesinnung zu schätzen; er mochte fühlen, daß Grab und Tod für alle zwar gleich ist, gleich dieser Durchgangspunkt; aber unermeßlich verschieden das Wichtigere, — das Leben vor dem Tode.

Kraterus zog nun mit einem Theile des Heeres [1]) rechts nach Karamanien, Alexander segelte den Indus hinab, Hephästion begleitete zu Lande die Flotte. Da, wo der Strom sich in zwei große Arme theilt und ein Delta, ein Dreieck bildet, ward ein Schiffslager errichtet, und die Bewohner, welche furchtsam geflohen waren, kehrten zurück, als der König verkünden ließ, daß keinem ein Leid geschehen solle. Auf dem rechten Arme des Indus schiffte Alexander weiter, aber ein Sturm verhinderte den Gebrauch der Ruder und beschädigte einige Fahrzeuge; noch größer ward der Schrecken, als das Wasser schnell abnahm und die Schiffe auf dem Trocknen fest saßen. Es war die den Macedoniern unbekannte Ebbe. Mit der Flut hoben sich also die Schiffe wieder, man erreichte das Meer und brachte feierliche Opfer. Anfangs gedachte der König, seiner Neigung für ungewöhnliche Unternehmungen gemäß, eine Entdeckungsreise zu wagen und zum persischen Meerbusen zu segeln; dann hielt ihn Wichti-

---

1) Nachdem Porus durch Eudamus ermordet worden und die Inder sich unter Kandragupta (Sandracottus) empörten, ward Indien wieder ganz unabhängig vom abendländischen Einflusse.

geres ab, und lange wollte, aus Furcht oder Weichlichkeit, keiner den Oberbefehl der Flotte übernehmen, bis sich endlich Nearchos, Alexander's Freund, dazu erbot und das Schiffsvolk, im Vertrauen auf ihn und das Glück des Königs, freudig die Fahrt begann. Mit musterhafter Genauigkeit ist das Tagebuch über diese Reise abgefaßt, selbst nach zwei Jahrtausenden bestätigt sich jede Bemerkung. Zu den wilden, rohen Stämmen an der Küste drang niemals ein Eroberer; die nordwärts liegenden Wüsten erschwerten den Zugang, und die höchste Dürftigkeit beschränkte das eigene Aufstreben.

Alexander's Landzug durch Gedrosien (325 v. Chr.) war nicht minder eine Entdeckungsreise, als die des Nearchos; ja sie war noch gefährlicher und die Gefahren unerwarteter. Anfangs erreichte man glücklich den Fluß Arabis (Ilment), auch die Oreiten ergaben sich; dann aber ward das Land allmählich immer öder, und wenn man auch Narden, Myrrhen und Lorberbäume fand, so fehlte doch das Unentbehrlichste, Wasser und Lebensmittel. Der König traf alle nur erdenkbare Maßregeln zur Abhelfung dieses Mangels; allein sie blieben unzureichend, und die entsetzliche Hitze und der tiefe Sand [1]) vermehrten das Uebel so sehr, daß man (bei der nothwendigen Eile des Zuges und weil die Lastthiere theils umgekommen, theils verzehrt waren) viele Ermattete und Kranke hülflos am Wege zurücklassen mußte. Eines Tages lagerte das Heer an einem fast ausgetrockneten Bache, in der Nacht aber schwoll er durch Regengüsse und Bergfluten so plötzlich an, daß das königliche Feldgeräth verloren ging, Viele im Wasser umkamen und nicht Wenigere an den Folgen des zu raschen Trinkens starben. Bald nachher erneute sich der Wassermangel, und Leichtbewaffnete eilten voraus, um Quellen zu suchen. Sie brachten dem Könige, der alle Anstrengungen theilend vor dem Heere zu Fuße herging, in einem Helme aus dem gefundenen dürftigen Vorrathe ein wenig Wasser; er aber goß es aus und trank nicht. Endlich verloren die Wegweiser den Weg ganz und gar im Sande, und Alexander behauptete allein gegen alle Uebrigen, „man müsse links ziehen"; er suchte und fand auch, nur von fünfen begleitet, das Meeresufer und reiche süße Quellen. Hier ruhete das Heer, wandte sich dann wieder landeinwärts, erreichte endlich Karamanien und vereinte sich mit Kraterus. Wenn auch die Nachricht gewiß übertrieben ist, daß von 120000 Fußgängern und 15000 Reitern nur der vierte Theil übrig geblie-

---

1) Strabo, XV, 69. Der Küstenstrich von Mekran ist flach und sandig, aber bald erheben sich Berge zu wüsten Bergflächen, die in schmalen Längenthälern zerrissen und höchst mühselig zu durchgehen sind.

ben sey, so stimmen die Berichte doch darin überein: daß gegen die Schwierigkeiten dieses Zuges alle Anstrengungen aller Feldzüge nur gering erschienen.

Man hat den König wegen dieser ganzen Unternehmung hart getadelt, und hinzugefügt: es möge eine Sage, daß Semiramis und Cyrus auf einem Zuge durch Gedrosien ihr Heer verloren hätten, bei seiner Eitelkeit und Ruhmbegierde wahrscheinlich Hauptbestimmungsgrund der Nachahmung geworden seyn. Außer Stande zu entscheiden, ob eine solche Sage vorhanden war und wie sie wirkte, bemerken wir das näher Liegende, nämlich: daß man das Land und dessen Unfruchtbarkeit nicht kannte, seine Besitznahme aber zur Abrundung des neuen Reichs für nothwendig hielt; ferner daß man dem Meere und Nearchos nahe bleiben wollte; daß endlich gar kein anderer Weg gegen Abend offen stand, sondern Alexander diesen einschlagen oder stromaufwärts, an 150 Meilen gen Mitternacht, zurückschiffen mußte.

Dankbar für die Rettung und die indischen Siege, zog das Heer prachtvoll geordnet einher, mannichfache Spiele wurden gegeben, und dabei wahrscheinlich an des Dionysos indische Siegeszüge erinnert. Große den Göttern gebrachte Opfer bewiesen, daß in dieser Erinnerung und Vergleichung noch keine Gleichstellung liegen sollte; ist aber jemand so ernst gesinnt, daß ihn die Vermischung des Kriegs mit Festen, Aufzügen, Hochzeiten und anderen Ergötzungen nicht anspricht, der bedenke, daß die Welt damals jugendlicher war als jetzt, und schon bei den Römern alles Aehnliche finsterer und schreckhafter heraustritt.

Fast niemand hatte erwartet, daß Alexander je aus Indien zurückkehren werde, und deshalb fand er große Frevel der Statthalter zu bestrafen; es geschah mit ernster, gewissenhafter Strenge. Orxines ward von den Persern, Kleander und Sitalces von den Medern des Eigennutzes und der Gewaltthaten überführt; dem Herakon ward bewiesen, daß er den Tempel in Susa beraubt habe; sie erlitten sämmtlich die Todesstrafe, und Peucestes übernahm die Statthalterschaft von Persis. Während Hephästion jetzt den größten Theil des Heeres durch Karamanien dem Meere entlang nach Persis führte, ging Alexander nach Pasargadä. Hier war, zufolge einer nur mühsam mit früheren Berichten [1]) zu vereinigenden Erzählung, das reiche, prachtvolle Grabmal des Cyrus in Alexander's Abwesenheit geplündert, Theile des Sarges beschädigt und der Leichnam herausgeworfen worden. Man erwähnt einer Inschrift des Inhalts: „Mensch, wer du auch seyst und woher du kommst — denn daß du kommen wirst, weiß ich —,

1) Ktesias bei Photius, S. 111; Plut. Alex., c. 69.

ich bin Cyrus, der den Persern die Herrschaft erwarb. Mißgönne mir nicht die wenige Erde, welche meinen Leichnam bedeckt." — Wie viel oder wie wenig aber auch hievon wahr seyn mag, so ist doch gewiß, daß Alexander die Uebelthäter aufzufinden suchte, die Gräber der persischen Könige mit Sorgfalt und Ehrerbietung behandelte, und durch diesen Wechsel menschlicher Schicksale tief ergriffen ward.

Hier in Persis erkrankte Kalanus [1]), der Inder, und beschloß sich zu verbrennen. Als der König ihn von diesem Vorsatze nicht abbringen konnte, so trug er wenigstens dazu bei, daß die Handlung mit höchster Feierlichkeit begangen werde. Das Heer versammelte sich, Kalanus ward zum Holzstoße hingetragen, man sang Hymnen und Musik ertönte. Nachdem die feierlichen Gebete beendet, die Opferspenden dargebracht waren, und nachdem Kalanus für die Macedonier Segen erfleht hatte, loderte das Feuer empor, und der Inder blieb unbeweglich in den Flammen, bis man ihn nicht mehr sah. [2]) Für den Menschen, bemerkt Arrianus bei dieser Veranlassung, ist nichts nutzlos, woraus sich erkennen läßt, daß ein starkes und unbewegliches Gemüth Alles vollbringen kann, was er nur will — und damit wären einseitige Betrachtungen über Kalanus zurückgewiesen; auf daß aber andere ängstliche Gemüther von hier aus nicht übereilte Folgerungen gegen Alexander ziehen, stehe hier schützend das treffende Wort unseres ersten Dichters:

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Kalanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippos,
Wäre der Herrscher der Welt, nicht auch der Lehre zu groß.

Damit das Morgenland und das Abendland, Persien und Hellas verschmolzen würden, feierte Alexander in Susa mit seinen Feldherren und seinem Heere die prachtvollsten, feierlichsten und zahlreichsten Hochzeiten, deren die Geschichte Erwähnung thut. [3]) Er selbst heirathete Statira, die älteste Tochter des Darius, und Parysatis, die jüngste Tochter des Ochus; Hephästion heirathete Drüpetis, die Tochter des Darius; Kraterus Amastrynen, die Nichte des Königs; es heiratheten Perdikkas und Ptolemäus und Eumenes und Seleukus und Nearchos, an 80 Anführer, an 10000 Macedonier. Alle erhielten vom Könige Geschenke und Heirathsgut. Nicht minder großmüthig wollte er

1) Von Alexander den Brahmanen vorgelegte Fragen. Plut. Alex., c. 64.
2) Vgl. Athen., X, 437; Cic. Tusc., II, 22. — Kalanus habe dem Alexander einen baldigen Tod geweissagt. Cicero, De divin., I, 23.
3) Athen., XII, 538.

auch die Schulden der Soldaten bezahlen; aber anfänglich wagten nur wenige sich zu melden, weil sie glaubten, es sey blos ein Versuch die Unlustigen und schlechten Wirthe zu entdecken. Auf Alexander's wiederholte, unwillige Aeußerungen: ein König müsse stets wahr reden und nie listig täuschen, erhöhte sich indessen das Zutrauen, und gewaltige Summen wurden jetzt ausgezahlt. Die Großen erhielten außerdem Belohnungen und die Leibwächter goldene Kränze, ein Ordenszeichen der alten Welt.

Bald nachher beschloß Alexander, die Alten und Verwundeten nach Hause zu entlassen, welches die Macedonier aber unwillig dahin mißdeuteten, als wolle er sie sämmtlich entfernen. Sie spotteten deshalb über Ammon's Sohn, zeigten Neid und Eifersucht auf die geehrten Perser und auf die zahlreichen, macedonisch erzogenen und in das Heer aufgenommenen Kinder der Perser; sie steigerten so ihre Widersetzlichkeit bis zur offenbaren Meuterei. Alexander wollte von der Bühne herab zu ihnen reden, aber der Lärm dauerte fort; da sprang er entschlossen herab, bezeichnete dreizehn der heftigsten Aufwiegler und ließ sie zum Tode abführen. Dieser Muth erschreckte, Alle schwiegen, und er stellte ihnen nachdrücklichst vor: „wie sie sonst in Thierfelle gekleidete Hirten, ohne Bildung und in steter Furcht vor den Illyrern und Triballern gewesen wären, und was aus ihnen durch Philippos und durch ihn geworden sey. Jeder Soldat besitze jetzt mehr, als er selbst in jener Zeit, wo er gewagt den persischen Krieg mit Schulden zu beginnen. Wer habe mehr Anstrengungen ertragen, wer sich tapferer bewiesen, wer mehr Wunden erhalten? Mit Gelde, mit Bildsäulen, mit Kränzen, mit Befreiung von allen heimischen Diensten und Zahlungen wären sie belohnt worden, und dennoch undankbar. Sie möchten nach Hause gehen, wenn sie wollten, und verkünden daß sie solch einen König den besiegten Feinden zu bewachen gelassen hätten; oder sie möchten sich einen Feldherrn wählen, und er wolle sich an die Spitze der Perser stellen und ihnen zeigen, durch wen der Sieg herbeigeführt sey, wem sie zu gehorchen verpflichtet wären".

Rasch entfernte sich jetzt Alexander in sein Zelt, zwei Tage lang zeigte er sich den Macedoniern nicht; am dritten aber berief er die vornehmsten Perser, theilte hohe Würden unter sie aus und bildete eine Leibwache persischer Silberschildner. Da wurden die Macedonier rathlos und reuig, flehend und weinend umringten sie sein Zelt. Er trat hervor, und Kallines, ein Anführer der Reiterei, äußerte: „die Macedonier wären betrübt, weil er die Perser seine Verwandten, seines Stammes nenne, und sie küsse". — „Ihr seyd **alle** meine Verwandten", entgegnete der

König, indem er Kallines küßte. Große Opfer wurden jetzt dargebracht, und ein allgemeines Versöhnungsfest gefeiert, an welchem alle Völkerschaften theilnahmen, und wo man unter anderem eine Gesundheit auf die Einigkeit und gemeinsame Herrschaft der Perser und Macedonier ausbrachte. Die Becher, Gesänge, die Opferspenden, ja die Gemüther waren nunmehr einig, und dieser Augenblick höherer Stimmung war wiederum blos durch Alexander's Ueberlegenheit herbeigeführt; seine Nachfolger vermochten nicht Erscheinungen dieser Art zu erzeugen.

Zehntausend Ausgediente wurden jetzt von Kraterus und Polysperchon nach Macedonien zurückgeführt, jeder erhielt vollen Sold bis zur Ankunft, ein Talent Silber und Auszeichnungen in der Heimat, unter anderm einen Ehrensitz in den Schauspielen. Dagegen blieben die Kinder von persischen Weibern bei Alexander, damit in Macedonien nicht Zwist mit denen aus frühern Ehen entstehe; sie wurden sorgfältig und macedonisch erzogen. Antipater erhielt den Auftrag, die Neugeworbenen zum Könige zu führen; denn obgleich Hellas und Macedonien von Menschen erschöpft war, so fanden sich doch bei Alexander's Ruhm und Großmuth jetzt freiwillig mehr Soldaten, als früher beim Zwange.

Der Zwist, in welchem Antipater mit Olympias lebte, und ihre gegenseitigen Klagen über Anmaßung veranlaßten das Gerücht, als gehe der König damit um, jenen zu strafen; wir haben jedoch keine Ursache, zu vermuthen, daß er parteiisch gegen den treuen Diener, oder hart gegen die Mutter gewesen seyn würde. Das letztere bestätigt seine Aeußerung: „eine Mutterthräne lösche tausend Klagebriefe des Statthalters aus"; für jenes spricht der Umstand, daß er den Sinn der Olympias wohl kannte, ihr keinen Einfluß auf Staatsangelegenheiten verstattete und einst sagte: „sie mache ihm viel Noth für die neunmonatliche Herberge".

Um diese Zeit traf Alexandern das erste große Unglück, sein Freund Hephästion starb zu Egbatana an einem Fieber. Drei Tage lang war des Königs Schmerz so heftig, daß er keine Nahrung zu sich nahm; dann that er alles Mögliche, um das Andenken Hephästion's zu ehren und zu erhalten. Die Abtheilung des Heeres, welche er geführt hatte, sollte auch künftig nach ihm benannt werden, sein Scheiterhaufen war prächtig über alle Maßen, 3000 Kämpfer traten bei den Todtenspielen auf, und in Alexandrien ward ihm ein Heldentempel (Heroum) errichtet, ja an allen Orten des Reichs sollte man ihn als Helden verehren.

Nachdem Alexander seines Schmerzes wieder einigermaßen Herr geworden, besiegte er im Winter, trotz aller Schwierigkeiten, die Kossäer, ein räuberisches Bergvolk, schenkte den glückwünschen-

den Hellenen alle von den Persern wiedergewonnene griechische Beute, und empfing die Gesandtschaften der Lybier, Karthager, Iberer, Bruttier, Aethiopen, Lukaner, Galater, Griechen, der europäischen Scythen u. s. w.; ja, nach einem, jedoch ganz einzeln stehenden Zeugnisse, auch eine Gesandtschaft der Römer. Dies Schweigen aller anderen Schriftsteller, die Entfernung der Römer, ihre Abneigung gegen Könige, macht es (nach Arrian's Meinung) unwahrscheinlich, daß sie, Furcht oder Hoffnung halber, sich an Alexander gewandt haben sollten; andererseits war er ihnen aber doch gewiß nicht ganz unbekannt geblieben (auch schlossen sie mit seinem Vetter Alexander von Epirus einen Vertrag); und endlich könnte man die Gesandtschaft eines damals noch nicht wichtigen Volks leicht übersehen haben. Livius meint: Alexander würde die Römer, im Fall er sich gegen sie gewendet hätte, nicht besiegt haben; aber sein Beweis ist einseitig. Wenn die Samniter sie um diese Zeit in den kaudinischen Pässen dem Untergange nahe brachten, so würde die Macht mehr als eines Welttheils, vom größten Feldherrn geführt, von zahlreichen Flotten und wahrscheinlich in Italien von neuen Bundesgenossen unterstützt, sie gewiß, wo nicht völlig bezwungen, doch in die größte Gefahr gestürzt haben. Nicht minder darf man zweifeln: ob römische Herrschaft je im Osten von Italien eingetreten wäre, wenn Alexander bei längerem Leben seinen großen Bau tiefer begründet hätte.

Alexander nahte Babylon; da warnten ihn die Chaldäer, er möge die Stadt nicht betreten, weil der Gott Belus eröffnet habe: dies werde ihm zum Unheil gereichen. Der König aber vermuthete, daß sie seine Entfernung aus Eigennutz und Nebenabsichten wünschten, und kehrte sich nicht an ihre Weisung. Bald nachher verließ er die Stadt und äußerte: „jene Weissagung zeige sich trügerisch, da ihn in Babylon nichts Böses betroffen habe“. Als er aber zu den Sümpfen im Euphrat fuhr, wo die Grabmäler der alten assyrischen Könige seyn sollten, warf ihm der Sturm den königlichen Kopfschmuck und die Stirnbinde herab; diese blieb am Rohre hängen, jener sank in die Tiefe und ward durch Seleukus von einem Grabmale heraufgeholt. 1) Man kam nach Babylon zurück, wo jetzt Peucestes mit einem Heere anlangte, das aus Persern und anderen Völkern bestand; auch aus Karien, Lydien u. s. w. nahten Verstärkungen, und bei einer neuen Vertheilung und Vermischung der Soldaten gesellte man stets zu vier befehlenden Macedoniern zwölf Perser oder Männer unhellenischen Stammes. Die Wehre, welche die Perser angeblich

1) Appian. de reb. syriac., p. 55.

aus Abneigung gegen Seemacht und Handel, und aus Furcht vor Anfällen vom Meere her, im Tigris angelegt hatten, waren auf Alexander's Befehl hinweggeschafft und der Pallakopas neu aufgegraben worden.[1]) Des Nearchos Flotte lag bereit und ward noch verstärkt: man wollte, nach solchen Vorbereitungen des Sieges gewiß, vom persischen Meerbusen aus Arabien angreifen, welches für größer und reicher als Indien galt, — da erkrankte Alexander in Babylon.

Das merkwürdige, sehr genaue Tagebuch über diese Krankheit beweiset unwidersprechlich, daß ihn nach einem Feste bei Medius ein Fieber ergriffen hatte, dessen Stärke von Tage zu Tage anwuchs. Bis zum siebenten konnte er baden, bis zum zehnten opfern, auf den elften Tag war noch eine Versammlung der Feldherren angesetzt, aber schon versagte ihm die Sprache. Den zwölften und dreizehnten dauerte das Fieber Tag und Nacht, weshalb die Feldherren fürchteten, er sey gestorben und man verhehle ihnen seinen Tod. Sie drangen zu ihm, er reichte ihnen die Hände, hob den Kopf etwas in die Höhe und sah sie an: „Ich ahnde", sprach er, „es werden nach meinem Tode große Kampfspiele gegeben werden." Man fragte, wen er zum Nachfolger bestimme? Er antwortete: „den Tüchtigsten!"[2]) — und verschied am 21. April des Jahres 323 v. Chr.[3]), nachdem er zwölf Jahre und acht Monate geherrscht hatte.

So ward das reichste, bis dahin glückliche Leben in seiner Blüte gebrochen, alle Plane fielen dahin, und diese waren sämmtlich groß, das darf man selbst bei unvollständigen Nachrichten voraussetzen. Babylon sollte Hauptstadt des Reichs, mithin der Welt werden; durch Verwandtschaft, Sitten, Handel und Einheit der Regierung, das Morgenland und das Abendland verschmelzen, damit sich hieraus eine höhere Form der Menschheit entwickele; Entdeckungsreisen und Eroberungszüge sollten den Gesichtskreis immer mehr erweitern und die ganze Erde kennen lehren. So wie das Südmeer, wollte Alexander auch das kaspische Meer untersuchen lassen; — in Jahrhunderten haben die Römer in dieser Beziehung nicht soviel gethan und versucht, als

---

1) Vielleicht waren es nur Wehre, der Bewässerung halber angelegt. Mannert, V, 371.

2) Droysen (S. 37) hält diese Anekdote für erfunden; doch lag, bei den obwaltenden Umständen, darin eine natürliche und richtige Weissagung.

3) So Heeren; nach Ideler's Untersuchungen, S. 341, ist indessen der Tag nicht mit Genauigkeit anzugeben; L'art de vérifier les dates III, 304, erklärt sich für den 30. Mai 323 v. Chr.; Droysen (Nachfolger Alexander's, S. 20) nennt den 11. Juni.

er. Die Gründung von Städten, die Erbauung von Tempeln stand mit diesen Planen in Verbindung [1]); und wie tiefe Einsicht hatte Alexander nicht bereits hierin bewiesen, wie glücklich wußte er kriegerische Zwecke mit Bildungs- und Handelszwecken zu vereinigen! Mit Recht sagt daher A. von Humboldt: [2]) „Die macedonische Expedition, welche einen großen und schönen Theil der Erde dem Einflusse eines einzigen und dazu eines so hochgebildeten Volkes eröffnete, kann demnach im eigentlichsten Sinne des Worts als eine wissenschaftliche Expedition betrachtet werden; ja als die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte." Alle späteren Kämpfe zwischen Asien und Europa erscheinen, mit dem hellenischen Alexander's verglichen, als einseitig, egoistisch, fanatisch, zerstörend, und nur durch die Herrschaft der Engländer dürfte eine Wiedergeburt Indiens vorbereitet werden.

Alexander, hören wir einwenden, würde Nichts mehr beendet haben, denn er war ein Ausgearteter, ein Schwelger. Hierauf antwortet zuvörderst Arrianus aus den glaubhaftesten Quellen [3]): „Alexander war in Hinsicht aller Ausgaben die sein Vergnügen betrafen, äußerst sparsam; er beherrschte sich in Hinsicht aller körperlichen Ergötzungen sehr streng; und wenn er lange bei Gelagen verweilte, so geschah dies nicht um des Weines willen, wovon er wenig trank, sondern der Gesellschaft und der Freunde halber." — Anekdoten für und gegen die Selbstbeherrschung Alexander's bei Plutarch können nicht viel beweisen, da dieselben aus verschiedenen Quellen ohne nähere Beurtheilung aufgenommen sind; mehr aber als durch einzelne Bemerkungen und Zeugnisse widerlegt sich die Ansicht von der gänzlichen Ausartung des Königs durch sein ganzes Leben. Wer bis zum dreiunddreißigsten Jahre seines Alters mehr als jemals ein Sterblicher gethan hatte, konnte unmöglich ein unthätiger Schwelger seyn; und diese Thätigkeit, Selbstbeherrschung und Tapferkeit zeigte er noch bei den Mallern, in Gedrosien, ja auf dem Todtenbette. Niemand wird behaupten, daß sein beispielloses Glück, daß niedrige Schmeichelei nirgends auf ihn nachtheilig gewirkt habe, er blieb ein Mensch [4]); aber welchen Eroberer hat es weniger verderbt, wessen Fehler schwinden mehr bei unbefangener, genauer Prüfung der Zeugnisse? Der Tod welches Herrschers

1) Plin. Hist. nat., VI, 27.
2) Kosmos, II, 192.
3) Arrian., VII, 28. Ueber die Schwelgerei seiner Gefährten: Phylarchus, Fragm. hist., I, 345.
4) Plutarch vom Schmeichler.

ist damals (und später) mehr, und mit größerem Rechte beklagt worden? [1]) Und fast noch mehr von den bezwungenen, aber gerecht und milde behandelten Völkern, als von den theils kriegsmüden, theils ehrgeizigen Siegern.

Sehr schön und wahr sagt Zeller (II, 2, 26): „Wenn Alexander nicht blos der unwiderstehliche Eroberer, sondern auch der umsichtige, über seine Jahre gereifte Regent gewesen ist; wenn er mit der Herrschaft der griechischen Waffen, zugleich auch die des griechischen Geistes zu begründen bemüht war; wenn er den größten Versuchungen zur Selbsterhebung, denen ein Mensch ausgesetzt seyn kann, jahrelang widerstanden hat; wenn er trotz aller späteren Verirrungen doch immer noch durch Edelmuth, Sittenreinheit, Menschenfreundlichkeit und Bildung über alle anderen Weltbezwinger hervorragt: so wird dies die Menschheit nicht zum kleinsten Theil dem Erzieher zu danken haben, welcher seinen empfänglichen Geist durch die Wissenschaft bildete, und den ihm angeborenen Sinn für alles Große und Schöne durch Grundsätze befestigte."

Einige aber behaupten, tiefer eingehend, und mit geringerer Rücksicht auf die Persönlichkeit Alexander's: sein ganzes Bemühen sey verkehrt, seine gesammte Thätigkeit sey von Hause aus falsch gerichtet und schädlich gewesen. Solche Vorwürfe theilt Alexander mit anderen großen Männern, mit Perikles, Cäsar, Karl dem Großen, Harun al Raschid, Innocenz III. Dies deutet auf ein tieferes, oft mißverstandenes Gesetz. So wie sich in dem Leben jedes einzelnen ein kürzerer oder längerer Zeitraum findet, wo geistige und leibliche Kräfte in schönster Einheit und höchster Ausbildung wirken, dann aber unabwendbar Alter und Schwäche herannaht, — so auch in den Staaten. Es giebt für beide eine Grenze, über welche hinaus (mit den zeitherigen Mitteln) weder die Tiefe, noch die Dauer des Daseyns ausgedehnt werden kann. Dieser höchste Wendepunkt des persönlichen und des Staatslebens erscheint dort in einer einzelnen That, einem einzelnen Kunstwerke; hier in einem längeren Zeitabschnitte, wo sich die herrlichsten Thaten und Kunstwerke in erstaunenswürdiger Zahl eng aneinander reihen. Das allmächtige Gesetz der Natur, welches die Sonne sinken heißt, nachdem sie sich zur Mittagshöhe erhoben, erwärmt, genährt und erzeugt hat, waltet auch über Völkern und Staaten; und man soll deshalb nicht ausschließend den Einzelnen mit harten Vorwürfen treffen, sondern sich fest einprägen: daß

---

1) Selbst Sisygambis, des Darius Mutter, enthielt sich, aus Schmerz über Alexander's Tod, der Speise und starb am fünften Tage. Curt., X, 5, 18; Justin., XIII, 1; Diod., XVII, 118.

jeder große Mann zwar auf seine Zeit einwirkt, aber die Zeit auch mächtig auf ihn zurückwirkt; daß es also so falsch ist von Alexander und Cäsar die Gründung von Freistaaten, als vom Papste Innocenz III. eine lutherische Kirchenverbesserung zu verlangen. Wer etwas erzeugen will, was nicht an der Zeit ist, versteht die Zeit geschichtlich nicht, und wird trotz aller noch so ehrlich und redlich gemeinten Bemühungen keineswegs etwas Tüchtiges zu Stande bringen. Aus diesem, freilich nicht allumfassenden Gesichtspunkte betrachtet, könnte man Alexander's Vorsatz, das abgelebte persische Reich zu stürzen, und den einseitigen Patriotismus zu echtem Weltbürgersinn zu erweitern, immer noch natürlicher und passender finden, als des Demetrius Poliorcetes Bemühen, die schöne Zeit der Freiheit in Athen wiederum zu erneuen; — und ähnliche Beispiele giebt jeder Zeitabschnitt der Geschichte.

Niemand soll Götzendienst treiben mit Weltreichen, keiner aber auch die Frage vorsätzlich unterdrücken: ob denn das sich Erobernlassen nicht gemeiner, kraftloser und sündhafter sey als das Erobern? Und unter allen Eroberern besaß Alexander nicht allein den mehresten dichterischen Geist und die höchste Genialität, sondern (trotz einzelner Gewaltthaten) auch die höchste Humanität. Dies folgte schon daraus, daß er aus der größten aller Zeiten, aus der hellenischen, hervorging, und überdies war er der bildsamste aller Menschen; selbst Cäsar blieb nur Römer, weil es damals nur eine bei allem Umfange doch einseitige und beschränktere römische Welt gab, und er nicht wie Alexander mit dem Morgenlande in Berührung kam. Daß dieser die Welt nicht über Macedonien vergaß, ward ihm ganz natürlich von den siegenden Soldaten zum Vorwurf angerechnet; die Geschichtschreiber aber dürfen die Stimme des unterworfenen Asiens nicht überhören und es unbedingt nachsprechen. Alexander änderte so wenig als möglich, schützte gegen Unterdrückungen der Sieger, ehrte die Religion, die Sitten und die Sprache der Einwohner, ließ die bürgerliche Verwaltung in ihren Händen, schloß niemand von Ehrenstellen aus, und duldete überhaupt keine Verschiedenheit zwischen den Siegern und den ihm gleich theuer gewordenen Besiegten. Wem diese einleuchtenden Beweise der Fähigkeit Alexander's viele Völker zu beherrschen, und seiner Würdigkeit von vielen Völkern geehrt zu werden, nicht genügend erscheinen, der möge seine Größe — sowie die Cäsar's und Karl's des Großen — durch Vergleichung mit seinen Nachfolgern erkennen!

Vierunddreißigste Vorlesung.

Vom Tode Alexander's bis auf den Tod des Eumenes.

Die Umwälzungen, welche beim Leben Alexander's stattfanden, schienen alle nach einem einfachen großen Gesetze zu erfolgen; sie hatten ihren Mittelpunkt in ihm, und keine Zeit dünkte sich reicher an großen Ereignissen. Unter seinen Nachfolgern sehen wir dagegen plötzlich nichts als wilde Gährung und auflösende Verwirrung. Dies beweiset, daß die Zeichen des Todes, welche den Massen inwohnten, früher nur durch Alexander's glänzende Persönlichkeit verdeckt wurden, und daß sein Bemühen die Welt umzugestalten und zu verjüngen, dem Wege und dem Ziele nach keineswegs unbedingt genügend war. In einer Zeit, wo die Völker mit einbrechendem Alter ihre Eigenthümlichkeit verlieren und, durch Wechselwirkung der zu Starken und zu Schwachen, Weltreiche entstehen, wird sich mancher Tüchtige für die Idee begeistern: aus der Zusammenschmelzung der ermattenden, durch den Weltlauf aller scharfen Seiten beraubten Völker eine höhere Gestaltung plötzlich entstehen zu lassen; in einem solchen Zeitpunkte wird die Ehrfurcht vor der Eigenthümlichkeit der Einzelnen und der Völker in die größere Ehrfurcht vor einem angeblich allgemein Gültigen übergehen. Aber dies angeblich Höhere, allgemein Gültige läßt sich der Wahrheit nach nie darstellen, nie ins Leben rufen; vielmehr schließt jene Aufgabe, selbst in den abgestorbensten Zeiten, noch eine Unermeßlichkeit von Zerstörung in sich, sie ist zuletzt unnatürlich und unmöglich. Ließen sich doch nicht einmal alle Bäume aus Griechenland nach Babylon verpflanzen, wie viel weniger das ganze hellenische Leben. [1])

---

1) Daß die Gegensätze des Ostens und Westens bei gleichen Breitengraden oft so groß sind als die des Nordens und Südens, entwickelt

Deshalb haben die Stifter von Weltreichen fast nie die Kraft gehabt, sie für die Zukunft auf einer sicheren Grundlage festzustellen; ja der erkünstelte, unnatürliche Bau drückte und erschreckte oft schon während ihres Lebens. Gewiß wäre indessen ein längeres Leben Alexander's für Hellas und Asien ein großes Glück gewesen, und ein Schutz gegen römische Weltherrschaft geworden. Ueberhaupt ist die Hoffnung keineswegs genügend begründet: daß der Tod solcher Weltherrscher, daß das Verschwinden ihrer Kraft genüge, um schönere Zeiten herbeizuführen. Es war fast immer mehr Kraft, Sittlichkeit und Haltung in ihrer Persönlichkeit, als in dem zerstreuten, sich untereinander aufhebenden Wollen und Wünschen ihrer ausgearteten Heere, ihrer heruntergekommenen Zeitgenossen, und ihrer tyrannischen, oder schwächlichen Regierungsnachfolger. Wir erinnern nochmals an die Willkür, die Frevel, die Dummheit der Nachfolger des Cyrus, Alexander, Cäsar, Karl's des Großen, Malek's des Seldschucken, Salaheddin's, Soliman's des Osmanen, Ludwig's XIV. u. s. w. Nur dann, wenn das richtige Gefühl der Mangelhaftigkeit aller Verhältnisse bis zur thätigsten, ausharrendsten Begeisterung aufreizt, werden Erscheinungen hervorgehen, die an Sittlichkeit, Würde und Heiligkeit Alles überbieten und übertreffen, was auf dem Boden jener gewaltigen Alleinherrscher erwachsen kann; es wird eine wahre Verjüngung der Zeit, eine neue Blüte der Völker, unerwartet noch einmal eintreten. Damals ward diese Verjüngung gewünscht, aber nicht erstritten.

Von der Geschichte der Nachfolger Alexander's läßt sich nur mühsam, nur durch genaue Festhaltung der Zeitabschnitte und durch Einprägen der vielen, wirksam auftretenden Personen eine angemessene Uebersicht erlangen. Seleukus Nikator, der letzte unmittelbare Nachfolger Alexander's, starb 42 Jahre nach ihm, 281 Jahre v. Chr., und diese 42 Jahre zerfallen wieder in vier ungleiche Hauptabschnitte. Der erste geht vom Tode Alexander's bis zum Tode des Perdikkas von 323 bis 321 v. Chr. und begreift zwei Jahre; der zweite geht bis 315 zum Tode des Eumenes, und begreift sechs Jahre; der dritte geht bis 301 zum Tode des Antigonus, und begreift vierzehn Jahre; der vierte bis 281 zum Tode des Seleukus, und begreift zwanzig Jahre.

Im Hause Alexander's war niemand zum Herrschen tüchtig, daran knüpften sich alle Verwirrungen. Seinem Halbbruder von der Tänzerin Philinna, Philipp Arrhidäus, hatte die Stiefmutter

---

Ritter vortrefflich in seiner Erdbeschreibung, II, 15. — Plutarch. symp., III, c. 2.

Olympia's Gift gegeben [1]), wodurch er blödsinnig geworden; Herkules, der Sohn Alexander's von Barsine, der Gemahlin Memnon's, war ein Kind und galt nicht für ebenbürtig; Roxane, des Königs Gemahlin (die Tochter des Oxyartes), hatte noch nicht geboren, sie ging im sechsten Monat schwanger. Bei diesen Verhältnissen mußte die Entscheidung über das Reich und dessen Verwaltung nothwendig von dem Heere und dessen Führern ausgehen; aber die Wünsche und Ansichten waren widersprechend. Das Heer wollte unter einem Führer nach der Heimat zurückkehren; jeder Angesehene dagegen wünschte wenigstens ein Land unabhängig zu verwalten; Keiner gönnte dem Anderen das Ganze oder ein entscheidendes Uebergewicht, und nur Perdikkas schien hierauf gerechte Ansprüche zu machen, weil ihm Alexander seinen Siegelring übergeben hatte. Weder der macedonische Adel, noch die Freunde Alexander's (worunter sich Dichter, Philosophen, Künstler u. s. w. befanden), konnten ihm den Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten streitig machen; wohl aber die königlichen Leibwächter, welche sich mit den neueren Reichsmarschällen vergleichen lassen. Zu ihnen gehörten: Leonnatus, Ptolemäus, Lysimachus, Aristonus, Python, Peucestes, endlich Perdikkas selbst. Außerdem waren von entscheidender Wichtigkeit, aber abwesend: Antipater, der Statthalter von Macedonien und Hellas, und Kraterus, welcher (wie erzählt ward) eine große Zahl von Macedoniern in ihr Vaterland zurückführte. Bemerkenswerth erschienen ferner: Meleager, einer der ersten Anführer der Phalanx; Antigonus, der Statthalter von Phrygien, und Eumenes aus Kardia am Chersonesos, der Einnehmendste, Redlichste, Gescheiteste unter Allen, jedoch bisher vom Könige mehr als Staatsmann denn als Feldherr gebraucht, und als Ausländer nicht zu den ersten Würden erhoben; den Seleukus endlich, kannte man um diese Zeit nur als tapferen Krieger.

Einstimmig berichten die Schriftsteller, daß man über die Sorge um die eigene Erhebung und um die Regierung des Reichs, die Sorge für den Leichnam des großen Alexander's geraume Zeit vernachlässigte, daß aber schon am ersten Tage nach des Königs Tode eine Versammlung der Feldherren berufen ward, zu welcher sich auch alle Macedonier hinzudrängten. Niemals hat in der Weltgeschichte eine Versammlung über Größeres zu entscheiden gehabt, niemals schien das Wohl so vieler Millionen Menschen so sehr von einem einzigen Beschlusse abzuhängen. Perdikkas eröffnete die Berathung damit, daß er den Siegelring Alexander's auf dem Throne niederlegte und antrug, einen

---

1) Athen., XIII, 578; Dexippus bei Photius, S. 199.

Mann zu erwählen, der das Reich regiere bis Roxane gebäre und ihr Kind erwachsen sey; er hoffte, diese Bescheidenheit werde mit seinen Ansprüchen versöhnen, die Wahl auf ihn leiten und seine Macht dann doppelt gesichert seyn. Dagegen schlug Nearchos vor, die höchste Gewalt dem Herkules, Barsinens Sohne, zu übertragen, welcher Vorschlag aber einstimmig verworfen ward. Gleich unbekümmert um Perdikkas erklärte hierauf Ptolemäus: es scheine ihm am verständigsten, wenn die ersten Befehlshaber durch Berathung das Beste der Macedonier wahrnähmen; dies hätte zu einer Vertheilung der Länder geführt, welche Ptolemäus vor allen Anderen wünschte. Dem widersprechend trat endlich Aristonus mit der lange zurückgehaltenen Behauptung auf: die Wahl des Regenten sey von Alexander durch Uebergabe des Ringes bereits entschieden worden, und diese Behauptung fand allgemeineren Beifall als man dachte. Anstatt aber diesen günstigen Augenblick für den vollen Sieg zu benutzen und entschlossen zu handeln, zögerte Perdikkas noch immer, und zog sich mit wahrer oder falscher Bescheidenheit zurück.

Da faßte Meleager, der Gefährlichste unter seinen Gegnern (dessen Vorschlag, Philipp Arrhidäus auf den Thron zu setzen, ebenfalls war verworfen worden), wieder Muth und erklärte: es gebe noch weit vorzüglichere Männer als Perdikkas, und überdies sey keineswegs diese Berathung, sondern die Besitznahme und Theilung der königlichen Schätze das Erste und das Nöthigste. Hiemit verließ er die Versammlung, und das Fußvolk folgte ihm nach. Durch diese kühne Wendung war also die Hälfte des Heeres von Perdikkas abgewandt, wogegen sich der Adel und die Reiterei desto enger an ihn anschloß.

Während die letzte Partei den Perdikkas und Leonnatus zu Vormündern des von Roxane zu gebärenden Kindes und zu Statthaltern in Asien, Antipater und Kraterus aber zu Vormündern und Statthaltern in Europa ernannte, rief ein gemeiner Macedonier Philipp Arrhidäus zum Könige aus, und Meleager trat mit dem Fußvolke dieser fast zufälligen Ernennung bei. Es kam zwischen beiden Theilen zu Feindseligkeiten, und die Reiterei mußte zwar vor der Ueberzahl des Fußvolks aus der Stadt entweichen, behinderte nun aber auf lästige Weise die Zufuhr der Lebensmittel. Dies führte (unter eifriger Mitwirkung des sehr gewandten Eumenes) zu einem Vergleiche, wonach Perdikkas als Reichsverweser, und Philipp neben Roxanens Kinde als König anerkannt ward; die Reiterei kehrte nach Babylon zurück, und Perdikkas söhnte sich äußerlich mit Meleager aus. Dennoch dauerten Argwohn und heimliche Nachstellungen fort, bis Perdikkas, bei einer Heerschau vor der Stadt, das Fußvolk von der

Reiterei und den Elefanten einschließen, rasch dreihundert [1]) der vornehmsten Anhänger Meleager's gefangen nehmen und ihn selbst, ob er gleich in einen Tempel floh, tödten ließ. So fiel derjenige, welcher zuerst eine ungeziemende Einmischung des Heeres veranlaßte, als das erste Opfer dieser, allemal auch auf die Häupter nachtheilig zurückwirkenden Soldatenherrschaft.

Die Vornehmen hatten also gesiegt, und Perdikkas machte jetzt den Vorschlag, das Reich zu theilen, weil es unmöglich von einem Punkte aus übersehen werden könne. Er hoffte als Lenker des Ganzen, als Vormund der Könige, als Befehlshaber des Hauptheeres (selbst ohne den Besitz eines einzelnen Landes) über die zerstreuten Feldherren leicht zu herrschen; und bedachte nicht, daß die Achtung vor einem blödsinnigen und einem noch ungeborenen Könige den Ehrgeiz nicht mäßigen werde, daß man ohne Landbesitz das Heer weder ergänzen, noch erhalten könne, und daß endlich die Soldaten (trotz der bereits gezeigten Strenge) so wenig als die Feldherren gehorchen, sondern herrschen wollten. Die letzten stellten deshalb alle größeren gemeinsam auszuführenden Plane Alexander's bei Seite, unterstützten jedoch den Theilungsvorschlag, weil sie glaubten in ihren Ländern unabhängig zu werden und dann selbst mehr zu erwerben. — Bei der ersten Theilung des Reichs in Babylon erhielten (mit Uebergehung der geschichtlich unwichtigeren oder unbekannten Statthalter der inneren Landschaften) Laomedon Syrien, Philotas Cilicien, Python Medien, Asander Karien, Leonnatus Kleinphrygien, Lysimachus Thracien, Peucestes Persis, Seleukus und Kassander (der Sohn Antipater's) zwar keine Landschaften, aber hohe Stellen im Heere. [2]) Antipater und Kraterus übernahmen die Verwaltung der europäischen Länder in der Art, daß jener den kriegerischen, dieser den bürgerlichen Angelegenheiten vorstand. Antigonus behielt Großphrygien, Lycien und Pamphylien; am klügsten wählte Ptolemäus, denn Aegypten war das reichste Land und trug bald nachher 6000 Talente, es lag zum Handel und zur Seemacht äußerst glücklich, und schien endlich gegen Afrika und Asien gleich gesichert und fast unangreifbar zu seyn. Noch befehligte zwar Kleomenes, welchen Alexander einsetzte, in Aegypten [3]); da er sich aber durch Eigennutz, Tyrannei und Verfolgung der Priester verhaßt gemacht hatte, so ward es dem Ptolemäus leicht, ihn später als einen Anhänger des Perdikkas zu stürzen. Schon jetzt erfuhr dieser, wie ungenügend seine angeblich höchste Stellnng sey und wie sehr

1) Arrianus bei Photius, S. 215. Diodor (XVIII, 4) hat nur dreißig.
2) Dexippus bei Photius, S. 201.
3) Pausan. Attica, c. 6; Aristot. Oeconom., II.

er sich in seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Er befahl nämlich dem Antigonus und Leonnatus: Kappadocien und Paphlagonien bis Trapezunt, für Eumenes, den Geheimschreiber Alexander's, zu erobern; aber Leonnatus verfolgte stillschweigend andere Plane, und Antigonus verweigerte geradezu den Gehorsam. Nur der Gewinn ging mittelbar hieraus hervor, daß sich Eumenes enger an Perdikkas und die königliche Familie anschloß; auch konnte er voraussehen daß für ihn, als Ausländer, allein auf diesem Wege möglich sey, etwas Großes zu erreichen.

Mittlerweile gebar Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander erhielt, und als König einer halben Welt begrüßt wurde. Deßungeachtet konnte Roxane den alten Neid gegen Statira, die Tochter des Darius, nicht bezwingen, sondern berief diese, sowie ihre Schwester Drypetis, die junge Witwe des Hephästion, unter freundlichen Worten, ließ sie dann tödten und ihre Leichname in einen Brunnen werfen. Auch Perdikkas wußte und billigte diesen Frevel; dennoch wuchs nach des jüngeren Alexander's Geburt sein Ansehen, und seine Ansprüche auf die Leitung des Ganzen traten von neuem und immer bestimmter hervor. Darüber besorgt, wollte Ptolemäus ein Bündniß mit Antipater schließen; aber Perdikkas heirathete dessen Tochter Nikaia, und vereitelte hiedurch die Plane seines Gegners.

Um diese Zeit begannen die griechischen Miethsvölker im oberen Asien Unordnungen. An 20000 Fußgänger und 3000 Reiter brachen, ungeduldig über die entfernten Ansiedelungen und die unrichtige Bezahlung des Soldes, nach der geliebten Heimat auf, und schlugen unter Philon's Anführung einige Statthalter, die sich ihnen widersetzten. Perdikkas schickte deshalb den Python mit Heeresmacht gegen sie aus, bemerkte aber bald, daß diesem mehr daran lag sie für sich zu gewinnen, als sie zu besiegen, und befahl aus diesem Grunde den entgegenziehenden Macedoniern, sie sollten keinen Vergleich mit ihnen eingehen. In der Schlacht wurden die Griechen durch den Verrath eines ihrer Befehlshaber überwunden, versprachen in die ihnen angewiesenen Wohnsitze zurückzukehren, und legten die Waffen ab. Deßungeachtet wurden sie von den beutesüchtigen Macedoniern hinterlistig angefallen, und ohne Rücksicht auf Python's Widerspruch niedergehauen. Obgleich sich Perdikkas auf diese Weise von einer nahen Gefahr befreite, so verdient sein Verfahren dennoch strenge Mißbilligung; denn er hatte den höheren Zweck jene Griechen zu gewinnen versäumt, Python's Zorn erweckt, den Ruf der Grausamkeit über sich gebracht und das Heer zur Treulosigkeit ermuntert, welche es später gegen ihn selbst übte. Bald nachher besiegte er in zwei schweren Treffen den König Ariarathes von Kappadocien, welcher ihm

30000 Fußgänger und 15000 Reiter entgegenstellte; aber schon war das Andenken an Alexander's Großmuth so vergessen, daß man den gefangenen zweiundachtzig Jahre alten [1]) König mit seiner Familie kreuzigte. In den hiedurch gewonnenen Ländern bildete Eumenes ein Heer, besonders Reiterei; Pisidien kam, nach tapferer Vertheidigung, ebenfalls in die Gewalt des Perdikkas, und dieser glaubte nunmehr, er werde noch schneller zur allgemeinen Herrschaft gelangen, wenn er sich enger mit der königlichen Familie verbinde. Deshalb ließ er, unter Beistimmung der Olympias, Kleopatra, die Schwester Alexander's, nach Sardes kommen, um sie zu heirathen, wogegen er dem Antipater seine Tochter Nikaia zurückschickte. [2]) Gleichzeitig aber erschien unaufgefordert Cynane, die Halbschwester Alexander's [3]) — ein ehrgeiziges verschlagenes Weib —, mit ihrer Tochter Eurydice beim Heere, und brachte es dahin, daß die Soldaten den König Philipp Arrhidäus mit der letzten vermählen wollten. Perdikkas sah ganz richtig ein, welche Gefahr hiedurch für sein Ansehen entstehe, glaubte aber irrig, daß dagegen kein anderes Mittel vorhanden sey, als die Tödtung Cynanens; vielmehr entstand wegen dieser Gewaltthat ein Aufstand im Heere, der erst endete, als er nothgedrungen seine Zustimmung zu jener Heirath gab.

In diesem Augenblicke, wo es seinen Gegnern so wenig an Gründen zu Besorgnissen, als an Vorwänden zur Widersetzlichkeit fehlen konnte, klagte Perdikkas den Antigonus, Ungehorsams und Ehrgeizes halber, vor den Macedoniern an, und setzte ihm eine Frist zur Verantwortung, binnen welcher dieser aber nicht erschien, sondern mit seinem Sohne Demetrius zum Antipater floh, des Perdikkas Betragen und Absichten höchst nachtheilig schilderte, und an den Mord der Cynane und die Verstoßung der Nikaia erinnerte. Zu spät erkannte Perdikkas, daß die Verheirathung mit einer Schwester Alexander's demjenigen keinen Vortheil bringen konnte, welcher seine Halbschwester umbringen ließ, und daß die Verwandtschaft mit dem königlichen Hause weniger öffentliches Ansehen und Gewicht gab, als die mit dem mächtigen Antipater.

Dessen Geschichte und die Geschichte von Hellas müssen wir jedoch, vor der weiteren Erzählung der asiatischen Begebenheiten, hier nachholen.

---

1) Hieronym., Frag. histor., II, 453.

2) Arrianus bei Photius, S. 219.

3) Cynane, die Tochter Philipp's und einer Illyrerin, heirathete Amyntas, den Sohn des Perdikkas, der ein älterer Bruder von Philipp war.

Als Alexander seinen Zug nach Persien antrat, war Theben zerstört, Athen geschreckt, und nur Sparta, welches an den letzten Kriegen keinen Theil genommen hatte, hob seine Macht unter der Regierung des Königs Agis. Schon um die Zeit, als die Macedonier in Cilicien standen und von Darius umringt wurden, hielt man sie für verloren; aber die Schlacht bei Issus unterbrach alle Plane der Hellenen: 8000 Söldner, die sich dort gerettet hatten, traten zwar in die Dienste der von Persien mit Gelde unterstützten Spartaner, auch gewann König Agis die kretischen Städte; aber bis auf die Zeit der Schlacht bei Arbela blieb alles ruhig. Erst die Nachricht von diesem Siege regte die Gemüther von neuem auf, und Viele glaubten: wenn man diesen letzten Augenblick versäume, die rastlos anwachsende Uebermacht Macedoniens zu brechen, so sey alle Rettung für immer verloren. Ungeachtet dieser Ansichten wollten jedoch die Athener keinen Krieg erheben: theils weil sie sich fürchteten, theils weil sie der König stets auf die schmeichelhafteste Weise behandelte; die Spartaner hingegen verbanden sich mit den meisten Peloponnesiern und einigen anderen Städten um so eher zur offenen Fehde, da Alexander jetzt keine Macht aus Asien hersenden konnte, und Antipater von Memnon, der sich in Thracien empört hatte, bedrängt wurde. Schneller indessen, als man erwartete, schloß Antipater Frieden mit jenem Feldherrn, berief die Bundesgenossen und eilte dem Peloponnesiern, welche ihm nur 20000 Fußgänger und 2000 Reiter gegenüberstellen konnten, mit 40000 Mann entgegen. Deßungeachtet war die Schlacht bei Megalopolis äußerst heftig, und vielleicht entschied nur der Tod des Königs Agis zum Vortheil der Macedonier (329 v. Chr.).

Hierauf nahm Antipater Geißeln von den Spartanern [1]), legte ihnen aber — was sie, im Unglücke noch würdig gesinnt, verlangten — keineswegs unwürdige Bedingungen vor; und nun blieb Hellas während Alexander's Zug nach Indien ruhig, obgleich Wenige glaubten, daß er jemals aus jenen Ländern zurückkehren werde. Zu den Ungläubigen gehörte auch Harpalus, sein Schatzmeister, welcher übel gehauset, mit zwei Dirnen ausschweifend gelebt hatte, und nach des Königs Rückkehr, aus Furcht vor der Strafe, mit 5000 Talenten Geldes nach Athen floh. Groß waren seine Anerbietungen und Anreizungen zum Abfall von Macedonien; aber Demosthenes, welcher wohl wußte daß Geld nicht allein entscheide, rieth (diesmal einstimmig mit Phocion), sich um dieses unwürdigen Mannes willen keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Weil er indessen später im Allgemeinen gegen

1) Plut. de adulat., VI, 237.

Alexander und gegen die Macedonier sprach, so suchte man die Erklärung dieses Verfahrens nicht in seiner eigenthümlichsten Natur, sondern in einem Geschenke von 20 Talenten, welches ihm Harpalus gemacht habe. Er ward hierüber nach einiger Zeit mit mehreren Anderen zur Untersuchung gezogen und in eine große Geldstrafe verurtheilt.

Diejenigen, welche meinen, daß hiedurch dem tadellosen Charakter des Demosthenes ein unauslöschlicher Flecken angehängt werde, dürfen nicht umbemerkt lassen: erstens, daß er um jener Summe willen keineswegs seine Ansichten und Ueberzeugungen in ihren Grundzügen änderte und zur Gegenpartei übersprang; zweitens, daß Zahlungen dieser Art, sowie früher die persischen, beim Vorwalten des Einflusses einzelner Männer in den griechischen Freistaaten, nicht sowohl als gemeine Bestechungen, sondern vielmehr als Hülfsgelder zu öffentlichen Zwecken zu betrachten sind [1]); endlich — und das ist allerdings die Hauptsache — läßt sich erweisen, daß die ganze Erzählung unwahr sey.

Plutarch, welcher sie aufbehalten hat, fügt hinzu: Demosthenes sey ins Gefängniß gesetzt worden, daraus entflohen, und genöthigt gewesen, zu seinem größten Schmerze Athen, sein hochgeliebtes Vaterland zu verlassen. Weshalb? — Weil er nicht im Stande gewesen, die auferlegte Geldstrafe zu bezahlen! Ist es also wohl glaublich, daß er, der stete Gegner des Harpalus, über dessen Schätze zu gebieten hatte? Würden ihm, wie Helladius erzählt, die Athener wohl Geschenke als ein nöthiges Reisegeld auf den Weg gegeben haben? Zu diesem mittelbaren Beweise gesellt sich der wichtigere Umstand: daß Demosthenes nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias seine Unschuld nicht allein selbst hinreichend erwies, sondern daß auch Andere diesen Beweis für ihn wiederholten; endlich meldet derselbe Schriftsteller [2]): das Verzeichniß aller derer, welche von Harpalus Geld empfingen, sey nach dessen Ermordung in die Hände der Macedonier, in die Hände des Philoxenos, eines persönlichen Feindes des Demosthenes, gekommen, und nach Athen gesandt worden; — allein gegen diesen habe sich auch nicht das geringste Zeugniß gefunden. Dieser Umstand hat doppeltes Gewicht, weil den Macedoniern mehr daran liegen mußte den Demosthenes schuldig zu finden, als alle anderen unbedeutenderen Gegner. [3])

1) Vgl. Müller, Geschichte der Schweiz, IV, 725.

2) Demosth. epist., p. 2; Photius, p. 1591; Pausan. Corinth., c. 33.

3) Eine ähnliche, im Gellius erzählte Geschichte (XI, 9—10) ist wahrscheinlich von Demades auf ihn übertragen worden.

Als Aeschines zur Zeit macedonischer Uebermacht eine ehrenrührige Klage wider Demosthenes erhob, erhielt er nicht den fünften Theil der Stimmen und mußte Athen verlassen: so groß war seines Gegners Ueberlegenheit des Geistes und Charakters, und so edel und unabhängig das Urtheil der Athener, selbst nach dem Verluste äußerer Freiheit.

Bald nach seiner Rückkehr aus Indien ließ Alexander bei den olympischen Spielen durch Nikanor von Stagira bekannt machen, oder vielmehr befehlen: daß die Griechen frei und nach eigener Verfassung leben, jedoch auch alle Verbannte zurückrufen sollten. Nur diejenigen blieben von dieser Begünstigung ausgeschlossen, welche man Mordes oder Tempelraubes halber verwiesen hatte. Dieser Grund fand aber natürlich nur bei sehr Wenigen statt; bei weitem die größere Zahl, wenigstens 20000, litten dagegen jene Strafe wegen ihrer Ansichten über Staatsangelegenheiten, und hatten sich zu Olympia eingefunden, weil sie von den großen, öffentlichen und religiösen Festen nicht ausgeschlossen waren. Alexander wollte die Griechen durch seine Obermacht endlich zu der so nöthigen Einheit zwingen; aber diese an sich heilsame Ansicht erschien den meisten (besonders den Athenern, welche die Samier vertrieben, den Aetolern, welche die Stadt Oeniadä zerstört hatten) nur als ein Kunstgriff, um seinen Einfluß schlechterdings überwiegend zu machen, und diejenige Ruhe und Einigkeit herbeizuführen, welche zwar Unterthanen *eines* Staats hegen sollten, die man aber freien Staaten nicht aufdringen dürfe.

So war die Stimmung in *Hellas*, als Alexander starb. In vielen Griechen erwachte nunmehr mit Recht das Gefühl früherer Größe, die Hoffnung neuer Unabhängigkeit, der Muth zu kühnen Unternehmungen für die Freiheit.[1]) Hyperides erwiederte denen, welche Antipater lobten: „Wir wissen, daß er trefflich ist, aber wir bedürfen auch nicht des trefflichsten Herrschers.“ Demosthenes schrieb den Athenern aus der Verbannung: „Wer da glaubt, daß Alexander Alles dem Glücke schuldig sey, der gedenke an seine Thätigkeit, seine Anstrengungen, seinen Muth, und daß er nicht beim Stillsitzen so großen Erfolg hatte. Nach seinem Tode sucht das Glück diejenigen, welche verdienen, daß es mit ihnen sey, — und diese mit Recht Glücklichen müßt ihr werden.“ — In diesem Sinne wirkte er, vereint mit athenischen Gesandten im Peloponnes, und bald nachher[2]) beriefen die Athener ihren, nur aus Furcht vor Alexander entfernten, größten Mitbürger zurück; alle Priester, alle obrigkeitlichen Personen, das

1) Photius, p. 1482.

2) Vielleicht erst nach dem Tode des Leosthenes. Droysen, S. 77.

ganze Volk ging ihm zum Piräus entgegen, und nachdem einseitige Parteiung und fremder Zwang aufgehört hatte, offenbarte sich in Freuden- und Ehrenbezeigungen, ohne Hehl die allgemeine und hohe Achtung vor dem edeln Geiste und Charakter des Demosthenes. Phocion (welcher Geldgeschenke Alexander's zurückgewiesen hatte) erklärte zwar: „er werde erst zum Kriege rathen, wenn die Jüngeren tapfer, die Reichen für den Staat freigebig, und die Redner redlich wären“; aber diese blos verneinende Betrachtung konnte den sehr großen und gerechten Eifer nicht vertilgen; und wenn Phocion statt dessen thätig mitgewirkt hätte, würde vielleicht das Ziel erreicht worden seyn, welchem man, ungeachtet der größten Schwierigkeiten, so nahe kam.

Sparta nämlich blieb theilnahmlos, aus Besorgniß vor dem Schicksale der an Antipater gestellten Geißeln, sowie aus Furcht neuer Niederlagen, und die Arkader und Achäer zögerten wiederum aus Furcht vor Sparta; in Korinth lag eine macedonische Besatzung; die Böoter waren aus Eigennutz macedonisch gesinnt, weil sie besorgten die vereinten Griechen möchten Theben herstellen und ihnen die Ländereien abnehmen, welche Alexander unter sie vertheilt hatte. Deßungeachtet brachten Athen, Argos, Sicyon, Epidaurus, Trözene, die Eleer, Phliasier, Dorer, Lokrer, Phocier, Thessaler, Messener, Aetoler, Akarnaner u. s. w. ein Heer von 30000 Mann zusammen [1]); unter denen sich viele nach Alexander's Befehl von den persischen Statthaltern heimgesandte griechische Söldner befanden, welche Leosthenes heimlich im Peloponnesos bei Tänaros, zum Theil mit dem Gelde des Harpalus, geworben hatte. Auch die thessalischen Reiter und Städte traten zu den Hellenen über, sodaß Antipater, welcher ohnedies durch die Rekrutenlieferung nach Asien erschöpft war, ihnen nur 13000 Fußgänger und 600 Reiter gegenüberstellen konnte, und ungeachtet aller Tapferkeit und aller Kriegskunst, von den begeisterten Griechen unter Anführung des Leosthenes in Böotien und bei den Thermopylen geschlagen und gezwungen wurde, sich nach Lamia zu flüchten. Die Griechen folgten, umlagerten die Stadt, und Antipater wollte bei der begonnenen Unterhandlung sehr billige Bedingungen zugestehen; da verlangte man von ihm unbedingte Uebergabe. Eine solche Zumuthung, einem Macedonier, damals! Antipater konnte nicht einwilligen, er beschloß, sich zu vertheidigen und Hülfe zu suchen. Kraterus, der 10000 ausgediente Macedonier nach der Heimat führen sollte, war noch zu entfernt; deshalb ward Leonnatus, welcher in Kleinphrygien stand und den Eumenes in Kappadocien und Paphla-

---

1) Pausan. Att., c. 16, 25; Arcad., c. 6.

gonien einsetzen sollte, von Antipater um Hülfe angesprochen. Gleichzeitig erhielt aber Leonnatus eine noch lockendere Einladung von Kleopatra, der Schwester Alexander's des Großen: er möge nach Macedonien kommen, sie heirathen und den Antipater, welchen die Soldaten sogleich verlassen würden, ohne Mühe stürzen. Leonnatus, der ohnehin keine Neigung hatte für Eumenes zu wirken, ergriff diese Veranlassungen und, zog dem Namen nach für Antipater nach Europa, eigentlich aber um König von Macedonien zu werden.

Unterdessen war, zum Unglück der Hellenen, der treffliche, aber zu kühne Leosthenes durch einen Steinwurf vor Lamia getödtet worden, und seinem Nachfolger, dem sonst ehrenwerthen Athener Antiphilos, fehlte die überlegene Kraft des Geistes und Charakters, Einigkeit und Ordnung zu erhalten. [1]) Viele, unter Anderen die Aetoler, gingen nach Hause, und nur 22000 blieben vor Lamia. In diesem ungünstigen Augenblicke erschien Leonnatus unvermuthet mit Heeresmacht, ward aber dennoch von den Griechen, besonders durch Hülfe der thessalischen Reiterei, besiegt und getödtet. Dieser Tod befreite den Antipater nicht allein von der größeren Gefahr, durch Leonnatus gestürzt zu werden, sondern brachte auch den Ueberrest von dessen Heere in seine Botmäßigkeit; doch verfuhr er bis zur Ankunft des Kraterus nur vertheidigungsweise. Nach ihrer Vereinigung hatten aber beide ein Heer von mehr als 40000 Fußgängern, 5000 Reitern und 3000 Bogenschützen; wogegen die Hellenen, von Antipater bedrängt, die Rückkehr der Entfernten nicht abwarten konnten, und deshalb nur 25000 Fußgänger und 3500 thessalische Reiter zählten. Die letzten begannen in der Schlacht bei Kranon (August 322 v. Chr.), unfern von Lamia, den Kampf und warfen die macedonischen Reiter; die Phalanx dagegen trieb alle Griechen bis zu den Bergen zurück. Deßungeachtet würden diese so wenig durch den nur geringen Verlust von höchstens fünfhundert Todten, als durch eine Niederlage zur See außer Stande gekommen seyn, länger zu widerstehen; wenn nicht Muthlosigkeit und Ungehorsam unter ihnen ausgebrochen wäre, und sie vermocht hätte, bei Antipater Frieden zu suchen. Klüglich wollte dieser (damit die Uneinigkeit noch größer werde), unter dem Vorwande einer ungleichen Verschuldung, nicht mit Allen auf gleiche Bedingungen, sondern mit jeder einzelnen Stadt einzeln den Frieden abschließen. Anfangs verwarfen die Griechen diesen Antrag, als aber die Macedonier einige thessalische Städte eroberten und sehr gelinde behandelten, als hierauf die thessalische Reiterei zu ihnen über-

1) Pausan. Attic., c. 1; Achaia, c. 10.

trat, wurden die Verbündeten gegeneinander mißtrauisch, und schlossen nach und nach (nur mit Ausnahme der Athener und Aetoler) den Frieden. In der Regel mußten sie eine macedonische Besatzung einnehmen und wenigen Häuptern die Regierung anvertrauen, wodurch natürlich die Anhänger Antipater's an die Spitze der Geschäfte gebracht wurden.

Dieser zog jetzt gegen Athen. Bei der Unmöglichkeit Widerstand zu leisten, sandte man Phocion und Demades an ihn um zu verhandeln; und die Wahl war insofern glücklich, als Antipater sich schon früher von der Redlichkeit und Unbestechlichkeit des ersten überzeugt und geäußert hatte: „Phocion habe nie Geschenke angenommen, weil er nicht zugleich Freund und Schmeichler seyn könne, Demades dagegen sey nie zu sättigen gewesen.“ [1]) Die Macedonier verlangten: daß man eine Besatzung in Munychia aufnehme, die Regierung Wenigen überlasse, eine Geldsumme zahle, und den Demosthenes und Hyperides ausliefere. Vergeblich suchte Phocion den ersten Punkt abzuwehren, denn als ihn Antipater befragte: „ob er, an die Spitze der neuen Verwaltung gestellt, ohne Aufnahme einer Besatzung für die Ruhe der Stadt haften könne?“ zögerte er mit der Antwort, und diese Zögerung erschien jenem als hinreichender Grund, von den vorgelegten Bedingungen nicht abzuweichen. Jeder, welcher unter 2000 Drachmen besaß, ward von der Regierung ausgeschlossen [2]); und von 21000 Bürgern sollen 12000 durch diese Bestimmung ihre staatsrechtliche Einwirkung verloren haben. Sehr viele von diesen führte man, um Ausbrüche der Unzufriedenheit zu verhüten, als Ansiedler nach Thracien, Andere zerstreuten sich nach verschiedenen Gegenden, wodurch Athen so geschwächt ward, daß es sich nie von diesem Unfalle erholt hat.

Von jeher, bis auf den Kampf bei Chäronea, Lamia und Kranon, war Athen in edler Weise begeistert für die Unabhängigkeit von Hellas, — nicht so Sparta: neidisch schon nach den Perserkriegen, Asien durch den antalcidischen Frieden preisgebend um in Europa streng zu herrschen, theilnahmlos bei Chäronea, Theben und Kranon. Allerdings mußte das enge Städtewesen, es mußten gar viele kleine Gegensätze gebrochen werden, wenn allgemeine hellenische Weltbildung sollte zum Vorschein kommen; aber aus Athen wäre sie besser hervorgewachsen, als aus Macedonien und den Nachfolgern Alexander's.

Vor dem Einrücken der Macedonier in Athen war Demosthenes mit seinen Freunden aus der Stadt entwichen, und das

1) Xenokrates soll die Befreiung der im lamischen Kriege Gefangenen ausgewirkt haben. Diog. in Xenocr., c. 5.

2) Böckh, Staatshaushalt, I, 635. — 322 v. Chr.

furchtsame Volk verurtheilte sie, auf den Antrag des feilen Demades, zum Tode. Archias, ein gewesener Schauspieler, erhielt hierauf von Antipater den Befehl, die Flüchtlinge aufzusuchen, und fand den Demosthenes auf der Insel Kalauria, Trözene gegenüber, im hochgeehrten Tempel des Neptun. Vergeblich suchte man ihn zu bereden, er möge das Heiligthum verlassen und sich den Macedoniern anvertrauen; vergeblich bedrohte man ihn bei längerer Weigerung mit den härtesten Maßregeln: er wußte, daß es ein Mittel giebt, der Gewalt und der Strafe des mächtigsten Feindes zu entgehen; er wollte sich selbst nicht untreu werden und fremde Großmuth knechtisch für kurze Lebensfristung lobpreisen. Sein Tod war seines großen Lebens würdig, er gab ihn sich selbst durch Gift, welches er in einer Schreibfeder bei sich trug. [1]) Hiedurch besiegelte er, über alle gemeinen Einreden hinaus, seinen Glauben und sein Thun.

Auch ehrten die Athener, nachdem sie von der ersten Furcht befreit waren, das Andenken des Demosthenes auf alle Weise; sie setzten ihm eine Bildsäule, und bezeugten in der Inschrift: nie würden Macedonier die Hellenen beherrscht haben, wenn sich zu der großen Einsicht des Staatsmannes eine gleiche äußere Macht gesellt hätte. — Hyperides und Andere, welche Archias auf Aegina gefangen nahm, wurden auf Antipater's Befehl unter grausamen Martern getödtet; Archias selbst starb später ehrlos und in höchster Armuth; Demades benahm sich zweideutig gegen Antipater, und ward von diesem (oder von Kassander) nebst seinem Sohne zum Tode verurtheilt, ohne Rücksicht darauf, daß sie athenische Gesandte waren. Alle hatten der Weissagung des Demosthenes nicht geglaubt, daß Verräther sich stets selbst verkaufen. [2])

Von Athen wandte sich Antipater gegen die Aetoler, und schloß deren 10000 auf Bergen ein, bewilligte aber den durch Hunger in die äußerste Noth Gebrachten milde Bedingungen, weil er mit Kraterus, dem er seine Tochter Phila verheirathet hatte, nach Asien wider den Perdikkas ziehen wollte. Dieser hatte seit der Flucht des Antigonus zu Antipater mit löblicher Raschheit dessen Länder zur Statthalterschaft des Eumenes geschlagen, auch den richtigen Gedanken gehegt den Krieg nach Macedonien zu spielen, wo die Anhänglichkeit an das königliche Haus am größten war; aber dadurch, daß er bei so vielen mächtigen Feinden jetzt nicht den Ptolemäus für sich gewann, ver-

---

1) Plinius, XXXIII, 1. Philochorus, Fragm., I, 407. 322 Jahre v. Chr. Fast um dieselbe Zeit starb Aristoteles.

2) Arrianus bei Photius, S. 217; Diod., XVIII, 48.

eitelte er sich alle seine Hoffnungen. Die ausgezeichnetste Behandlung der Leiche Alexander's, angeborene Milde und Regentenklugheit hatten diesen in dem an Macht und Wohlstand täglich zunehmenden Aegypten sehr beliebt gemacht, und auch Cyrene unterwarf sich seiner Führung. Um so mehr irrte also Perdikkas, daß er den Ptolemäus angriff, anstatt ihm in dieser gefährlichen Zeit billige Bedingungen einzuräumen. Während dieses Kriegszugs erhielt Eumenes den Oberbefehl in Kleinasien gegen den Antipater und Kraterus, welche vom thracischen Chersonesos aus über den Hellespont gezogen waren, und die Befehlshaber des Perdikkas in diesen Gegenden durch Gesandtschaften und Verhandlungen aller Art getäuscht hatten.

Unbedenklich hatte Perdikkas in Eumenes bei weitem den Tüchtigsten an die Spitze gestellt; aber es war ein großer Fehler, daß er seinen Bruder Alketas und den Neoptolem, welche beide sich durch jene Anstellung beleidigt und zurückgesetzt fühlten, zwar ernstlich, aber vergeblich zum Gehorsam gegen jenen anwies, und sie nicht, sofern er ihnen mißtraute, lieber gänzlich entfernte. Jetzt fiel die ganze Last dieser übeln Verhältnisse auf Eumenes. Soweit trieb Neoptolem seinen Haß, daß er heimlich mit der Phalanx zu Antipater übergehen wollte; aber ehe er dessen Lager erreichen konnte, griff ihn Eumenes an, brachte mit seiner trefflich gebildeten Reiterei selbst die Phalanx in Unordnung, und siegte so vollständig, daß Neoptolem in Begleitung von nur dreihundert Reitern zu Antipater fliehen mußte. Kaum war diese Gefahr beseitigt, so weigerte sich Alketas, seine Soldaten mit denen des Eumenes zu vereinigen, weil sie nicht gegen Kraterus und Antipater fechten würden; und wirklich rechneten diese Feldherren darauf, daß jene Mannschaft ohne Kampf zu den alten, hochgeliebten und geehrten Anführern übertreten würde. Während Antipater nach Cilicien und Syrien zöge, sollte, der Abrede gemäß, Kraterus den Eumenes überraschen und durch List oder Macht vernichten. So sah sich dieser von seinen Unterbefehlshabern verlassen, und in der größten Gefahr der feindlichen Macht oder dem Verrathe seiner eigenen Soldaten zu erliegen; aber die Ueberlegenheit und Gewandtheit seines Geistes bot ihm genügende Rettungsmittel. Zuvörderst verhehlte er seinen Soldaten, gegen wen man ziehe; anfangs behinderte nämlich ein Bergrücken die Ansicht der nahen Feinde, dann gewann er schnell den Gipfel, und die Schlacht begann, ehe sich die Einzelnen von den Verhältnissen unterrichten konnten. Kraterus erstaunte, daß die Versprechungen Neoptolem's vom Uebertritte der Macedonier nicht in Erfüllung gingen, und stellte sich mit entblößtem Haupte an die Spitze, um gesehen zu werden, aber vergeblich; denn Eu-

menes hatte blos Barbaren, welche jenen nicht ehrten, ja nicht einmal kannten, klüglich ihm gegenüber gestellt. Auf dem anderen Flügel geriethen Neoptolem und Eumenes in einen heftigen Zweikampf, die Pferde beider stürzten, doch wickelte sich Eumenes zuerst hervor, und hieb dem Neoptolem das Fußgelenk ab, sodaß er nicht aufstehen konnte. Nichtsdestoweniger dauerte das Gefecht fort, wobei Eumenes zweimal, dann aber Neoptolem so im Halse verwundet ward, daß jener ihn für todt hielt; irrig jedoch, denn nochmals erhob er sich, traf den Eumenes in den Leib, obgleich nicht tödtlich, und sank nun erst ermattet nieder. Unterdessen war der Flügel des Kraterus geschlagen worden, und er selbst starb an einer tödtlichen Wunde in den Armen seines alten Freundes, des Eumenes. Aber noch immer stand die Phalanx unbeweglich; weshalb Eumenes, um größere Gefahr zu vermeiden, fragen ließ: ob sie zu ihm übertreten oder in die Heimat zurückkehren wolle? Dann bewilligte er ihre Bitte, im nächsten Flecken zu rathschlagen und dringende Bedürfnisse zu befriedigen. Während der Nacht wählte sie indessen neue Anführer, und zog, ihrem Worte untreu, rasch über die Gebirge dem Antipater nach. Eumenes verfolgte nicht, denn die Phalanx war an sich fürchterlich, seine Reiterei in den Gebirgen unbrauchbar, und er selbst verwundet. Groß war der Ruhm seines Siegs; daß er aber dem Perdikkas unwandelbar treu blieb, den Kraterus und Neoptolem getödtet und mit Barbaren Macedonier besiegt hatte, dies erzürnte und beleidigte sehr Viele.

Mittlerweile hatte Perdikkas ohne Erfolg versucht, bei Pelusium über den Nil zu gehen, und ebenso wenig glückte es ihm bei einer oberhalb liegenden Festung, welche Ptolemäus tapfer vertheidigte. Es kam hierauf zu einem dritten Versuche bei Memphis, wobei ein Theil vom Heere des Perdikkas bereits durch eine Furt das andere Ufer erreicht hatte, als der schwere Tritt der Elefanten eine Untiefe erzeugte, und die hiedurch von den übrigen Abgeschnittenen mit großem Verluste besiegt wurden, noch Mehrere aber im Flusse umkamen. Dieses Unglück erhöhte die üble Stimmung, die das Heer gegen Perdikkas seiner Härte und Rauheit halber hegte, und zu welcher Ptolemäus theils durch sorgsame und ehrenvolle Begrabung der Todten, theils durch natürliche Herablassung und Freundschaft, theils durch geschickte Unterhandlungen beitrug. Es kam endlich zu einer allgemeinen Empörung, an deren Spitze der seit dem Zuge gegen die griechischen Söldner unzufriedene Python stand, — nach tapferer Gegenwehr ward Perdikkas von den Soldaten in seinem Zelte ermordet. Zwei Tage nachher langte die Nachricht von dem Siege des Eumenes über Neoptolem und Kraterus an; wie wür-

den die Verhältnisse sich anders gestellt haben, wenn das Heer früher davon wäre unterrichtet gewesen!

Man trug jetzt dem Ptolemäus die Vormundschaft über die Könige an; aber zufrieden im sicheren Besitz Aegyptens, schlug er jene gefährliche Stelle aus, und empfahl Python und Arrhidäus bis zur Ankunft Antipater's. Mit verdammlicher Grausamkeit verfuhr man nunmehr gegen die Anhänger des Perdikkas, verurtheilte Alketas, seinen Bruder, Attalus, seinen Schwager, Atalante, seine Schwester, auch Eumenes und funfzig andere angesehene Männer zum Tode. Attalus aber eilte mit der ihm untergebenen Flotte von Pelusium nach Tyrus, und lud große Schätze ein; er ward hierauf von den Rhodiern zwar geschlagen, erreichte aber dennoch Cilicien, und suchte, in Verbindung mit Alketas und vielen anderen Mißvergnügten, ein neues Heer zu sammeln. Unterdessen waren Python, Arrhidäus und Eurydice in so argen Zwist gerathen, daß jene beiden freiwillig oder gezwungen ihr Amt niederlegten, und das große macedonische Heer, welches aus Aegypten nach Syrien zurückgegangen war, den Antipater mit unumschränkter Vollmacht zum Vormunde erwählte. Auf Anreizung der hierüber höchst aufgebrachten Eurydice verlangten indessen die Soldaten jetzt die Auszahlung der von Alexander versprochenen Geschenke, und klagten sogar den Antipater öffentlich so hart an, daß er fliehen mußte; aber bald nachher bereuten jene ihre That, und beriefen ihn, ehe er noch von seinem eigenen Heere unterstützt nahte, zum Ordnen der Geschäfte des Reichs zurück. Bei diesen letzten Ereignissen hatten sich Antigonus und Seleukus vorzüglich thätig gezeigt. 1)

Am Schlusse dieses ersten Zeitraums waren also von den Nachfolgern Alexander's umgekommen: Meleager durch Perdikkas, Leonnatus in der Schlacht gegen die verbündeten Griechen, Kraterus und Neoptolem in der Schlacht gegen Eumenes, Perdikkas durch die empörenden Soldaten. Die größte Macht besaßen jetzt: Antipater, Ptolemäus und Eumenes. Antigonus, der bisherige Statthalter von Phrygien, Pamphylien und Cilicien, erwartete eine neue Begründung größeren Glücks; Polysperchon war Statthalter für Antipater in Macedonien und Hellas. Dieses Land genoß der Ruhe, und die Aetoler, welche allein in Antipater's Abwesenheit den Frieden nicht gehalten hatten, erlitten durch Polysperchon wiederholte Niederlagen. In Thracien führte Lysimachus schwere Kriege mit Seuthes, dem Könige der Odrysen, ward aber dann allmählich Herr mancher Seestädte und des Landes bis zur Donau; nur die Gebirgsvölker blieben frei und

---

1) Arrianus bei Photius, S. 221.

unruhig. Die Rhodier verjagten um diese Zeit die macedonische Besatzung, und legten durch Muth und Handel den Grund zu ihrer Macht; Bithynien, Heraklea und das nördliche Vorderasien war frei; ebenso, der Wahrheit nach, Indien. Das innere Asien gehorsamte den gesetzten Statthaltern; die Seemacht endlich hatte noch keine große Bedeutung: sie war zeither vertheilt gewesen unter Perdikkas, Antipater, Ptolemäus und Rhodos. Der Gedanke, das Reich Alexander's als ein großes Ganzes für irgendeinen seiner Nachfolger zu erhalten, trat seit Perdikkas' Tode immer mehr in den Hintergrund.

In dem Jahre, wo Aristoteles starb, wo die Römer bei den kaudinischen Pässen von den Samniten besiegt wurden (321 Jahre v. Chr.), theilte man das Reich Alexander's zum zweiten mal, zu Triparadisos in Syrien. Python bekam Medien, Klitus Lydien, Arrhidäus Kleinphrygien, Seleukus Babylon u. s. w. Die übrigen alten Statthalter wurden meist in ihren Landschaften bestätigt, und Antigonus erhielt außerdem den Auftrag, als Oberbefehlshaber des königlichen Heeres den geächteten Eumenes zu bekriegen. Sobald dieser Beschluß dem Eumenes bekannt ward, eilte er nach Phrygien, und suchte den Alketas und Attalus, welche in gleicher Gefahr schwebten, von der Nothwendigkeit gemeinsamen Wirkens zu überzeugen, aber vergeblich; denn Eifersucht und Neid gegen den tüchtigeren Ausländer überwog alle anderen Rücksichten. Unwürdig setzte Antigonus jetzt einen Preis von tausend Talenten auf Eumenes' Kopf, und unnütz zugleich; denn tausend Mann vereinigten sich freiwillig zu einer treuen Leibwache ihres Feldherrn.

Unterdessen war Antipater mit seinem Heere nach Europa aufgebrochen, hatte jedoch den Hellespont noch nicht erreicht, da langte Kassander, sein Sohn, bei ihm an (welchen er als Anführer der Reiterei zwar unter des Antigonus Oberbefehl, aber zum Theil wohl mißtrauisch diesem zur Aufsicht zurückgelassen hatte), führte große Klagen über dessen Streitsucht und Ehrgeiz, und rieth seinem Vater, ja nicht eher nach Europa zu gehen, als bis er jenes Mannes gefährliche Anschläge vereitelt, und für sich und die Könige gesorgt habe. Ehe Antipater hierüber einen entscheidenden Beschluß gefaßt hatte, erschien Antigonus unerwartet in Person, vertheidigte sich mit großer Geschicklichkeit, und erhielt die Genugthuung, daß Kassander von seinem Vater nochmals zum Gehorsam gegen ihn angewiesen wurde; indessen nahm Antipater besorglich die Könige und das königliche Heer mit sich, und ließ dem Antigonus nur einen Theil des Fußvolks und der Reiterei.[1] Hierüber zürnte dieser sehr, mußte indessen schwei-

---

1) Arrianus bei Photius, cod. 92.

gen; denn Antipater's Ansehen bei dem Heere war in diesem Augenblicke außerordentlich groß. Doch behinderte dies Ansehen eine Meuterei nicht, welche nochmals unter dem Vorwande entstand, daß die von Alexander zugesicherten Belohnungen den Soldaten noch nicht zu Theil geworden wären. Antipater bewilligte ihnen scheinbar das Verlangte, setzte aber dann heimlich in der Nacht mit den Königen über den Hellespont nach Europa über; und nun folgte das verlassene, bestürzte und reuige Heer nach, ohne weitere Ansprüche zu machen.

Mittlerweile brach der Krieg zwischen Eumenes und Antigonus wirklich aus, und jener ward (durch den Verrath des Apollonides und eines Theils seiner Reiterei) in Kappadocien geschlagen; doch gelang es ihm, während Antigonus in einer Richtung den Flüchtigen nachsetzte, durch geschickte Märsche wiederum die Wahlstatt zu erreichen, die Todten zu verbrennen, und so, hellenischen Ansichten gemäß, den Schein des Sieges zu gewinnen. Aber diesen Schein konnte Eumenes, ungeachtet seiner großen Ueberlegenheit als Kriegskünstler, doch nicht auf die Dauer gegen die Uebermacht der Zahl im freien Felde behaupten; deshalb schloß er sich in Nora ein, welches an den Grenzen von Kataonien und Lykaonien auf einem Berge lag, und aufs äußerste befestigt war. Sogleich begann Antigonus die Belagerung, hoffte aber, weil diese nur sehr langsam vorrückte, mehr durch Unterhandlungen zu gewinnen; diese blieben indessen ebenfalls ohne Erfolg, weil Eumenes nicht sein Diener, nicht von ihm abhängig werden wollte. — Mehr Glück hatte Antigonus gegen den Attalus und Alketas in Pisidien; jener ward besiegt und gefangen, dieser in Termessus belagert. Die Bejahrten unter den Einwohnern dieses Orts wurden der ungewohnten Bedrängniß bald überdrüssig, und beschlossen, den Alketas (in Abwesenheit der Jüngeren, welche ihm wegen vieler Wohlthaten äußerst ergeben waren) an den Antigonus auszuliefern. Solcher Schmach zu entgehen, tödtete Alketas sich selbst, und seine jüngeren Freunde wollten nach ihrer Rückkehr im höchsten Zorn ihre Vaterstadt anzünden. Davon wurden sie zwar endlich abgehalten, aber sie blieben stets Feinde des Antigonus.

Dessen Heer belief sich jetzt auf 60000 Fußgänger, 10000 Reiter und 30 Elefanten; kein Feldherr (nur Antipater, dem alle Macedonier anhingen, ausgenommen) war ihm vergleichbar; da starb dieser im neunundsiebzigsten Jahre seines Alters (319 Jahre v. Chr.), und sogleich erzeugten sich neue Unruhen in Hellas. Bescheiden hatte er seinen Sohn Kassander zum zweiten Anführer, den Polysperchon dagegen (damit das Ansehen der königlichen Familie durch einen alten Feldherrn Alexander's

aufrecht erhalten werde) zum ersten Befehlshaber und Reichsverweser ernannt. Dieser ward, als ein bejahrter, tapferer, und zugleich wein- und tanzlustiger Soldat, von den Macedoniern allerdings geehrt; ihm fehlte aber durchaus die geistige Ueberlegenheit, welche jene Würde erforderte, und Kassandern fehlte der gute Wille ihm zu gehorchen.[1]) Er gewann bald viele Freunde seines Vaters, sicherte sich den Besitz Athens durch Nikanor, den Befehlshaber in Munychia, suchte durch Gesandte die Freundschaft des Ptolemäus, und eilte selbst zum Antigonus, um von ihm Unterstützung zu erhalten.

Noch immer belagerte dieser Nora, und wünschte jetzt ernstlicher als je eine Aussöhnung mit Eumenes, da ihm dessen große Einsicht und Gewandtheit sehr nützlich werden konnte, ohne daß von ihm, als einem Ausländer, in Hinsicht der ersten Würde und der höchsten Ansprüche etwas zu besorgen war. Auch zeigte sich Eumenes geneigt, die sehr vortheilhaften Bedingungen anzunehmen; bemerkte aber sogleich, daß in dem zu schwörenden Eide der Name der Könige nur ganz beiläufig erwähnt, und eigentlich dem Antigonus unbedingter Gehorsam versprochen wurde. Deshalb fügte er ausdrücklich den Namen der Olympias und der Könige hinzu, mit welcher Veränderung die Macedonier im Heere des Antigonus sehr einverstanden waren, und ihm den Vergleich zur Bestätigung überreichten. Zu spät sah dieser ein, daß er war überlistet worden; denn schon hatte man den Eumenes entlassen, und bald nachher zeigte er sich jenseit des Taurus mit 2000 Reitern.

Gleichzeitig berief Polysperchon, damit er seine Partei verstärke, die stolze, rachsüchtige, dem Hause Antipater's feindliche Olympias aus Epirus zurück, und ernannte sie zur Vormünderin der Könige; er übergab an Eumenes den Oberbefehl in Asien, die Argyraspiden oder Silberschildner, und den königlichen Schatz zu Quinda in Cilicien; er wollte in allen griechischen Städten, um die aristokratischen Parteien Antipater's zu vertilgen, die Volksherrschaft wiederherstellen. Diese letzte Maßregel wirkte aber, zum Theil weil man den bloßen Parteizweck durchschaute, zum Theil aus Furcht vor Kassander und den macedonischen Besatzungen, nicht so viel als man erwartete; insbesondere weigerte sich Nikanor nach dem Befehle der Könige Munychia zu räumen; ja es gelang ihm sogar durch Phocion's Zulassung, sich auch des Piräus zu bemächtigen. Hierüber zürnte die Volkspartei heftig auf Phocion, der auch in der That keineswegs die gehörige Vorsicht bewies, oder für das Wohl der gesammten Stadt nach-

---

1) Athen., IV, 155.

drückliche Maßregeln ergriff. Als getreuen Anhänger des Antipater und der aristokratischen Verfassung mögen Etliche ihn loben; auch war er weit entfernt, aus Nebengründen gegen seine wahre Ueberzeugung, die demokratische Verfassung sey jetzt unbrauchbar, zu handeln; aber daß die ebenso aufrichtig anders Gesinnten, die unter seiner Mitwirkung von allen politischen Rechten willkürlich Ausgeschlossenen, und die natürlichen Feinde macedonischer Herrschaft ihn nicht als einen Märtyrer der Freiheit Athens, sondern als verdammungswürdigen Gegner betrachteten, ist sehr natürlich. [1]) Den größten Tadel verdient indessen auf jeden Fall die allen rechtlichen Formen hohnsprechende Weise, mit welcher Polysperchon, zu dem Phocion geflohen war, ihn seinen in Athen zur Herrschaft gelangten Feinden preisgab: die Weise, mit welcher ihn diese (318 v. Chr.), fünf Jahre nach dem Tode des Demosthenes, zur Hinrichtung verurtheilten. Schon war ihm der Giftbecher überreicht, als er milde gesinnt seinen Sohn ernstlich ermahnte, keinen Groll auf die Athener zu werfen. [2]) Damals haßten ihn diese aber so sehr, daß keiner ihn zu begraben wagte, und Sklaven diesen letzten Dienst übernahmen. Doch verursachten die Uebel der hereinbrechenden zügellosen Volksherrschaft, daß viele Athener sich bald nach Phocion's rechtlicher Verwaltung zurücksehnten, seine Gebeine auf öffentliche Kosten begruben, ihm ein ehernes Standbild setzten, und seinen Hauptankläger Agronides zum Tode verurtheilten. [3])

Unterdessen langte Kassander mit 4000 Mann und 35 Schiffen im Piräus an, und Polysperchon war so wenig im Stande ihn zu verdrängen, als Megalopolis zur Annahme seines an manchen Orten mit wilder Grausamkeit durchgesetzten Freiheitsbeschlusses zu zwingen. Unruhen riefen ihn nach Macedonien, und seine Flotte ward von der des Antigonus geschlagen. Hiedurch wuchs das Ansehen Kassander's, und Athen ergab sich ihm auf folgende Bedingungen: die Stadt, ihr Gebiet, die Schiffe, der Piräus, der Handel bleiben frei; Munychia wird besetzt; wessen Vermögen 1000 Drachmen übersteigt, erhält Antheil an der Regierung. — Demetrius von Phalerä (ein gewandter und beredter Mann) übernahm nach Kassander's Wahl die Leitung der Geschäfte. Um diese Zeit stark einbrechenden Verfalls soll eine Zählung ergeben haben, daß in Athen doch noch 21000 Bürger, 10000 andere Einwohner, und 400000 Sklaven wa-

1) Vgl. Heyne, Opusc. acad., vol. 3, No. 20.
2) Plutarch, Maximen, Phocion. Corn. Nep., 4.
3) Dies geschah, nachdem Phocion's Partei in Athen wieder die Oberhand gewonnen hatte.

ren. [1]) Wir können nun zwar nicht annehmen, daß alle jene Personen in der Stadt Athen wohnten; aber selbst nach Weglassung der gewiß viel zu hoch angegebenen Sklaven ergiebt die Zahl jener Hausväter vierfach genommen 124000 freie Einwohner. Im Anfange des 19. Jahrhunderts lebten in ganz Attika nur 24000 Menschen. [2])

Während Polysperchon's Abwesenheit hatte in Macedonien anfangs Eurydice jegliches im Namen ihres Gemahls, des Philipp Arrhidäus, angeordnet; nachdem aber Olympias, Alexander, Roxane und Aeakides, der König von Epirus, anlangten, änderten sich plötzlich die Verhältnisse. Die Macedonier gingen zu Olympias über, und diese mißbrauchte sogleich die neue Gewalt, um ihrer Rachsucht freien Lauf zu lassen. Philipp Arrhidäus ward, nach unwürdiger und grausamer Behandlung, endlich ihrem Befehle gemäß durch thracische Bogenschützen getödtet, und Eurydice erhielt, unter spöttischen Worten, die Wahl zwischen Dolch, Gift oder Strick; sie erhenkte sich (hiebei großen Muth zeigend), und wünschte der Olympias ähnliche Geschenke. Nikanor, Antipater's Sohn, ward hingerichtet, und mit ihm, als seine Anhänger, hundert vornehme Macedonier (317 v. Chr.). Auf diese schrecklichen Nachrichten eilte Kassander nach Macedonien, kam glücklich durch alle Pässe, hielt den getödteten Gliedern der königlichen Familie, zur Gewinnung der Gemüther, feierliche Leichenbegängnisse, und schloß Olympias, nebst Roxane, Alexander und Thessalonice, Philipp's Tochter, Alexander's Halbschwester [3]), in Pydna ein. [4]) Diese hoffte auf Polysperchon, Aeakides, ihren eigenen Anhang, und auf Aristonus', des Leibwächters Thätigkeit, dem der Oberbefehl übertragen war; aber Polysperchon ward von den meisten Soldaten verlassen und in einer thessalischen Stadt belagert; Aeakides konnte nicht durch die besetzten Pässe dringen, und in seinem eigenen Lande entstanden so große Unruhen, daß die Epiroten sogar einen anderen König wählten, welcher sich mit Kassander verband; Aristonus endlich sammelte zwar im nördlichen Macedonien einige Mannschaft, aber

---

1) Aristophanes (Vespae, p. 707) spricht auch von 20000 Bürgern. Nach Letronnes sehr genauen Untersuchungen waren in Athen nur etwa 70000 Athener, 40000 Metoiken und nicht über 100000, vielleicht nur 50000 Sklaven. Jene Summe der 400000 Sklaven ist gewiß viel zu groß. Mémoires de l'acad. des inscriptions, vol. 6. Wallon, Hist. de l'Esclavage, I, 218.

2) Athen., VI, 272. Beaujour, Schilderung des griechischen Handels, S. 12.

3) Kassander heirathete sie mit Gewalt. Diod., XIX, 52, 61.

4) Athen., IV, 155.

sie war bei weitem nicht hinlänglich, Pydna zu entsetzen; im Gegentheil ward er gefangen und, gegen den Vertrag, getödtet. Olympias mußte sich jetzt, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, aus Mangel an Nahrungsmitteln, mit der königlichen Familie ergeben; doch versprach man Allen Sicherheit des Lebens.

Um nun seinem Worte getreu zu bleiben, und sich dennoch von der gefährlichen Olympias zu befreien, bewirkte Kassander, daß die Verwandten der ermordeten Macedonier sie in ihrer Abwesenheit anklagten, worauf man sie ungehört zum Tode verdammte. Die Königin verwarf ihres Feindes hinterlistigen Rath, zu entfliehen, denn sie wollte dadurch nicht den Anschein der Schuld auf sich laden und Gelegenheit zu anderweiten Nachstellungen geben; sie hoffte vielmehr, sich durch eine öffentliche Vertheidigung vor den Macedoniern nicht allein zu rechtfertigen, sondern sogar ihre Gegner zu stürzen. Auch erschraken die Soldaten, welche Kassander zu ihrer Ermordung absandte, so sehr vor der That, daß sie umkehrten; aber die Anverwandten der ermordeten Macedonier steinigten sie jetzt auf Kassander's Weisung aus eigenem Antriebe (316 v. Chr.). Olympias starb muthig und mit Würde, wie es der Mutter Alexander's gebührte; Roxane und Alexander der Jüngere wurden zu Amphipolis in gefänglicher Haft gehalten, und dieser als Privatmann erzogen, — so wenig lag dem Kassander daran, oder so wenig kam jetzt noch darauf an, durch Beschützung des königlichen Hauses einen günstigen Schein zu erwecken. Im Gegentheil äußerte der thatkräftige, aber gemüthlose und grausame Kassander überall frei seinen Haß gegen diese Familie; er zog z. B. die Bewohner der von Philipp zerstörten Städte Potidäa und Olynth nach seiner neuen Stadt Kassandria; er stellte Theben mit Hülfe Athens und anderer griechischen Städte wieder her u. s. w. Nur im Peloponnesos konnte er nicht dauernd die Oberhand gegen Alexander, den Sohn Polysperchon's, gewinnen.

Währenddessen hatte Eumenes mit dem im Schatze zu Quinda gefundenen Gelde in allen, seinen Gegnern nicht unterworfenen Ländern große Werbungen angestellt, und die Silberschildner, welche Antigenes von Susiana nach Cilicien führte, an sich gezogen. Zwar bemühte sich auch Antigonus, die letzten zu gewinnen, allein die Vorstellungen und Bitten des Eumenes, daß sie dem königlichen Hause treu bleiben möchten, überwogen noch in diesem Augenblicke, und er selbst erschien den anderen Befehlshabern minder gefährlich und anmaßend als Antigonus. Deßungeachtet hatte kein Feldherr mit so schwierigen Verhältnissen zu kämpfen wie Eumenes. Einerseits erweckte seine Herab-

lassung Liebe, und die Ueberzeugung von seinen großen Anlagen und seiner überlegenen Kriegskenntniß erweckte Zutrauen; andererseits aber trat die Erinnerung störend dazwischen, daß ihn die Macedonier schon einmal zum Tode verurtheilt hatten; und hieraus entstand bei den Geringeren ein Schwanken zwischen Verehrung und Verachtung, bei den Vornehmen ein Schwanken zwischen widersetzlichem Neide und bänglicher Nachgiebigkeit; sodaß Eumenes mit den besten Maßregeln und mit überlegener Heeresmacht dennoch keinen entscheidenden Erfolg herbeiführen konnte. Er eroberte zwar den größten Theil von Phönizien, ohne daß Ptolemäus, der sich früher in den Besitz dieses Landes gesetzt hatte, ihn mit Gewalt oder List daraus zu vertreiben, oder die Herstellung der Flotte zu behindern im Stande war; aber auffallend erscheint es, daß Eumenes jetzt, so wie früher Perdikkas, gleichzeitig mit so vielen Feinden Krieg begann, und nicht lieber mit dem Einen oder dem Anderen Frieden schloß; oder, was bei der Entfernung der Streitkräfte Aegyptens möglich erscheint, den Ptolemäus ganz außer dem Spiele ließ, bis Antigonus bezwungen war.

Dieser hatte dem Kassander diejenigen Schiffe und die Mannschaft anvertraut, mit welcher er gegen Polysperchon und die königliche Partei Athen gewann; er hatte den Arrhidäus aus Kleinphrygien und den Klitus aus Lydien vertrieben, und dann mit hundert Schiffen die königliche Flotte angegriffen, welche vom letzten befehligt ward. Am ersten Tage verlor Antigonus die Schlacht und gegen siebzig Schiffe; am folgenden Tage überfiel er aber die nachlässigen Feinde, und erfocht nun einen vollständigen Land- und Seesieg. Klitus, welcher durch Thracien nach Hellas entfliehen wollte, ward von Soldaten des Lysimachus entdeckt und erschlagen. Jetzt erst, wo kein Feind mehr im Rücken stand, zog Antigonus mit 24000 Mann gegen Eumenes, welcher sich in der Hoffnung, wo nicht den Seleukus und Python, die Statthalter Babyloniens und Mediens, doch die übrigen Befehlshaber zu gewinnen, nach den inneren Landschaften zurückzog. Seleukus aber war dem Eumenes abgeneigt, weil dieser als Vertreter der Könige seiner Unabhängigkeit gefährlich schien, und entschloß sich erst, ihm das reiche Susa einzuräumen, als alle Mittel, ihn durch List oder Gewalt abzuhalten oder zu bezwingen, ungenügend erschienen. Python dagegen war, selbst hülfsbedürftig, aus Medien zum Seleukus geflohen. Die Statthalter der oberen Länder hatten nämlich an den großen Bewegungen im vorderen Asien früher keinen Theil genommen, sondern ruhig und ungestört geherrscht, bis Python als Statthalter von Medien und als Oberbefehlshaber für die übrigen Land-

schaften auftrat. Selbst bei dem vorsichtigsten Benehmen war diese Rolle schwer durchzuführen, wie viel weniger bei dem heftigen, gewaltsamen Verfahren Python's, welcher den Statthalter Parthiens, Philipp, ermorden ließ und seinen Bruder Eudamus an dessen Stelle setzte. Unter Peucestes von Persien hatten sich hierauf die bedrohten Statthalter vereint und den Python vertrieben; noch stand ihr Heer ungetrennt beisammen. Im Namen der Könige forderte Eumenes sie auf, sich mit ihm gegen den Antigonus zu vereinigen, und alle gehorchten ohne Widerrede. Das Heer war dem Antigonus dadurch mehr als gewachsen, Uneinigkeit unter den Befehlshabern minderte jedoch dessen Wirksamkeit; denn Eumenes hatte zwar den Oberbefehl nach dem Willen des Königs, aber Peucestes wollte, als Leibwächter Alexander's, als Statthalter der reichsten Landschaft, und als Führer eines großen Heeres, nicht nachstehen; auch Antigenes und die Silberschildner hielten es unter ihrer Würde zu gehorchen; auch Eudamus, der den Porus erschlagen und 120 Elefanten herzugeführt hatte, machte große Ansprüche! Da erneute Eumenes den schon früher unter dem Vorwande eines im Traume von Alexander erhaltenen Befehls glücklich angewandten Ausweg: er ließ nämlich ein Zelt für den König errichten, vor dessen unsichtbarer Majestät sich jeder beugen müsse; die gemeinschaftliche Berathung der Feldherren aber sollte über die nächsten Maßregeln entscheiden.

Man beschloß, einige Tagereisen von Susa, hinter dem Pasitigris den Antigonus zu erwarten, welcher vereinigt mit Seleukus und Python heranzog, die Stadt Susa, obgleich nicht deren Burg, einnahm, und bereits den Anfang machte, sein Heer über den Fluß Koprates, den westlichsten Nebenfluß des Pasitigris, zu setzen. Diesen abgeschnittenen Theil des Heeres überfiel Eumenes, schlug ihn und machte 1000 Gefangene; sodaß Antigonus nicht allein unter großem Verluste nach Medien entweichen mußte, sondern auch seine Soldaten mit ihm als Feldherrn sehr unzufrieden wurden. In diesem höchst günstigen Augenblicke würde er gewiß unterdrückt worden seyn, wenn nicht die Statthalter der oberen Landschaften sich geweigert hätten, dem Eumenes ins vordere Asien zu folgen, um ein entscheidendes Uebergewicht der königlichen Partei zu begründen; und Eumenes mußte nicht allein hierin nachgeben, sondern auch gestatten, daß sich Peucestes einstweilen mit seinen Soldaten nach Persis begab und große Feste anstellte, angeblich zu Ehren Philipp's und Alexander's, in Wahrheit aber um sich beliebt zu machen; er zeigte ganz offenbar die Absicht, durch Wahl des Heeres die Würde des Oberfeldherrn zu erhalten. Diese Gefahr wandte

jedoch Eumenes durch List ab, indem er einen Bericht des Statthalters von Armenien an den Peucestes erdichtete, des Inhalts: daß Kassander von Polysperchon geschlagen worden, und daß das siegreiche königliche Heer schon nach Asien übergesetzt sey. Peucestes hielt diese Nachricht für wahr, die davon unterrichteten Soldaten bezeigten große Freude, und Eumenes ward mehr geehrt als je, weil Alle meinten daß von ihm künftig Belohnung oder Strafe abhängen werde. Gleich verschlagen lieh er von seinen Feinden jetzt für die Könige sehr große Summen und vertheilte sie, wodurch er nicht allein Anhänger gewann, sondern auch den Vortheil seiner Gegner mit seinem eigenen unlösbar verknüpfte.

Während dieser Zeit hatte Antigonus ungestört sein Heer wieder vollzählig gemacht, und zog, da er hörte Eumenes sey krank, so schnell herzu, daß er sich mit den Seinen plötzlich in Schlachtordnung auf den Bergen zeigte (317 v. Chr.). Erschreckt riefen die überraschten Macedonier einstimmig: „Eumenes allein sey fähig sie anzuführen!“ Er ward in einer Sänfte herbeigetragen, und ordnete Jegliches so schnell und zweckmäßig, daß Antigonus, die Verhältnisse ahnend, ausrief: „Diese Sänfte hat das Treffen gegen uns aufgestellt!“ — Deshalb vermied er die vorher gewünschte Schlacht, stand eine Zeit lang ruhig dem Eumenes gegenüber, und beschloß dann — so groß war die Ehrfurcht vor seinem Gegner — wiederum abzuziehen. Eumenes, dem dieser Plan nicht verborgen blieb, ließ sogleich durch einen Ueberläufer verkünden: „er wolle in der Nacht angreifen“, und gewann dem Antigonus, welcher sich hiedurch zur Zögerung verleiten ließ, einen Marsch ab. Schnell setzte aber Antigonus mit der Reiterei nach, und hielt den Eumenes auf, bis sein ganzes Heer anlangte. Die nunmehr unvermeidliche Schlacht war hartnäckig, und würde für Eumenes entscheidend geworden seyn, wenn ihn nicht der Eigensinn der Silberschildner, die sich nicht von ihren Weibern und ihrem Gepäck entfernen wollten, um die bedeutenderen Folgen gebracht hätte.

Antigonus zog jetzt rasch nach Medien, Eumenes nach Gabiene. Als sich aber des Letzten Soldaten hier (ohne auf seinen Befehl zu achten) ihrer Bequemlichkeit halber sehr weit auseinander legten, beschloß Antigonus sie zu überfallen. Er nahm nicht den fruchtbaren, fünfundzwanzig Tage langen Weg welcher aus Medien dahin führte, sondern wählte kühn, mitten im Winter, den kürzeren der in neun Tagen, aber durch eine Wüste zum Ziele brachte. Schon waren die Gefahren des Weges überstanden, als des Antigonus Soldaten gegen die erhaltene Vorschrift des Nachts Feuer brannten, welche von den

Wachen bemerkt wurden, die Eumenes beim Ausgange der Wüste aufgestellt hatte. Rathlos waren nunmehr die früher Uebermüthigen, Ungehorsamen; denn der Zug der Feinde richtete sich gegen ihre Mitte, welche man bei der Entfernung der Lagernden leicht durchbrechen, und hiedurch die Flügel gänzlich trennen konnte.

Nur Eumenes rettete Alle, und wiederum durch eine List. Er befahl nämlich, auf allen Bergen Wachtfeuer anzuzünden; worauf Antigonus glaubte, das bereits vereinte Heer stehe ihm gegenüber; er wandte sich, seinen Angriffsplan aufgebend, nach fruchtbareren Gegenden. Auf solche Weise vereitelte Eumenes alle Entwürfe seiner Feinde, und sein Ruhm wuchs so sehr, daß sich Antigonus überzeugte, er müsse endlich ein entscheidendes Treffen wagen. Sein Heer zählte 65 Elefanten, 9000 Reiter und 22000 Fußgänger; des Eumenes Heer bestand dagegen aus 114 Elefanten, 6000 Reitern und 36000 Fußgängern; und zu den letzten gehörten 3000 bis jetzt unüberwundene Silberschildner. Das Fußvolk stellte man in die Mitte, die Reiterei auf die Flügel; zwischen den die Vorderseite deckenden Elefanten waren leichte Soldaten vertheilt. Eumenes wollte, daß sein stärkerer linker Flügel unter Peucestes wirksam vordringen, der rechte schwächere sich aber versagen und die Feinde verleiten sollte, nutzlos zu weit nachzufolgen. Statt dessen aber drängte Antigonus den Peucestes zurück, und die Silberschildner siegten auf dem rechten Flügel; sie bildeten später, als Antigonus sie von der Seite angreifen wollte, ein undurchdringliches Viereck. In diesem Augenblicke, wo kein Theil sich des Sieges rühmen konnte, gelang es einer einzelnen Abtheilung des antigonischen Heeres (verdeckt von dem alle Aussicht beschränkenden übermäßigen Staube), das Lager, die Güter und die Weiber der Silberschildner zu erbeuten. Eumenes wollte am zweiten Tage durchaus wiederum angreifen, die Statthalter hingegen wollten in die oberen Landschaften zurückkehren. Ehe aber dieser Zwist ausgeglichen war, hatten die Silberschildner ihren Feldherrn für die Rückgabe ihrer Weiber und Güter an Antigonus verrathen; sie banden und lieferten ihn aus. Vergeblich suchte er sie zu rühren, vergebens bat er, sie möchten ihn lieber tödten: da weissagte er, daß sie, die meuterisch gewesen gegen Alexander, Urheber vom Untergange des Perdikkas, tückisch gegen Antipater, Verräther an ihm — der Strafe nicht entgehen würden. Und so geschah es; denn der Sieger vertheilte sie und sandte sie aus zu Unternehmungen, wo bald alle umkamen. Ihren an jenem Frevel durchaus unschuldigen Anführer, Antigenes, ließ Antigonus,

alten Hasses halber lebendig verbrennen; viele Andere, unter ihnen den Eudamos, tödten; zweifelhaft aber blieb er, was mit Eumenes zu beginnen sey. Gern hätte er den größesten Feldherrn, den gewandtesten Staatsmann für sich gewonnen; aber der hohe Sinn des Gefangenen ließ darauf nicht rechnen, und viele Anhänger des Antigonus haßten den Eumenes persönlich, und drangen auf seinen Tod. Nach dreitägigem Hunger tödtete ihn ein Macedonier aus Mitleid. — Mit seinem Tode war der Krieg beendet, und der Untergang des königlichen Hauses für immer entschieden (316 v. Chr.).

Fünfunddreißigste Vorlesung.

Vom Tode des Eumenes bis auf den Tod aller unmittelbaren Nachfolger Alexander's.

Mit dem Tode des Eumenes beginnt ein neuer Hauptabschnitt der Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's, welcher die Jahre 315 bis 301 v. Chr. in sich begreift, und mit dem Untergange des Antigonus endet. Gleichzeitig sind die Kriege der Römer gegen die Etrusker und Umbrer. — In diesem Augenblicke war Kassander Herr von Macedonien und Thessalien, in Athen und Megara lagen seine Besatzungen; Böotien, Phocis, Lokris, Akarnanien und Epirus standen mit ihm im Bunde, und nur die Aetoler zeigten sich feindlich gesinnt. Polysperchon und Alexander, sein Sohn, besaßen Korinth, Sicyon, die Städte von Achaia, Elis und Messene; Lacedämon war ruhig und unabhängig; blos auf der argivischen Küste zeigte sich Kassander's Einfluß. Asander, der Statthalter Kariens, hatte sich in der Abwesenheit des Antigonus der meisten Länder des vorderen Asiens bis zum Taurus bemächtigt; Byzanz und Rhodus hatten ihren Handel erhöht, Lysimachus seine Herrschaft in Thracien befestigt. Ptolemäus besaß außer Aegypten und Cyrene, auch Syrien und Phönizien, welche Länder ihm für seine wachsende Seemacht, der Vorräthe zum Schiffsbau halber, sehr viel werth waren. Antigonus beherrschte Medien, Persis, Susiana, Babylonien, Armenien; er hatte großen Einfluß auf die östlichen Länder, große Einnahmen, den königlichen Schatz, das geübteste Heer, und war überhaupt jedem Einzelnen unter den Uebrigen an Macht, Besonnenheit und Thätigkeit weit überlegen. Die schwächeren Statthalter der inneren Landschaften setzte er nach Willkür ab; den mächtigeren Python, welcher Un-

ruhen anzetteln wollte, berief er dagegen unter dem Scheine der Freundschaft, und ließ ihn dann öffentlich anklagen, tödten und seine Anhänger zerstreuen. Seleukus, von dem er Rechnungsablage verlangte, und der ein ähnliches Schicksal befürchtete, floh zu Ptolemäus. Wie ganz andere Begebenheiten wären eingetreten, wenn ihn Antigonus einige Stunden früher verfolgt und in seine Gewalt bekommen hätte!

Kaum war hierauf Antigonus aus den oberen Landschaften siegreich zurückgekehrt, so verlangte Asander, der Statthalter Kariens [1]), Kappadocien und Lycien, Lysimachus Phrygien am Hellespont, Ptolemäus die förmliche Abtretung von Syrien, Seleukus Babylon; alle drangen auf Theilung der Schätze. **Antigonus** gab zur Antwort: „er habe den Krieg allein unternommen und glücklich beendet; er werde auch nicht eine von jenen Forderungen bewilligen". Eiligst zog er nach Syrien und eroberte leicht das offene Land, Tyrus aber erst nach einer Belagerung von mehreren Monaten. Vor allem suchte er hier durch außerordentliche Anstrengungen eine Seemacht zu bilden, deren er bei seinen Planen gegen Aegypten und Europa nicht entbehren konnte. In Phönizien und Cilicien hatte er große Werfte, der Libanon und der Taurus gaben das Holz, und sogar in Rhodus wurden Schiffe für ihn gebaut.

Jetzt, wo ein Krieg zwischen Antigonus und den übrigen Feldherren unvermeidlich zu seyn schien, wechselte jener, um seine Partei zu verstärken, die frühere Rolle; er trat plötzlich als Vertheidiger der königlichen Familie auf, klagte Kassandern wegen des Mordes der Olympias an, verlangte, unter Bestimmung des Heeres, die Freilassung Alexander's und Roxanens, und schickte 1000 Talente an Polysperchon, damit er Soldaten werben und den Kassander bedrängen könne. Wirklich verlor dieser allen Einfluß im Peloponnesos, und würde noch mehr eingebüßt haben, wenn er nicht Alexandern, den Sohn Polysperchon's, durch Ueberlassung einer Feldherrnstelle, von seinem Vater und der Partei des Antigonus abgezogen hätte. Bald nachher ward aber Alexander von verrätherischen Freunden ermordet, und sein ebenso schönes als muthiges Weib, Kratesipolis, wußte den Aufstand der Soldaten zu dämpfen, bis Polysperchon Sicyon in Besitz nahm. Während jener ihm vortheilhaften Ereignisse besiegte Kassander die Illyrer, eroberte Epidamnus, trieb die Aetoler und Aeakides zurück, welcher mit Hülfe der letzten wieder zur Herrschaft gekommen war; mußte aber dann, aus Furcht vor einem Einfalle des Antigonus von Asien her, in die nördlichen Theile seines Reiches eilen.

---

1) Oder Kassander? Diod., XIX, 57.

Lysimachus, welcher im Bunde gegen Antigonus war, hätte diese Gegenden allerdings sichern sollen; allein die Empörung des abendlich vom Pontus gelegenen, durch Antigonus unterstützten Kallatia, der ihm feindliche König Seuthes, die Scythen und die freien thracischen Stämme beschäftigten ihn so sehr, daß er nicht an Ausbreitung seiner Herrschaft denken konnte.

Antigonus hatte alle griechischen Städte für frei erklärt, um sie von seinen Gegnern abzuziehen, worauf sogleich eine ähnliche Erklärung von Seiten des Königs von Aegypten folgte; aber beide machten keine bedeutende Wirkung, und nur durch eine Land- und Seemacht, welche Ptolemäus, der Neffe des Antigonus, herzuführte, gelangte er in den Besitz von Euböa, Phocis, Lokris, kurz der meisten zwischen dem Isthmus und Thessalien belegenen Länder. Dennoch wagte Antigonus mit seiner noch ungeübten Flotte keine Schlacht gegen die ägyptische, welche die Küsten von Kleinasien verwüstete. Ptolemäus von Aegypten hatte mittlerweile einen Aufstand in Cyrene gedämpft und Cypern erobert, und begann nun, hauptsächlich auf den Betrieb des Seleukus, einen Feldzug gegen Syrien. Dies Land sollte Demetrius, der zweiundzwanzigjährige Sohn des Antigonus, decken; aber durch zu große jugendliche Heftigkeit fortgerissen, verlor er eine Schlacht, in welcher 5000 Mann getödtet und 8000 gefangen wurden; auch Gaza, mit großen Vorräthen und Schätzen versehen, fiel in die Hände der Feinde (312 v. Chr.). Hausgeräth und Sklaven sandte Ptolemäus mit dem Bemerken zurück: „er sey kein persönlicher Feind des Antigonus, sondern trachte nur nach dem Antheile des macedonischen Reichs, welcher ihm seit dem Tode des Perdikkas von Rechts wegen zukomme." Demetrius, durch Ehrgeiz zur höchsten Thätigkeit angespornt, wollte sein Versehen vor seines Vaters Ankunft wieder gut machen, verstärkte sich in Cilicien, und schlug Cilles, den Feldherrn des Ptolemäus, so nachdrücklich, daß Antigonus sich leicht wieder in den Besitz des ganzen Landes setzte; hingegen mißlang ein Zug gegen die Nabathäer unter Führung des Athenäus, und ein zweiter ähnlicher Versuch unter Anführung des Demetrius hatte zwar einen glänzenderen, aber keinen dauernden Erfolg.

Um diese Zeit bewegte Seleukus den Ptolemäus ihm 800 Fußgänger und 300 Reiter zu überlassen, damit er Babylonien erobere! Tollkühn schien der Plan zu seyn, auch stieß er gleich anfangs auf 1000 Macedonier von der Partei des Antigonus, welche jedoch auf seine Seite traten, anstatt ihn feindlich zu behandeln; auch hatte er sich nicht geirrt, daß die Babylonier, im Andenken an seine vierjährige milde Regierung und an die Strenge und Härte der Befehlshaber des Antigonus, letztere

verlassen würden. Die Besatzung von Babylon zog sich in die Burg, nahm Kinder der vornehmsten Bewohner als Geißeln mit sich, und schien sich hartnäckig vertheidigen zu wollen; als aber Polyarch unerwartet mit 1000 Macedoniern zu dem Seleukus übertrat, ward die Eroberung leicht. Größer erschien eine neue Gefahr: Nikanor eilte nämlich mit 10000 Fußgängern und 7000 Reitern aus Medien herzu, und Seleukus, welcher ihm mit 3000 Fußgängern und 300 Reitern nicht in freiem Felde entgegentreten konnte, mußte sich in den Sümpfen am Tigris verbergen, bis es ihm gelang, die nachlässig und sorglos gewordenen Feinde in der Nacht zu überfallen und gänzlich zu schlagen. Medien und Susiana kamen nunmehr in seine Hände; er meldete seinem Verbündeten den unerwartet großen Erfolg. Von der Eroberung Babylons (vom 1. October 312 v. Chr.) beginnt die seleucidische Zeitrechnung.

Bei allen diesen Vorfällen blieb aber Antigonus nicht unthätig, sondern schickte den Demetrius mit 15000 Fußgängern und 4000 Reitern, auserlesene Mannschaft, nach Babylonien, welche auch in der Abwesenheit des Seleukus dessen Befehlshaber Patrokles zwangen, sich nach Besetzung der festen Schlösser zwischen die Arme des Euphrat zurückzuziehen. Demetrius nahm Babylon, dessen Einwohner zum Theil geflüchtet waren, eroberte eins von den Schlössern, ließ 6000 Mann vor dem zweiten stehen, und zog mit den übrigen ab, nachdem er das Land geplündert hatte als gehöre es nicht ihm, sondern einem Feinde. Dies Betragen machte den Antigonus noch mehr verhaßt, jene 6000 wurden allmählich aufgerieben, und wir finden für die nächsten zehn Jahre keine Nachrichten, daß Seleukus im Besitze der oberen Landschaften gestört worden sey. Gleich dürftig sind die Erzählungen, wie er Sandrakottus, den König von Indien, bekriegt, dann den Frieden durch Verwandtschaft bestätigt, von ihm 500 Elefanten zum Geschenk erhalten, vorzüglich aber für die inneren Einrichtungen seines Reichs gesorgt habe.

Antigonus, trotz alles Verlustes noch immer der Mächtigste, schloß endlich (311 Jahre v. Chr.) einen allgemeinen Frieden, in welchem zwar einem jeden sein Besitzthum bestätigt, von allen den an jenen wegen Landabtretung und wegen Theilung der Schätze ergangenen Forderungen aber auch nicht eine bewilligt wurde. Im Frieden geschah des Seleukus keine Erwähnung; es sey nun, daß Antigonus sich mit ihm bereits geeinigt hatte, oder daß er umgekehrt gegen Seleukus freie Hände gewinnen wollte, und dieser von seinen Verbündeten preisgegeben wurde. Die Erklärung über die Freiheit der Griechen blieb in ihrer Kraft, um dadurch Kassandern zu schwächen; Alexander, Roxanens Sohn,

sollte herrschen, sobald er großjährig sey. Schon jetzt hieß er König, und die Feldherren nur Reichsverweser. In dem Maße als aber die Zuneigung der Macedonier zu ihm wuchs, wuchs auch die Besorgniß Kassander's; furchtsam und frech zugleich ließ er ihn und Roxane ermorden (310 v. Chr.)! Damit schien der königliche Stamm eigentlich ausgetilgt, denn Hercules, den Sohn Alexander's und Barsinens, hatte man früher zur Nachfolge untüchtig erklärt; deßungeachtet befahl Polysperchon diesen siebzehnjährigen Jüngling aus Pergamus herbeizuholen, um ihn mit Hülfe der Aetoler auf den Thron zu setzen. Schon stand er mit 20000 Mann an den Grenzen Macedoniens, und Kassander gerieth in die größte Besorgniß, weil seine Soldaten nicht gegen einen Sohn Alexander's fechten wollten; da stellte er dem Polysperchon arglistig vor: „jeder Feldherr sey unter dem Könige nur ein Knecht; man dürfe die Unabhängigkeit, die eigene freie Herrschaft nicht für Knechtsdienste aufgeben; ein eigenes Heer müsse jedem von ihnen lieber seyn, als der Befehl über ein fremdes; sie könnten beide, wenn sie einig wären, große Reiche begründen, und er, Kassander, wolle gern Geld und Land abgeben, um Polysperchon zufrieden zu stellen"; — und so ließ sich dieser, der nur durch das Anschließen an das königliche Haus einige Bedeutung gewonnen hatte, thöricht verblenden: er tödtete den Herkules durch Gift. Bald aber traf ihn die gerechte Strafe; denn durch die Böoter ward er verhindert, sich in den Besitz des Peloponnesos zu setzen, verlor (weil Kassander ihm nicht Wort hielt) Macht und Ansehen, und starb wahrscheinlich nach einigen Jahren in einer kleinen Herrschaft zwischen Epirus und Aetolien unbemerkt und unbetrauert.

Während Kassander und Polysperchon jene Frevel verübten, kriegte Lysimachus immer noch gegen die Kallatier, und gründete Lysimachia auf dem thracischen Chersonesos, in der Nähe von Kardia; Antigonus überzog feindlich die freien Bithyner, und erbaute das schnell wieder verschwundene Antigonien am Orontes. Zwist in seiner eigenen Familie führte aber bald wieder zu kriegerischen Begebenheiten. Ptolemäus nämlich, der Neffe des Antigonus, glaubte von ihm nicht genug geehrt zu seyn, verband sich mit Kassander und mit Ptolemäus, dem Könige von Aegypten, und ging damit um, Kleopatra, die Schwester Alexander des Großen, die Witwe des Königs Alexander von Epirus — welche früher schon Leonnatus, Lysimachus, Perdikkas, Kassander und wohl noch Andere heirathen wollten — zum Weibe zu nehmen. Der letzten Gefahr beugte Antigonus dadurch vor, daß er Kleopatra umbringen ließ; vergeblich aber suchte er den Verdacht der Frevelthat auf ihre Sklaven zu wälzen. Ptolemäus von Aegypten,

der zeither allein die Vortheile des Friedens genossen und insbesondere seine Seemacht verstärkt hatte, vereinte sich zwar mit Ptolemäus, dem Neffen des Antigonus; als aber dieser versuchte, die ägyptischen Soldaten zum Abfall zu verleiten, so mußte er Schierling trinken, und der König von Aegypten erklärte jedem den Krieg, welcher nicht den früheren Beschlüssen gemäß alle Griechen in Freiheit setze. Seine Flotte segelte zur Unterstützung dieser Erklärung nach Kleinasien; indessen gingen die hier gemachten Eroberungen, selbst Halikarnaß, bald wieder an den Demetrius verloren. Nunmehr wandte sich Ptolemäus nach dem europäischen Hellas, und Kratesipolis, die Schwiegertochter Polysperchon's, räumte ihm Korinth und Sicyon ein; als aber die Peloponnesier Geld und Getreide liefern sollten, zeigten sie sich lässig und unwillig, so daß der König den ganzen Befreiungsplan aufgab, mit Kassandern, ohne Aenderung des Besitzstandes, Frieden schloß, und nur in Korinth und Sicyon ägyptische Besatzungen zurückblieben.

Die Freiheit der Griechen war jetzt ein leerer Gedanke; auch läßt sich jene niemals von außen schenken, vielmehr liegt in dieser Ansicht, in dieser Möglichkeit, schon die Sklaverei verborgen. Sowie einem Weibe die Keuschheit, einem Manne die Tapferkeit innerlich gegeben seyn muß, so muß auch ein Volk durch sich selbst zur Freiheit gelangen; fehlt dazu die Kraft, so können Nachfolger Alexander's und Römer die Hellenen, Franzosen die Polen, Russen die Deutschen u. s. w. nie befreien, — ja sie wollen nicht befreien.

Niemals hat es jedoch ein angeblicher Befreier eines Volks so aufrichtig und ehrlich gemeint, als Demetrius, und niemals hat einer die Wahrheit des eben Gesagten empfindlicher erfahren. Im siebenundzwanzigsten Jahre seines Alters (307 Jahre v. Chr.) segelte er mit Schiffen, Geld und Soldaten reichlich versehen, zu jenem Zwecke nach Hellas. Er war ein Mann von schönem, ja von majestätischem Aeußern; Athen war der höchste Gegenstand seiner Verehrung, Dionysos das Vorbild seiner schwärmerischen Begeisterung. Im Kriege zeigte er sich als der kühnste, wachsamste, enthaltsamste Mann, der nie eine große That um der Lust willen aufgab, und auf der anderen Seite überließ er sich in den Zwischenzeiten ohne Zügel den größten und erkünsteltsten Ausschweifungen. Es fehlte ihm an einem dem ganzen Leben Einheit und Würde gebenden Gedanken, und leichtsinniger Egoismus überschattete selbst seine besten Bestrebungen. Man könnte ihn den Alcibiades einer schlechteren Zeit nennen, man kann ihn wie Plutarch dem Antonius vergleichen. Solche Männer erscheinen fast nirgends in neueren Zeiten. Ist die Tüchtigkeit

größer, sind die Zügel stärker und heiliger geworden? Oder fehlt jetzt den Naturen die Kraft, sich nach so arger Erschlaffung so herrlich wiederum zu erheben?

Als Demetrius vor Athen erschien, hielt man seine Flotte für die des Ptolemäus und gedachte an Widerstand; nachdem er sich aber zu erkennen gegeben, und den Bewohnern in einer vom Verdecke des Schiffs gehaltenen Rede die Herstellung der Freiheit und der alten Verfassung zugesichert hatte, nahm man ihn mit Freuden im Piräus auf. Er vertrieb die Besatzung des Kassander aus Munychia und zog nun (307 v. Chr.) erst feierlich in Athen ein. Der hochgebildete Demetrius von Phalerä, welcher die Stadt zehn Jahre lang löblich (obgleich nicht im Sinne der Ultrademokraten) beherrscht [1]) und neuen Wohlstand herbeigeführt, aber auch die ohnehin schon vorherrschende Eitelkeit, Genußliebe und Frivolität befördert hatte, mußte entweichen und würde, ohne Hülfe seines Gegners Demetrius Poliorcetes, den Nachstellungen des Pöbels vielleicht erlegen haben. Er ging nach Aegypten — damals der gewöhnliche Zufluchtsort für Gelehrte —, und in Athen warf man die zahlreichen [2]), ihm errichteten Bildsäulen um, schmolz mehrere ein und machte, laut einigen Berichten, sogar höhnisch Urinbecken daraus; — welche Weissagung für den jetzt siegenden Demetrius! In diesem Augenblicke überstieg aber die Freude der leichtsinnigen Athener alle Schranken, die Schmeichelеien gegen ihren Erretter gingen bis zum Aberwitz. Man gab dem Demetrius und Antigonus öffentlich den königlichen Titel, benannte nach ihnen zwei Stämme und zwei Monate, hob die Regierung der Archonten auf, wählte einen Priester der Erretter, und verordnete, daß die Zeitrechnung nach ihnen geführt werde; man errichtete dem Demetrius einen Altar, nannte ihn Bruder der Minerva und Ceres, und räumte ihm eine Wohnung im hinteren Theile des Tempels ein. Ja, Demetrius sollte als Orakel befragt werden, und Alles, was er thue, bei Gott und Menschen heilig seyn! Nur einen Frevel verzieh man nicht, sondern tadelte laut, daß der neu Vergötterte ein Wort in der Versammlung unrichtig aussprach! So verfuhren die zur Zeit des Demosthenes noch so muthig edeln Athener, als ein Wechsel **fremder** Herrschaft **von außen** bewirkt wurde; man vergleiche damit, wie sie 182 Jahre früher ihren

---

1) Cic. De fin., V, 19; De offic., I, 1. Diog. Laert. Demetr., c. 2 et 8. Athen., VI, 253. Nachtheilige Zeugnisse über die Weichlichkeit und Schwelgerei des Demetrius von Phalerä hat Athen., XII, 542; Plut. Apothth., VI, 695.

2) In etwa 300 Tagen habe man ihm 365 Bildsäulen errichtet, mehrere zu Pferde. (?) Diog. Laert., V, 5, 2.

Mitbürger Miltiades belohnten, als sie selbst unter seiner Führung die Freiheit erkämpft hatten!

Ehe Demetrius die Befehlshaber des Ptolemäus in Sicyon und Korinth mit Gewalt oder Bestechung zur Uebergabe beider Städte bereden konnte, ehe er für den Bau einer athenischen Flotte, für die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln so dauernd und vollständig sorgen konnte, als er und die Bewohner wünschten, erhielt er von seinem Vater — dem er durchs ganze Leben stets unbedingt gehorsamte — den Befehl: den König von Aegypten, mit welchem offener Krieg ausgebrochen war, aus Cypern zu vertreiben. Dieser hatte den König Nikokreon von Salamis, weil er dem Antigonus anhing, umbringen lassen, und die Rhodier vermocht (der Wichtigkeit ihrer Handelsverhältnisse mit Aegypten halber) seine Gegner nicht zu unterstützen. Demetrius konnte also nicht in Rhodus, sondern erst in Cilicien landen und sich daselbst verstärken. Hierauf aber gelang es ihm, Menelaos, den Bruder des Ptolemäus, zu schlagen und in Salamis zu belagern. Schon stand die Einnahme dieser Stadt bevor, als ihm bei einem Ausfalle alle Belagerungswerkzeuge verbrannt wurden, und Ptolemäus mit 140 Schiffen erschien, welche vier und fünf Ruderbänke hatten; 60 ihm zugehörige lagen schon in Salamis. Demetrius führte dagegen nur 180 Schiffe, sie zählten aber vier bis sieben Reihen von Ruderbänken.[1]) Ueberhaupt war er in seiner Zeit der größte Baumeister von Schiffen und Belagerungswerkzeugen, und erhielt daher den Beinamen Poliorcetes oder der Städteeroberer. Beide Feldherren rühmten gleich sehr ihre Macht, und gaben sich gegenseitig den Rath, den Kampf zu vermeiden und in der Flucht Rettung zu suchen. Weil indessen keiner diesen Rath befolgte, so kam es natürlich zur Schlacht. Anfänglich siegte jeder von ihnen auf dem Flügel, welchen er anführte; dann erhielt Demetrius durch die Größe seiner Schiffe und weil er die 60 in Salamis liegenden am Auslaufen hinderte, ein so entscheidendes Uebergewicht, daß nur 8 Schiffe nach Aegypten entkamen, 80 untergingen, die übrigen genommen, 16000 See- und Landsoldaten gefangen wurden, und Cypern leicht dem Sieger in die Hände fiel (306 v. Chr.). Aristodem, der Milesier, welcher dem Antigonus diese Nachrichten überbrachte, begrüßte ihn als König, und er nahm den Titel an und gab ihn dem hochverdienten Demetrius zurück. Ptolemäus folgte seinem Beispiele: Kassander ward zwar König genannt, unterzeichnete sich aber nicht als solcher; Lysimachus und Seleukus wurden, wenigstens

---

1) Plinius, XVI, 40.

von den Barbaren, schon längst so angeredet. Mit dem Namen änderte sich auch das Benehmen der neuen Könige, und an die Stelle oft erkünstelter Herablassung trat Stolz und Härte.

Durch jenen großen Sieg ermuthigt, setzte Antigonus den Krieg gegen Ptolemäus fort: 80000 Fußgänger, 8000 Reiter und 80 Elefanten führte er (306 Jahre v. Chr.) von Antigonia nach Gaza; eine Flotte von 150 langen und 100 anderen Schiffen zog dem Landheere zur Seite, um es zu unterstützen und eine Mündung des Nils zu gewinnen; Lebensmittel wurden auf Kameelen fortgeschafft. Dennoch war der Marsch im wüsten feindlichen Lande höchst beschwerlich, und die Flotte, welche keinen Hafen fand, litt durch einen Sturm so sehr daß die Lastschiffe nach Gaza zurückkehren mußten. Endlich erreichte man den Nil, hiemit aber nicht das Ende, sondern den Anfang größerer Schwierigkeiten; denn der Strom war angeschwollen und überall mit Soldaten besetzt. Hieraus entstanden Zögerungen, aus den Zögerungen Mangel, aus dem Mangel Unzufriedenheit, welche der geldreiche Herrscher des Handelslandes Aegypten geschickt benutzte, und viele Söldner des Antigonus für sich gewann. Und so mußte dieser (welchem Natur und Geschicklichkeit zu mächtig entgegentraten, und dessen Starrsinn seine im achtzigsten Lebensjahre natürlich abnehmenden Kräfte nicht ersetzen konnte) ohne Erfolg umkehren; die Rhodier gedachte er indessen zu strafen, welche ihm zu diesen Kriegen den Beistand versagt, und seine gegen sie ausgesandten Schiffe geschlagen hatten.

Rhodus, der durch Handel und innere Thätigkeit blühende Freistaat, welcher die beste Flotte unter den Griechen besaß, ward von allen Nachfolgern Alexander's gesucht, und zeigte sich jedem gefällig, ohne jedoch an ihren Streitigkeiten Theil zu nehmen. Nur für Ptolemäus hegte man eine Vorliebe, theils seiner Herablassung, theils des Handels mit Aegypten wegen, welcher jetzt doppelt wichtig erschien, weil die Handelsstraßen nach dem inneren Asien durch die Feindschaft zwischen Seleukus und Antigonus gesperrt waren; 40000 Soldaten, 200 große Kriegsschiffe und 170 Frachtschiffe, ja mit Hinzurechnung der Schiffe von Kauffahrern, Seeräubern und aller anderen kleinen Fahrzeuge, an 1000 Segel waren bestimmt, unter des Demetrius Führung Rhodus zu erobern. Die Einwohner, erschreckt über das äußere Mißverhältniß ihrer Kräfte zu einer so großen Macht, suchten den Frieden; aber Antigonus verlangte die Gestellung von hundert vornehmen Geißeln, und die Aufnahme seiner Flotte in ihren Hafen. Dies erschien ihnen gleichbedeutend mit dem Verluste ihrer Freiheit, sie beschlossen also zu widerstehen; und hier sollte Antigonus erfahren, daß der Muth freier Bürger oft Zahl

und Macht ersetzt, daß er nicht minder gefährlich werden kann als die Kraft der Natur, oder die Hülfsquellen eines Königs. Ungeachtet der mit bewundernswerther Geschicklichkeit von Demetrius zur Einnahme der Stadt gemachten ungeheueren Anstalten, fand er doch überall unbezwinglichen Muth und hinreichende Gewandtheit, jene zu vereiteln. Auch hatten die Rhodier damals mehr Glück, als später Villiers de l'Isle Adam bei seiner heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt gegen Soliman; denn nicht allein Ptolemäus sandte Unterstützung (welcher dafür von ihnen den Beinamen des Retters erhielt), sondern auch alle Griechen eilten, durch ihre Vermittelung den Antigonus zu besänftigen. So erhielt Demetrius, dessen Gegenwart in Hellas ohnehin dringend nöthig war, den Befehl, er solle mit den Rhodiern einen Vergleich abschließen (304 v. Chr.). Sie stellten zwar hundert Geißeln, aber unter ihnen keine obrigkeitlichen Personen; sie wurden zwar Bundesgenossen des Antigonus, aber nicht gegen Ptolemäus, welcher allein außer ihnen eine Seemacht besaß; sie behielten ihre Freiheit, denn man nahm keine Besatzung fremder Söldner in die Stadt auf. Trotz alles Hasses, wurden während dieser Belagerung die Kunstwerke großer Meister von beiden Theilen geschont, und die Bildsäulen des Antigonus und Demetrius in Rhodus nicht umgeworfen.[1]) Unterblieb es aus Furcht, so hat diese wenigstens den Muth nicht geschwächt; geschah es aus Mäßigung, so ist es einer von den unzähligen Beweisen gegen jene heillose Lehre, welche aus den Kriegen allen Edelmuth verbannt wissen will, um deren Bedeutung zu erhöhen, welche wähnt, nur an unmenschlichem Hasse und viehischem Frevel stähle sich die Kraft der Völker, welche uneingedenk alles Großen, was die in der Weltgeschichte gleich Sonnen vorleuchtenden gebildeten Völker gethan haben, bis zu der entsetzlichen Verkehrtheit kommt, Sehnsucht zu hegen nach Barbarei und Kannibalismus.

Nach Besiegung oder Beruhigung aller asiatischen Gegner segelte Demetrius mit 350 Schiffen und vielen Landsoldaten nach Griechenland, hauptsächlich um die Macht Kassander's zu beschränken, der im Bündniß mit den Böotern stand, Theben besetzt hatte, und von Chalcis aus die Athener so bedrängte, daß sie in Aetolien Hülfe suchen mußten. Leicht wurden Chalcis und einige andere kleine Festungen erobert und das Bündniß mit den Aetolern erneuert; 6000 Macedonier traten zu Demetrius über. Aber in Athen wechselte Lobpreisung mit Unzufriedenheit über sein Benehmen; und zu dieser gab er in der That Veranlassung durch die ärgsten Schwelgereien im

---

1) Gellius, XV, 31.

Pallastempel mit vielen Dirnen, insbesondere der Cyperin Lamia, sowie durch ungeziemendes Betragen gegen athenische Knaben und Mädchen.[1]) Auch über öffentliche Angelegenheiten der Stadt entschied er willkürlicher, als es die Gerechtigkeit und die den Athenern angeblich zugestandene Freiheit erlaubte. An einem Tage ließ er sich in die kleinen und großen eleusinischen Geheimnisse einweihen; denn die alte Sitte, daß zwischen der Einweihung in beide ein Jahr verfließen solle, wußten die Athener scheinbar zu beobachten, indem sie den Namen des Monats änderten, als sey damit die Zeit wirklich abgelaufen!

Demetrius eroberte den größten Theil des Peloponnesos, und machte die Städte frei, was nach damaliger Art selten ohne Plünderung und Steuerzahlung geschah[2]); nur Korinth soll, in trauriger Selbsterkenntniß, eine Besatzung zur Verhütung ungesetzlicher Bewegungen und eines zerstörenden Regierungswechsels erbeten haben. In dieser Stadt ließ sich Demetrius zum Feldherrn aller Griechen ernennen, und setzte sich glückstrunken über Alexander; er führte 65000 Mann, welche Kassander's geringe Macht ohne Mühe zerstören sollten. Die Größe der ihn bedrohenden Gefahr wohl erkennend, suchte dieser Friede bei Antigonus; aber das unbillige und unkluge Verlangen, daß er seine Person und alle seine Länder übergeben solle, trieb nicht allein ihn zum Widerstande, sondern alle übrigen Häupter, Lysimachus, Ptolemäus und Seleukus, sahen auch ein, was sie von Antigonus und seinem gleich anmaßlichen Sohne zu erwarten hatten[3]); sie schlossen deshalb gegen ihn einen großen Bund.

Zuerst brach Lysimachus auf, der nicht mehr von Barbaren beschränkt ward, zog über den Hellespont nach Kleinasien und nahm, größtentheils durch Verrätherei der über Antigonus mißvergnügten Befehlshaber, Aeolis, Jonien, Ephesus, einen Theil von Phrygien und Lydien, selbst Sardes ein. Antigonus erhielt diese Nachrichten, als er eben in seiner neuen Stadt Antigoneia große Spiele feierte, eilte herzu, trieb Lysimachus, welcher auf alle Weise ein Treffen vermied, bis an die Nordküste von Kleinasien zurück, und ward nur durch den Winter in seinen Fortschritten aufgehalten. Unterdessen war Demetrius über Eretria zu Wasser in Thessalien angelangt, hatte Larissa, Pherä und einen großen Theil des Landes erobert und stand Kassandern gegenüber, der nur 29000 Fußgänger und 2000 Reiter führte. Beide Theile wollten nicht schlagen, sondern den Ausgang des

1) Athen., III, 101; XII, 536; XIII, 577, 579. Pausan. Att., c. 17.
2) Diog. Laert. Stilpo, c. 4; Menedem., c. 16; Athen., X, 415.
3) Phylarchus, Fragm. hist., I, 341.

Kriegs in Asien abwarten; auch bedachte Demetrius, daß die Gegner an Zahl zwar geringer, aber lauter Macedonier wären. Indessen wuchs sein Ansehen als Befreier von Hellas täglich, und es war die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er siegen werde; da berief ihn sein Vater nach Asien, denn auch Ptolemäus und Seleukus rückten gegen ihn an.

Demetrius gehorchte und schloß mit Kassander einen Vertrag, wonach alle griechischen Städte in Europa und Asien frei seyn sollten. Weil aber die künstlich vorbehaltene Bestätigung dieses Vertrags von Seiten des Antigonus nie zu erwarten war, so glaubte Kassander sich nach seines Feindes Abzug daran nicht binden zu dürfen; sondern nahm die Seestädte Böotiens und Thessaliens in Besitz, und rüstete sich zum Zuge nach Asien. Hier aber traf er von neuem auf Demetrius; denn nachdem dieser in Ephesus gelandet war, und die Seestädte am ägäischen Meere und am Hellespont gewonnen hatte, bezog er ein festes Lager bei Chalcedon, und ließ 30 Schiffe auf dem Bosporus kreuzen, um das Uebersetzen einer Kriegsmacht aus Europa zu verhindern. Plistarchus, Kassander's Bruder, welcher 12000 Fußgänger und 5000 Reiter führte, sah sich deshalb gezwungen, den Pontus hinauf bis gen Odessus zu ziehen, um von hier nach Heraklea zu schiffen. Theils aus Mangel an Fahrzeugen, theils in der Hoffnung, die Nachstellungen des Feindes desto sicherer zu vermeiden, ward jene Kriegsmacht nicht auf einmal, sondern zu drei verschiedenen malen in drei Abtheilungen eingeschifft; aber dennoch erreichte nur die eine Heraklea, die zweite ward von Demetrius genommen, und die dritte ging durch Sturm unter, sodaß nur Plistarchus und 33 Genossen gerettet wurden. Bei diesen glücklichen Ereignissen, bei der großen Macht, welche Antigonus und Demetrius besaßen, ist es unbegreiflich, warum sie die höchst gefährliche Vereinigung des Seleukus und Lysimachus nicht hinderten, sondern jenen ruhig über Kappadocien mit 20000 Fußgängern, 12000 Bogenschützen und Reitern, 100 Sichelwagen und 480 von Sandrakottus erhaltenen Elefanten heranziehen ließen. Nur Ptolemäus fehlte noch — und kam auch nicht. Auf die bloße Botschaft, Antigonus nahe mit Heeresmacht, verließ er Syrien, welches er schon bis auf Tyrus und Sidon erobert hatte, und kehrte nach Aegypten zurück; vielleicht ward er aber zu dieser Maßregel keineswegs aus Furcht, sondern aus anderen staatsklugen Ursachen bewogen.

Antigonus war sonst in den größten Gefahren unbefangen, stets fröhlich, ja witzig; nur als sich jetzt im Frühling des Jahres 301 v. Chr., bei Ipsus in Phrygien, Seleukus und Lysimachus ihm gegenüber stellten, zeigte er sich besorgt und

niedergeschlagen. Vielleicht erschien ihm die Gefahr überwiegend groß, vielleicht tadelte er sich, sie nicht früher zerstreut zu haben, vielleicht wirkte sein hohes Alter, er zählte dreiundachtzig Jahre. In der Schlacht siegte Demetrius anfangs über den Sohn des Seleukus, verfolgte aber dann zu weit, sodaß ihn die Elefanten vom Fußvolke abschnitten und dies auf den Seiten unbedeckt erschien. Doch hätte dieser Uebelstand keineswegs entschieden, wenn nicht Antigonus gefallen und ein Theil der Soldaten zu Seleukus übergegangen wäre, wodurch Demetrius sich gezwungen sah, mit dem Ueberreste nach Ephesus zu fliehen.

Obgleich diese wichtige Schlacht bei Ipsus, und der Tod des Antigonus alle Verhältnisse änderte, obgleich Demetrius plötzlich vom Gipfel der Größe herabgestürzt war, so verlor er dennoch den Muth nicht. Noch besaß er Cypern, Sidon, Tyrus, noch konnte er auf manche Anhänger seines Vaters rechnen, seine Seemacht war allen anderen überlegen; endlich, von Athen aus, seinem Lieblingsorte, wollte er gegen jeden Feind nachdrücklich wirken. Als ihn aber unterwegs die Botschaft erreichte: Athen habe beschlossen, keinen der Könige in ihren Mauern aufzunehmen, so verlor er zum ersten mal die Fassung, klagte laut über den schnöden Undank, und bat, daß man ihm wenigstens seine Schätze ausliefere. Athen täuschte sich selbst, als könne die Benutzung eines einzelnen Augenblicks einem Staate dauernd die Freiheit und Unabhängigkeit verschaffen, welcher innerlich an Schwäche, Wankelmuth und sklavischer Gesinnung leidet. Während Demetrius nach Korinth segelte, die ihm gehörigen Städte besetzte und die thracischen Küsten durch seine Flotte unbehindert verwüsten ließ, theilten die beiden Sieger ihre Eroberungen; wahrscheinlich in der Art, daß Lysimachus Kleinasien bis an den Taurus, Seleukus aber alles Uebrige erhielt. Ptolemäus und Kassander gingen leer aus; des letzteren Bruder, Plistarchus, mußte sich mit Cilicien begnügen.

Lysimachus heirathete jetzt Arsinoe, die Tochter des Ptolemäus; sein Sohn, Agathokles, hatte schon länger dessen Halbschwester Lysandra zur Gemahlin. Ueber diese engen Verschwägerungen argwöhnisch, warb Seleukus um Stratonice, die Tochter des Demetrius und der Phila; und dieser eilte nicht etwa blos um der Hochzeit willen nach Asien, sondern von solcher Macht begleitet, daß er den überraschten Plistarchus aus Cilicien vertrieb, und 120 Talente an sich brachte, welche im Schatze zu Quinda lagen. Seleukus empfing seinen neuen Schwiegervater mit großen Ehren, und söhnte ihn mit Ptolemäus aus, verlangte aber dagegen (unbegnügt mit seinen ungeheuer großen Besitzungen), daß er ihm Cilicien für Geld abtrete. Dessen weigerte sich

Demetrius und verstärkte seine Besatzungen in Tyrus und Sidon; doch führten diese Mißverständnisse diesmal zu keinem offenen Zwiste, vielmehr konnte Demetrius ungestört nach Hellas zurückeilen, um Athen nicht wie früher zu befreien, sondern um es zu beherrschen.

Ein Sturm, der fast seine ganze Flotte zerstörte, verzögerte die Ausführung dieses Planes; während sie aber hergestellt wurde, eroberte Demetrius den größten Theil des Peloponnesos und erschien nun verstärkt vor Athen. Hier befehligte, unter Kassander's Schutze, Lachares, und man faßte den ernsthaften Beschluß, jeden zu tödten, welcher von der Uebergabe spreche. Auch ward die Vertheidigung in der That tapfer geführt, bis Demetrius die ägyptische Hülfsflotte schlug, der wegen seiner Tyrannei verhaßte Lachares verkleidet entfloh, und eine entsetzliche Hungersnoth ausbrach, — da ergab sich die Stadt (295 v. Chr.). Als Demetrius nunmehr den Markt mit Soldaten besetzte und eine Volksversammlung berief, so fürchteten alle die härteste Bestrafung; großmüthig aber begnügte er sich, ihnen in einer Rede ihre Undankbarkeit vorzuwerfen, schenkte ihnen dann 100000 Medimnen Weizen, und setzte sogar ihre Lieblinge als Obrigkeit ein. Im Piräus und in Munychia blieben jedoch seine Besatzungen. Nachdem Demetrius durch diese unerwartete Milde die Athener, wenigstens für den Augenblick, gewonnen hatte, wandte er sich zum zweiten mal nach dem Peloponnesos, wo Sparta allein noch unabhängig war, und schlug den König Archidamus bei Mantinea. Schon mußte man den Untergang jenes Staats für unvermeidlich halten, als drei Botschaften anlangten: erstens, Lysimachus habe mehrere dem Demetrius zugehörige Städte in Asien erobert; zweitens, Ptolemäus habe Cypern bis auf Salamis eingenommen; drittens, bat Alexander, der Sohn Kassander's, um Hülfe gegen seinen Bruder und gegen Lysimachus. Dem Demetrius schien es am vortheilhaftesten, der letzten Bitte seines Schwagers zu genügen, und nach Macedonien zu ziehen.

Kassander war nämlich im Jahre 298 v. Chr. an der Wassersucht gestorben, wobei Würmer aus dem noch lebenden Körper hervorwuchsen, und Philipp, sein Sohn, starb nach kurzer Regierung an der Schwindsucht [1]); es blieben also nur zwei Brüder, Antipater und Alexander, übrig. Jener glaubte, daß Thessalonice, ihre Mutter (Kassander's Witwe und Alexander's des Großen Halbschwester) seinen Bruder mehr begünstigte als ihn, und ermordete sie deshalb, ungeachtet ihrer rührenden Bitten, mit wilder Grausamkeit. Hierauf, von Allen verabscheut, floh

1) Pausan. Boeot., c. 7.

er zu seinem Schwiegervater Lysimachus, welcher aber, nicht allein eines Kriegs gegen die Geten halber jetzt außer Stande war ihm die erbetene Hülfe zu bewilligen, sondern ihn sogar später tödten ließ, weil er Anschläge gegen sein Leben gemacht hatte. Hiemit verschwand nun freilich für Alexander die Gefahr, welche ihm von seinem Bruder Antipater gedroht; dagegen zeigte sich aber bald eine größere, von Seiten derer, die sich für seine Retter ausgaben. Zuerst war Pyrrhus unter diesem Vorwande von Epirus her eingebrochen, und hatte ein Stück von Macedonien behalten; jetzt nahete Demetrius. Alexander ging ihm mit einem Heere bis Dium entgegen, dankte für seinen guten Willen, und erklärte, daß er seines Beistandes nicht mehr bedürfe. Solch höfliches Zurückweisen konnte indessen jene erste übereilte Herbeiberufung nicht wieder gut machen; denn obgleich Demetrius sehr verbindlich antwortete, so blieb er doch mit dem Heere stehen und erweckte so dringenden Argwohn, daß sich Alexander für berechtigt hielt, Anschläge gegen das Leben seines Gegners zu machen. Diese wurden aber entdeckt, ohne Geräusch vereitelt, und Alexander vermocht, den Demetrius (welcher vorgab, er müsse zu einer anderen Unternehmung hinwegziehen) bis Larissa zu begleiten. In dieser Stadt ließ ihn Demetrius beim Abschiedsmahle ermorden, und zwar (so ward gesagt) nur um einen Tag früher, als ihm Alexander von neuem dasselbe Schicksal zugedacht hatte. — Rasch und ehe ein Anderer die veränderten Verhältnisse benutzen konnte, eilte jetzt Demetrius zu dem seines Führers beraubten macedonischen Heere, rechtfertigte die That, und machte seine Verwandtschaft mit Antipater, als Gemahl seiner Tochter Phila, geltend. Alle haßten den Muttermörder Alexander, Alle ehrten in Demetrius den tapferen, geistreichen, berühmten Mann; er ward 294 Jahre v. Chr. zum König ausgerufen. Pyrrhus mußte vor ihm aus Macedonien entweichen, die empörten Böoter mußten wiederum gehorchen, überall war Ruhe, und endlich nach so manchem Glückswechsel schien für Demetrius ein mächtiges Reich und ein fester Besitz gewonnen zu seyn, — allein es lag nicht in seiner Natur, sich jemals genügen zu lassen.

Zuerst hoffte er Thracien zu gewinnen, da Lysimachus vom Könige der Geten gefangen genommen worden [1]); aber ehe er das Land erreichte, war jener schon wieder befreit, und ein neuer Aufstand in Böotien, ein neuer Einfall des Pyrrhus in Thessalien, zwangen ihn zur eiligen Rückkehr. Mit Hülfe seines Sohnes Antigonus bezwang Demetrius diese Gegner, und drang sogar

1) Nach anderen Nachrichten war der Sohn des Lysimachus, Agathokles, gefangen worden. Pausan. Att., c. 9.

von einer Seite in Epirus ein, wogegen derjenige von seinen Feldherren, welcher auf der anderen Seite dasselbe versuchen sollte, durch Pyrrhus geschlagen ward. Dies machte den Demetrius zum Frieden geneigt, mehr aber noch sein Wunsch, Vorbereitungen für einen größeren Krieg gegen die übrigen Nachfolger Alexander's beendigen zu können. Schon hatte er 500 Schiffe beisammen, 100000 Fußgänger, 12000 Reiter; schon nannten seine Schmeichler übermüthig den Ptolemäus nur Flottenführer, den Lysimachus Schatzmeister, den Seleukus Aufseher der Elefanten, und spotteten ebenmäßig des Pyrrhus. Da schlossen diese vier ein Bündniß zu gemeinsamer Vertheidigung. [1]) Pyrrhus und Lysimachus zogen mit einem Landheer nach Macedonien, des Ptolemäus Flotten segelten heran; dennoch würde ihnen Demetrius mit Erfolg widerstanden haben, obgleich seine Anstalten noch unvollendet waren, wenn er nur während der siebenjährigen Herrschaft die Liebe seiner Unterthanen gewonnen und nicht vielmehr verloren hätte. Die Soldaten sahen in Lysimachus einen alten Gefährten Alexander des Großen, und zeigten, wie ungern sie gegen ihn fechten würden; deshalb wandte sich Demetrius, ehe ihm aus dieser Meinung größere Gefahr erwachse, nach Epirus. Aber hier war Pyrrhus beliebt, wegen seiner kriegerischen Thätigkeit, wegen seiner Herablassung, seiner Theilnahme an allen Anstrengungen; wogegen man an Demetrius Vielfaches rügte: die Unhöflichkeit, die asiatischen Sitten, die Absonderung von den Unterthanen, die Anmaßung gegen Fremde. So tadelte er einst heftig, daß die Spartaner nur einen einzelnen Mann als Gesandten an ihn geschickt hätten; aber dieser antwortete: „Einen zu Einem“; so vergaß man ihm nicht, daß er Bittschriften, die er nach langem Zwischenraume zu allgemeiner Freude endlich einmal wieder von Hülfsbedürftigen annahm, gleichgültig, oder verhöhnend, aus dem Kleide in den Fluß gleiten ließ. — Als sich jetzt Pyrrhus dem Demetrius gegenüber stellte, erfuhr dieser nochmals den raschesten und vollständigsten Wechsel des Glücks, wodurch sein Leben sich überhaupt so merkwürdig und lehrreich auszeichnet: sein Heer ging zu dem Könige von Epirus über, und er floh hülfsbedürftig, aber nicht muthlos, in bürgerlicher Kleidung nach Hellas (287 v. Chr.). Phila dagegen, sein kluges, großherziges Weib, wollte solchen Unfall nicht überleben und nahm Gift. Wenn die Soldaten keine Bürger sind, wenn ihre Theilnahme und ihr Vortheil nicht an das Vaterland, sondern an einen einzelnen Anführer geknüpft ist, wenn dieser Anführer dann keine ausgezeichnet großen Anlagen

1) Athen., VI, 261; Plut. praec. reipubl. ger., IX, 274.

besitzt, sie für sich zu begeistern: so können Erscheinungen dieser Art eintreten; dies erfuhren außer dem Demetrius, Lepidus gegen Octavian, Vetranio gegen Constans, Prokopius gegen Valens u. s. w.; in einem wohleingerichteten Staate, bei wahrhaft lebendigen, geselligen Verhältnissen, sind sie dagegen unmöglich.

Schneller erholte sich indessen Demetrius als seine Feinde ahneten: während nämlich Pyrrhus und Lysimachus Macedonien theilten, bezwang er und sein Sohn Antigonus Athen, welches voreilig von ihnen abgefallen war, auf die Bitte des Philosophen Krates aber auch diesmal nicht von den Siegern bestraft ward. Dann segelte Demetrius mit 11000 Mann nach Asien und eroberte Karien, Lydien und Sardes, ehe Agathokles, der Sohn des Lysimachus, sich ihm entgegenstellen konnte. Von diesem hierauf bedrängt, wandte er sich nicht nach dem Meere hin, wo ihm die Gemeinschaft mit seiner Flotte und mit Hellas geblieben wäre, sondern zu kühn in das Innere des Landes nach Phrygien; aber schon bei dem Uebersetzen über den Lykus verlor er viele Mannschaft, mehr noch durch Hunger und durch Krankheiten. Von der abendlichen Küste abgeschnitten, zog er nach Tarsus und bat den Seleukus um eine freundschaftliche Aufnahme. Auch war dieser anfangs geneigt, die Bitte seines Schwiegervaters unbedingt zu bewilligen, dann warnten ihn seine Diener vor den Gesinnungen und Anlagen des Demetrius; worauf er beschloß, die Eingänge nach Syrien besetzen zu lassen und zu verlangen: daß Demetrius, nach einem höchstens zweimonatlichen Aufenthalte in Kataonien, sein Glück in den oberen Landschaften Asiens versuchen solle.

Dieser, durch solchen Argwohn und solche Beschränkung höchst beleidigt, erstürmte die Pässe, brach in Syrien ein, und würde leicht den Seleukus in die äußerste Gefahr gesetzt haben, wenn er nicht zu seinem Unglück in diesem entscheidenden Augenblicke schwer und lange erkrankt wäre; wodurch seine Gegner nicht allein Zeit erhielten große Vorbereitungen zu treffen, sondern auch auf die Stimmung seiner Soldaten nachtheilig einzuwirken. Manche von diesen gingen zum Seleukus über, und der Plan dessen Lager im nächtlichen Ueberfall zu erobern, ward verrathen und vereitelt. Jetzt wagte es Seleukus, kühn und mit abgenommenem Helm, in das Lager des Demetrius zu gehen, und den Soldaten die Wahl zwischen einem mächtigen Könige und einem flüchtigen, herumirrenden Fürsten vorzulegen. Sie traten zu ihm über, Demetrius floh, konnte aber seine Flotte nicht mehr erreichen, sondern mußte sich an Seleukus ergeben. Anfänglich hielt ihn dieser hoch in Ehren; als er aber sah, daß sich die Hofleute um Demetrius drängten, auch wohl das Volk

und das Heer seine Augen auf ihn richteten, so ward er nach Apamea verwiesen und mit jeder äußeren Bequemlichkeit zwar reichlich versorgt, jedoch in solcher Aufsicht gehalten, daß er weder entfliehen noch gefährlich werden konnte. Vergeblich baten sein Sohn Antigonus und die griechischen Städte um seine Loslassung, vergeblich bot Lysimachus 2000 Talente für seine Ermordung: Seleukus fürchtete sich vor den Folgen der Bewilligung jener Bitte, er verschmähte den unedeln Antrag des Letzten. Drei Jahre schwelgte Demetrius in Apamea, starb dann im vierundfunfzigsten Jahre seines Alters (284 Jahre v. Chr.), und ward von Antigonus königlich begraben und in Demetrias beigesetzt.

Es bleibt jetzt nur noch übrig, den Ausgang der drei allein noch lebenden Nachfolger Alexander's, des Ptolemäus, Seleukus und Lysimachus kürzlich zu erzählen. Ptolemäus regierte seit des Antigonus mißglücktem Einfall in Aegypten ungestört, und gewann außerdem Cypern. Bevölkerung, Reichthum und Handel wuchsen, die Wissenschaften wurden befördert, der König (selbst ein bedeutender Geschichtschreiber) legte die bekannte Büchersammlung an, und berief Gelehrte und Künstler; so ward das ruhigere Aegypten allmählich der Sitz einer sehr merkwürdigen Nachblüte hellenischer Bildung. Aber in der Familie des Königs entstand Streit, weil er Ptolemäus Philadelphus, den Sohn der Berenice, zum Nachfolger bestimmte, mit Uebergehung des Ptolemäus Keraunus, welcher ein Sohn der Euridice, der Tochter des Antipater war. Ptolemäus Keraunus floh zu Lysimachus, dem Gemahle seiner Schwester, in der vergeblichen Hoffnung, durch diesen in den Besitz Aegyptens gesetzt zu werden. Ptolemäus I. starb 284 v. Chr., und sein Sohn Philadelphus bestieg ohne Hinderniß den Thron.

Seleukus ordnete sein Reich im Inneren mit Einsicht und erbaute erstaunlich viele Städte; aber freilich mußten in diesen Zeiten wohl noch weit mehr zu Grunde gegangen seyn. Zu den bedeutendsten neueren gehören: Seleucia am Orontes, 40 Stadien vom Meere; ferner Antiochien, wohin nach der Schlacht von Ipsus die Bewohner von Antigoneia versetzt wurden, und welche Stadt sich zu den größten im vordern Asien, später zur Hauptstadt der römischen Besitzungen in diesem Welttheile erhob. Sie sank erst nach den Zeiten der Kreuzzüge. Endlich entstand durch den König noch ein anderes Seleucia an der Abendseite des Tigris, welches durch seine gesundere und zum Handel bequemere Lage den schnellen Verfall von Babylon nach sich zog. In den Zeiten seiner Blüte zählte Seleucia 600000 Einwohner, und ward erst von den Kalifen zerstört, welche dagegen Bagdad am östlichen Ufer des Tigris erbauten.

Die Liebe, welche Antiochus zu seiner Stiefmutter Stratonice faßte, führte durch die Geschicklichkeit des Arztes Erasistratos und die tüchtige Gesinnung des Seleukus, nicht zu Freveln, sondern zu größerer Einigkeit in der Familie; schon beim Leben des Vaters herrschte Antiochus nach dessen Willen in den oberen Landschaften Asiens.

Unedler und unglücklicher war Lysimachus. Er hatte einen blühenden, tapferen Sohn, Agathokles, von Amestris, der Tochter des Oxathres, welche erst an Kraterus, dann an Dionysius, den Beherrscher von Heraklea, verheirathet und endlich seine Gemahlin geworden war. Es ist schon erzählt, daß Agathokles Lysandra, eine Tochter des Ptolemäus, und später Lysimachus (aus Staatsrücksichten) eine zweite Tochter desselben, Arsinoe, ehelichte. [1]) Diese nun verfolgte und verleumdete den Agathokles auf alle Weise; entweder um ihren Kindern ausschließlich die Herrschaft zu erwerben, oder aus Rachsucht, weil Agathokles ihre Liebe verschmäht hatte. Von ihr bethört, befahl Lysimachus dem Ptolemäus Keraunus seinen Sohn umzubringen, und selbst nachdem er sich überzeugt hatte daß dieser unschuldig gewesen war, fehlte ihm die Kraft sich von der unwürdigen Herrschaft seines Weibes zu befreien. Da entfloh Lysandra mit ihren Kindern zu Seleukus; viele Anhänger des Königs, unter anderen Philetärus, der Statthalter und Schatzmeister in Pergamus, folgten nach, und es kam zwischen Seleukus, der siebenundsiebzig Jahre zählte, und Lysimachus, welcher vierundsiebzig Jahre alt war, zum offenen Kriege. Fast ganz Kleinasien ergab sich jenem ohne Schwertstreich, nur Sardes mußte lange Zeit belagert werden. Bei Kurupedion, in Phrygien am Hellespont, kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher Lysimachus (282 Jahre v. Chr.) völlig besiegt und getödtet wurde. Seleukus bezeigte die größte Freude, endlich noch in den Besitz des verehrtesten Landes, in den Besitz Macedoniens zu kommen, er trat seinem Sohne ganz Asien ab. Kein Feind war mehr vorhanden, der ihm, dem allein noch übrigen unmittelbaren Nachfolger Alexander's, hätte widerstehen können; er genoß allgemeiner Achtung und Ehrfurcht: da ermordete ihn Ptolemäus Keraunus, dem er die größten Wohlthaten erzeigt hatte, 281 Jahre v. Chr. [2]), 42 Jahre nach dem Tode Alexander's des Großen. Der Mörder gewann hierauf die Soldaten des Lysimachus, ja sogar viele Soldaten des Seleukus; weil er ihnen erlaubte, dessen Schätze zu plündern; er schmeichelte,

1) Pausan. Att., c. 10; Abweichungen bei Justinus, XVII, 2.
2) Pausan. Att., c. 16. In demselben Jahre begann der Krieg der Römer gegen die Tarentiner.

um sich zu erhalten, dem Pyrrhus, den Söhnen des Demetrius, des Seleukus, seinem Bruder in Aegypten, heirathete seine Schwester Arsinoe, die Witwe des Lysimachus, verstieß sie dann und tödtete ihre Kinder erster Ehe. Zwei Jahre nach diesen Freveln erreichte ihn die Nemesis, er ward von Galliern erschlagen, welche in Hellas einbrachen. [1])

Eine kurze Erinnerung an die Schicksale aller Nachfolger Alexander's und des königlichen Hauses selbst wird nicht allein dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, sondern auch einen tiefen Blick in die entsetzliche Eigenthümlichkeit jener und aller ähnlichen Zeiten thun lassen: Meleager ward von den Soldaten auf des Perdikkas Anstiften erschlagen, Leonnatus fiel in der Schlacht gegen die verbündeten Griechen, den Perdikkas ermordete das unzufriedene Heer in Aegypten, Kraterus und Neoptolemos kamen in der Schlacht gegen Eumenes um. Diesen ließ Antigonus zu Tode hungern, er ließ Peucestes absetzen, Attalus gefangen nehmen, Antigenes lebendig verbrennen. Python tödtete den Statthalter von Parthien, Philipp; Eudamus den König Porus von Indien; beide erlagen aber später selbst den Nachstellungen des Antigonus, und Alketas nahm sich das Leben, um diesem nicht in die Hände zu fallen. Antipater starb alt im Besitze großer Macht, allein sein Sohn Nikanor fand den Tod durch Olympias, und Phila, seine Tochter (die gepriesene Gemahlin des Kraterus und Demetrius), nahm Gift; Polysperchon starb aller Achtung und alles Einflusses beraubt, und seinen Sohn Alexander ermordeten verrätherische Freunde. Aristonus, der Leibwächter, ward von Kassander gefangen und, gegen den Vertrag, hingerichtet; Klitus, der Statthalter Lydiens, von den Soldaten des Lysimachus niedergehauen. Antigonus blieb in der Schlacht bei Ipsus, und Ptolemäus, sein Neffe, mußte auf Befehl des Königs von Aegypten Schierling trinken. Kassander erlag einer furchtbar widerwärtigen Krankheit, und sein Sohn Antipater ward von Lysimachus, sein Sohn Alexander dagegen von Demetrius ums Leben gebracht. Dieser starb in der Gefangenschaft, Ptolemäus Soter zwar im ruhigen Besitze Aegyptens, aber geängstigt durch häuslichen Zwist. Agathokles fand den Tod durch seinen Vater Lysimachus, Lysimachus endete in der Schlacht gegen Seleukus, Seleukus und die Kinder des Lysimachus wurden von Ptolemäus Keraunus ermordet, Ptolemäus Keraunus aber von den Galliern erschlagen.

Kein Einziger aus dem Hause des großen Alexander starb natürlichen Todes: sein Vater ward ermordet; sein Oheim, der

---

1) Memnon bei Photius, S. 716—718.

König von Epirus, verlor sein Leben durch die Bruttier, seine Tante Cynane durch Perdikkas, seine erste Schwester Kleopatra durch Antigonus, und die zweite, Thessalonice, durch ihren eigenen Sohn. Auf Befehl der Olympias mußten thracische Bogenschützen seinen Halbbruder Philipp Arrhidäus erschießen, und dessen Gemahlin, Euridice, die Tochter Cynanens, mußte sich selbst erhenken. Dafür wurde Olympias von den Macedoniern gesteinigt. Des Königs erste Gemahlin, Roxane, ließ die zweite, Statira (des Darius Tochter) in einen Brunnen werfen; wiederum ließ Kassander Roxanen und ihren Sohn Alexander heimlich ermorden; den zweiten Sohn des Königs von der Barsine, Herkules, vergiftete Polysperchon.

In drei große und mehrere kleinere Reiche (von denen sich keines einer echten Verfassung erfreute) zerfiel nach diesen furchtbaren Gährungen das Reich Alexander's: Ptolemäer [1]) herrschten in Aegypten, Seleuciden in Syrien, die Nachkommen des Demetrius in Macedonien. Alle kamen unter die Gewalt der Römer; denn es war damals mehr Muth, mehr Sitte, mehr Geist und Charakter bei den Siegern als bei den Besiegten. Im achäischen Bunde sah Hellas die schöne Abendröthe eines glänzenden Tages, Agis und Kleomenes treten in Sparta auf, wie großartige Geistererscheinungen aus uralter Zeit. [2]) — Fast zweitausend Jahre sind nunmehr vor unseren Augen vorübergezogen: Aegyptens Wunder, Indiens Geheimnisse, der asiatischen Reiche gewaltiger Wechsel, Phöniziens reger Verkehr, Judäas hochmerkwürdige abgeschlossene Eigenthümlichkeit, Persiens erst wohlgeordnete, dann ausgeartete Monarchie; endlich Hellas, in seinem unerreichten, mit keinem einzelnen Worte zu bezeichnenden Reichthume und seinem nicht unverschuldeten Sinken! Neue Welten thun sich auf, nie herrschet unbedingt der Tod; aber die Erhabenheit und Wehmuth der Erinnerung hemmt unsere Rede!

1) Ueber den Wohlstand und die große Macht Aegyptens unter Ptolemäos Philadelphos: Appian, Vorrede, S. x.

2) Doch wollten sie das Unausführbare, Unmögliche.

Erste Beilage.

Randglossen zum Euripides.

A. Einleitung.

Sowie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechischen Geschichtschreiber die verschiedensten Urtheile sind gefällt worden, so auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweisen versucht, während Andere das Aelteste als das Vollendetste bezeichneten, und im Ablaufe der Zeit eine wachsende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Gipfeln, Sinken, und sprechen dem in der Mitte stehenden Schriftsteller den Preis zu. Herodot's dichterische Natürlichkeit, des Thucydides kraftvolle Staatsweisheit, des Xenophon harmonische Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Anderen gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunst vermißten, oder die zu große Absichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Dasselbe finden wir hinsichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Aeschylus, die zusammenstimmende Vollendung des Sophokles, die Mannichfaltigkeit, Gemüthlichkeit und der spruchreiche Tiefsinn des Euripides ist geltend gemacht worden, um jeden von ihnen an die Spitze zu stellen, und die beiden anderen als den zweiten und dritten unterzuordnen. Eine so große Verschiedenheit der Beurtheilung und Entscheidung treibt zuvörderst den Zweifel hervor: ob bei diesen drei, und drei großen Persönlichkeiten von Rechts wegen ein gemeinsames, gleichartiges, allgemeines Maß anzulegen sey? Ob solch ein abstractes, ich möchte sagen blos quantitatives Verfahren nicht das Lebendigste, Eigenthümlichste unberücksichtigt lasse? Ob verschiedene Eigenschaften, Qualitäten, als solche

wirklich untereinander meßbar, commensurabel sind? Ob neben dem, was sich gleichartig messen und zusammenstellen läßt, das Ungleichartige nicht der genauesten Prüfung bedürfe, und eben den wesentlichen Charakter eines bestimmten, gegebenen Geschichtschreibers oder Tragikers ausmache?

Sowie bei fast allen Körpern oder Gegenständen, trotz alles Messens, Wägens und Zerlegens, unzerstörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; so in der Geisterwelt jener Kern und jene Wesenheit großer Persönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichste Geheimniß, von dem anderen die lichtverbreitende Offenbarung selbst.

Um bis zu dem Kerne, zu dem Brunnquelle dieser Eigenthümlichkeiten vorzudringen, um ein zugleich allgemeines und besonderes Urtheil aussprechen zu können, haben die philologischen Meister die gründlichsten und scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt. Auf diesen Bahnen kann ich kein Anführer, und mag kein Nachbeter seyn. Ich bin vielmehr ein bloßer Theaterfreund, ein Mitglied der Parterregemeine, welche (seit den ältesten bis auf die neuesten Zeiten) sich um tausend (angeblich oder wahrhaft) tiefsinnige und wissenschaftliche Erörterungen wenig oder gar nicht bekümmert, und nur das berührt, hervorhebt und bespricht, was ihre Gedanken und Gefühle ethisch und ästhetisch anregt.

Ich beginne damit, die Tragödien des Euripides nicht in der ganz willkürlichen, ja unverständigen Reihenfolge der Ausgaben, sondern in einer anderen vorüberzuführen, welche der innere Zusammenhang, oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen dürfte. Am Schlusse dieser zerstreuten Bemerkungen findet sich dann wohl Gelegenheit zu einigen allgemeineren Betrachtungen über den Werth und die Stellung des in unseren Tagen öfter angeklagten als vertheidigten Dichters. [1])

B. Bemerkungen über einzelne Tragödien.

I. Iphigenia in Aulis.

Einige Beurtheiler haben die Iphigenia in Aulis dem Euripides abgesprochen, weil sie für den Dichter zu gut sey. Abgesehen davon, daß dieser Grund das zu Erweisende voraussetzt, könnten umgekehrt anders Gesinnte ihre Echtheit aus den vorhandenen, oder hineingedeuteten Mängeln erweisen; z. B. daraus, daß der Streit zwischen Agamemnon und Menelaos über die Opferung Iphigenia's mehr im häuslichen als im Heldenstyle, und sogar vor Zuhörern geführt wird. Doch

1) Vortrefflich bezeichnet Welker (Griechische Tragödien, II, 460) Standpunkt und Richtung für eine neue, umfassende und allseitige Beurtheilung des Euripides.

ist er natürlich, menschlich, und der Wechsel der Ansichten des Agamemnon hinreichend gerechtfertigt. Ueberhaupt tritt in dieser Tragödie der Gegensatz des natürlichen Gefühls und des offenbarten Gebots lebhaft hervor. Jenes wird von Klytämnestra und Achilleus edel vertheidigt; dieses (jedoch nicht ohne Schmerz) von Agamemnon. Das glaubende Volk endlich steht auf des weissagenden Kalchas Seite. Fehlt jener Glaube, und hält man mit Achilleus (Vers 956) Weissagungen solcher Art meist für Betrug, so weicht man nur der Gewalt, oder sieht nur Gewalt, die mit gleichen Mitteln zu besiegen sey.

Agamemnon's Erzählung ersetzt einen Prolog, und die lebendige Schilderung des Chors läßt uns Land, Heer und Flotte zweckmäßig überschauen. Mit jeder Scene wächst die Spannung, sowie die Theilnahme für den geängsteten Agamemnon und die in zarter Unschuld und Liebe auftretende Iphigenia.

Lobenswürdig ist die Art, wie Menelaos (freilich zu spät) erweicht wird, wie Achilleus seine Hülfe anbietet; zart, daß er Iphigenia nicht sehen und dadurch den Schein erwecken will, als bedürfe es eines äußerlichen Mittels, seinen Entschluß zu bestimmen; oder als sey Neugier mit im Spiele. Ebenso richtig weiset er das erste Gespräch mit Agamemnon der Klytämnestra zu, welches auch (von ihrem Standpunkte aus) vortrefflich durchgeführt ist.

Man hat getadelt: der Charakter der Iphigenia stimme nicht überein, und die flehende sey von der sich aufopfernden ganz verschieden. Ich kann diesem Tadel durchaus nicht beistimmen. [1]) Sehr natürlich bricht die Jungfrau, welche man statt zu dem erwarteten Traualtare, zum Opferaltare führen will, in die rührendsten Klagen und Bitten aus, und hält am Leben fest, das soviel Heiterkeit und Glück versprach. Als sie aber sieht, daß ihre Rettung vielleicht dem edeln Achilleus den Tod bringen könne, ändert sich schon Standpunkt und Gefühl; wesentlicher wirkt die Ueberzeugung von der unabwendbaren Nothwendigkeit ihres Todes. Sie will das Unglück großartig ertragen, und aus diesem Willen heraus kommt ihr die Erleuchtung von dem Werthe, der Heilsamkeit, der Erhabenheit ihres Todes [2]); sie geht über in lyrische Begeisterung, und erscheint (auch ohne das Wunder ihrer Rettung) in Wahrheit siegreich und verklärt. So ist alles scheinbar Zwiespaltige in höherem Sinne recht und aus einem Stücke. Hätte Iphigenia bei der ersten Nachricht von ihrer anbefohlenen Opferung etwa schon sagen sollen: „Wie Sie befehlen, es ist mir sehr angenehm, ich mache mir eine Ehre daraus!“ — Wie unnatürlich, gefühllos, abgeschmackt, hochmüthig! Oder hätte sie von Anfang bis zu Ende wimmern und jam-

1) Sonst ließe sich dasselbe von der Antigone des Sophokles behaupten.

2) Man hat getadelt daß die Personen des Euripides litten, weil sie müßten; dies ist in einem gewissen Sinne wahr von allen Leiden in der Welt; hingegen in dem hierher gehörigen Sinne unwahr für Iphigenia, Polyxena, Makaria u. A. Auch der Philoktet des Sophokles will in jenem Sinne nicht leiden.

mern sollen, sie, Iphigenia, die Tochter Agamemnon's, die erste und edelste Jungfrau des glorreichen Hellas?

Wie verhält sich die Fabel von der Opferung Iphigenia's zu der Erzählung von der Opferung Isaak's? Die Meinung: es sey ein Skandal, daß Götter (Jehovah oder Diana) ein Verbrechen anbeföhlen, reicht so kurzweg nicht aus zur Ergründung des Inhalts und der Bedeutung. Bei den Griechen tritt der göttliche Befehl (oder die priesterliche Weisung) mehr heraus als ein Mittel zur Erreichung eines großen äußeren Zweckes, als ein Opfer zur Umstellung der Verhältnisse von Völkern und Staaten. In der jüdischen Erzählung wendet sich Alles mehr nach innen; es ist ein psychologisch-moralischer Versuch, ein Experiment über das Maß des Gehorsams und der Demuth. Abraham besteht kurzweg die Probe; bei dem Griechen gestaltet sich Alles mannichfaltiger: Klytämnestra widerspricht, Agamemnon kämpft für und gegen; nur in Iphigenia löset sich die herbe Dissonanz zu schönem Wohllaut auf; die höhere Fügung und der freie Entschluß verklären sich zu Einem, und während Isaak unthätig und getäuscht zur Schlachtbank geht [1]), tritt Iphigenia bei vollem Bewußtseyn heiter und glorreich zum Altar. Die jüdische Erzählung legt allen Nachdruck auf den Gehorsam des Opfernden, die hellenische dagegen auf die freie Beistimmung der zum Opfer Bestimmten.

Klytämnestra scheint nicht von der Rettung Iphigenia's vollständig überzeugt zu seyn (Vers 1617). Wäre sie es, so fielen die in anderen Trauerspielen von ihr gegen Agamemnon ausgesprochenen Klagen meist zu Boden, oder sie müßten sich vielmehr auf das gründen, was sie über Tödtung ihres ersten Gemahls und Kindes in dieser Tragödie dem Agamemnon (abweichend von anderen Erzählungen) bereits vorwirft. In anderer Weise, vollständiger als sie, ist Iphigenia mit ihrem Vater versöhnt, und fordert großgesinnt Klytämnestra auf, ihm nicht zu zürnen (Vers 1455). — Dies Trauerspiel enthält (wie die meisten des Euripides) merkwürdige Aussprüche, z. B. über die Macht des Volks, die Uebel des Ehrgeizes, die unausweichlichen Leiden der Menschen, die Nothwendigkeit, daß ein leitender Mann, der Großes unternimmt, seine Grundsätze nicht ändern, sondern sich und seinen Freunden treu bleiben solle. [2])

Schiller läßt in seiner Uebersetzung die Erzählung von Iphigeniens Betragen beim Opfer und ihrer wunderbaren Errettung weg, denn sie gehöre nicht zur dramatischen Handlung; — ohne Zweifel ein großes, aber leicht zu widerlegendes Mißverständniß.

Mag (wie Einige behaupten) ein früherer Prolog gestrichen, in der Mitte Einiges angefügt, am Schlusse (von irgendwem) geändert

---

1) Josephus (I, 13) dramatisirt den Hergang und läßt Isaak beistimmen. Jephta's Opferung seiner Tochter ist viel geringhaltiger.

2) Vers 31, 161, 346, 449, 527.

seyn; gewiß ist und bleibt die Tragödie ein vortreffliches Ganzes und durchaus euripideisch. Sonderbar, daß man den Euripides oft wegen seines deus ex machina tadelt, und ihn hier am Schlusse vermißt. Die Erzählung des Boten reicht aber vollkommen zur Auflösung und Abrundung hin, und die Griechen wußten, daß der Iphigenia in Aulis die in Tauris folge.

II. Iphigenia in Tauris.

Es ist behauptet worden, Euripides zeige sich in der Iphigenia in Tauris nicht als der am meisten tragische (τραγικωτατος) Dichter: Licht und Schatten sey zerstreut und gespalten, und der Stoff so aufgelöset und vertheilt, daß es kaum zu einer großen Wirkung und tiefen Empfindung kommen könne. So beziehe sich der weissagende Traum nur auf Orestes, während die Erinnerung an Agamemnon und Klytämnestra zurücktrete, und ihr Schicksal nur beiläufig verkündet werde. Das Tragische breche mithin weder zugleich und mit überwältigender Kraft herein, noch sey eine Steigerung desselben vorhanden; vielmehr werde es so zertheilt und abgeleitet, als sollte eine zu starke Erschütterung vermieden werden. — Diese und andere Einreden (z. B. über die Länge der Erzählungen und Wechselreden) verlieren bei näherer Betrachtung großentheils ihr Gewicht. Denn wenn z. B. auch die Scenen des sogenannten ersten Acts nicht sehr ineinanderzugreifen scheinen, setzen sie doch die anfangs gesonderten Verhältnisse aller Theilnehmer zweckmäßig auseinander, und das Geflecht der ganzen dramatischen Handlung geht, deutlich angelegt, daraus regelmäßig fortschreitend hervor.

Hie und da tritt der alte Stoff in seiner Herbigkeit heraus, Anderes ist gemildert, oder der Sinnesart der euripideischen Zeit angepaßt. So z. B., daß der Wahnsinn Orest's nicht vor Augen gestellt wird, daß Iphigenia nicht selbst opfert, daß sie überhaupt Menschenopfer als einen verdammlichen menschlichen Brauch (Vers 391), nicht als eine göttliche Anordnung betrachtet u. s. w. Deshalb, und aus vielen anderen Gründen kann man die Stelle (Vers 1460) nicht so verstehen, daß Athene in Attika neue Menschenopfer gründen wolle; vielmehr muß dieselbe blos von einer symbolischen, andeutenden Handlung erklärt werden. Ueberall ist der Adel des Griechenthums hervorgehoben: so betrachten einige taurische Hirten den Orestes und Pylades als höhere Wesen, und holen nachher viele zu Hülfe, um jene zwei zu bekämpfen. Wenn der Chor (Vers 171) sagt: „er hebe ein Lied an in barbarischem Ton, asiatischem Klang", so versteht er darunter eine Klage, die das hellenische, gebildete Maß zu übersteigen scheint, womit auch wohl die lydische oder phrygische Tonart des Vortrags verbunden war.

Nahe liegt die Frage: ob Iphigenia in Tauris nach Charakter, Sinnesart u. s. w. dieselbe sey wie Iphigenia in Aulis? Zuvörderst

möchte ich behaupten: es müsse dem Dichter erlaubt seyn, in einer zweiten Tragödie, bei einem neuen Ansatze, gewisse Veränderungen und Modificationen in den Charakteren vorzunehmen. Sie sind hier aber wohl nicht so groß, als sie beim ersten Anblick erscheinen; oder es fehlt doch nicht an Gründen, sie zu erklären. Iphigenia konnte nicht zu der Sentimentalität der ersten Jugend zurückkehren, oder sich auf der Höhe der Begeisterung erhalten, zu welcher sie sich in Aulis hinaufgeschwungen hatte. Die großen Folgen, welche (wie sie hoffte) aus ihrem edeln Entschlusse hervorgehen sollten, sind nicht wesentlich daran geknüpft, und die Rettung vom Tode ist zugleich eine Beraubung des Ruhmes und der Theilnahme. Oder, wenn Diana sie belohnen wollte, warum sie von Aeltern, Geschwistern, Freunden, Bräutigam trennen, unter ein rohes Volk verbannen und ihr Menschenopfer als Pflicht und Beruf auflegen, welchem Greuel sie selbst kaum entgangen ist? Nicht unnatürlich hat sich eine Abneigung gegen die Griechen (insbesondere gegen Helena, die Urheberin aller Uebel) im Gemüthe Iphigenia's entwickelt; ja wir dürften uns kaum wundern, wenn neben dem Danke und den Zweifeln (Vers 380) auch bestimmte Vorwürfe gegen Diana hervorbrächen.

Die Lösung kommt (wie öfter beim Euripides) von oben herab [1]), durch das Auftreten der Athene. Ich kann daran keinen großen Anstoß nehmen, und wenn die Gegenwart es sich, z. B. einigemal in den Gluck'schen Opern, und sehr oft in den Werken Calderon's gefallen läßt [2]), so muß es den Athenern noch weniger unnatürlich erschienen seyn. Was jeder sich selbst sagen kann und soll; was wir sonst wohl Vernunft, Ergebung, Schicksal nennen; was sich im Inneren vorbereitet und dann äußerlich wird: das stellt Euripides (und auch Aeschylos) als Symbol, Offenbarung, als Person vor Augen; und auf dem letzten Zusammentreffen des göttlichen und menschlichen Beschlusses beruht auch die rechte dramatische Lösung. — Freilich liegt in jeder Lösung wiederum eine neue Aufgabe verborgen; es kann zweifelhaft bleiben, ob jene eine vollkommene sey, und nicht unerwartete Dissonanzen heraustönen werden. So ist z. B. in der Geschichte der Pelopiden jeder Schluß (wie die Musiker sagen) nur ein Trugschluß; und Euripides nimmt nicht an, daß der Spruch des Areopagus und der Stein Athene's den Orest ganz und gar gereinigt und beruhigt habe. Ihm wird außer der Buße und Reue noch eine That abgefordert, eine fromme Unternehmung auferlegt, wie wir Aehnliches selbst in den christlichen Bußsystemen finden.

Wenn Euripides die tragischen Stoffe der Sinnesart seiner Zeit erlaubterweise näher rückte, sie modernisirte, so hat dies Goethe in der Iphigenia noch weit mehr gethan. Dies ist zu loben, und nicht zu tadeln; während diejenigen, welche unseres Dichters Werk als ein völlig

1) Aehnlich im Philoktet des Sophokles.

2) Z. B. in Amado y aborrecido.

antikes bezeichnen, ihren Beifall an unrechter Stelle spenden. Schwerlich ist je ein menschenopfernder Scythenkönig so human und zahm gewesen, wie ihn Goethe darstellt; sowie umgekehrt eine offene Fehde gegen Thoas nicht zum Siege geführt, oder seine Ermordung die wenigen Griechen gerettet hätte. Konnte aber ein Götterwort den König beruhigen, so konnte es ihn auch erretten; mithin hat Euripides wohl die richtige Mitte ergriffen zwischen Goethe und Gluck. Ueberhaupt wäre es eine anziehende und lehrreiche Aufgabe, die drei Iphigenien von Euripides, Goethe und Gluck bis ins Einzelne hinein miteinander zu vergleichen, und jede mit ihrem eigenen Maßstabe zu messen. Statt des oberflächlichen Lobpreisens, Unterordnens, Verdammens müßte die Tiefe und Mannichfaltigkeit der Kunstbehandlung nachgewiesen werden. Wie kann man, werden Etliche ausrufen, eine Oper (diesen Unsinn) in die vornehme, edle Reihe der Tragödien aufnehmen? Wie kann man (will ich ebenso kühn entgegenfragen) wohl zweifeln, daß sich die Gluck'schen Opern der antiken Tragödie in ihrer edelsten Gestalt am meisten nähern, und wenn sie in einigen Beziehungen hinter derselben zurückstehen, in musikalischer Hinsicht den Vorrang verdienen.

III. Hekuba.

Wenige Prologe möchten sich so sehr rechtfertigen, oder doch entschuldigen lassen, als der zur Hekuba; denn indem wir dadurch erfahren, was ihr bevorsteht, sie aber es kaum ahnet und dann erst allmählich erfährt, so erhöht sich unsere Sorge für die unglückselige Mutter. Wir sind ohne künstliche Spannung sogleich im Klaren über die tragischen Verhältnisse, und doch wird (wahrhaft dichterisch) die Theilnahme durch jene Mittheilungen keineswegs verringert. Dagegen fragt sich: ob denn der Geist Polydor's jenen Prolog übernehmen kann und soll? — und warum nicht? Er schwebt (allerdings in dichterisch kühner Weise) wie ein dunkler Schatten dem Ganzen, von dem des Tages Licht sich entfernt, vorauf; ihm kommt es recht eigentlich zu, umherzuwandeln und von seinem Schicksale auf der Oberwelt zu reden, denn er ist der Unterwelt noch nicht ruhig anheim gegeben, sein Leichnam liegt noch unbetrauert und unbeerdigt.

Kaum hat sich uns hierauf Hekuba als unglückliche Greisin gezeigt und Ahnungen mitgetheilt, so trifft die Nachricht ein, daß Achill's Geist die Opferung ihrer Tochter verlange, und schon naht Odysseus, um sie abzuholen. Hekuba's Mahnung, daß sie ihn einst errettet habe, ist ergreifend, ihr Verdammen der Menschenopfer gerechtfertigt; indem aber Odysseus das Wohl des ganzen Volks über seine eigenen Wünsche und seine Theilnahme setzt, indem er zwar jedes nicht vorgeschriebene Opfer als Frevel zurückweiset, aus dem Verachten der Befehle von Helden dagegen das Verderben der Völker herleitet, bringt er auf die entgegen-

gesetzte Seite ein Maß von Würde, ohne welche keine tragische Wirkung möglich ist. Dennoch sehen wir nicht, wie das erneute Flehen der Hekuba und die große Erinnerung an seine Kinder den sich bereits theilnehmend abwendenden Odysseus unbeweglich lassen könnte, wenn anders Polyxena, der mütterlichen Aufforderung gemäß, mit allen Gründen, welche Lebenslust und Unschuld darbieten, auf ihn eindränge. Aber diese hält, edel gesinnt, ihr Schicksal für minder schrecklich als das ihrer Mutter: sie wendet sich (anders gestellt als Iphigenia in Aulis) in würdevollem Andenken an schönere, in schmerzlicher Voraussicht unglücklicher Zeiten zum Tode, und nur beim Abschiede von der Mutter ergreift sie eine weiblich-zarte, schöne Wehmuth, ohne daß sie jedoch in Schwäche versinkt. Mit Recht weiset Odysseus Hekuba's Begehr, für oder doch mit Polyxena zu sterben, zurück: da man nicht über das Nothwendige und Gebotene hinausgehen dürfe. Nach der Abführung Polyxenens erschöpft sich Hekuba (zugleich Königin und Sklavin!) nicht in Klagen, sondern schweigt nach einem kräftig herben Seitenblick auf Helena, die Urheberin ihrer Leiden; aber der Chor hebt jetzt seinen Gesang an, mit Recht nicht die Hekuba — an deren Leiden er fast gewöhnt ist — beklagend, vielmehr an das eigene künftige Schicksal denkend. Dies Verbreiten des Interesse wird der Haupthandlung nicht nachtheilig, es erscheint natürlich und zugleich als ein mildernder Ruhepunkt, bis die rührende Erzählung von Polyxena's edlem Tode uns zur Hauptsache zurückführt.

Aber ist nicht das ganze Stück eigentlich hiemit zu Ende? Was soll Hekuba noch leiden? Der Zuschauer denkt ahnungsvoll an Polydoros; er will zunächst wissen, ob Polyxena etwa gerettet ward, oder wenn sie starb, wie sie den Tod litt, und wer die den Alten so wichtige Beerdigung übernahm? Talthybios tritt auf, und da ihm der Anblick der auf der Erde trauernden Hekuba noch nicht gewöhnlich, nicht alltäglich war, so ergreift ihn der Gedanke an die Hinfälligkeit alles Glücks, und mit Recht läßt ihn der Dichter darüber einige bedeutende Worte sagen.

Die treffliche Erzählung vom Tode Polyxenens bewirkt Zweifaches:

Erstens, zeigt sie die Achaier nur dem höheren, für sie unabweisbaren Befehle, der Pflicht gegen ihren ersten Helden nachgebend, sonst voll schöner menschlicher Theilnahme. Wir können sie über die That nicht verdammen, und damit ist die hier sehr schwierige Aufgabe gelöset: die gegenseitigen Verhältnisse würdig erscheinen zu lassen.

Zweitens, Polyxena stirbt einen freien Heldentod [1]), und darin liegt die Versöhnung fürs ganze Stück bis zu diesem Punkte.

Warum schloß nun aber der Dichter nicht an dieser Stelle? Ist nicht die anziehendere Hälfte unbedenklich vorüber, welche durch edle,

1) Die Frage, warum Polyxena stirbt und Iphigenia gerettet wird, ist leicht beantwortet, wenn man beides als gegebene Thatsache betrachtet. Zur dichterischen Begründung und Rechtfertigung sind schwierige Untersuchungen erforderlich.

großartige, ergreifende Wehmuth kaum von irgendeinem Gedichte übertroffen wird? Allerdings ist sie vorüber, und Euripides konnte schließen, aber er mußte es nicht; auch wäre alsdann das Trauerspiel eher eine Polyxena als eine Hekuba. Für diese ist eine Fortsetzung, eine Steigerung des Tragischen möglich, und das Schicksal Polydor's erscheint geschichtlich, örtlich und zeitlich so nahe und richtig damit verbunden, daß es nirgends als an dieser Stelle und zu dieser Zeit zur Sprache gekommen seyn kann. Man fragt den Dichter weiter: warum Hekuba noch in einem anderen seiner Stücke klagend auftrete, und so das Gewimmer unendlich werde? Vielleicht würde er erwiedern: wollt ihr mich deshalb — gegen anderweite Beweise — einer Armuth poetischer Erfindungen zeihen, so giebt dies eine Untersuchung verschiedener Art; keineswegs aber dürft ihr die Klagen zweier Stücke zusammenrechnen und dann über beide urtheilen, als wären sie eins. Jedes muß selbständig und für sich so beurtheilt werden, als sey das andere nicht vorhanden; und sagt nicht einer eurer größten Kunstrichter: „Man höre der Hekuba des Euripides fleißig zu, und tröste sich immer, wenn man sonst keine Königinnen hat sprechen hören." [1]) Die Erzählungen vom Heldentode Polyxenens bewirken in Hekuba zunächst eine Ermannung, sie zwingt sich zu allgemeinen Betrachtungen, sie ordnet das Nöthige wegen des Grabmals, und nur die Erinnerung, daß sie auch nicht einmal dieses würdig veranstalten könne, berührt sie von neuem wehmüthig.

Rasch rückt jetzt der zweite Theil des Stücks vorwärts; Agamemnon erscheint und will zu schleuniger Bestattung Polyxenens auffordern, als Hekuba sich eben von dem Frevel Polymestor's gegen Polydoros überzeugt hat. Natürlich entstehen ihr Zweifel, ob sie in dem Zerstörer ihres ganzen Hauses den Rächer des letzten Sprossen erwarten dürfe; hingegen ist sie hart getadelt worden, daß sie bei anderweiten genügenden Beweggründen zur Theilnahme, an Agamemnon's Verhältniß zu Kassandra erinnert. Zur Rechtfertigung des Dichters läßt sich aber sagen:

Erstens, macht sich Hekuba selbst Vorwürfe, daß sie der Cypris erwähnt, und sieht darin keinen Hauptbestimmungsgrund für den König; allein sie will lieber den Vorwurf tragen, etwas Ueberflüssiges gesagt, als etwas Wirksames übergangen zu haben.

Zweitens, was konnte den neuen Herrscher, den Schwiegersohn Hekuba's, eher an die alten Feinde fesseln, eher für sie gewinnen, als die neuen Bande der Liebe; und ist es nicht unwürdiger, wenn Kassandra wie eine gemeine Beischläferin betrachtet, als wenn vorausgesetzt wird daß der König, welcher das Bett mit ihr besteigt, auch einer edleren Anhänglichkeit an sie und ihr Haus fähig sey?

Drittens, tritt dadurch der Gegensatz der Bestimmungsgründe für

---

1) Lessing's Dramaturgie, II, 40.

den König desto schöner hervor, und seine Sorgsamkeit, daß die Hellenen nicht glauben sollen, das Verhältniß zu Kassandra leite seine Handlungsweise, zeigt, daß es auch ihm nicht unbedeutend erscheine. — Hieraus aber erzeugt sich ein neuer Vorwurf gegen den Dichter: wenn Agamemnon also nur als Herrscher auftritt, warum übernimmt er nicht die Bestrafung des Polymestor? Warum überläßt er sie, selbst ohne entscheidende Billigung, der Hekuba und den Troerinnen? Wir antworten: weil den Hellenen — welche von der Zerstörung Trojas heimkehrten und soeben eine Tochter der Hekuba geopfert hatten — die Ermordung ihres Sohnes keineswegs als ein Frevel erschien, den sie zu rächen die nächste Verpflichtung hätten; ihnen und dem Könige genügte die moralische Mißbilligung. Wenn aber dort kein hinreichender Grund zur Volksrache stattfand, so war allerdings für Hekuba Recht und Pflicht zur Familien- und Blutrache vorhanden; und das Gefühl des Rechts und der Pflicht, der heiße Wunsch nach Rache gab dazu auch Kraft und Geschicklichkeit. Kein Dritter konnte sich in diese Vollziehung einmischen.

Polymestor mußte aber furchtbar bestraft werden, weil er nur dadurch Theilnahme erweckt und zu einer tragischen Person wird; darohne wäre er schlechthin ein Nichtswürdiger. Jetzt erst, nachdem die Rache vollzogen ist, und Polymestor den Agamemnon zum Richter aufruft, beginnt dessen Amt, und er übt es nach Anhörung beider Theile. Mit Recht hat Hekuba's Anklage mehr Gewicht, als Polymestor's herbeigekünstelte Rechtfertigung.

Schwerer als alle anderen Einwürfe ist vielleicht die Frage nach dem eigentlichen Schlusse des Stücks, nach den Gründen und der Bedeutung der Weissagungen Polymestor's; allein man wird dadurch an die Verkettung aller menschlichen Verhältnisse und die Lehre erinnert, daß vor dem Tode kein letzter Abschluß möglich sey; endlich ist ja der tragische Fabelkreis der Hellenen ein solcher wahrhafter Kreis, daß der Schluß des einen Trauerspiels nothwendig schon in den Anfang des anderen hinüberspielt.

Späterer Zusatz.

Warum hat Euripides (diese Frage kehrt besonders ob des geringeren Werthes der zweiten Hälfte immer wieder) nicht mit dem Tode der Polyxena geschlossen? Abgesehen von den bereits gegebenen Andeutungen, der nothwendigen Länge des Stücks, der Bezugnahme auf Hekuba u. dgl. läßt sich das Verfahren wohl noch in anderer Weise erklären. Auf hellenischer Seite steht die Opferung Polyxenens, auf trojanischer Seite Polymestor's Bestrafung. Jene ist herber und grausamer, weil das Opfer unschuldig ist, wird aber begründet durch höhere Gebote und anerkannten Glauben. Polymestor hat dagegen seine Bestrafung zwar verdient, allein die Art und Weise, wie Hekuba und die Trojanerinnen dabei verfahren, ist ve letzender als das Benehmen der

Hellenen und des Neoptolemos. Bedenkt man aber, welch unermeßliches Unglück über Hekuba herabstürzte und sie aufreizte, ohne daß sie je thätig, abwehrend und strafend eingreifen konnte; legt man ferner Polyxena's heldenmüthigen Entschluß in die trojanische Wagschale, so gleichen sich Recht und Schuld, Wahrheit und Irrthum etwa aus. Beide Völker, Trojaner und Hellenen, sollten durch die Doppelfabel einander schmerzlich, aber doch würdig gegenübergestellt werden. Nur Polymestor ist Träger und Darsteller der Barbarei, obwohl auch aus seinem Unglück heraus tragische Schatten emporsteigen, und sich über die Gestalt seiner obsiegenden Gegner weissagend hinlagern.

Wollte Euripides das Alles in wechselseitigen Beziehungen lehrreich und ergreifend vorüberführen, so mußten die beiden Hälften vereint bleiben. Doch könnte man hartnäckig weiter fragen: warum er die zweite Hälfte nicht der ersten voranstellte, und eine Steigerung des Adels und der Schönheit statt der Abschwächung eintreten ließ? Dann würde aber freilich auch das Verhältniß und die Theilnahme Agamemnon's sich anders gestalten müssen, und die Härte Hekuba's vor dem aufreizenden Tode der Polyxena weniger begründet und natürlich erscheinen. In ähnlicher Weise sind dem Rafael wegen der Doppelhandlung auf seiner Transfiguration Vorwürfe gemacht worden, und doch gehören auch hier beide Hälften so zueinander, wie in der Hekuba des Euripides. Die Einheit der Handlung (im echten, höheren Sinne) wird in der Hekuba, den Flehenden, dem Kaufmann von Venedig keineswegs verletzt.

IV. Die Trojanerinnen.

Man hat dem Euripides vorgeworfen, daß in seinen Tragödien der Klagen zu viele wären. [1]) Wenn man aber dem Ehrgeize, dem Hasse, der Rachsucht soviel Raum einräumt, und ihnen erlaubt, sich des Breiteren in allen Richtungen auszusprechen; warum soll Mitleid und Wehmuth auf wenige Worte und Ausrufungen beschränkt, und jede Veränderung oder Variation des Grundgedankens verdammt werden? Es giebt der Schmerzen, welche sich durch das ganze Leben hindurchziehen, nur zu viele, und die Tragödie ist der Ort, wo sie fast allein eine künstlerische Verklärung und Versöhnung finden können. Wenn bei dem kriegerisch-kühnen Aeschylos das Erhabene und Furchtbare in den Vordergrund tritt, so erlaube man auch dem weicheren, zart und tief empfindenden Euripides, seiner Natur zu folgen. [2])

Des Euripides Klagen (wendet man ein) sind weibisch, verzär-

1) Das einleitende Gespräch der Athene und des Poseidon weiset darauf hin, daß tragischer Schmerz auch den siegenden Griechen bevorstehe.

2) Im Prometheus und dem Philoktet sind der Klagen ebenfalls gar viele; ja man könnte fragen: ob Iphigenia in Tauris, als sie das Schicksal ihrer Aeltern erfährt, nicht zu wenig klagt?

telnd, ermattend, abschwächend; man führt die Trojanerinnen als einen Hauptbeweis dieses Vorwurfs an. Mir erscheint der Vorwurf ungegründet, der Beweis ungenügend. Und in gleicher Weise muß ich den Tadel ablehnen: es mangele diesem Trauerspiele an der nöthigen Handlung. Es ist nur der letzte Act zu der ungeheuern Tragödie von Ilium und seinem Falle. Wohin sich der große Strom dieser einzigen Geschichte auch wende, wie er sich auch vertheile: überall tragen seine Wellen noch blutige Leichen, zerstören Jugend und Schönheit, und überlassen dem Dichter die schwere Aufgabe: das Gestorbene zur Auferstehung zu bringen und Licht über diese allgemeine Nacht des Untergangs zu verbreiten.

Was man Thaten, Ereignisse im gewöhnlichen Sinne des Worts nennt, sie liegen vor dem Anfange dieses letzten Acts; was noch folgt, ist der nothwendige Nachhall aller Dissonanzen. Ja wo eine sich lösen will, tritt unausweichbar die zweite, die dritte herein und ergreift jedes theilnehmende Gemüth mit erneuter Kraft. Die Welt des Innern hat auch ihre Handlungen!

Es sey, hat man bemerkt, in dieser Reihenfolge kein Fortschritt, keine Steigerung. Der Fortschritt von Einem zum Anderen kann nicht geleugnet werden, und wie hier die Steigerung vom Schwächeren zum Stärkeren einzurichten sey, darüber dürften (sofern man die ganze Aufgabe nicht zurückweisen will) die Stimmen getheilt seyn. Alle Gründe und Elemente der Wehmuth und des Mitleids gehören zueinander, stammen aus einer großen Quelle, bilden ein untrennbares Ganzes. Wer kann sagen: Ich leide allein, oder mehr als die Anderen? Zu wem kann ich sagen: Du leidest weniger? Wer führt oder schließt den Reigen? Kassandra, welche, trotz prophetischer Weissagungsgabe, dem entsetzlichsten Schicksale nicht entgehen kann? Andromache, des Gemahls, nun auch des Sohnes beraubt und dem Sohne ihres Todfeindes als Sklavin übergeben? Astyanax, durch wilden Uebermuth, oder gemeine Furcht in erster Blüte der Jugend geopfert und im Schilde seines Vaters (dem einzigen Erbstücke) begraben? Hekuba, der auf Erden nichts geblieben als ein Reichthum an Schmerzen und Leiden, wie ihn die Welt niemals größer gesehen?

Während dieser Reihenfolge dunkler Nachtstücke erhebt sich der Brand von Ilium; es stürzen Mauern und Thürme; vom eigenthümlichen, persönlichen Schmerze wenden sich alle zur Wehklage über des Vaterlandes allgemeinen Untergang, und besteigen die Schiffe, um im fernen Lande, unter Feinden zu leben, bis die Noth jegliches Tages, und die Erinnerung an die Leiden der Vergangenheit die Herzen bricht und den erwünschten Tod herbeiführt! — Wahrlich, hier lernt man begreifen, warum Aristoteles sagt: Euripides sey der am meisten tragische unter allen Dichtern!

Ist denn bei diesen erhabensten Schmerzen von Verzärtelung und Verweichlichung die Rede? Keineswegs! Doch wußte Euripides sehr

wohl, daß man nicht in einer Farbe malen kann und soll. Daher stellt er mit philosophischer Weisheit und erhabener dichterischer Begeisterung die zukunftenthüllende Seherin Kassandra gleich anfangs der Hekuba und allen Klagenden gegenüber, sie überbietend im Schmerze, und zugleich großgesinnt sie stählend und erhebend. Diejenigen, welche das Unglück heldenmüthig ertragen, sind größer als die es zufügen, die Leiden der Besiegten geringer als die Verbrechen der Sieger, und der scheinbare Untergang verwandelt sich, von höherem Standpunkte aus betrachtet, in Glück und Triumph. Weissagungen, wie sie hier (und auch in der Hekuba) ausgesprochen werden, verknüpfen auf ergreifende Weise die Zukunft mit der Gegenwart und Vergangenheit.

Vers 1223: Hätt' uns ein Gott
Nicht aus den Höhen in den Tod hinabgestürzt,
Wir lebten ruhmlos, kein Gesang verherrlicht uns,
Durch den im Mund der Enkel unser Name lebt.

Ueberhaupt hat Euripides ernste [1]), ja tiefsinnige Gedanken (z. B. Vers 884) zwischen die Gefühle hingestreut, um ihnen eine Art von Haltung zu geben, und schon deshalb kann ich das scharfsinnige und inhaltsreiche Gespräch zwischen der gehaßten Helena und Hekuba nicht mißbilligen. Zuvörderst nimmt jene zwischen Siegern und Besiegten eine eigenthümliche Stellung ein, und läßt gleichsam einen Blick in eine dritte, aber nicht fremde Welt thun. Ferner erläutern sich alle Ereignisse an dem in Helena heraustretenden Beispiele, indem sie mit Gewandtheit Mythos, Schicksal, Vorherbestimmung, Götterwille für sich anführt; während Hekuba diese ganze Betrachtungsweise nachdrücklichst verwirft, und Alles auf den menschlichen Boden der Leidenschaft und Zurechnung hinüberführt.

V. Andromache.

Es giebt Schicksale, welche schon in der kürzesten Aufzählung und trockensten Darstellung das Furchtbarste offenbaren, und jedes Gemüth zu tragischer Theilnahme bewegen. So der Gegenstand dieses Trauerspiels. Achilleus tödtet den Hektor, und stirbt durch Paris, dessen Bruder. Andromache, Hektor's edle Gattin, wird Sklavin des Neoptolemos. Diesem Sohne des Achilleus gebiert sie einen Sohn, was die Eifersucht Hermionens erregt, und den Tod des Neoptolemos herbeiführt. Welche Reihe von Thaten, und (damit nothwendig verbunden) welche Reihe von inneren Kämpfen und Gefühlen müssen sich in den Gemüthern entwickeln.

Das Herbeste, besonders in Hinsicht auf Weiber und Geschlechtsverhältnisse, möchte Euripides (Vers 173) den Barbaren zuweisen. Of-

---

1) Man soll nicht vergessen, daß mancher Ausspruch, der jetzt trivial erscheint, zur Zeit des Euripides (und auch des Sophokles) eine andere und neue Bedeutung hatte.

fenbar herrschten aber auch innerhalb der hellenischen Welt Grundsätze, welche den Weibern nicht volles, gleiches Recht zugestanden. Was Gesetz und Sitte verweigerte, suchten die eifersüchtigen, mißhandelten Frauen dann durch List und Gewalt zu erreichen. Von dieser Stelle aus erklärt sich Vieles, was in unseren Tagen einer ganz anderen Beurtheilung unterläge.

Vergleichen wir die griechischen Tragiker, insbesondere den Euripides, mit Homer, so dringt die spätere Ansicht der Völker, oder der Philosophen, über Götter, Sittlichkeit, Ehe u. s. w. selbst in die Behandlung der alten Stoffe ein. Gleichwie diese, wie selbst die beglaubigten Geschichten geändert und umgestaltet werden, so ist auch eine neue Beurtheilung und Würdigung der Thatsachen nicht zu vermeiden.

Die Unparteilichkeit, welche Aeschylos gegen die Perser, Euripides gegen die Trojaner beweiset, ist dichterisch und moralisch zu loben, und sollte allen denen zum Vorbilde dienen, welche irrig meinen, boshafte, oder hochmüthige Verkleinerung des Gegners erhöhe die eigene Größe. Daß die Verhältnisse der damaligen Gegenwart, einige herbe Aeußerungen des Euripides wider Sparta und die Spartaner hervortrieben, läßt sich jedoch (Vers 448) annehmen. Daß ferner Charaktere, wie die des Menelaos und der Helena, allmählich immer ungünstiger und strenger dargestellt, behandelt und beurtheilt wurden, hängt mit der stärker werdenden Reflexion und der sich allmählich entwickelnden, soeben erwähnten Weltansicht zusammen, welche keineswegs leichtsinniger und abgeschwächter, sondern sittlicher und gerechter erscheint. Es ist nicht möglich, die aus edlem, wahrhaft menschlichen Gefühl hervorgehende Entrüstung über Menelaos' grausam arglistiges, unedles Thun und Lassen beredter und eindringlicher auszusprechen, als dies von Peleus geschieht. Sehr geschickt läßt Menelaos in seiner Antwort das allgemein Menschliche, wie das ganz Persönliche zur Seite, und hält sich an das Volksthümliche, Nationale; welches allein einiges Gewicht in sich trug, obgleich der Antwortende zuletzt dennoch den Kürzeren zog und sich beschämt zurückziehen mußte. Mehr zu ihrer Entschuldigung konnte die gereizte und verführte Hermione beibringen, obwohl die Furcht ihr später eine richtigere Ansicht aufzwingt. Beide, Hermione und Andromache, werden gerettet, Neoptolemos aber unerwartet getödtet. Weder Apollon noch Orestes erscheinen in dieser Beziehung ganz gerechtfertigt, weshalb der berichtende Bote sagt (Vers 1165): „nach böser Menschen Art erinnert sich Apollon alten Streites". Mit Recht hat Euripides das Finstere, leidenschaftlich Gewaltsame der Tyndariden und Pelopiden nirgends ganz ausgesüßt, oder Recht und Erfolg als gleichbedeutend durcheinander geworfen. Das wahre Uebergewicht bleibt, trotz aller sie treffenden Unfälle, auf der Seite des Peleus und der Andromache, und Thetis bringt jenem zum Schlusse ungehofften Trost.

Daß Racine in seiner Andromache ganz vom Euripides abgewichen ist, giebt an sich keinen Grund gerechten Tadels; daß sich aber, abgesehen

davon, gar viel gegen die französische Behandlung sagen läßt, dürfte kaum zu bezweifeln seyn.

VI. Elektra.

A. W. Schlegel hat die Choephoren des Aeschylos und die beiden Elektren des Sophokles und Euripides so genau, scharfsinnig und geistreich verglichen, daß es scheint, es sey kein Wort abzunehmen oder hinzuzusetzen. Ja es dürfte für Hochverrath an der Poesie gelten, wenn man es wagte, Zweifel gegen die unbedingte Vollendung der sophokleischen Elektra zu äußern. Könnte indeß ein solcher Ketzer oder Hochverräther nicht sagen: Es wird verhältnißmäßig in der sophokleischen Tragödie noch mehr gesprochen und weniger gehandelt als in der euripideischen; die Erfindung der Todesnachricht ist unnöthig, die Erzählung trotz aller Schönheit zu lang, sowie für den besser Unterrichteten unwirksam; der Schluß gewährt keine vollständige Lösung und Beruhigung, Elekträs Charakter ist allzu herbe aufgefaßt und dargestellt u. s. w.

Will man diese und ähnliche Einreden auch als unverständig von der Hand weisen, so dürfte doch der Versuch, den Euripides, diesen großen Dichter, gegen herbe, meines Erachtens aber unbillige Vorwürfe zu vertheidigen, bescheidener erscheinen und geduldet, wenn auch nicht von Allen gebilligt werden.

Allerdings war es kühn, daß Euripides, nachdem Aeschylos und Sophokles diesen und andere Stoffe noch einmal behandelte [1]), daß er sich auf einen Boden begab, wo man geneigt ward, ein anch' io sono pittore strenger als sonst zu betrachten und zu beurtheilen. Indessen wollte er hiemit keineswegs darthun, daß er dasselbe besser oder auch nur ebenso gut machen könne, als seine Mitbewerber; sondern daß man die Aufgabe noch anders aufzufassen und zu lösen im Stande sey. Was Sophokles dem Aeschylos gegenüber durchführte, versuchte Euripides gegen beide; und große Dichter könnten denselben Stoff gewiß auf eigenthümliche und anziehende Weise ein viertes und fünftes mal verändern und umgestalten.

Der Prolog des Mykenäers bringt uns sogleich auf die Stelle, von wo aus wir das Abweichende und sonst Unverständliche sogleich übersehen und begreifen können. Aber eben gegen diesen Mykenäer, und Alles was sich an ihn anreiht, richten sich die Haupteinwendungen der Kritiker. [2]) Dieser Bauer, sagt man, zieht Alles aus der Region der Heldentragödie hinab in das gemeinste Leben, in unnütze häusliche Discurse und flache Betrachtungen. — Wir wollen nicht alle Reden und Betrachtungen in Schutz nehmen, nicht die Mischung der Stände

1) So den Oedipus, die Antigone, den Philoktet.

2) Aus den geringeren Personen der Chöre tritt nun einmal einer in den Vordergrund.

im Allgemeinen billigen, noch alle Tragödien aus geringen Personen und bedeutungslosen Ereignissen aufbauen. Keine Regel ist indessen ohne Ausnahme; wenigstens wußte Euripides, was er mit seiner abweichenden Auffassung bezweckte. Wie so oft, hat er auch hier eine neue, später so oft betretene Bahn kühn eröffnet.

Wenn Klytämnestra der Ermordung Elektra's widersprach, wenn diese ihre Klagen und Vorwürfe niemals unterdrücken konnte, oder wollte, wenn mächtige Fürsten sie zur Gemahlin verlangten (Vers 21, 253): was war natürlicher, als daß man versuchte sie außer dem Hause in einer Weise unterzubringen, welche jenem Skandal ein Ende machte, ohne neue Gefahren herbeizuführen. Mit einer solchen Verheirathung schien die politische Laufbahn der leidenschaftlichen Feindin ein Ende zu nehmen. Im Fall des Euripides Fabel auch nicht auf geschichtlicher Wahrheit beruhen sollte, fehlt ihr doch nicht alle geschichtliche Wahrscheinlichkeit; ja selbst die bloße Erfindung kann man nicht überkünstlich oder gemein nennen. In unseren Tagen hat Goethe die Katastrophe seiner Eugenia ganz in ähnlicher Weise herbeigeführt, und Ludwig Philipp vielleicht aus verwandten Gründen die Heirath der Herzogin von Berry befördert.

Diese Ausbeugung des Schicksals der Elektra, diese Verbindung mit einem edlen, zartfühlenden, von ihr geachteten, sonst aber armen und ihr nicht gleichstehenden Manne, ist (abgesehen von einzelnen Worten und Zeilen) wahrhaft ergreifend und tragisch, ohne den weiteren Gang der furchtbaren Ereignisse in den höheren Kreisen zu unterbrechen und aufzuhalten. Darin, daß Elektra arbeiten, ihr Schicksal in ganzer Herbigkeit ertragen und zeigen will, offenbart sich ihr Stolz und ihr Haß; es wird zum bedeutenden Fingerzeige für das Folgende. Ebenso wird das Idyllische, ja Aermliche und fast Lächerliche, durch den Gegensatz zum Wehmüthigen, und auf diesem dunkeln Schatten spiegelt sich die Pracht Klytämnestra's desto schärfer ab. Gleicherweise stehen schon früher die Klagen Elektra's den Aufforderungen des Chors zur Freude gegenüber. In der Rede Elektra's an den ungekannten Orestes (Vers 300), und den Wechselreden Elektra's und Klytämnestra's zeigt sich endlich Euripides in seiner ganzen, ihm eigenthümlichen Größe. Ihr Verbrechen kann Klytämnestra allerdings nicht rechtfertigen, es wird aber durch Erzählung der Veranlassungen begreiflich.

Daß Elektra, als sie fremde Männer in der Nähe ihres einsamen Hauses sieht, im ersten Augenblicke Nachforschungen fürchtet, ist so natürlich als daß Orestes sich nicht zu erkennen giebt, bevor er des Mannes und der Umgebungen sicher ist. Die Wiedererkennung durch den Pfleger ist allerdings besser begründet, als wenn sie sich, wie bei den anderen Tragikern, auf Haarlocken und Fußtapfen bezöge, was schon Aristoteles (Poetik, Kap. 16) tadelt und Euripides (Vers 527) verspottet. Die hinterlistige Ermordung des Aegisthos kann man als das Gegenstück zu der Agamemnon's betrachten. Vielleicht hat auch der

Dichter durch seine Behandlungsweise einiges Licht auf den sonst ganz schwarzen Charakter des Aegisthos werfen und einige Theilnahme für ihn erwecken wollen. Aus guten Gründen läßt Euripides den Aegisthos vor der Klytemnestra tödten; denn diese That war leichter und unbedenklicher als ein Muttermord, und beseitigte zugleich die größere Gefahr.

Am Schlusse der Elektra des Sophokles wird Aegisthos zum Abschlachten weggeführt. Ist mit dieser Dissonanz das Stück wirklich ganz zu Ende gebracht; fehlt nicht vielmehr eine harmonische Beruhigung, oder ein ganzes Stück, wie es Aeschylos in den Eumeniden giebt? Daß Orestes und Elektra beim Euripides nach der Ermordung ihrer Mutter Reue zeigen, daß ihnen das Orakel des Apollo nunmehr in anderem Lichte als vorher, und nicht als volle Losſprechung erscheint, ist der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen vollkommen gemäß. Es vernichtet keineswegs die Tragödie, sondern zeigt sich erst im größten Maßstabe und in unergründlicher Tiefe. Ueber diese Geheimnisse sprechen die Dioskuren am Schlusse überraschende, merkwürdige Worte. — Diese erweisen, welche Arbeit des Kopfes und Herzens damals Dichter und Philosophen nicht scheuten, während wir oft Alles leicht aufs Reine und Feine gebracht wähnen, wenn wir jeden Knoten mit dem Worte Schicksal durchhauen.

VII. Orestes.

Man hat den Euripides getadelt, daß er die alten, heiligen, unantastbaren Sagen, Mythen und Fabeln willkürlich verändert habe. Wo gäbe es denn aber eine Sage, oder gar eine Fabel, die unveränderlich wäre, die man nicht angetastet oder umgewandelt hätte? Was man also anderen Dichtern erlaubte, ja dem Volke (bis zum Pöbel hinab) nicht verwehren kann, muß man billigerweise auch dem Euripides verstatten. Prüfung und Urtheil wäre also hauptsächlich auf den Werth der Aenderungen oder Eigenthümlichkeiten zu richten, ohne sie im voraus als etwas zu verdammen, das nicht daseyn sollte. Und da glaube ich, daß Anordnung und Inhalt dieses Trauerspiels sich meist rechtfertigen läßt.

Loben möchte ich es zuvörderst, daß im Orestes die argivischen Männer sich in Bezug auf den Mörder seiner Mutter und ihrer Königin nicht ganz gleichgültig und unthätig verhalten, Urtheil und Strafe nicht blos den Göttern und Eumeniden zuweisen, sondern selbst eingreifen wollen. Mitleid und Entschuldigung findet sich dagegen bei den argivischen Weibern; kein erkünstelter, sondern ein natürlicher Gegensatz.

Ueberhaupt ist (wie öfter beim Euripides) Handlung und Gedanke weniger auf dem Boden des Heroischen festgehalten, als auf den Boden des Menschlichen hinübergeführt; wobei allerdings das Erhabene, Ueber-

menschliche zuweilen verschwindet, aber die Tiefe der Betrachtung keineswegs leidet, und andere verborgene, bedeutungsvolle Seiten des menschlichen Gemüths ans Licht gezogen werden.

So läßt Euripides äußerlich kein Furienchor auftreten; die Nemesis, die Furien wohnen vielmehr im Innern der Brust, im Bewußtseyn, (ἡ συνεσις, Vers 396) der That, welche als nothwendig und zugleich als verbrecherisch erscheint. Gewöhnlicher Leichtsinn und scheinbares Raisonnement können dies Räthsel nicht lösen; doch hält diese Schwierigkeit den Euripides nicht ab, aus der Tiefe seines Dichtergeistes Strahlen in jenes dunkle Land hinabzusenden, welche den Mittelpunkt des Geheimnisses mehr oder weniger enthüllen.

Daß unter so unzähligen Betrachtungen und Lehrsätzen im Euripides manche nicht neu, oder an unpassender Stelle angebracht sind, läßt sich nicht leugnen? Doch sind sie wahr, und man kann auf ihn mindestens ebenso gut, als auf den leichtsinnigeren, weniger gemüthlichen Ariost, Goethe's Wort anwenden:

> Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
> Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen.

Wenn von der Ermordung Klytämnestra's gesagt wird: sie sey zwar gerecht, aber nicht schön (δίκαια μέν, καλῶς δ'οὔ, Vers 194), so läßt dies einen Blick thun in eine Hauptgegend der griechischen Weltansicht, welche vielen anderen Völkern immerdar völlig unbekannt blieb. Die gesammte römische Rechtsentwickelung z. B. hat keine Ahndung, daß die Schönheit in solchen Zusammenhang mit der Gerechtigkeit treten könne und solle, daß es möglich sey diese durch jene zu reinigen und zu verklären. Eine ähnliche bedeutsame Hinweisung findet sich (Vers 599) auf den Unterschied von nicht recht und nicht glücklich handeln; oder darauf: daß bei gleichen Gesinnungen, Ursachen und Voraussetzungen doch sehr verschiedene Folgen hereinbrechen und den Menschen, trotz alles theoretischen Trostes, zu Boden drücken können. Oder wäre es etwa dasselbe, wenn Gretchens Schicksal sich nicht so furchtbar entwickelte, wie der Dichter es darstellt; sondern wenn ihr Faust eine gute Aussteuer gegeben und sie einen anderen Mann gefunden hätte?

Der Wechsel der Ansichten und Gefühle, welcher aus Orestes hervorquillt, ist natürlich, und der Gedanke erschütternd, daß sein eigener Vater ihn vom Muttermorde würde abgehalten haben. Richtig und genau unterscheidet ferner Tyndareus, wie weit Orestes als Rächer seines Vaters gehen durfte, und wo seine eigentliche Schuld, nach menschlich rechtlicher Betrachtungsweise, beginnt. Er beurtheilt den Muttermord aus dem Standpunkte der euripideischen Zeit, und nach den erkannten Grundsätzen der Sittlichkeit, wogegen eine angebliche göttliche Weisung keineswegs ausreicht. Werden alle diese Räthsel auch nicht gelöset, so werden sie doch scharfsinnig aufgezeigt und beleuchtet. Daß

Helena zugleich Theilnahme äußert für ihre Schwester, ihren Neffen und ihre Nichte, ist ganz natürlich; was die Gewaltthat auseinanderriß und feindlich gegenüberstellte, bleibt bei ihr noch ein Einiges, durch Natur und Liebe Vereintes.

Es ist merkwürdig und lehrreich, daß die berathende, demokratische Volksversammlung nicht auf der Bühne dargestellt, sondern der Hergang erzählt wird. [1]) Jene mochte nicht für würdig und künstlerisch genug gelten, oder neben dem Chore keinen Platz finden. Ebenso wenig werden bei den Griechen die Schlachten auf dem Theater ausgefochten, oder die Ermordungen vor den Augen der Zuschauer vollzogen.

Als die Gefahr bringender wird, weiset Orestes nochmals auf Apollon als den ersten Urheber der That hin, und der Gegensatz göttlicher Fügung und persönlicher Zurechnung drängt sich immer wieder in den Vordergrund. Da sich keine Lösung und Hülfe zeigt, geht Orest männlich gefaßt, Elektra weiblich klagend dem Tode entgegen. Sie will nicht durch die Hand Fremder, sondern in seinen Armen sterben; er weigert sich schaudernd noch mehr Blut zu vergießen. In diesem Augenblicke zeigt der gewandte, lebenslustige Pylades, einen Ausweg durch Nothwehr, und zugleich die Möglichkeit einer Rache an dem unthätigen, eigennützigen Oheim Menelaos und der hassenswürdigen Helena. Mit der Eröffnung dieses Ausweges verschwindet Niedergeschlagenheit und Wehmuth, die herbe Kühnheit des Geschlechts der Pelopiden tritt bei Elektra und Orestes wieder in den Vordergrund, und man kann die Frage nicht unterdrücken: ob nach so menschlicher Behandlung aller Verhältnisse die Entwickelung und Lösung nicht ohne Apollon, diesen deus ex machina, möglich gewesen wäre. Indessen bedurfte nicht blos Orestes, sondern, nach so mancher Anklage, der Gott selbst einer Rechtfertigung; und nur durch ihn konnte Helena gerettet, der Friede unter den Verwandten hergestellt und eine neue gerichtliche Untersuchung und Entscheidung in Athen vorgeschrieben werden. Dies Rechtnehmen, dies Plaidiren selbst der Götter vor menschlichen Gerichtshöfen, ist eine sehr sonderbare, auffallende Wendung. Zur Hälfte erscheinen sie selbst verantwortlich, ὑπεύθυνοι; zur Hälfte kann man es betrachten, wie eine Offenbarung des Göttlichen zur Erleuchtung des Menschen. Neu und dem Euripides ganz eigenthümlich ist es, daß die tragischen Bestandtheile und Verhältnisse zuletzt bezwungen werden, und das Ganze einen heiteren, fast lustspielartigen Ausgang nimmt.

Der Scholiast tadelt, daß außer Pylades alle Personen in der Tragödie φαῦλοι wären. Heißt dies theilhaft eines Verbrechen, so wäre auch Pylades nicht auszunehmen, wohl aber die am härtesten bedrohte Hermione. Sittliche Reinheit ist aber von den tragischen Personen in der Regel gar nicht zu verlangen; sie sind zugleich rein' und unrein, und gereinigt. Erlaubt man ferner die erwähnte menschlichere Behand-

1) Die Rede des Boten enthält treffliche Lehren für die Athener.

lung der Fabel, so sind die Personen auch nicht zu geringhaltig, wie man φαῦλοι übersetzen könnte. Menelaos spielt öfter (so im Ajax des Sophokles) eine schlechte Rolle; wogegen Helena, über welche in jener Beziehung am meisten zu sagen wäre, ihrer legitimen Abstammung halber, gerades Weges in den Himmel erhoben wird!

VIII. Der rasende Herkules.

Die Herakliden und der rasende Herkules sind in mancher Beziehung allerdings ähnlich, aber auch wiederum wesentlich verschieden. Behalten wir zunächst die Aehnlichkeit im Auge, so suchen in beiden Stücken die Kinder des Herkules ihren Verfolgern zu entgehen, und wenn dort Jolaos über das Schicksal klagt, dann hier Megara und Amphitryon. Die Anmaßung des eurystheischen Boten in den Herakliden wird von der Härte des Lykos in dem rasenden Herkules noch überboten; denn warum könnte dem Eindringling das Wegräumen künftiger Gegner nicht genügen, warum will er sie grausam verbrennen? Nach dieser Härte, nach der strengen Zurechtweisung des Chors erscheint es sonderbar, daß Lykos ein Gespräch geduldig mit anhört (Vers 252), welches die beleidigendsten Aeußerungen wider ihn enthält; nimmt man dagegen an, er gehe weg und komme erst nachher (Vers 321) wieder zurück, so ist dies nicht willkürlicher, als wenn hier Alles bei Seite gesprochen würde. Auch läßt sich fragen: ob der über Lykos erzürnte, stets über Leibesschwäche klagende, unthätige Chor durchaus kinderlos, oder ohne allen Einfluß auf seine Söhne, oder ob denn alle Jüngeren mit dem Tyrannen einverstanden waren? Nach dem Gesange über die Thaten des Herkules erscheint nochmals Megara mit den Kindern und sagt schöne, rührende Dinge, und wir theilen ihre Freude, als endlich Herkules zur Rettung auftritt.

Mit dem Tode des Lykos scheinen endlich Alle zu sicherem Glücke gekommen zu seyn; da beginnt mit kühner Steigerung eine zweite Tragödie, es stürzt durch Here's (selbst von Lyssa mit Recht getadelten) Zorn gegen Herkules ein unerwartetes schrecklicheres Unglück herein: der Retter wird zum Verderber, der Vater zum Mörder seiner Kinder. Iris und Lyssa treten als Personen auf, wohl nicht mit wenigerem Rechte als die Eumeniden. Ueberhaupt waren diese und ähnliche Gestalten der Griechen nicht abstracte Begriffe; wenn dagegen neuere Dichter bloße Begriffe zu Personen erheben, so müssen sich diese armen Creaturen gewöhnlich auf eine erbärmliche Weise zwischen Leben und Tod hinquälen. Der geniale Uebergang in dem Gespräche jener beiden aus den Jamben zu Trochäen thut die größte Wirkung, und ängstlich beklagt der Chor (Vers 875) Alles schon im voraus als unausweichbar, was wir erst erleben sollen.

Die Erzählung von des Herkules Wuth, von seinem Schlafe, die Furcht vor seinem Erwachen ist furchtbar schön, und wenn auch die

Kriegsmacht des edel auftretenden Theseus gegen Lykos nicht mehr nöthig ist, so bedarf man doch seiner Vermittelung. Die Klagen des Herkules sind zugleich großartig und rührend, die Rede des Theseus gegen die Leitung der Götter gewaltig, jedoch mehr bitter betrachtend als prometheisch. Obgleich Herkules unschuldig von der Juno verfolgt wird, übernimmt er von einem höheren Standpunkte die Vertheidigung der Götter, oder vielmehr der Gottheit. Endlich folgt er dem treuen Freunde nach Athen, der menschlichsten Stadt; er will sich dort sühnen und ermannen. Dies giebt einen Schluß, auch keinen schlechten Schluß; doch steht er zurück gegen den Ausgang der Eumeniden und des Oedipus in Kolonos.

Und wie unendlich steht wieder die Bearbeitung des Seneca gegen die euripideische zurück. Iris und Lyssa sind weggestrichen, dagegen eine prologirende Juno hinzugekommen, welche über die Unzucht des Zeus ein Langes und Breites klagt. Lykos will erst Megara heirathen, dann tödten; Theseus ist gleich anfangs ohne genügende Veranlassung zur Hand; Herkules wüthet auf der Bühne selbst, und Theseus sieht mit den Anderen zu — Bombast und Schwulst vom Anfange bis zum Ende. Die Trachinierinnen des Sophokles sind so wesentlich verschieden von der Auffassung und Behandlung des Euripides, daß eine nähere Vergleichung um so entbehrlicher ist, da beide Dichter in ihrer Weise das Rechte gethan haben.

Nur noch eine Bemerkung. Die Frage, wer des Herkules Vater sey, bleibt unentschieden (z. B. Vers 353, 492, 1265). Amphitryon ist bald auf die Schwägerschaft des Zeus stolz, bald schilt er auf ihn; Herkules versichert verdrießlich, er halte den Zeus nicht für den rechten Vater u. s. w.; kurz Amphitryon erscheint einem Manne gleich, den ein König gefälligst zum Hahnrei gemacht hat, und der sich heute eitel darüber zeigt, morgen sich schämt. Man kann zwar großen Sinn in diese Hahnreigeschichte hineinlegen, aber der natürlichste Gedanke ist gewiß der häufigste; deshalb möchte Amphitryon auf die Neueren nicht leicht eine große tragische Wirkung machen, ja er soll sie nicht machen, und es wird uns ohne diese zweideutige Historie nicht an edleren tragischen Stoffen fehlen.

IX. Die Herakliden.

Die Herakliden sind, in Bezug auf Athens damalige politische Verhältnisse, gewissermaßen ein Gelegenheitsstück, und diese Bemerkung führt uns zu nahe liegenden Fragen. Wird ein Stück deshalb schlecht, weil es bei einer äußeren Veranlassung gedichtet ist? Sind alle Veranlassungen nothwendig herabziehend, erdrückend? Können sie nicht erhebend und begeisternd sein? Ist denn die Gelegenheit immer so eilig, daß dem Dichter keine Zeit bliebe, irgend etwas Tüchtigeres zu liefern? Hat nicht jedes Stück irgendeine äußere Veranlassung, welche die

innere Kraft des Dichters in Bewegung setzt und ihr eine bestimmte Richtung giebt? — Es kann sich unseres Erachtens ebenso gut eine erhabene Veranlassung zu einer kleinen Kraft gesellen, als eine unscheinbare Veranlassung mit einer großen Kraft verbinden. Die größte Veranlassung mit der größten Kraft vereint, gäbe dann das vollendetste Kunstwerk; wogegen bei dürftigen Veranlassungen und geringen Kräften für die Dichtkunst die schlimmste Zeit einbricht. Der Tadel von Gelegenheitsstücken hat im Allgemeinen wohl keinen genügenden Grund, und geht nur daraus hervor, daß man in der Regel diejenigen so benennt, wo die Veranlassung bedeutender hervortritt, als die Kraft des Dichters oder seine Geschicklichkeit sie zu benutzen; wo keine freie Erweckung des Gemüthes, sondern eine dramatische Zwangspresse stattgefunden zu haben scheint. Aber das Mißverhältniß, welches aus der Größe der Veranlassung und einer geringen Behandlung entsteht, giebt den Gelegenheitsgedichten nicht allein den Namen, da jene klein, diese vortrefflich seyn kann, ohne daß man die Benennung änderte; so wird jeder Goethe's „Was wir bringen“ ein Gelegenheitsstück und ein treffliches Gelegenheitsstück nennen. „Ebendeshalb (könnte aber mancher erwiedern) weil die Gelegenheit hier durchaus dramatisch ist und sozusagen mit der Behandlung rein aufgeht; in den meisten Fällen ist dagegen die dramatische Behandlung unnatürlich, und das schlechte Stück läßt sich von der gewaltigen Veranlassung nur forthelfen, oder es nimmt den Mund voll, um einem gleichgültigen, unwerthen Ereignisse Wichtigkeit und Würde zu geben. Das Drama ist über oder unter der Veranlassung, mithin jedesmal ein Mißverhältniß vorhanden, und jedesmal dem Stoffe eine Wendung gegeben, welche der Dichter frei von dem Zwange der Gelegenheit nicht gewählt, sondern undramatisch genannt haben würde. Hauptsächlich ist dies bei den Stücken der Fall, welche sich die vornehmsten dünken, den Staat, Staatszwecke und Patriotismus zur Schau tragen, und indem sie die Kunstzwecke unterordnen, das Recht auf ein Kunstdaseyn verlieren.“

Wahr, aber nicht durchaus wahr; denn was zuerst die Stücke betrifft, welche etwa blos Hochzeitens oder Kindtaufens halber an Höfen gemacht worden sind, oder nachgemacht werden, so sollte der Dichter hiebei den Stoff wohl frei behandeln und nur eine örtliche Nutzanwendung beifügen, welche sich dereinst ohne Zerstörung des organischen Baues herausnehmen ließe. Was ferner die vaterländischen Stücke betrifft, so werden sie zwar mit Recht verurtheilt, wenn geistesarme Dichter damit ihre Blöße bedecken und das Urtheil bestechen oder zurückschrecken wollen; allein es giebt auch eine Theorie der Absonderung aller Kunst vom Staate, welche nicht ein Quentchen mehr werth ist, als das entgegengesetzte Gerede der patriotischen Bettelpoeten. Staat und Religion und Kunst gehen Hand in Hand, und wo diese jene nicht zurückspiegelt, wo die Natur jener nicht aus der Kunst wieder erkannt werden kann, fehlt allen das eigenthümliche Leben. Ein und dasselbe

Stück kann nicht chinesisch und hellenisch, britisch und französisch seyn und soll es nicht seyn, und wer da will daß allen Bäumen eine Normalrinde wachse, der weiß blos von der Rinde. Das Drama insbesondere kann und soll auf das Volk wirken, es kann vaterländisch seyn, nicht allein unbeschadet, sondern im höchsten Einverständniß mit den Kunstzwecken.

„Zugegeben, aber man soll nur den Patriotismus nicht merken, es soll den Personen nicht auf ihren Kleidern geschrieben stehen, sie wären Patrioten, und wären da, um Patrioten zu seyn." Richtig, sie sollen sich den Patriotismus nicht blos angezogen haben, sondern wirklich haben; aber wenn sie ihn haben, mag man es auch tüchtig merken, im Drama wie im Epos. Oder wäre in Goethe's Hermann und Dorothea die stete Hinweisung auf Weltbegebenheiten, der deutsche Patriotismus, ein Fehler und nicht vielmehr — wie ein großer Kunstkenner richtig bemerkt — die erhabenste Begründung des Ganzen? Oder wäre es ein schlechtes Werk, weil man es ein Epos nennen könnte, geschrieben auf Veranlassung der französischen Revolution? Wahrlich, die größte Veranlassung kam hier zum größten Dichter, und der obige Satz findet sich hier bestätigt. Aber auch überall bestätigt, z. B. im Shakspeare und bei den Hellenen. Die Verherrlichung Athens, die Erinnerung an die Thaten, die Verfassung, die Freiheit, die Großmuth tritt, wo sich nur irgendeine Gelegenheit findet, mit Pracht, mit Nachdruck, mit Innigkeit hervor, z. B. in den Persern, den Eumeniden, dem Oedip von Kolonos und in so vielen euripideischen Stücken; was wäre endlich Aristophanes ohne den Staat und die Politik. — Es gab eine Zeit — hoffentlich ist sie ganz vorüber —, wo viele Deutsche ohne organischen Staat, scheinbar nur um Essens, Trinkens und Kinderzeugens halber zusammen lebten, ohne Politik oder mit einer falschen behaftet waren, überbescheiden von der Hoheit ihrer Vorfahren und der Herrlichkeit deutscher Nation schwiegen, und sich ohne Mühe alles dessen entäußert zu haben schienen, was so auf sie hätte wirken können wie jene Dramen auf die Athener. Dagegen rühmten sie sich der Eigenschaft des weichen Thones, welcher jeden Eindruck fremder Formen willig annimmt und nie eigensinnig widersteht; sie quälten sich weltbürgerlich die Schau- und Schattenspiele aller Völker und aller Zeiten, der Vor- und Mitwelt, zur Bewunderung der Nachwelt vor und auf sich spielen zu lassen! Man soll fremde Naturen erkennen und würdigen, aber nicht mit falscher Selbstverleugnung die seine verhellenisiren, verspanieriren oder gar verhindnen.

Doch zurück zu den Herakliden. Das Stück beginnt rasch und schreitet ohne Abschweifungen vor. Kopreus, der Herold des Eurystheus, will Jolaos und die unerwachsenen Nachkommen des Herkules auf athenischem Boden gewaltsam verhaften; er stellt die Hülflosigkeit der Vertriebenen und die Macht seines Herrn einleuchtend gegenüber, und wir fürchten, daß die Heiligkeit der Altäre dem nichts gelten werde,

welcher so oft gegen das Recht frevelte. Da tritt der Chor zur rechten Zeit dazwischen, und als Kopreus auch diesen hart und barsch anredet und es nicht der Mühe werth findet sich mit ihm einzulassen, naht Demophon, der König, vor dem sowohl Kopreus als Iolaos ihre Sache geschickt ausführen. Im Einverständnisse mit dem Chore erklärt sich Demophon für die Herakliden; aus Ehrfurcht vor Zeus, um alter Blutsfreundschaft und Dankbarkeit willen, endlich, weil es dem edeln Sinne und der Freiheit Athens unwürdig sey Gewaltthätigkeiten zu verstatten; nur der Weg des Rechts (Vers 253) bleibe dem Eurystheus offen. Als aber Demophon über den hartnäckigen Widerspruch des Kopreus erzürnt und im Begriff ist Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erinnert ihn der Chor athenischer Greise schön an die Heiligkeit des Herolds.

So wären wir über die erste Frage beruhigt, ob Athen sich für oder gegen die Herakliden erklären werde, da tritt eine neue Gefahr hervor: Eurystheus naht mit dem Heere. Es werden indessen Gegenanstalten getroffen, und wir vertrauen der guten Sache, bis ein Orakel alle Hoffnungen zerstört: die Götter verlangen das Opfer einer Jungfrau; Athen soll, Athen will es nicht bringen, Athen kann nicht mehr retten. Alle sind rathlos, da naht Makaria, herzugetrieben von innerer Theilnahme und Herzensangst, hört das Geschehene, entschließt sich zu sterben: und zwar keineswegs ohne tieferen Grund, es ist keineswegs ein bloßer Einfall; sondern sie weiß in hoher Besonnenheit, daß, und warum es ihr zukommt sich zu opfern, sie freut sich auf den Tod, sie weiset mit Recht den Vorschlag des Iolaos zurück, da das Loos entscheiden zu lassen, wo die freie Opferung nur Werth hat und allein den Göttern genügen kann.

Allerdings erinnert die Opferung Makaria's an die Polyxenens; allein bei mancher äußeren Aehnlichkeit findet sich eine bedeutende innere Verschiedenheit: Polyxena stirbt ursprünglich von außen bestimmt und für fremde Zwecke, Makaria opfert sich dagegen nach eigenem Entschlusse und für die Geliebten. Unbezweifelt hat das Interesse des Stücks hiemit für uns den höchsten Gipfel erreicht; aber nicht blos das Interesse nimmt nunmehr ab, sondern auch die Behandlung erscheint mangelhafter. Auf die Nachricht, Hyllos komme mit einem Heere, wird Alkmene gerufen und ihr Vieles erzählt; aber von Makaria's bevorstehenden Tode weiß sie nichts, und erfährt auch nichts. Diese Unnatürlichkeit läßt sich dadurch keineswegs rechtfertigen, daß der Dichter uns Klagen nach Weise der Hekuba ersparen wollte; denn erstens war hier eine Verschiedenheit der Behandlung so gut möglich, als bei Polyxenens und Makaria's Tode, und zweitens sind die langen Reden und Rüstungen des Iolaos weder anziehender noch natürlicher. Wie kommt er auf einmal zu solchem Kriegseifer? Und wenn er ihn hat, wenn er nachher noch Heldenthaten üben soll, warum stellt ihn der Dichter so hinfällig dar, anstatt ihn und die Handlung rasch fortzuführen? Sonder-

bar genug hat man gemeint, diese Umständlichkeit sey fein begründet, weil sich nur dadurch die erforderliche Zeit für die Rüstungen zur Schlacht finde (gewiß dachte Euripides nicht an Einheit des Orts und der Zeit); und diese Zeit hilft dann auch der Chor redlich hinbringen, welcher gleich Iolaos fechten will, aber sich nicht von der Stelle rührt. Die Beschreibung der Schlacht ist lang aber nicht deutlich, episch aber nicht dramatisch, und weder Demophon, noch Hyllos, noch Iolaos, lassen sich wieder sehen. Der Makaria wird in der Erzählung des Boten an Alkmenen (angeblich aus Zartheit) nur so dunkel erwähnt, daß man kaum weiß, ob von ihr oder von einem Opferthiere die Rede ist; aber freilich war dies zweite Nothmittel erforderlich, wenn Alkmene (unpassend und nicht begreiflich) über das herbe Schicksal ihrer Enkelin, wenigstens vor der Hand, in Unwissenheit bleiben sollte. Für den Zuschauer scheint indessen selbst aus dem Wenigen auf unangenehme Weise hervorzugehen, daß man den einzigen Wunsch der Jungfrau, nicht von Männerhänden zu sterben, keineswegs erfüllt hat.

Das Wunder, welches die Gottheit des Herkules bekräftigen und Iolaos stärken soll, läßt uns kalt; dagegen fragen wir: ob Hyllos denn vor und ohne Opferung Makaria's den Zweikampf mit Eurystheus in der Hoffnung des Erfolgs wagen konnte? War dies möglich, wozu die Opferung? War es unmöglich, wie konnte Hyllos so tollkühn sein, wie konnte man ihn darüber in Unwissenheit lassen? Eurystheus ist nicht so schuldig als Polymestor, und seine Bestrafung keineswegs von der inneren Nothwendigkeit, wie die des thracischen Königs. Mit Recht widerspricht deshalb der Chor und die Sophisterei Alkmene's: es genüge des Eurystheus Leichnam zurückzugeben, verliert vollends alle Bedeutung, da sie am Schlusse befiehlt, ihn den Hunden vorzuwerfen. Dies und manches Andere ward vom Dichter wohl nur in politischer Hinsicht und als eine Vorbedeutung für die damalige Gegenwart erwählt; die Athener, im Kriege gegen Sparta, konnten noch eine Festhaltung, eine Steigerung des Interesse fühlen, wo wir uns über Mattigkeit beklagen und behaupten müssen, die äußere Veranlassung habe die innere Kraft des Dichters beschränkt und ihn von dem nahe liegenden höheren Kunstzwecke abgeführt.

X. Die Phönissen.

Obgleich Etliche behauptet haben: dies Trauerspiel sey das beste unter allen euripideischen, kann man einige Zweifel dem Lobe voranstellen. Was zuvörderst den Prolog betrifft, so will ich nicht allein die im Allgemeinen dawider aufgestellten Einreden hier zur Seite lassen, sondern auch zugeben daß er den Unkundigen (als ein gleichsam erläuterter Komödienzettel) oft einfacher und besser auf die rechte Stelle und

zum Verständnisse hilft [1]), als wenn man diese unentbehrlichen Erläuterungen zerstückelt und an unpassenden Stellen im Dialog anbringt. Künsteleien dieser Art verdienen wohl noch weniger Billigung, als wenn man das, was der Haupthandlung vorhergeht und aus ihr selbst nicht klar wird, eben ganz einfach voranschickt. Konnte aber Euripides die Schicksale des Oedipus nicht als bekannt voraussetzen? War es ferner nöthig, dem epischen Prologe der Jokaste gleichsam einen dialogischen der Antigone und des Pädagogen, und einen dritten lyrischen des Chors folgen zu lassen? Ist nicht hiedurch die ganze erste Hauptabtheilung, oder der erste Act, mit Vorbereitungen angefüllt, welche die eigentliche Aufgabe und Haupthandlung wenig weiter führen. Warum werden die sieben Hauptanführer vor Theben erst vom Pädagogen und nachher vom erzählenden Boten beschrieben; welche beide Versuche hinter der bewundernswerthen Gegeneinanderstellung im Aeschylus zurückstehen.

Das Schlußchor des zweiten Acts, welches von der älteren Geschichte Thebens handelt, könnte als Prolog vor dem Prolog des ersten Acts hergesagt oder gesungen, und dem Polyneikes sein Examen der ihm, so scheint es, unbekannten phönicischen Weiber erspart werden. Warum ist überhaupt diesen der Chor zugetheilt, von thebanischen Männern und Weibern aber sonst nirgends die Rede?

Schlachten sind auf der Bühne allerdings schlecht anzusehen, auch wollten die Griechen überhaupt Vieles nicht sehen, was die angeblich Zarteren und Gebildeteren jetzt aushalten. Deßungeachtet fällt es auf, daß der vierte Act fast ganz mit Erzählungen angefüllt ist, und Antigone im fünften Act dem Oedipus Manches noch einmal erzählen muß, weil er im vierten nicht mit zugehört hatte; welcher dann nicht unterlassen kann, auch noch einmal über seine früheren Schicksale klagenden Bericht zu erstatten. Das Stück schließt mit einer Art von Prolog zu zwei neuen Trauerspielen, einem unausbleiblichen Oedip in Kolonos und einer Antigone.

Um diesen Tadel zu mildern und näher zu bestimmen, läßt sich andererseits sagen: Jokastens Prolog bezweckt nicht allein die Zuhörer mit gewissen Thatsachen bekannt zu machen, welche auf den weiteren Gang des Trauerspiels Einfluß haben, sondern auch ihre eigene Stellung und Gemüthsstimmung auszudrücken und eine dringend nöthige Anrufung der Götter vorauszuschicken. Noch mehr lehrt das Gespräch Antigone's die Personen sowie die Verhältnisse und die Mannichfaltigkeit der Gefühle kennen, woran sich von einem dritten Standpunkte die lyrischen Ergüsse des Chors sehr natürlich anschließen. Daß fremde Weiber diese Theilnahme aussprechen, die Stadt aber wüst und leer erscheint, und selbst Polyneikes diese Einsamkeit fürchtet, zeigt schreckhaft

1) Die Trachinierinnen haben auch einen Prolog, und was Ajax (Vers 410 fg.) spricht, läßt sich ebenfalls so betrachten.

die Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse und steigert die bangen Ahndungen. Ein Chor von Thebanern hätte wohl zu bestimmt Partei ergriffen. Die Schilderung der Anführer ist allerdings bei Aeschylus kräftiger und abgerundeter, wogegen Euripides sie nicht episch, sondern im wirklichen Kampfe zeigt. An einem so entschiedenen herrschsüchtigen Charakter wie Eteokles muß die größte Beredsamkeit scheitern, und doch mildert die Wendung, daß er das Vaterland vertheidige, seine Schuld, und legt tragisch einen Theil derselben in die Wagschale des Polyneikes. Noch mehr Mitleid fühlen wir mit der unglücklichen Jokaste (deren rührende Ermahnungen an ihre beiden Söhne ganz vergeblich bleiben) und mit Kreon, dessen Sohn sich freiwillig für das Vaterland opfert. Es fällt auf, daß die Götter so oft derlei Opfer verlangen; doch steht damit gewöhnlich in Verbindung eine Buße früheren Unrechts, oder eine Nemesis; auch kehrt ja derselbe Grundgedanke in der Lehre von der Opferung Christi wieder.

Soviel man aber an den Phönissen krittele, bleibt doch, ungeachtet aller Zweifel und Bedenken, der Untergang eines ganzen Königshauses und so vieler Helden und Kämpfer tief erschütternd; nur kann man in den Schlußworten des Oedipus: „man müsse sich der Nothwendigkeit unterwerfen", keine volle Lösung erkennen. Vielmehr enthalten sie ein neues Räthsel, schwerer zu begreifen und zu entziffern, als das der Sphinx. Nicht blos das Furchtbare, sondern auch das kurzweg als unsittlich zu Bezeichnende (Menschenopfer, Mord, Ehebruch, Blutschande u. dgl.) geht in vielen tragischen Fabeln der Griechen nicht vom Menschen und seiner Sündhaftigkeit aus, sondern es wurzelt und entspringt außerhalb seiner Kräfte und seiner Zurechnung. Es wird abwechselnd den Göttern oder dem gestaltlosen Schicksale zugewiesen, was aber, wie gesagt, bei einer gewöhnlichen Behandlungsart die Dunkelheit vermehrt, anstatt Licht zu verbreiten.

XI. Die Flehenden.

Das damalige Verhältniß von Athen zu Argos hatte ohne Zweife Einfluß auf die Entwerfung dieses Trauerspiels. Es war in gewissem Sinne ein Gelegenheitsstück, wie die Herakliden, und erlaubte den Athenern, ja allen Griechen ernste, sehr heilsame Lehren in edelster Weise an das Herz zu legen über verdammliche Kriegslust, schlechten Ehrgeiz, Gefahren übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth, Verführer des Volks, Werth des Friedens u. s. w. Euripides zeigt sich hiebei keineswegs als feigen, schwächlichen Schmeichler: er dringt höchst lobenswerth auf Tugend, Mäßigung und Beobachtung der Gesetze; er lehrt daß nur aus Anstrengungen (Vers 577) das wahre Glück erwachse. Er weiß daß der Mittelstand zum Wohle jedes Staates unentbehrlich sey, und von ihm Rettung und Erhaltung des Ganzen hervorgehe (Vers 244); er ergreift geschickt die Veranlassung, sich über die Licht- und Schatten-

seiten der Monarchie und der Demokratie scharfsinnig auszusprechen. Mag dies Erörtern, dies Disseriren, mit der allgemeinen Neigung der Athener und der persönlichen des Euripides zusammenhängen, es ist doch auch ein Weg, dialogisch und dramatisch vorwärts zu kommen, und Wahrheit und Recht zu finden. Wenigstens scheint es mir: dies scharfe, fortschreitende Verfahren sey dem Rhetorisiren ins Blaue hinein vorzuziehen, welches bei Franzosen und Italienern (und auch bei Deutschen) soviel Beifall gefunden hat. Zurechtweisungen über Staat und Politik, Krieg und Frieden, welche Aristophanes mit kühnem Uebermuthe austheilt, werden hier in gemäßigter und ernster Weise, jedoch um so eindringlicher und unwiderleglicher eingeflochten. Mit Unrecht wird nur jenes gelobt, dies hingegen getadelt.

Theseus tritt besonnen und fest auf, sondert unparteiisch das Unrecht des Adrastos von dem gemeinsam Hellenischen, dem Menschlichen, und will nur dies vertreten und aufrecht halten. Erfüllung der Gesetze löset aber nicht alle Mißklänge und Leiden; es liegt in jener kein allgemeines Heilmittel wider diese, und solange es Persönlichkeiten giebt, können Abstractionen und Regeln nicht unbedingt herrschen. Euripides, der über diese unergründlichen und unerschöpflichen Gegensätze soviel gedacht und gefühlt hatte, läßt deshalb Evadne und ihren Vater Iphis mit ihren Doppelansichten und Wünschen gerade in dem Augenblicke auftreten, wo durch Theseus und die Athener alles Wesentliche ausgeglichen, alles Mögliche erreicht schien. Den Kampf zwischen Göttern und Menschen stellt Euripides oft in den Hintergrund, und Menschen sind die Haupteinwirkenden auf Menschen. Ja, noch Späteres vorbildend, legt er den Kampf in das Gemüth des Einzelnen; und so findet Evadne mit freier Selbstbestimmung und Aufopferung für sich die Lösung, für Andere die Belehrung. Darum ist ihr durch edle Ruhmbegierde und durch Liebe zu ihrem Gemahle begründetes Auftreten nichts äußerlich Gemachtes, ihr Schicksal kein zufälliges; sondern beides gehört zur Gesammtaufgabe und allseitigen Entwickelung, und wird in ganz anderer Weise begründet und herbeigeführt, als die Opferungen der Iphigenia, Polyxena und Makaria. Es war übrigens durchaus nothwendig, den Kapaneus seiner großgesinnten Gattin gegenüber keineswegs als einen Wütherich darzustellen; und doch fordern dies einige überweise Kritiker.

Unter den vielen in Bezug auf den Euripides herrschenden Vorurtheilen findet sich auch das: er sey ein ungerechter Feind und Ankläger der Weiber. Allerdings fehlt es bei ihm da nicht an scharfen Bemerkungen über Weiber (oder auch über Männer [1]), wo sich dazu angemessene Veranlassung darbietet; im entgegengesetzten Falle mangelt es aber auch keineswegs am Lobe. So heißt in diesem Trauerspiele (Vers 1101) eine Tochter die größte Freude eines bejahrten Vaters,

---

1) Medea, V. 229.

und Theseus bezeugt (Vers 294) daß Weibermund oft Weisheit gesprochen habe. Starke Vertheidigungen der Weiber gegen die Männer finden sich im Jon, V. 398 u. 1094, in der Medea, V. 229 u. s. w. Lassen wir aber all das Einzelne, so wäre der Weiberhasser doch oft ganz aus seiner Rolle gefallen, da er recht eigens darauf ausgeht, Frauen wie Evadne, Makaria, Jphigenia, Polyxena, Hekuba, Andromache, Alceste, Antigone zu verherrlichen. Will jemand die Medea als Gegenbeweis anführen, so kann man auch Shakspeare um der Lady Macbeth willen einen Weiberhasser nennen. Wenn endlich Euripides in den siebzehn auf uns gekommenen echten Trauerspielen die Chöre vierzehnmal den Weibern, und nur dreimal den Männern anvertraut, so möchte man daraus um so eher eine Vorliebe für die Weiber ableiten, da in der That mehreremal ein männlicher Chor fast natürlicher, oder wenigstens ebenso natürlich gewesen wäre. Sophokles hat in sieben Trauerspielen nur zwei weibliche Chöre, und Aristophanes könnte aus vielen Gründen eher als Euripides ein Weiberfeind genannt werden. Uebrigens hat der Chor der Fürstenmutter in den Flehenden ein wesentliches Interesse zur Sache, und erscheint keineswegs blos deswegen, weil diese Form nun einmal herkömmlich war.

Was Athene dem Theseus sagt, hätte er sich zum Theil wohl selbst sagen können; aber aus Göttermunde bekam es ein weit bedeutenderes Gewicht, und der Deus ex machina gab eine höhere, sichtbare Lösung der Geheimnisse vieler Menschenschicksale. Auch ward den Argivern dadurch ans Herz gelegt, wie sie sich gegen Athen zu benehmen hätten.

Es ist mir ferner nicht unwahrscheinlich, daß Euripides bei der vorzugsweise sittlichen Schilderung der sieben vor Theben getödteten Feldherren an athenische dachte, wie sie waren, oder seyn sollten, und daß auch seine Aeußerungen über Unsicherheit der Schlachtenberichte durch geschichtliche Vorgänge veranlaßt wurden (Vers 846).

Am Schlusse des angeblich zweiten Acts weiß man noch nicht, ob es zum Kriege kommen wird, und der dritte beginnt mit der Erzählung des Boten von dem bereits erfochtenen Siege; ein Beweis unter vielen, daß die sogenannte Einheit der Zeit bei den dramatischen Meistern keine Bedeutung hatte.

XII. Medea.

Während viele neuere dramatische Werke fast nur auf Ueberraschung und Effect berechnet sind, werden diese bei den Alten oft durch Prologe und Bekenntnisse (wie in der Medea und dem Hippolytus) vorsätzlich fast ganz vernichtet. Dort kann die Wirkung groß seyn, aber nur einmal stattfinden; hier beruht sie auf tieferer Entwickelung, und kann sich nicht abstumpfen. Dem Chore ist deshalb zuweilen die Rolle der späteren Vertrauten zugewiesen, sodaß er (die lyrischen und mythologischen Beiwerke zur Seite lassend) über die Sache mitspricht, von der es

sich handelt, wenn er auch selbst nicht zum eigentlichen Handeln kommt. So verwandeln sich in der Medea die anfänglich allgemeinen Betrachtungen des Chors korinthischer Weiber, bei dringenderen Verhältnissen und steigender Gefahr, in Rathschläge; als ihm endlich der Glaube entsteht, es sey seines Amtes einzugreifen und die Verbrechen zu verhüten, ist jedoch Alles schon geschehen und vorüber. Weiter bringen es freilich die vereinzelten Vertrauten auch nur selten; sie bewegen sich in der Regel wo nicht willen- doch thatenlos um die entscheidenden Hauptpersonen, und dienen nur zu wechselseitiger Abspiegelung.

Medea ist gewiß ein böses Weib, ja eine Verbrecherin; keineswegs aber ohne Veranlassung, keineswegs ohne Kraft und Größe, wie so viele blos niederträchtige, verruchte Personen, welchen manche neuere Schriftsteller Hauptrollen in ihren Dramen zutheilen. Daher sagt Schiller (I, 99) mit Recht: „Medea bleibt, bei allen ihren Greueln, ein großes, erstaunenswürdiges Weib." — Euripides legt viel Nachdruck darauf, daß Medea eine Barbarin, keine Griechin sey; doch würde sie mit Klytämnestra ungefähr auf gleicher Linie zu stehen kommen. Ursprünglich hatte jene ein reineres, edleres Gemüth; wenigstens weiset sie selbst darauf hin (Vers 225) daß die Schlechtigkeit ihres Mannes und die Gewalt der Ereignisse sie verderbt und hinabgezogen hätten.

Schon das erste Gespräch zwischen der Amme und dem Erzieher versetzt uns sehr geschickt in die rechte Stimmung, und läßt die Gefahren der Zukunft voraussehen; noch klarer spricht sich die bedrängte, mit dem Tode bedrohte Medea aus. Der Gedanke, selbst zu sterben, ist allerdings nur vorübergehend; auch hat Medea mehr äußere Gründe zu eifersüchtigem Zorne, als Othello und Don Gutierre. Kreon's Verweisungsbefehl beschleunigt ihre Beschlüsse; doch umfaßt ihr erster Racheplan nicht ihre Kinder, und man hofft, es könne vielleicht eine Verständigung mit Jason eintreten. Anstatt zu beschwichtigen, erhöht aber ihre Zusammenkunft den Zorn und die Rachsucht. Ganz natürlich: denn indem Jason die Sache auf einen Boden hinüberspielt, wo Ehe und persönliche Verhältnisse anderen Planen und Zwecken ganz untergeordnet werden, kann er Medea nicht überzeugen; sie muß vielmehr desto fester und kühner werden.

Des Aegeus feierliche Zusicherung freundlicher Aufnahme in Athen hat für Medea mehr Gewicht, als des Chors Abmahnungen von Frevelthaten, und dem zweiten hinterlistig eingeleiteten und geschickt durchgeführten Gespräche mit Jason folgt die rasche Vollziehung des gegen Glauke gerichteten Racheplans. Nun aber tritt von neuem der bittere Zweifel hervor, ob sich ihre Rache auch auf ihre zärtlich geliebten Kinder erstrecken solle?

Die ganze Tragödie hat einen raschen Fortschritt, einen trefflichen Dialog, eine löbliche Verwickelung. Der Wechsel der Stimmungen und Plane, der Kampf der Leidenschaften ist meisterhaft entwickelt, die Er-

zählung vom Tode des Kreon und der Glauke furchtbar erhaben, und die Rettung der Medea im Drachenwagen die rechte Lösung.

Dennoch bleiben mehrere Zweifel über einzelne Theile des bewunderswürdigen Trauerspiels und einzelne Beweggründe in demselben. Warum entgeht Jason, der Schuldigste, einer unmittelbaren Strafe? Anfangs (Vers 374) hat Medea die Absicht, auch ihn zu tödten. Sie ändert diesen Plan, weil ihr für Jason die Strafe am härtesten erscheint, seine Kinder zu verlieren und Alle zu überleben (Vers 794, 803, 817, 1398). — Medea klagt ferner über den Mangel an Einnahmen, Besitzthümern, Schutz u. s. w., und kann doch bald nachher die kostbarsten Geschenke machen [1]), und besitzt in ihren Zauberkräften Mittel, jeder Gefahr und Strafe zu entgehen. Sie redet sich auf: sie müsse ihre Kinder tödten, weil Jason, oder das aufgebrachte Volk, sie sonst (nach dem Tode des Kreon und der Glauke) umbringen würde. Warum setzt sie dieselben aber nicht lebend neben sich in den Drachenwagen und errettet sie von aller Gefahr, während sie den Vater durch die bittere Trennung von ihnen bestraft? Ganz unverständig kann man diese und ähnliche Fragen nicht nennen, wohl aber unpoetisch. Hätte sie Euripides berücksichtigt, so wäre eben der Charakter der Medea ein ganz anderer, das als Thatsache Erkannte (Vers 1416) wäre in Zweifel gestellt, und die furchtbare, bis zum Wahnsinn gesteigerte Leidenschaft abgeschwächt worden. Die Kinder eines solchen Vaters werden von einer solchen Mutter zugleich geliebt, gehaßt; sie kann sie nicht zurücklassen und ebenso wenig mit ihnen leben.

XIII. Hippolytus.

A. W. Schlegel hat in einer scharfsinnigen Abhandlung für jeden Unbefangenen erwiesen: der Hippolytus des Euripides sey in sehr vielen Beziehungen der Phädra des Racine weit vorzuziehen. Die angeblichen Verbesserungen des Letzten haben das Edlere, Einfache, Natürliche verdrängt, und nicht einmal das Pikante, sondern nur das Widrige und Rhetorische an die Stelle gesetzt. Beim Euripides verräth Phädra ihr Geheimniß nicht selbst dem Hippolyt, sondern es wird gegen ihren ausdrücklichen Befehl von der egoistischen und sophistisirenden Amme ausgeplaudert. Der Wunsch obzusiegen und rühmlich zu sterben verläßt sie keinen Augenblick; und sie entschließt sich erst zur Rache, als sie glaubt, ihre Ehre sey darohne nicht zu retten und ein glorreicher Tod (Vers 687) für sie nicht mehr möglich. Allerdings will sie den Hippolyt für seine stolze und verachtende Zurückweisung auch strafen; von gewöhnlicher Eifersucht ist dagegen beim Euripides gar nicht die Rede. Mit Recht tritt Phädra schon am Schlusse des dritten Acts vom Schauplatze ab, ohne Theseus und Hippolytus zu sprechen, um diesem,

---

1) Es waren eben nur gerettete Kostbarkeiten.

dem größeren und reineren Charakter Platz, zu machen. Solger sagt (Schriften II, 534): „Mir war immer die Pedanterei zuwider, mit welcher Hippolytus den philosophischen Sonderling spielt." — Ich kann diesem Vorwurfe nicht beistimmen. Soll ihm denn (wie beim Racine) eine gewöhnliche Liebschaft zugewiesen werden, wie sie die Alten in ihren Trauerspielen fast immer verschmähen? Oder soll Hippolyt nur aus Phlegma und Faulheit der Weiberliebe fern bleiben? Er giebt sich nirgends für einen Philosophen und Sonderling, und wenn er in dem Augenblike, wo ihn die Amme zur Blutschande auffordert, heftiger gegen die Weiber spricht, als sonst ein wohlgezogener Mann es wagt, so ist dies wohl sehr natürlich und dramatisch zu rechtfertigen. Tadel würde es nur verdienen, wenn er im Allgemeinen ein erkältetes und menschenfeindliches Gemüth zeigte. Aber selbst in dem Augenblicke, wo er schrecklich mißhandelt wird, bleibt er noch edel, liebevoll, gemäßigt, und die Aussöhnung mit seinem Vater ist eine der schönsten, mildesten und zugleich erhabensten Auflösungen herber Leiden, die auf der Bühne vorkommen.

Ja meines Erachtens liebt Hippolytus: nur nicht ein Mühmchen oder Cousinchen wie Aricia [1]), sondern eine Göttin, die Artemis. Seine Jagdliebe oder Jagdlust ist nicht die eines jungen Feldjägers, der Hasen hetzt, oder eines alten Försters, der Dachse gräbt: der Mittelpunkt seiner lyrischen Begeisterung ist die schönste aller Jungfrauen, die den Olymp bewohnen, und sein keuscher Sinn wird eben von ihrer Jungfräulichkeit am meisten angezogen. [2]) Ohne die Bezugnahme auf die Göttin würde seine Jagdlust bald verschwinden, und Gefühl und Begeisterung einen anderen Gegenstand der Thätigkeit und des Preises suchen. Daher ist es hart, daß Artemis ihren Liebhaber nur rechtfertigt, nicht rettet, und ihr Zuspätkommen damit entschuldigt: bei Götterhändeln sey das System der Nichteinmischung (Nonintervention) angenommen (Vers 1328); wovon jedoch auf dem Olymp (wie auf Erden) sonst so viele Ausnahmen sind gemacht worden. Wichtiger ist (Vers 1331) ihre Bezugnahme auf ein Verbot des Zeus; doch bemerkt nicht unnatürlich der Chor in Bezug auf diese Grundsätze: ich zürne den Göttern (Vers 1146), und Theseus verlangt: die Götter sollten weiser seyn als die Menschen (Vers 120). Zum Troste sagt indeß Artemis dem Hippolytus, daß sie ihm (Vers 1423) ewigen Ruhm bereitet habe und bereiten werde, und daß sie gesonnen sey, sich an Venus zu rächen.

Man kann in dieser Richtung noch weiter grübeln. Aphrodite will den Hippolytus dafür strafen, daß er Weiberliebe verachtet. Warum ließ sie nun nicht ihn in unerlaubter und unglücklicher Liebe durch das Wunder entbrennen und zu Grunde gehen, wodurch sie Phädra ver-

---

1) Le fade personnage d'Aricie. Schlegel, Oeuvres, II, 351.

2) Darauf daß Hippolytus vielleicht die Artemis zu sehr liebe, oder zu viel erwarte, legt Aphrodite (Vers 19) — vielleicht an sich denkend — kein großes Gewicht.

führt? Warum diese als Opfer fallen lassen, in einer Weise, welche den Hippolytus vollkommen berechtigt, sich noch mehr denn zuvor von der Venus und den Weibern abzuwenden und sie zu hassen? Wenn Aphrodite sagt: es kümmere sie wenig, daß Phädra zu Grunde gehe (Vers 47), wenn nur Hippolyt, ihr Feind, gestraft werde, so ist dies wenigstens keine moralische Rechtfertigung. Jedenfalls aber dürfen diese Götter und Götterstreitigkeiten nicht ausschließlich nach christlichen und modernen Ansichten und Grundsätzen beurtheilt werden.

Die Lehre: daß man der Liebe nicht widerstehen könne und das Sichunterwerfen der eigentliche Triumph und das Edelste sey, war den Alten fremd. Liebe solcher Art erscheint, wie gesagt, selten als Beweggrund und Mittelpunkt ihres Lebens und ihrer Tragödien; oder wo etwas Aehnliches (wie hier in der Phädra) hervortritt, gilt es nicht für poetische Tugend, sondern für einen Zwang von außen, welcher Freiheit und Selbstbestimmung vernichtet. — Wie so oft beim Euripides, findet sich auch hier (Vers 253 fg.) eine in gewissem Sinne weissagende Stelle.[1]) Der Mensch solle selbst in der Liebe Maß halten, damit nicht Einer dadurch Verderben über Zweie bringe. Wer bis in das innerste Mark der Seele dringen, alle Verhältnisse aufs genaueste erforschen und durchforschen wolle, gerathe eher in Leid als in Freude, und fördere eher die Krankheit als die Gesundheit. — Liegt hierin nicht der Kern einer Hauptrichtung der neueren Dichtkunst ausgesprochen, von Hamlet an bis zu Woldemar, Werther und den Wahlverwandtschaften? Wenigstens zeigt sich in jener Warnung keine verweichlichende, unthätige Richtung der Sittenlehre.

Und doch erneut sich die Anklage über die Unsittlichkeit des Euripides gerade hier in verstärktem Maße, weil Hippolytus (Vers 612) sagt: „die Zunge schwur, der Geist hat nicht geschworen". — Dem Vertheidiger des Dichters kann es jedoch nicht schwer fallen, zu zeigen: daß (wie schon Hugo Grotius bemerkte) Hippolytus nur sagen will, er sey getäuscht worden und habe voraussetzen müssen, der Eid beziehe sich auf etwas ganz Anderes. Vers 656 (und ähnlich Vers 1032 und 1060) erklärte er aufs deutlichste, er wolle, ungeachtet der Ueberraschung, sein Wort halten und schweigen. Daß dies nicht bloße Worte sind, sondern der tiefste Ernst zum Grunde liegt, erweiset sein (durch Eidbruch zu vermeidender) Untergang. Selbst Phädra's besseres Bewußtseyn zwingt sie (Vers 380) sich im Sinne der strengsten Sittenlehre auszusprechen.

Die Erzählung vom Sturze des Hippolyt ist besser begründet, als die vom Sturze des Orestes in der Elektra des Sophokles, und der rasche Fortschritt der Handlung im Stücke sehr zu loben. Nur muß dieser nicht (wie es bei einer Aufführung in Berlin geschah) dadurch gestört und gehemmt werden, daß die Meisten (insbesondere die Amme) gar zu langsam klagten, jammerten und bemmelten.

---

1) Aehnlich Bacchantinnen, V. 394, 428.

XIV. Jon.

Es ist ein starker Beweis für den Werth des Euripides als Dichter, daß Racine's Versuch ihn zu verbessern im ganzen ohne Zweifel mißlungen ist. Für einen ähnlichen Versuch, den Jon umzuarbeiten, ließe sich zuvörderst anführen, daß dieses Trauerspiel, ungeachtet großer Schönheiten (insbesondere der Chöre) und der kunstreichen Verwickelung, dem Hippolytus nachsteht; allein weder Euripides, noch A. W. Schlegel haben die Uebelstände ganz hinwegschaffen können, die in dem Stoffe selbst liegen. [1]) Die Schwängerung der Kreusa durch den Apoll, die immer wiederkehrende Erzählung des verdrießlichen Herganges, das Paroli des Xuthus, die Versuche, diesen zu beruhigen oder zu betrügen u. dgl. durchdringen die Dichtung beider Bearbeiter mit soviel Unschönem und Unangenehmen, daß die unschuldige, glänzende Jugend des Jon, die Vater- und Mutterliebe, die Aussicht auf eine große Zukunft, die vornehmen Reden der Athene oder des Apollo, sowie des Euripides außerordentliche Geschicklichkeit, das Unbequeme und Störende jener Bestandtheile nicht ganz aufheben oder vertilgen. Selbst Jon, der Erzieher und der Chor können hieher gehörige Einwürfe nicht unterdrücken.

Daß A. W. Schlegel den Chor wegließ, ist für unsere Zeit nicht zu tadeln; zweifelhaft erscheint es dagegen, ob damit viel gewonnen ward, daß er die Berichte des euripideischen Boten den Hauptpersonen in den Mund gelegt? Ja des Erzählens ist überhaupt bei Schlegel noch mehr als bei Euripides. So über die Höhle und das Orakel des Trophonius, und die Bekanntschaft des Xuthus mit der Bacchantin; so der lange Bericht des Xuthus über das Fest, während er eilen sollte, die Ermordung des Sohnes oder der Gattin zu verhindern; so der lange Monolog der Kreusa am Anfange des vierten Acts.

Dadurch daß Xuthus beim Euripides nach der entscheidenden Entdeckung nicht wieder auftritt, löset sich die Schwierigkeit nicht, sondern sie wird nur auf die Seite geschoben. Ebenso wenig hilft der Beschluß (obwohl Götter und Menschen ihn einstimmig fassen): daß man den überdies minder schuldigen Gemahl belügen wolle. Denn die dem tödtlichen Hasse so schnell folgende innige Liebe zwischen Kreusa und Jon muß ihm unbegreiflich bleiben, und im sechsten, siebenten u. s. w. Acte wird es an Hauskreuz nicht fehlen, selbst wenn die von Allem unterrichteten Weiber gegen ihn schweigen und nicht plaudern.

Athene erscheint beim Euripides im Auftrage Apollon's, vigore commissionis. Dieser findet es unbequem, sich mit seiner alten Geliebten in Erörterungen einzulassen. Bei Schlegel hat er mehr Muth: er zeigt sich in höchsteigener Person, verweiset Kreusa und auch den

---

1) Talfour's zu sehr gerühmter Jon hat gar keine Aehnlichkeit mit dem euripideischen.

vorgeladenen oder vorgelassenen Xuthus zur Ruhe, behält das letzte Wort, und entfernt sich unter Donner und Blitz, ohne weitere Einreden abzuwarten. — Euripides legt dem Chore die Schlußworte in den Mund: die Guten erhielten, was sie verdienten, und die Schlechten wären niemals glücklich. Schade nur, daß diese allgemeine Bemerkung gar nicht aus dem Inhalte des Stücks hervorgeht. Charakteristischer sind einige andere Reflexionen, z. B. über die Sklaverei (Vers 855) und die Asyle (Vers 1314); über den Muth, glücklich zu seyn (Vers 649); über freie Gaben der Götter und eigenes Ertrotzen derselben (Vers 378); über die Art, wie Götter und Könige ihre unehelichen Kinder behandeln sollen (Vers 445) u. s. w.

XV. Die Bacchantinnen.

Pentheus und seine Mutter Agave halten Bacchus für keinen Gott, dafür straft er beide mit Wahnsinn; Agave tödtet in der Wuth ihren eigenen Sohn ohne es zu wissen, und erkennt erst nachher die Unthat. Wir begreifen nicht, wie Kunstrichter zweifeln konnten, daß dies vom Euripides als ein tragischer Stoff behandelt worden sey; wie sie meinen konnten, das Stück sey wohl gar ein satirisches Drama. Unbedenklich hat der Dichter ein Trauerspiel gefertigt; ob aber ein schlechthin regelrechtes Trauerspiel, ist eine andere Frage. Alles geht ohne Seitenwendungen, ohne Abschweifungen bestimmt zu einem Ziele; die Darstellung ist von einer bewundernswerthen Lebendigkeit, und insbesondere in den Chören ein dithyrambischer Schwung, der dem Kräftigsten nicht nachsteht, was je in dieser Art gedichtet worden ist. Gleich anfangs wird die Allgemeinheit des Bacchusdienstes vom Gotte selbst verkündet, dann besingt ihn der Chor der fremden Bacchantinnen mit höchster Pracht und Gewalt, hierauf zeugen selbst Kadmos und Teiresias für die Gottheit des Dionysos; durch dies Alles erscheint der Unglaube der Agave und des Pentheus in desto sträflicherem Lichte.

Allein auf der anderen Seite ist der Ernst des Königs, seine Bedenklichkeit gegen den neuen Gott, sehr würdig begründet; und es kann ja uns Christen am wenigsten unerhört oder unnatürlich erscheinen, wenn jemand einbrechenden Religionsveränderungen zweifelhaften Werthes mit Kraft und Sicherheit entgegentritt. Die Aufforderung des Kadmos: den Sohn der Semele, selbst wenn es eine Lüge wäre, für einen Gott zu erklären, weil dadurch die Verwandtschaft vornehmer werde, erscheint, dem edleren Sinne des Pentheus und jenem höheren Standpunkte gegenüber, fast abgeschmackt; obwohl uns die gleich folgende Erinnerung an Actäon's Schicksal mit bangen Vorahnungen erfüllt. Ein großer Theil der Ereignisse wird in zwei Erzählungen von bedeutender Länge vorgetragen; immerhin, wir lassen uns dies gern gefallen, wenn die Erzählungen so überaus trefflich und lebendig sind, wenn die Begebenheiten — wie hier ohne allen Zweifel — nicht auf der Bühne selbst geschehen konnten.

Aber liegt denn wirklich allem Erzählen und Handeln eine tragische Verkettung zum Grunde? Ist der Fortschritt nicht mehr äußerlich als innerlich? Wissen wir nicht vom Anfange an, daß Pentheus dem Gotte erliegen müsse? — Zugegeben; aber dieses Wissen oder Ahnen ist an sich kein Vorwurf; auch wissen wir immer noch nicht, wie es geschehen werde. — Der Gegner des Pentheus, so sagt man, ist ja nicht der allesvermögende Gott selbst, sondern der Gott in Menschengestalt, und daraus folgt, daß er die Sache nicht mit Gewalt beendigen, sondern den Pentheus dahin bringen will, daß er sich frei überzeuge und glaube. Hierauf erwiedern wir: Dionysos spricht gleich anfangs nur vom Strafen, nicht vom Ueberzeugen; auch ist seine ganze Verfahrungsweise nicht rein menschlich, denn er löset sich und die Bacchantinnen durch Gotteskraft von den Banden, und vermag Wahnsinn zu erregen. Ferner fragen wir: ob es wirklich zum Zwecke nothwendig war, daß Pentheus und Agave wahnsinnig werden mußten? und ob jener Unrecht hat, wenn er dem fremden, keineswegs als Gott erkannten Feinde nicht mehr nachgeben will, als dem Kadmos und Teiresias? Dionysos, der Gott, kann Wahnsinn erregen; er kann, ja er soll strafen; wozu aber das täuschende Verbergen, das hinterlistige Anschmiegen, der heimliche Hohn, der bittere Spott? (Vers 911, 935.) So bereden, so wirken Götter, ja so wirken edle Menschen nicht. Wahrlich er zeigt sich hier nicht (Vers 859) als den mildesten Gott; er ist mehr als ein harter und eifriger Gott, der (Vers 22), um seinen Dienst in Hellas auszubreiten, nicht mit Belehren, sondern mit Strafen beginnt; und mit welchen Strafen, gegen seine Verwandten und selbst gegen die ihn nur zu übermäßig Ehrenden! Wir stimmen dem Chore, dem Kadmos bei, welchen die Verschuldung zu gering, die Strafe zu groß erscheint; wir finden die Zweifel des Pentheus keineswegs übereilt, sondern echt gottesfürchtig, und behaupten, auf anderem Wege hätte Dionysos den größten Verehrer an ihm gewinnen können und sollen.

Allerdings kann man antworten: das Schicksal will es so! — Aber wir glauben hier nicht an diese fernher, unfehlbar wirkende, nothwendige Macht; sondern es kommt uns vor, als mache Dionysos mit großer Mühseligkeit etwas, was wohl anders hätte seyn können, und was nur als Schicksal untergeschoben wird. Endlich, wozu redet Dionysos noch hart gegen den armen Kadmos, warum verfolgt er den treu Gläubigen, den er selbst lobte? (Vers 10.) Warum stößt er den Greis hinaus unter Fremde und Feinde? Die Entschuldigung, dies sey geschichtlich, möchte zuerst ungeschichtlich seyn; und dann gehört ja das Unkünstlerische für den Dichter niemals zur Geschichte. Wenn nicht die hinter Vers 1319 angenommene große Lücke dies Alles gut gemacht hat, so möchten wir in den Schlußworten des Stücks „es ist nun einmal so gekommen“, nicht blos eine Schlußformel, sondern auch eine Rechtfertigungsformel sehen; aber freilich eine ungenügende. Wenn auch Dionysos verwandelt, das heißt nicht als voller Gott auftreten konnte

und sollte, so folgt daraus doch nicht, daß eine würdigere Haltung für ihn unmöglich war; und warum beließ es der Dichter nicht bei seinem göttlichen Verschwinden nach der wunderbar eindringlich beschriebenen, die Verehrung gegen ihn magisch erhöhenden Götterthat? Warum holte er ihn noch einmal herbei, um Reden zu halten und gerechte Vorwürfe anzuhören, welche in der Sache nichts ändern und zur Lösung nichts beitragen. Es scheint jedoch, daß Euripides mit Vorsatz das Edle, Begeisterte, Wunderbare und Bewundernswerthe des Bacchusdienstes, und zugleich das Unerklärliche, wild Leidenschaftliche, Furchtbare darstellen wollte.

Außer diesen Bedenken über die Behandlung des Dionysos stoßen mehrere auf, über die Behandlung des Chors. Er besteht (Vers 1023, oder 1033 und 1167) nur aus fremden Bacchantinnen; Dionysos erzählt, sie wären ihm gefolgt, und er fordert sie (Vers 60) zum Chorgesang auf. Wir müssen annehmen, daß die Bacchantinnen dies hören, weil es sonst in den Wind gesprochen wäre und der Gesang auch sogleich beginnt; allein im Fall sie den ganzen Prolog hören, so wissen sie ja, daß Dionysos in Menschengestalt zu ihnen spricht, sie kennen den Plan der Rache gegen Pentheus. Dies steht aber durchaus im Widerspruche mit ihrem späteren Benehmen, ihrer Sorge bei Dionysos' Gefangennehmung, der Erwähnung desselben, als sey er in fernen Landen (Vers 548); es stimmt nicht mit den Reden des menschlichen Dionysos, der zu den Bacchantinnen von dem Gotte wie von einem Dritten spricht. Diese Bedenken lösen sich, wenn man annimmt, daß der Chor nicht den ganzen Prolog hört, sondern erst nach dem fünfundzwanzigsten Verse auftritt; aber dann fragt sich wieder: weshalb folgten denn die Weiber von Lydien bis Theben einem bloßen Menschen, und woher entstand das selbst dem Pentheus zu Ohren gekommene Gerücht: Dionysos sey da? (Vers 238.) Blieb denn der Chor wirklich ununterbrochen auf der Bühne? Kadmos und Teiresias nehmen ja gar keine Kenntniß von ihm, und doch waren die fremden Bacchantinnen in Theben keine gewöhnliche, unbemerkenswerthe Erscheinung. Nicht weniger fällt es auf, daß Pentheus, der gegen die thebanischen Bacchantinnen so äußerst aufgebracht ist, der sie verhaften will, der nach dem Dionysos seine Diener ausschickt, ganz allein gegen die fremden Bacchantinnen so geduldig ist wie ein Lamm; daß er sich von ihnen gute Lehren geben, ja einen langen Chor (Vers 366—425) vorsingen läßt, der ihm sehr anstößig seyn mußte. Oder war Pentheus hinweggegangen, damit sie singen konnten, und kam er genau wieder, als sie fertig waren? Die Bemerkung, daß sein Zorn sich zunächst gegen das Haupt der Verwirrung und die einheimischen Anhängerinnen richten müsse, dürfte doch kaum eine solche Gleichgültigkeit gegen die ihm keck entgegentretenden Fremden begründen. Eher möchten wir darin eine geheime Andeutung der Macht der Bacchantinnen finden, daß Pentheus nicht einmal die nächsten Umgebungen seinem Sinne gemäß reinigen kann; wenn anders die Erklärung nicht

noch natürlicher bleibt, daß der Dichter in Noth war, wie er den Chor los werden und ihn wieder herbeischaffen sollte. Gleich unbegreiflich würde es seyn, warum Pentheus den befreiten Dionysos nicht noch einmal zu fesseln sucht; warum er seinem Versprechen, nicht zu fliehen (Vers 658), Glauben beimißt; erblickte man nicht schon früher in seinen Anstrengungen und seinem Angstschweiße an der Krippe meisterhaft dargestellte Regungen des Wahnsinns, Spuren der übermächtigen Einwirkung eines Gottes.

Mehrere Chöre zeigen eine auffallende Verschiedenheit (Vers 850—900, 965—1012) des Styls, ein Theil ist dithyrambisch, der andere unbacchantisch betrachtend; doch muß man billigerweise bedenken, daß unmöglich das ganze Stück in einer Farbe gehalten werden konnte, daß die Trennung in Halbchöre wahrscheinlich den Gegensatz einerseits heraushob und dennoch andererseits wiederum milderte, daß endlich die Begebenheiten auch zu allgemeinen Betrachtungen aufforderten. Wir übergehen minder wichtige Fragen, z. B. über die unerwarteten Weissagungen des Chors (Vers 970), über die weit hergeholten Fragen des Kadmos an Agave (Vers 1263), über den Grund der wunderbaren Herstellung ihres Verstandes, über des Teiresias und Kadmos sicheres Beiwohnen eines Bacchusfestes, über die Fähigkeit der doch zur Strafe rasenden Bacchanten Wunder zu thun (Vers 693) u. s. w. — Aber ungeachtet aller Ausstellungen, die sich gegen das Stück machen lassen, reißt es doch mit sich fort; das Wunderbare, Enthusiastische, Geheimnißvolle zieht sich regsam und anregend durch das ganze Trauerspiel, und wenn wir einmal die Zweifel über die innere Nothwendigkeit des Ganzen beiseite setzen, so giebt es kaum etwas erhaben Schrecklicheres und vollkommener Dargestelltes, als den Tod des Pentheus, die Verblendung der Agave, und den Jammer des Kadmos.

Späterer Zusatz.

Vom gewöhnlichen Standpunkte aus sind die vorstehenden Einwendungen, besonders über die Motive und den Zusammenhang des Stücks, erheblich. Allein was auf jenem Standpunkte als Tadel erscheint, ist erlaubt; ja es wird zum Lobe, wenn man die Bacchantinnen als ein dem Märchenhaften verwandtes Werk betrachtet [1]) und das Wunderbare als solches anerkennt, anstatt mit demselben zu rechten. Manche Werke der höchsten Begeisterung und dichterischen Kraft erheben sich freien Fluges über den mühsamen Grundbau wohlerwogener Motive. Sie bedürfen derselben nicht, weil ihre Beglaubigung und ihr Werth eben auf ganz anderen Anschauungen und Eingebungen beruht.

---

1) Gab Einsturz und Brand des Palastes von Pentheus Gelegenheit zu einem großen, theatralischen Schaustück?

XVI. Alceste.

Kein Trauerspiel ist so räthselhaft, so schwer zu verstehen und zu begreifen als dieses, sobald man den gewöhnlichen Maßstab der Beurtheilung anlegt. Fast nur die Klagen und der Abschied Alcestens sind in edlem, wahrhaft tragischem Style. Die Veranlassung des ganzen Hergangs, Kampf und Entschluß liegen eigentlich vor und außerhalb der Tragödie; sie beginnt mit der Katastrophe. Der dem Apollon zugewiesene Prolog giebt hierüber keine genügende Auskunft; ja das Gespräch mit dem Todesgotte zeigt ihn schwach und ungöttlich. Oder, müssen die oberen Götter auch die Macht der unteren öfters anerkennen, so liegt doch eine Art Widerspruch darin, daß Apollon den Herkules als den Stärkeren anerkennt, und auf ihn als den wahren Retter hinweiset. Anstatt sich an das Nähere anzuschließen, oder dasselbe zu erläutern, spricht der Chor an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet, nur von Apollon's Hirtenthume und Admetos' Heerdenreichthume. Und so ließen sich der Zweifel und Bedenken noch mehrere anführen.

Mit dem Auftreten des Herkules kommt allerdings ein neues Element der Thätigkeit in das Stück; anstatt sich jedoch zum Erhabenen hinzuwenden, tritt das Tragische nunmehr fast ganz in den Hintergrund. Obgleich dem Admet das Herz voll war, ging ihm der Mund doch nicht über; er verhehlt dem Herkules seinen Verlust, und beide becomplimentiren sich über Wohnung und Speisung. Trotz aller Höflichkeit war Admet innerlich doch vielleicht ob der unerwarteten vornehmen Einquartierung übeln Humors, den er nun an seinem alten Vater ausläßt, und ihn, gleichwie seine Mutter, grob behandelt, weil sie (die alten Leute) nicht für den jungen Sohn sterben gewollt. Alceste und der Chor theilen im Wesentlichen diese Ansicht. Pheres, seiner väterlichen Autorität eingedenk, schilt jedoch hiefür den Admet aufs nachdrücklichste, und der Chor bemüht sich vergeblich, die Eiferer zu beschwichtigen. Ja in seinem Zorne sagt Admet (fast ein irish bull): „Ich glaube, ich bin aus Sklavenblut, und heimlich der Brust meiner Mutter untergeschoben worden" (Vers 641).

Unterdessen bleibt Herkules allein in dem ihm angewiesenen Flügel der Wohnung, ißt sehr viel, trinkt mehr als nöthig, singt schlecht, greift nach allen Sachen, wird grob und giebt den Dienern als Lebemann epikureische Regeln. Endlich erfährt er, daß Alceste gestorben ist und wandert muthig von Tische gerade in die Unterwelt, während Admet vom Begräbnisse zurückkehrt, das Unwürdige seines Benehmens eingesteht und im reuigen Andenken, daß er so grob gegen seinen Vater gewesen, pater peccavi (Vers 958) sagt. Thanatos, mit welchem anzubinden Apollo Scheu trug, wird von Herkules leicht bezwungen; und dieser treibt, seinem jovialen Charakter treu bleibend, allerhand Spaß mit Admet; insbesondere daß er ihm bis zur Rückkunft aus Thracien

ein junges Mädchen nöthigenfalls in seinem Schlafzimmer verwahren solle. Endlich wird Alceste erkannt; sie schweigt aber, entweder weil sie (wie es heißt) erst nach dreien Tagen reden darf, oder weil sie sich nicht sogleich in den scherzhaften Ton der Oberwelt finden kann.

Dies Alles hat der Dichter gewollt, und ohne Zweifel mit Bewußtseyn gewollt. Dann hat er, werden Manche sagen, das Unrechte gewollt, und Begriff und Wesen der Tragödie leichtsinnig zerstört. Könnte denn aber Euripides gegen dieses leicht ausgesprochene Verdammungsurtheil nicht Berufung einlegen? Es ist viel zu wenig aus der unermeßlichen dramatischen Literatur auf uns gekommen, als daß wir wissen könnten, wie die Griechen über die Verbindung des Tragischen und Komischen, des Ernstes und Scherzes dachten, was sie versuchten, wie viel sie sich erlaubten. Das Erhabene und das Geringe geht nach Zeit und Ort und Personen so vielfach nebeneinander und durcheinander, daß nicht die Natur, sondern die Kunst, und noch mehr die Kritik eine Sonderung angeordnet hat. Mag dies als Regel gelten; sie hat aber auch Ausnahmen, wo dann die Nebeneinanderstellung beider Bestandtheile ganz eigenthümliche Lichter zeigt und Schatten wirft. Was sich im Shakspeare und Calderon häufiger findet, hat Euripides in der Alceste schon vorbildlich angedeutet. So ergäbe sich hier, wie so oft, daß er unter den Tragikern der am meisten weissagende, prophetische ist, und Gestaltungen einer späteren Zeit bereits in höchst merkwürdigen Keimen und Bildern bei ihm kühn zu Tage kommen. [1]) Gewiß ist Alceste weder eine Tragödie, noch eine Komödie, noch ein Satyrspiel im gewöhnlichen Sinne, sondern zeigt eine eigenthümliche, sehr merkwürdige Behandlungsweise. Neben dem Adel, der Erhabenheit, der Wehmuth, steht heiterer Scherz und humoristische Parodie, und beide Richtungen und Stimmungen greifen so ineinander, daß weder die eine, noch die andere, wenn man sie vereinzelt ins Auge faßt, Natur und Inhalt des Werkes genügend erklärt. Auch ward ja dasselbe nicht als Satyrspiel, sondern anstatt eines Satyrspiels aufgeführt, und das von dem Gewöhnlichen Abweichende schon im Alterthume anerkannt.

Der Einwand: beide Hälften des Stücks paßten nicht aneinander, und die zweite sey der ersten nicht würdig, ist von dem Standpunkte der reinen Tragödie und der Kunst überhaupt nicht ohne Grund; allein die Natur verknüpft, wie gesagt, Entgegengesetztes, ernstes Beginnen geht oft in heiteren Scherz über, das Opfer der Alceste wird nicht geringer, wenn sie auch ihren Gemahl liebevoll überschätzt, Herkules bleibt trotz Essens, Trinkens und Scherzens der befreiende Held, und Euripides zeigt hier unerwartet eine so bewundernswerthe Anlage für komische Auffassung und Entwickelung, daß man zu dem Wunsche

---

1) Athenäus (I, 14) (30) führt aus Aeschylus' und Sophokles' Stellen an, die nichts weniger als tragisch lauten.

veranlaßt wird, er möchte neben seinen Trauerspielen auch Lustspiele geschrieben haben.

XVII. Helena.

Euripides behandelt die Geschichte der Helena in diesem Schauspiele ganz abweichend von Homer und von der gewöhnlichen Ansicht. Ist dies aber erlaubt? Und wenn auch kein Verbot dagegen stattfindet, läßt es sich rechtfertigen? Und warum nicht? Dieser Theil der mythologischen Fabel hatte weder ein solches kanonisches Ansehen, daß Abweichungen von demselben als religiöse oder ästhetische Ketzereien verfolgt werden dürften, noch ist die Grundlage dieser Behandlung willkürlich vom Dichter ersonnen; vielmehr hatte schon Stesichorus diese abweichenden, von Herodot für glaubwürdiger erklärten Sagen benutzt. [1]) Die Frage, ob die Behandlung vollkommen ausgefallen sey, darf also wohl mit der anderen, ob sie überhaupt zu verstatten war, keineswegs zusammengeworfen werden, und während man leugnet, daß hier Frevel gegen die Mythologie stattfinde, kann man doch am Stücke selbst mancherlei aussetzen.

Wir wollen nicht mit dem Prolog rechten, der uns Dinge erzählt, welche nicht zunächst hieher gehören, und andere dagegen verschweigt, die uns mehr angehen dürften; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß selbst hier, wo die Fabel von der gewöhnlichen so sehr abweicht, das Stück dennoch ohne jenen Prolog verständlich bleibt, Euripides also noch andere Gründe für die Prologe gehabt haben muß, als den, sich dadurch blos die Einleitung, die Exposition zu erleichtern.

Es sey erlaubt, prosaisch weiter zu kritteln. Warum schloß sich der Dichter nicht näher an die Erzählung Herodot's an, welche beweiset, daß Helena nie in Troja war. Konnte nun nach Eroberung der Stadt den Griechen nicht endlich die Ueberzeugung entstehen, daß Helena wirklich in Aegypten zurückblieb? Konnte Menelaos nicht durch Berichte veranlaßt werden, sie dort zu suchen? Konnten die Hellenen nicht in ihrem Unglauben an die früheren Versicherungen der Feinde von der Abwesenheit Helena's, den selbstgeschaffenen Grund ihrer Unfälle sehen? Allein das gab einen einfachen natürlichen Plan, welcher dem Dichter zu prosaisch erschien, und doch möchte sich vielleicht beweisen lassen, er sey tragischer gewesen. — Wie dies zu beweisen sey? — Zunächst damit, daß in der That des Euripides Helena keine Tragödie geworden ist, daß sich nirgends — selbst da nicht, wo Helena davon spricht, sie wolle sich umbringen — eine tragische Stimmung unserer bemeistert. Gehen wir ins Einzelne. Die Fabel ist mehr als fabelhaft: denn daß die Götter den Popanz der Helena nach Ilion gesandt hätten, damit

1) II, 113.

um Nichts und wieder Nichts Streit entstehe, scheint uns reine Willkür, keine echte Schickung, kein πεπρωμένον; der teleologische Zweck (Vers 38) dadurch die zu dicht nebeneinander wohnende Ueberzahl der Menschen dünne zu machen, will uns noch weniger als göttlich bedünken; das Verlangen endlich, sich für die glücklich conservirte Keuschheit der Helena so ganz außerordentlich zu interessiren, ist wohl für uns zu streng, da ja selbst ihr Gemahl sich darüber zufrieden gegeben hatte. — Aber die Götter wollten einmal ihre Keuschheit durchaus erhalten; — nun gut, wir haben nichts dagegen, finden es aber doch hart, daß man die arme, wie es scheint, sonst wohlerhaltene Frau siebzehn (Vers 111, 781) Jahre als Strohwitwe allein läßt, damit sie keusch bleibe und die überflüssigen Menschen von der Erde hinweggeschafft werden. Alle diese Willkürlichkeiten fallen nach Herodot's Erzählung weg: da ist kein Popanz, kein überzählig Menschenvolk, keine ungöttliche Einwirkung der Götter, sondern aus einfacher Verknüpfung der Begebenheiten geht Alles natürlich hervor.

Setzen wir aber das Wunderbare beiseite, sind denn die Menschen — so fragen wir weiter — an ihrer Stelle? Zuerst erscheint Teuker. Woher dieser? Er ist über Ilion unterrichtet, und doch nicht recht unterrichtet; er fragt, wer Herr des Palastes sey, und weiß es nachher, ohne daß es ihm jemand gesagt hatte (Vers 68 und 144); er will Theonoe's Weissagungen vernehmen, kehrt aber sogleich um, als er hört, Theoklymenos sey den Fremden nicht hold. Freilich, das Umkehren konnte ihm nicht schwer werden, denn er kam blos — wir merken's wohl — um Helena in Sorgen zu setzen und uns mit ihr Seltsam aber, daß der Dichter ihn überhaupt bemühte. Der Schiffbruch des Menelaos ist nicht unnatürlich, bei einem veränderten Plane mußte er sogar nach Aegypten steuern; aber daß Teuker anderswoher zu derselben Stunde anlangt, setzt uns in Verwunderung, aus der indessen nichts entspringt, was den Tadel vertilgte, der mit dieser Verwunderung nothwendig verbunden ist. Wäre es nicht weit einfacher gewesen, wenn ein aus dem Schiffbruche des Menelaos Entronnener die Nachricht seines Todes gebracht hätte, würde nicht Helena weit bestimmter daran geglaubt haben?

Wenn wir uns über Teuker's Anwesenheit beruhigen, so darf es uns nicht wundern, daß ein altes Weib als Thorwächterin und Abhalterin der Griechen auftritt; es kam darauf an, daß Menelaos gerade soviel von ihr höre, als Helena vom Teuker. Ist endlich nicht sogar Theonoe entbehrlich? Eine Erkennung beider Gatten ließ sich ohne sie bewerkstelligen, die Hindernisse von Seiten des Königs bleiben mit ihr oder ohne sie; die Hindernisse, welche dagegen von ihrer Seite entstehen, muß sie ja selbst wiederum beseitigen. Ob nun bei diesen Verhältnissen die Theilnahme, welche ihre spätere gefährliche Lage erweckt, die übermäßige Verwickelung des Plans aufwiegt, welche durch sie entsteht, wollen wir nicht entscheiden. Helena hält den Menelaos für todt, und

dieser kann die Nachrichten, welche die Alte ihm über jene mittheilt, nicht begreifen: er weiß nicht, ist die ilische Helena gefangen, ist eine zweite vorhanden, kurz, er geräth durchaus in Verwirrung. Helena dagegen erfährt durch die vorlaute Erzählung des Chors von den Weissagungen Theonoe's, Menelaos sey noch am Leben, aber schiffbrüchig. Sie muß in jedem Augenblicke seinem hülfsbedürftigen Auftreten entgegensehen, und doch hält sie unwahrscheinlich den am Altar hülflos Sitzenden für einen zu gewaltsamen Raub von Theoklymenos Abgesandten. Wenn der König überhaupt hätte Gewalt gegen sie brauchen wollen, so würde er nicht so viele Jahre gewartet, er würde längst zweckdienliche Mittel angewandt, und nicht jetzt einen zerlumpten Menschen dazu ausgeschickt haben. Eine eigentliche Erkennung ihres Gatten tritt nach Empfang der Weissagungen Theonoe's nicht mehr für Helena, sondern nur für Menelaos ein; der Dichter wollte zweifache Gemüthsbewegungen haben, und trennte das, was leicht zusammengefallen wäre; oder vielmehr, er machte drei Lösungsstufen, drei Peripetien: erstens durch Theonoe's Verkündung, zweitens durch Helena's und Menelaos' Gespräch, endlich — denn dieser bleibt zum Theil ungläubig — durch die Nachricht des Boten vom Verschwinden des trojanischen Trugbildes der Helena. Wir glauben auch dies, zu dem Vielen, was wir im Stücke glauben müssen; verhalten uns aber umgekehrt wie Menelaos: dieser zweifelt nämlich so an der wahren Helena, wie wir an der falschen zweifeln möchten.

Gern schritten wir nun zu dem vor, was, wie sich ahnen läßt, noch bevorsteht; aber wir müssen es verzeihen, daß die seit so vielen Jahren getrennten Eheleute sich mancherlei erzählen und ganz eigentlich ein Duett miteinander singen, daß Menelaos sich doch auch endlich nach Helenens Keuschheit erkundigt, daß diese ihrem Gatten erst vorschlägt, er möge sich nur, wenn ihm seine Haut lieb sey, ohne sie davonmachen, daß sie sich aber dann wechselsweise auf Tod und Leben Treue schwören. Es ist ferner nicht genug, daß Menelaos und Helena und wir wissen, wie es mit den Dingen steht; auch der Bote will es hören, und er stellt Grundsätze über Orakel und Gottesverehrung auf, die uns beweisen, daß es billig war die Wünsche eines so verständigen Mannes zu erfüllen!

Endlich naht die Gefahr für Theonoe; die Allwissende läßt sich aber nicht an der sonst lobenswerthen Auseinandersetzung Helena's genügen, sondern verlangt auch Menelaos solle reden und zeigen, ob er im Stande sey etwas Tüchtiges vorzubringen. Es geschieht mit rhetorischer Geschicklichkeit, auch nicht ohne Muth und Würde; doch ist Theonoe's Antwort noch besser gelungen, und wir wünschen nur, daß ihr der Vorsatz über Festhaltung ihrer Jungfrauschaft ebenso gelingen, daß sie in dieser Hinsicht Zutrauen zu sich selbst fassen möge. [1])

Theonoe also will die Gattin dem Könige nicht verrathen, aber

1) Vers 1014: πειράσομαι δὲ παρθένος μένειν ἀεί.

mit dieser Sorge ist die andere nicht gehoben: wie wollen sie dem Mächtigen entfliehen? Menelaos — wir sehen es — hat, so schön er auch sprach, die Tramontane verloren, denn es fällt ihm ein den König zu ermorden, — als werde Theonoe dies ihrem Bruder ebenso verschweigen, wie den Umstand, daß der Fremde kein Bettelmann sey, als habe dieser dadurch Schiffe, Mannschaft u. s. w., als werde er nicht von den Aegyptern unfehlbar todtgeschlagen werden. Helena weiset ihn in diesen Beziehungen zurecht, worauf er umgekehrt nun in so viele Bedenken geräth, daß sie am Ende ganz billig sagt, er müsse selbst etwelche lösen. Endlich wird der bessere Plan geschickt ausgesonnen und durchgeführt, nebenbei Theoklymenos auch um einiges Gut gebracht; deßungeachtet folgen noch zwei Hauptsachen nach der Entfernung des Menelaos und der Helena. Erstens will der König seine Schwester ihres Schweigens halber tödten, und wird nur mit vieler Mühe durch den Chor davon abgehalten; wir für unseren Theil bleiben jedoch ziemlich gelassen, weil wir wissen, daß die noch mehr wissende Theonoe nicht ihr Verderben auf diese Weise selbst bereitet haben würde. Zweitens erscheinen die Dioskuren und erzählen das, was Theonoe hätte sagen können, oder was der König sich selbst sagen konnte, nämlich: daß der Himmel es so gefügt, und Menelaos an seine Frau ein näheres Recht habe, als Theoklymenos.

Und was geht nun aus dem allen hervor? Unbedenklich, daß Helena keine vollkommene Tragödie ist. Wie aber, wenn Euripides uns mit diesem Beweise auslachte und behauptete: es solle auch gar keine Tragödie seyn. Daß Helena unter diesem Titel geht, beweiset nur, daß es keine Komödie der alten Schule und kein satirisches Drama ist, daß man nicht so leicht als jetzt für Abweichendes besondere Benennungen erfand; — was ist aber zuletzt am Titel und dem regelrechten Eintheilen und Unterbringen gelegen? Fallen nicht die meisten Fehler dahin, wenn man das Stück als ein Schauspiel mittlerer Art betrachtet? Das Interesse wird hier zwar geweckt, und es erscheinen Gefahren; aber wir sind von vorn herein schon gewarnt, uns nicht im tragischen Eifer zu übernehmen: Alles geht zuletzt ohne Unglück ab, auch der König — wir sind davon überzeugt — giebt sich zufrieden, daß Helena nicht von ihm zur Bigamie gezwungen ward. Der Chor, welcher von Dingen singt die zum Theil wenig mit dem Stücke zusammenhängen, könnte mit geringen Veränderungen ganz wegbleiben, oder auch, für den Liebhaber solcher Personen, in eine Vertraute verwandelt werden; beides (sofern wir die dichterischen Schönheiten der Gesänge beiseite setzen) ohne Nachtheil für das Stück selbst. Die Liebe des Theoklymenos endlich, besonders aber die Intrigue gegen ihn, kann im Schauspiele weit eher als im Trauerspiele stattfinden. Gehen wir aber noch einen Schritt weiter und nehmen an: Helena sey das Aehnliche, ein Analogon von einer romantischen Oper, so ist jedes Wunder, jede verwickelte Verwickelung, wenigstens weit eher als auf

irgendeine andere Weise, gerechtfertigt, und die Vorsätzlichkeit, die Besonnenheit, mit welcher der Dichter überall das Wunderbare, das Verwickelte vorzieht, beweiset, daß er von den gewöhnlichen Formen durchaus abweichen wollte.

Es sind in der Helena gewiß neben manchen euripideischen Vorzügen auch Fehler, welche keine Annahme vertilgt; aber viele beweiset man erst selbst hinein, wenn man sie als Tragödie beurtheilt. So wie der Cyklop als Uebergang und Vermittelung verschiedener Kunstformen höchst merkwürdig erscheint, so auch Helena. In ihr liegen die Wurzeln eigenthümlicher Gestaltungen, von ihr aus ließe sich ein Uebergang zu sehr abweichenden und merkwürdigen Formen der Neueren nachweisen, die dem Alterthume vielleicht keineswegs so ganz fehlten, als man bei der Dürftigkeit des Ueberbliebenen annimmt. Aber auch zugegeben, diese Formen waren damals nicht vorhanden, so kann doch jede Erscheinung, welche dahin deutet, nicht doppelten Tadel verdienen, sondern sie muß doppeltes Interesse erwecken.

XVIII. Der Cyklop.

Wären mehrere satirische Dramen auf uns gekommen, so würden wir besser im Stande seyn, über ihre Natur, und insbesondere darüber zu urtheilen: ob sie vorzugsweise hervorgingen aus äußeren, geschichtlichen Veranlassungen, oder ob sie in der echten Kunstentwickelung selbst eine natürliche und nothwendige Stellung einnehmen und behaupten können.

Betrachten wir den Cyklopen, so ergiebt sich deutlich, daß viele seiner Bestandtheile in einem eigentlichen Trauerspiele gar nicht zu brauchen waren, so insbesondere die trinklustigen, feigen Satyrn. Ebenso wenig reicht der nüchterne, und noch weniger der betrunkene Cyklop in jene Region. Andererseits ist das Auffressen der Gefährten des Odysseus und das Blenden des Polyphem gewiß nicht komisch, oder spaßhaft, sodaß es in einem heiteren Lustspiele Platz finden könnte.

Ist denn nun aber diese Mitte des satirischen Dramas wirklich eine glückliche, und nicht vielmehr eine schwankende, negative; während das eigentlich Positive, Inhaltreiche entweder der Tragödie, oder der Komödie anheimfällt? Wenigstens bleibt es merkwürdig, daß in allen anderweiten Entwickelungen der dramatischen Dichtkunst nichts erscheint, was dem hellenischen Satyrspiele zu vergleichen wäre. Wohl aber tritt in neueren Zeiten das Tragische und Komische viel näher aneinander, erläutert die Mannichfaltigkeit des Lebens, und läßt Lichter und Schatten schneller wechseln, als es die Großheit der sophokleischen Tragödie erlaubt. Was Euripides in der Alceste und Helena wagte, greift mehr in die Zukunft hinein und bildet neue Formen mehr vor, als was die satirischen Spiele darbieten oder vermuthen lassen.

XIX. Rhesus.

Wenn man, wie beim Rhesus, auch nur einen Augenblick lang zweifelt, ob er vom Sophokles oder Euripides herrühre, so folgt wohl daraus, daß ihn keiner von beiden geschrieben haben könne. Der Erste unbezweifelt nicht: denn der ganze Bau des Stücks, die Haltung der Charaktere u. s. w. ist so gar nicht in seiner vollendeten Weise, daß die Aehnlichkeit einzelner Verse und Ansichten keine Erwähnung verdient, oder auf diese Art sich wohl darthun ließe, er habe alle Trauerspiele des Euripides gedichtet. Rhesus ist aber auch kein Werk des Letzten (und am allerwenigsten zu gut für ihn): denn weil alle Verzeichnisse eine euripideische Tragödie unter diesem Namen aufführen, besitzen wir die echte noch nicht, und wenn ein paar Sternbilder darin genannt werden, die wohl jeder Hirte kannte, so folgt daraus keineswegs, daß sie nur der Schüler des Anaxagoras entworfen haben könnte. Will man ferner die Stimme des großen Scaliger für die Unechtheit auch nicht viel gelten lassen, weil er an Seneca's Trauerspielen mehr Gefallen als an den hellenischen fand: so wird doch Valkenaer's Ausspruch in philologischer Hinsicht genügen, und Beck's Nachweisung der Mängel des Stücks erscheint so vollständig, daß sich wenig möchte hinzufügen lassen.

Aber wie, wenn anderen Kunstrichtern, die eine geringe Meinung vom Euripides hegen, jene Nachweisungen der Mängel gerade als Beweise der Echtheit gelten? Wir würden entgegnen: Fehler hat Euripides allerdings, aber nicht alle und jede Fehler, nicht hier zu verwickelte Verwickelungen und dort gar keine Verwickelungen, nicht hier übermäßige Rührungen und dort (Vers 907) Gleichgültigkeit, selbst bei natürlichen Veranlassungen zur Theilnahme. Es erscheinen bei ihm Personen zwar unerwartet, aber sie wirken, wenn sie einmal da sind; er liebt zwar Episoden, aber sie stehen doch nicht ganz vereinzelt, sondern es geht ein verknüpfender Faden durch das ganze Stück; man vergleiche zum Beispiel die beiden Hauptheile der Hekuba mit der Geschichte des Dolon und Rhesus.

Hier läßt sich kaum entdecken, was das Stück eigentlich wolle: erst glaubt jeder, aus der lauten Ankündigung der Wache und dem Muthe Hektor's werde etwas hervorgehen, allein es erfolgt Nichts; dann lassen die breiten Gespräche des prahlerischen Dolon und der sogar ihm zu Ehren angestimmte Chorgesang vermuthen, er solle die Dinge in Bewegung setzen; statt dessen wird später nur gelegentlich gesagt: man habe auf ihn gewartet, er sey aber mit seiner abgeschmackten einfältigen List ins Verderben gelaufen. — Eine an sich gute, aber hier unpassende Erzählung von der Ankunft des Rhesus führt zu etwas Neuem, zu großen Reden, wo jener sich gewaltig rühmt und der Chor ihm weit mehr als dem Hektor zutraut; endlich aber gehen Alle zu Bette, wahrscheinlich auch die Wache. Jetzt kommt Odysseus und Diomedes, ohne recht

zu wissen, was sie wollen. Dolon entfernte sich gerade eine Minute vor Rhesus' Ankunft, und kann ihnen mithin darüber Nichts beichten, im trojanischen Lager dürfen sie ohne Lebensgefahr nicht viel fragen: da erscheint denn zu ihrem Besten Minerva als Minerva; der arme Paris dagegen, der so gelegentlich hören will, ob etwas vorgeht, wird von ihr in Cypris' Gestalt sehr zweckdienlich zum Narren gehalten. Hektor, die Wache, der Chor, alle sind abwesend, bis das Gespräch mit Paris zu Ende ist, und währenddessen bringen Odysseus und Diomedes auch Alles mit ungemeiner Behendigkeit zu Stande. Zwar verhört sie der Chor, welcher jetzt wieder zur Hand ist, allein Odysseus giebt sich — nach einer Lesart — für Rhesus aus und wird, so stockfinster ist's, nicht wieder erkannt, obgleich der Chor erst wenige Augenblicke vorher ebenfalls in der Nacht den Rhesus sah und besang; oder nach einer anderen Lesart meint die Wache so ganz aus freien Stücken, der ihnen ganz Unbekannte — habe wohl den Rhesus erschlagen! Sie läßt ihn aber dennoch, weil er das Feldgeschrei weiß, mit dessen Pferden davonlaufen. Der Stallknecht des thracischen Königs hatte sich erst zu Bette gelegt, nachdem er die Pferde abgefüttert und den um das Lager schleichenden Kundschaftern zugeschrien hatte, sie möchten sich in Acht nehmen; ward aber, als er später Geschrei hörte und herzueilend sich einmischen wollte, schwer in der Seite verwundet. Deßungeachtet kommt er als Bote, erzählt ein Langes und Breites, und sagt zuletzt verdrießlich zu Hektor: er, Hektor, habe den Gastfreund ermorden lassen. Dieser, der früher barsch gegen Aeneas war und dann ihm beistimmte, auf Rhesus loszog und vom Chore Lehre annahm, antwortet jetzt: es sey nicht wahr und er habe dazu keine hinreichende Gründe. Dem Chore fallen die Verhörten, dem Stallknechte die umschleichenden Fremden nicht bei, vielmehr geht er fort, und wir, die wir Alles wissen, gingen auch gern; allein da kommt die Muse, Rhesus' Mutter, in der Luft angefahren, erzählt, wie sie und ihresgleichen die Dichter erzögen, wie sie um ihre Jungfrauschaft gekommen sey, wie sie vom Papa Alimente verlangt und dieser das Kind in eine sehr gute Pension gethan habe; Hektor wird über das gar zu viele Reden verdrießlich (Vers 952), der Chor hört auch nicht recht hin, und obgleich sonst die Redensarten gleich bei der Hand, hat er doch keine Lust, etwas zu erwiedern. Da fällt endlich Allen das Beste bei, nämlich: daß der Morgen anbreche und Feinde zu bekämpfen wären; und damit hat das Trauerspiel ein Ende. — Oder vielmehr kein Ende, sowie keinen Anfang und keine Mitte; denn wo fände sich überhaupt das Tragische? Etwa darin, daß ein Spion umgebracht, oder daß ein Feind erschlagen wird? Oder daß eine Muse um ihre Keuschheit kommt? Oder daß Alle eine unruhige Nacht haben?

Das Ganze ist offenbar das Uebungsstück eines Schülers, der Homer's trefflichen Gesang dialogisirte; und so haben wir denn eine Reihe nächtlicher Scenen, bei welchen wir hübsch den geschichtlichen

Faden, der das Zusammengewürfelte verknüpft, im Gedächtniß behalten müssen. Für Einzelheiten zeigt jener Schüler zwar Anlagen, weiß aber vom Grundbau einer Tragödie Nichts, und fährt sich so fest daß er mehreremal Götter und Musen herbeiruft, um ihn wieder flott zu machen; eine solche Barmherzigkeit wird aber dem Dichter, der nicht in seinem Reichthum opfernd, sondern ärmlich und hülfsbedürftig auftritt, von Rechts wegen durchaus abgeschlagen.

C. Ergebnisse und allgemeine Betrachtungen.

Es sey erlaubt, den vorstehenden Bemerkungen über die einzelnen Tragödien des Euripides einige allgemeinere Betrachtungen anzureihen.

Jedes größere dramatische Kunstwerk bedarf gewisse Abschnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Acte, Scenen. Es fragt sich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden sich in ähnlicher Weise bei den Griechen und bei den Neueren? Dort wird die Regel aufgestellt, daß mehrere Stücke als Trilogien, oder Tetralogien miteinander verbunden waren; während solch Verhältniß in unseren Tagen nur als sehr seltene Ausnahme hervortritt. Jene griechische Einrichtung, oder Eintheilung beruhte indessen gewiß auf verschiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollständig zu Ende, sondern nur zu einer Art von Trugschluß gebracht; sie ward deshalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt und erst im dritten (vierten?) Stücke völlig beendet und abgeschlossen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dies nicht verlangte, wurden wohl mehrere Fabeln verwandten und sich erklärenden Inhalts in den einzelnen Stücken nebeneinander gestellt. Nicht minder haben die bei den Wettkämpfen aufgestellten Forderungen auf diese Behandlungsweise hingedrängt; wogegen es zweifelhaft bleibt, ob ich möchte sagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundsatzes, einer Leidenschaft, in mehreren Tragödien nebeneinander veranlaßt haben.

Gewiß ist es etwas anderes, ob Stücke nur deshalb zu Trilogien und Tetralogien gerechnet wurden, weil man sie miteinander aufführte, oder weil ihr innerer Zusammenhang Gründe darbot, sie als Trilogien, oder Tetralogien nebeneinander zu stellen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß jene Drei- oder Viertheilung ein nothwendiges, unbedingtes, überall befolgtes Gesetz gewesen wäre; so wenig als in unseren Tagen eine durchaus bestimmte Zahl von Acten, oder von größeren Abtheilungen in der Art des Wallenstein. Allerdings finden sich bei

Aeschylus oft drei Stücke zu einer höheren Einheit verbunden; hinsicht-lich anderer läßt es sich dagegen ohne Künstelei nicht nachweisen, oder die Verbindung beruht nur auf etwas Aeußerlichen, etwa der Zeit, was Aristoteles mit Recht tadelt. Wenn aber wirklich eine Trilogie vorhan-den ist, so folgt daraus nicht, daß ihr mittlerer Theil die beiden übri-gen an Interesse und dramatischer Kraft übertreffe und übertreffen müsse.

Manche Trauerspiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien, gleichwie Elektra und Orest) stehen in einem inneren Zusammenhange, werden aber nicht derselben Trilogie beigezählt. Die meisten seiner Tragödien erscheinen dagegen so abgeschlossen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder späteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus, oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf, sie würden den Zusammenhang und das innere Wesen der äschyleischen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja diese Tetralogien scheinen keinen naheliegenden, wesent-lichen Zusammenhang nachzuweisen, oder zu bezwecken; es läßt sich viel-mehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeschla-gen, nach Mannichfaltigkeit gestrebt und Entgegengesetztes nebeneinander gestellt. Nur einzelne seiner Stücke mögen auf eine Fortsetzung (so die Phönissen auf eine Antigone) hinweisen.

Ob und wo in den griechischen Trauerspielen Abschnitte anzuneh-men seyen, beruht theils auf der Art der hellenischen Darstellung, theils auf dem inneren Bau der Fabel selbst. Wollen wir den Schluß eines Actes dahin setzen, wo die Bühne leer, oder die ausnahmsweise auf ihr bleibende Person doch ganz unthätig war, so findet sich, wie scharfsinnig nachgewiesen ward, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einem, nicht sowohl in die Handlung eingreifenden, als viel-mehr nach einem allgemeinen gehaltenen großen Chore. Obgleich bis-weilen schwer zu entscheiden ist, welcher von beiden Klassen ein Chor angehört, erhält jene Regel doch eine neue Bestätigung, wenn wir von der Art und Weise der Aufführung ganz absehen, und nur den Gang der Fabel und die Abschnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerspiele bei den Griechen (nach unserer Redeweise) nicht gleichviel Acte, und deren Länge war sehr verschieden; gewiß sind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen sehr willkürlich, und der Schluß eines sogenannten Actes nicht selten dahin gelegt worden, wo höchstens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch sind dies allerdings Begriffe, welche einer näheren, nicht hieher gehörigen, wissenschaftlichen Begründung be-dürfen. — Die irrenden Ausleger des Aristoteles hätten sehen sollen, daß die Regel von Einheit der Zeit und des Orts für Euripides gar nicht vorhanden ist. Ebenso wenig ist es nothwendig, daß in jedem griechischen Trauerspiele Menschen ums Leben kommen.

Ueber die Entstehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie ist so viel geforscht und gesagt worden, daß ich einige

Bemerkungen nur mit Scheu auszusprechen wage. Wäre jede Tragödie eine Oper, und der antike Chor einem vorzugsweise und wesentlich musikalischen Chore gleich zu setzen, so erklärte er sich von selbst, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit, bis auf den heutigen Tag, vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erscheint er aber in der Kunstgeschichte nur bei den Griechen; er ward abgeschafft und nie wiederhergestellt; ja die in unseren Tagen gemachten Versuche einer Erneuung und Wiederherstellung [1]) sind als mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß sein Daseyn und seine Natur nicht sowohl auf allgemeinen und nothwendigen Kunstgesetzen, als auf geschichtlichen, volksthümlichen und örtlichen Verhältnissen beruhe. [2]) Mag die demokratische Verfassung Athens, mag der Wunsch mitgewirkt haben, beruhigende, allgemeine Betrachtungen auszusprechen: schwerlich wäre hieraus der Chor entstanden, wenn er nicht in den festlichen Spielen und lyrischen Ergießungen ursprünglich die Hauptsache gewesen wäre, zu denen sich das Dramatische erst hinzufand und allmählich immer breiter machte.

Fast in keiner griechischen Tragödie führt der, obgleich zahlreiche, demokratische Chor durch thätiges Eingreifen die Entscheidung herbei; ja er sagt schon in den Choephoren des Aeschylos:

> Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
> Auf daß wir schuldlos scheinen mögen dieser That.

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da sie eigentlich die Hauptpersonen und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten sind, oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Aristoteles sagt nämlich in den Problemen (XIX, 48): „Der Chor ist ein unthätiger Pfleger oder Sorger (κηδευτὴς ἄπρακτος). Er zeigt blos Wohlwollen für die Gegenwärtigen.“ Diese Aufgabe ist aber in der That kaum eine dramatische zu nennen. Auch rechtfertigen sich die Chöre weniger auf diesem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichterischen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: sie sollten wenigstens mit den Vorgängen in Zusammenhang stehen. Von dieser Regel weicht Euripides allerdings etlichemal, aber keineswegs immer ab; greifen doch seine Troerinnen in der Hekuba, seine Bacchantinnen, sowie die Mütter in den Flehenden, und im Jon die Begleiterinnen der Kreusa mehr in die Handlung ein, als irgendein Chor seiner Dichtergenossen. Könnte er (oder einer seiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung jener Abweichung sagen: „Glaubt ihr denn, daß ich absichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit, oder aus Unverstand so gehandelt habe? Eher dürftet ihr mir den Vorwurf machen: ich sey nicht kühn und weit genug vorgegangen, sondern auf

1) So kann man auch wohl die langen Wechselreden (Vers um Vers) als eine mit Recht abgekommene Form bezeichnen.

2) Z. B. Bau und Einrichtung der Theater.

halbem Wege stehen geblieben." — In einzelnen Fällen ist ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen ist er dem Euripides für seine Aufgaben und Zwecke unbequem und nur der traditionelle Ueberrest einer einst herrschenden, durch den Fortschritt der dramatischen Kunst aber veralteten und oft störenden Form; weshalb ein Kenner mit Recht sagt [1]: „Der Chor war zu Euripides Zeit verbraucht und durch die innere Vollendung der Dramaturgie völlig entbehrlich geworden."

Was soll der Chor? An die Bacchusfeste erinnern? Das wäre eine sehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorstellen, oder geltend machen? Diese Aufgabe wird nirgends wirklich gestellt und gelöset, auch erklärt die spätere Demokratie den Chor wenigstens geschichtlich nicht für Zeiten, wo es noch keine Demokratie gab. [2]) — Den Zuhörern vorsagen, wie sie denken und fühlen sollen? Es fehlt ihnen ja aber nicht an eigenem Verstande und Gefühle, auch ergiebt sich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am besten aus dem dramatischen Handeln selbst. — Den Zuhörer idealisirt in die Tragödie selbst versetzen? Dies gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere substantielle Bewußtseyn darstellen? Steht denn aber die didaktische Reflexion höher als das Handeln der Helden? Oder stellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen dieses substantielle Bewußtseyn dar? Will man umgekehrt lyrische und dithyrambische Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannichfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten, so behauptet Euripides durch seine Praxis: man dürfe sie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwischentreten lassen, aber nicht sich oder anderen aufreden, blos erkünstelte Verbindungen seyen natürlich und nothwendig. Doch genug der von scharfsinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Dennoch liegt es in dem unausweichbaren Fortschritte der dramatischen Kunst, daß einzelne Personen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, fühlen, sprechen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinsame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es sich geltend machen soll, und nicht von musikalischen Chören die Rede ist, durch einzelne Personen geltend machen und in ihnen sich abspiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Rosenkranz, Güldenstern in gewissen Beziehungen als Repräsentanten einer Mehrzahl, eines Chors betrachten.

Wenn Aristoteles den Aeschylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, so weiset dies schon auf die Bahn hin, wo selbst das Lyrische dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und dasselbe ist hinsichtlich des Reflectirenden möglich.

---

1) Bernhardy, Literatur, II, 731.

2) Auch werden weibliche Chöre hiedurch nicht begründet.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei ist, Alles hört, zu Jeglichem sein Wort giebt, liegt keineswegs in der Natur der Dinge; vielmehr muß man sich erst an dies Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehreremal von den Hauptpersonen dringend empfohlen, Nichts auszuplaudern (z. B. in der Iphigenia in Aulis, in Tauris, in der Helena, im Hippolytus und, obgleich ohne Erfolg, im Ion); wogegen er seinerseits jenen räth (so in den Choephoren des Aeschylus), nicht zu laut und vorlaut zu seyn.

Wenn die Franzosen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, so läßt sich nicht sowohl das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln, als daß diese Einzelnen keine lebendigen, thätigen Personen, sondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die stummen Wände herzusagen. Lehrt doch schon Horaz: „Actoris partes chorus officiumque virile defendat." [1])

Zwei oft gleichzeitig aufgestellte Forderungen: der Chor solle thätig seyn, und er solle weise Betrachtungen anstellen, widersprechen sich untereinander. Denn die alten Männer und Weiber sind selten thätig, und die jungen selten weise. Auch läßt sich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweisen, der Chor sey der ruhigere und weisere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, seine Wuth in den Bacchantinnen hat mit Ruhe und Weisheit gar Nichts gemein. Warum soll auch der Chor überall denselben Charakter zeigen? Gewiß erscheint er in den Trauerspielen viel mannichfaltiger, als einseitige Theorien es erlauben oder vorschreiben. Erhebt er sich nicht zur Individualität und zu wahrem Handeln, so wird er undramatisch, und gründet seine Rechte und Verdienste im Wesentlichen nur auf die hineintönende musikalische Lyrik.

Von hier bietet sich der Uebergang zu einigen Betrachtungen über das Verhältniß der Musik zur Dichtkunst, insbesondere zu dem Trauerspiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droysen [2]) erklären sich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper; und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deshalb noch nicht alle Vergleichspunkte zu leugnen, oder alle Zweifel gehoben sind. Zuvörderst ist zwischen Oper und Oper (zwischen Gluck und Donizetti) ein wo möglich noch größerer Unterschied, als zwischen einer äschyleischen und einer Kotzebue'schen Tragödie; wenn also die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erscheint, so kann doch die Annäherung oder Verschiedenheit nicht überall gleich groß seyn. Ferner gingen diejenigen Männer, welche zuerst in Italien den Worten musikalische Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus, die griechische Tragödie herzustellen, oder doch eine glänzende Vereini-

---

1) Ars poetica, p. 193.

2) Vorlesungen über dramatische Literatur, I, 101; Solger's Schriften, II, 523; Droysen's Aeschylus, I, 190.

gung mehrerer Künste als höchste Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen. [1])

Man mag nun Einfluß, Beschaffenheit und Werth der Musik in den alten Trauerspielen so hoch oder so niedrig anschlagen, als man irgend will, immer bleibt es unleugbar, daß Musik und Tanz mit der Dichtkunst in einer Verbindung standen, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verschmäht. So bleibt also, trotz aller Verschiedenheit, wenigstens ein Punkt, wo die Zusammenstellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen ist. Vielmehr bietet sich von hier aus Veranlassung zu weiteren Untersuchungen.

Kein Theil des griechischen Trauerspiels (dies nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle musikalische Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen so verschieden und entgegengesetzt, wie in unseren sogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Musikalischen beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß, sie mußten dort wohl geringer als hier seyn. Nimmt man nun an: das dem Dialoge hinzugethane Musikalische sey ohne Harmonie, und selbst in der Melodie ohne Entwickelung und Selbständigkeit gewesen, so tritt zunächst die Meinung hervor: man habe durch Flöten oder andere Blaseinstrumente den Schauspieler in einem bestimmten Tone erhalten, oder in einen anderen hinüberhelfen wollen. Ein so höchst einförmiges, völlig kunstloses Mittel konnte aber nur stören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, sondern vermindern; es konnte ebenso wenig in anderer Weise einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Aristoteles (Problem., XIX, 9): nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauspieler, welcher Vorleser würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Instrument neben seiner Rede ununterbrochen, oder in Zwischenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen unterliegt ganz anderen Regeln und Intervallen, als denen der diatonischen oder chromatischen, scharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende fest in dem einen ausgehaltenen Tone, so wird dies eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, so erhöht sich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man diesen Uebelständen durch die Annahme zu entgehen: die musikalische Hülfe sey nicht einförmig gewesen, sondern habe öfter abgewechselt, dann muß sich die Stimme des Schauspielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber deshalb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauspieler, von den geblasenen Tönen in mannichfacher Art abzuweichen: wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja sogar der Harmonie?

---

1) Galuzzi, Istoria di Toscana, III, 289.

Es ist, wenn wir Inhalt und Würde des tragischen Dialogs betrachten, keineswegs anzunehmen, daß er in der leichtsinnigen Weise des parlando in neuen italienischen Opern hergeplappert worden sey. Er war (wie Schlegel mit Recht bemerkt) gewiß viel abgemessener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unserer Zeit. — Bei dieser Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugestandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie soll man sich die dichterisch-musikalische Vermählung denken, da alle bisherigen Versuche auf Unschönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande, alle sich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu lösen; ich will nur darauf aufmerksam machen, daß sie noch nicht gelöset sind. Und wie wäre dies auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Musik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunst, noch nicht einmal zu sicheren Ergebnissen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen; sondern zunächst gewisse Stufen, oder ein Mehr oder Weniger der musikalischen Zuthat, selbst beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wohl blos gesprochen, an anderen Stellen mag die Begleitung wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart fest gehalten haben; oder sie bezeichnete und verstärkte die rhythmische Zeiteintheilung, oder sie trat unabhängiger als Zwischenspiel hervor.

Fern von der Anmaßung, das Dunkel dieses Heiligthums aufhellen zu wollen, erlaube ich mir nur, den Eingeweihten noch einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematische Grundlage der Musik; sie wußten, in welcher Reihenfolge die Töne entstehen [1]), und in welchem Verhältnisse sie zueinander stehen. Das heißt: in den Verhältnissen von 1, 2, 3, 4 erklang die Octave, Quinte und Quarte, die Differenz zwischen Quinte und Quarte gab einen ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz, und durch Umkehrung die kleine und große Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höheren Ziffern führt endlich in Dissonanzen und aus der diatonischen Tonleiter zu chromatischen und enharmonischen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Octave, der reine Quintenzirkel giebt aber zuletzt unreine Octaven; deshalb muß (gleichschwebend oder ungleichschwebend) temperirt werden. Diese mathematischen Wahrheiten liegen der alten, wie der neuen Musik zum Grunde. Was soll nun aber jene auf dieser Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwissenheit und Unglaube.

Erstens, sollen die alten Tonleitern so kleine Intervalle aufgenommen haben, wie wir sie auf unseren Instrumenten niemals ausdrücken, oder ausdrücken können; etwa des Umfangs, wie wenn ein Geiger oder eine Sängerin nicht ganz richtig einsetzen, sondern schieben, ziehen,

1) Aristot. problem., XIX, 23, 39, 42, 51.

schwanken, oder wie man das schlechte Verfahren sonst nennen will. Ich kann nicht glauben, daß die Griechen in diesen kleinsten, mit allen übrigen in keinem harmonischen Zusammenhange stehenden Intervallen vorzugsweise Wohllaut gehört, oder vorzugsweise davon Gebrauch gemacht haben. Die diatonische Tonleiter ist keine willkürliche Erfindung; sie muß allem zu Grunde liegen, was irgend verdient Musik zu heißen. Dieselbe Ueberzeugung hegt (wie ich erfreut nach dem Niederschreiben dieser Abhandlung sehe) ein großer Kenner, Herr Hofrath Kiesewetter. Er sagt in seiner Schrift über die neuere Musik der Griechen, S. 32: „Ich traue den alten Griechen ein viel zu richtiges Gefühl zu, als daß ich mich überreden könnte, sie hätten von dem holprigen chromatischen und von dem träg heulenden enharmonischen Klanggeschlechte in der Ausübung der Kunst jemals wirklichen Gebrauch gemacht."

Unser Tetrachord ist für dur: c, d, e, f, und für moll: c, d, es, f. Als griechische Tetrachorde werden dagegen erwähnt (soweit es sich mit unseren Tonzeichen ausdrücken läßt): e, f, g, a, oder e, f, fis, a, oder e, eis, f, a. Die letzte Abtheilungsweise (1/4, 1/4, 2 Töne), die sogenannte Harmonia (!), soll sich erst verloren haben, als von den Späteren die Kraft und Männlichkeit der Kunst in leichtes, gefälliges Wesen sey aufgelöset und verdünnt worden. Einem heutigen Musiker muß es völlig unbegreiflich bleiben, wie die beiden letzten Formen und Abstimmungen bei Tetrachorde größeren Werken sollen zum Grunde gelegt werden, wie man diese Intervalle anders als einmal ausnahmsweise und im Durchgange gebrauchen könne. In unseren Tagen hat man, und nicht mit Unrecht, ein Aufopfern männlicher Kraft und Einfachheit in dem übermäßigen Gebrauche chromatischer und enharmonischer Intervalle gesehen. Auch lebe ich, wie gesagt (trotz aller entgegenstehenden Behauptungen), der Ueberzeugung: die diatonische Musik sey die ältere, niemals ganz verdrängte, obgleich man später mehr chromatischen und enharmonischen Schmuck mag hinzugethan haben. [1])

Ein anderer Zweifel entsteht bei den Berichten über die Verschiedenheit des Charakters und der Wirkung der einzelnen Tonarten. Diese Verschiedenheit soll lediglich darauf beruhen, daß jede Tonleiter bei einem anderen Tone (d, e, f) beginnt, und der halbe Ton sowie die beiden anderen Töne des Tetrachords in der diatonischen Tonleiter eine andere Lage erhalten. Allerdings ist Anfang der Tonleiter und Lage der Töne nicht gleichgültig, und (abgesehen von Chromatik und Enharmonik) erfordert jeder der hierauf gegründeten sogenannten Kirchentöne eine andere Behandlung. Allein deshalb den einen kriegerisch, den anderen weichlich zu nennen; den einen seiner Sittlichkeit halber zu empfehlen,

1) Terpander, der Lesbier, wird (650 v. Chr.) als ein großer Verbesserer der Musik gerühmt, weil er zwei Tetrachorde aneinander gesetzt und der Kithara sieben Saiten gegeben habe. Dann fehlte aber die Octave, oder es mußte (gleich unvollkommen) ein Ton in der diatonischen Tonleiter ausfallen.

den anderen zu verbieten — das kann keinem einfallen, selbst dann nicht einfallen, wenn man zur Schärfung der Charakteristik die ungleichschwebende Temperatur mit zu Hülfe nehmen wollte. Deshalb glaube ich, daß der Gegensatz der dorischen, phrygischen, lydischen Tonart u. s. w. nicht blos auf der Stellung der Töne und den mathematischen Verhältnissen beruhte, sondern daß man darunter vielleicht den Gebrauch anderer Instrumente, gewiß anderer Melodien und Rhythmen verstand, oder vielmehr ganz verschiedenartige Compositionsweisen damit bezeichnete. Geht doch Cicero noch weiter, wenn er sagt: „Musiker und Dichter waren einst dasselbe.“ [1])

Daß übrigens die Zurückführung der Tongeschlechter auf dur und moll [2]) kein Rückschritt oder Verlust sey, sondern uns (schon durch Takt und Harmonie) mehr musikalische Mittel und größere Mannichfaltigkeit zu Gebote stehen, läßt sich erweisen. Nur beruht der Charakter unserer Tonarten (bei der gleichschwebenden Temperatur) keineswegs auf mathematischen Unterschieden, sondern auf vielen anderen Dingen, deren Entwickelung nicht hierher gehört.

Man hat sich gewundert, daß Octaven, welche die Alten für die schönste Symphonie hielten, von den neueren Tonsetzern verboten würden. Das Unisono der Octavengänge ist aber nirgends verboten, und die Octave gilt jetzt, wie damals, für die vollkommenste Consonanz. Das Verbot der Octaven, und noch deutlicher der Quinten, beruht keineswegs darauf daß man nicht mehrere Consonanzen hintereinander ertragen könne (denn dies geschieht unzähligemal in jeder mehrstimmigen Musik); sondern es gründet sich darauf, daß widrige Sprünge in fremde Tonarten, daß Querstände von jedem gebildeten Ohre verworfen werden. Quintenfolgen solcher Art waren auch schon bei den Alten verboten. [3]) Sobald übrigens die zur Charakterisirung der Tonart unentbehrlichen Terzen hervortreten, können durch Umkehrung die Sexten nicht ausbleiben. [4]) Wohl aber drängt sich bei mehrstimmiger Behandlung die Frage nach dem Consoniren der Quarte hervor, je nachdem sie eben als Quarte oder als Undecime erscheint.

Wenn es heißt: der Zakynthier Pythagoras habe auf seinem Instrumente, durch leichte Bewegung des Gestelles mit dem Fuße, in der dorischen, lydischen und phrygischen Tonart gespielt, so heißt dies keineswegs, er habe **zugleich** aus drei Tonarten, d, e, f, symphonisch gespielt; denn welche Intervalle man auch hier verbinden, koppeln will, es gäbe die greulichsten Mißlaute. Unsere Pedalharfe erklärt dagegen vollkommen den Hergang. Ohne umzustimmen, oder gar ein zweites,

---

1) De orat., III, 44.

2) Auch alte Musiker behaupteten, alle Tonleitern ließen sich auf zwei zurückführen. Arist. Polit., IV, 3, 4.

3) Arist. problem., XIX, 17, 18, 34, 41.

4) Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß die Griechen die Terz (und also auch die Sexte) nicht gekannt, oder ganz außer Acht gelassen hätten.

drittes Instrument zu ergreifen, konnte Pythagoras in den zweiten [1]), dritten Ton ausweichen; gleichwie man jetzt auf dem Fortepiano aus 24 Tonarten spielen und dahin übergehen kann. Von gleichzeitigen, in Consonanzen oder Dissonanzen nebeneinander herlaufenden Melodien ist aber in alter und neuer Zeit nicht die Rede.

Ebenso wenig glaube ich, daß, wenn der Gesang in der äolischen Tonart geht, das Instrument gleichzeitig in der dorischen habe die Melodie führen können. Denn das hieße: die Begleitung habe sich in lauter reinen oder falschen Quinten nebenher bewegt. Wohl aber könnte der Gesang in d geführt seyn und das Ritornell sich in a angeschlossen haben.

Horaz sagt:

> Sonante mixtis (oder mixtum) tibiis carmen lyra
> Hac Dorium, illis Barbarum. (Epod., IX, 5.)

Dies ist gewiß nicht so zu verstehen, daß eine Melodie sich in lauter großen oder lauter kleinen Terzen nebeneinander herbewegt habe; wohl aber hat eine Verbindung der nächstverwandten Tonarten keine Schwierigkeit. Nimmt man an: das altdorische sey der phrygische, das altlydische (barbarum) der ionische Kirchenton, und stellt beide Tonleitern übereinander, so entstehen Gänge mit großen und kleinen Terzen abwechselnd, wie sie noch täglich vorkommen und keinem Bedenken unterliegen. Wenn bei Verbindung anderer gleichweit voneinander entfernten Tonarten auch Quarten hervorzutreten scheinen, so steht dies in Verbindung mit der Benennung der Töne, wo z. B. in gewisser Beziehung cis und des dasselbe und doch wiederum verschieden sind.

Auf diese Betrachtungen und Abschweifungen wird man nothwendig hingedrängt, wenn man sich das Verhältniß der Dichtkunst und Musik in der alten Tragödie deutlich machen will. Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenstande zurück. Wo der Chor in gewöhnlichen Trimetern am Gespräche theilnahm, unterschied sich die musikalische Hülfe oder Begleitung wohl nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur E i n e r aus dem Chore, oder mehrere n a c h e i n a n d e r abwechselnd sprachen. Umgekehrt ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß die großen lyrischen und dithyrambischen Chöre nicht (nach unserer Weise zu reden) lauter Solos gewesen sind; Behandlung und Wirkung stand vielmehr mit der Zahl der Chöre in Verbindung, und blos schweigende Figuranten traten nicht an die Stelle thätiger Choristen. Diese Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren als vermindern; zunächst weil sich ein Solo eben eher begreift und erklärt als ein Chor.

---

1) Ebenso erfand Pronomos Flöten, auf denen man dorisch, phrygisch und lydisch spielen konnte. Pausan., IX, 12.

Es läßt sich einerseits nicht leugnen, daß die Lyrik der Chorgesänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Musik zu erlauben, ja zu fordern scheint; andererseits aber verlangen die verwickelten Constructionen und kühnen Uebergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verstanden werde. [1]) In unseren Opern hilft man sich mit dem Textbuche, oder es kommt (wie nur zu oft) gar wenig auf die schlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunst niemals so verwischt oder übertäubt. Von fugirtem In- und Uebereinandergreifen, von Nachahmungen in derselben Melodie, oder von Verbindung mehrerer Melodien konnte nicht die Rede seyn; denn diese Formen und Kunstmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten sie eben die poetische Wirkung ganz unterdrückt, ja zerstört. Weil man indessen diesen Ueberreichthum nicht kannte, oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht, daß die musikalische Zuthat fast nur ein Hervorheben des Metrums, ein schärferes und mehr punktirtes Scandiren gewesen sey. Das Metrum kennt nur lange und kurze Silben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir sagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der musikalischen Declamation über dies Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und stürmte an anderen Orten wie in Sechzehnteln oder Zweiunddreißigsteln vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Instrumente gingen, ist zweifelhaft; der Umfang der Menschenstimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen hat sich dagegen nicht geändert und begrenzte den Umfang gewisser Kunstmittel. Fügen wir zu diesen Thatsachen einerseits den Mangel regelmäßigen Taktes, und andererseits den Reichthum an Rhythmen hinzu, so verdeutlichen sich unsere Vermuthungen und Ahndungen über die Musik in der Tragödie, obwohl wir sie nicht bis zur Klarheit erheben können; insbesondere nicht über die Vielstimmigkeit des Chors. An mehrere eigenthümliche, durchgeführte, obligate Stimmen ist nicht zu denken; dann bleibt aber nur die Einstimmigkeit (unisono), oder die Bewegung in Octaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erscheint, theils (bei dem Mangel regelnden Taktes) in freien oder recitativischen Rhythmen für mehrere Personen außerordentlich schwer einzulernen ist. Ja nach einigen Andeutungen in den Problemen des Aristoteles (XIX, 6, 15, 48) sollte man glauben: die Musik oder der Gesang der Chöre sey ebendeshalb viel einfacher und gleichartiger gewesen, als der des Einzelnen; wodurch man jedoch über das Verhältniß des Chors zum Dialog, und der lyrischen Theile des Drama zu den übrigen, in neue Zweifel und Verlegenheiten geräth. Am wahrscheinlichsten ist es, daß ein großer Theil des Dialogs fast ohne alle musikalische Zuthat war, die Trochäen und noch mehr die Anapästen anders behandelt wurden, daß

---

1) Horat. de arte poetica, p. 202.

man so zu dem aufstieg, was wir Solo oder Arioso nennen würden, und endlich der Chor reicher und zugleich einfacher ertönte.[1])

Ich komme auf einen anderen schwierigen Punkt: die Lehre vom Schicksal. Geht dasselbe aus Chaos und Nacht hervor, so ist es eine gedankenlose, finstere Macht, höchstens ein Ungefähr. Wo beginnt aber dann (als Gegensatz) die Welt der Freiheit? Sind beide uranfänglich, untergeordnet, gleichgeordnet? Soll das Schicksal nicht blos mächtiger, sondern auch sittlicher seyn als Götter und Menschen? Erstreckt es sich allein auf Haupt- oder Staatsactionen, Ermordung von Königen, Untergang von Staaten, oder auch auf Elektra's Verheirathung mit einem Bauer?

„Das Fatum", sagt Jacobi, „vertilgt den Gott"[2]); daß es Götter erlaubt, zeigt die griechische Tragödie; aber das Wie und das wechselseitige Verhältniß ist und bleibt unklar. — Das Schicksal darf nicht bloßer Zufall seyn, sonst konnten die Dinge anders kommen; es darf nicht unbedingte Nothwendigkeit seyn, sonst erscheint ein Kampf unmöglich; es kann nicht ohne Causalverbindung, ohne wirkende Ursache seyn, sonst ist es unvernünftig. Wohin will man nun die unbedingte Vernunft oder Unvernunft legen? In das Allgemeine oder das Individuelle? Fatalismus und Willkür ist gleich unpoetisch. Bei den griechischen Tragikern herrscht weder die Bestimmung von innen, noch die von außen allein vor, und dies ist das dichterisch Richtige, was sich auch von anderen Standpunkten dawider mag einwenden lassen. Erscheint das Schicksal nicht selbst als Wirkung, als Thun einer höheren, nur nicht überall und in allen Theilen begreiflichen Freiheit und Persönlichkeit, ist es nicht in höchster Stelle dem lebendigen Gotte gleich: so hat die griechische Tragödie zwar eine ästhetische, aber keine ethische und religiöse Lösung. Vor dem Glanze des inhaltreichen, verklärten Begriffs der Vorsehung verschwinden alle diese Schattenrisse von Schicksal, Nothwendigkeit und Freiheit. Soll nun die Vorsehung verworfen werden, um die Tragödie zu retten, oder soll man diese preisgeben um der Vorsehung willen? Keins von beiden; auch läßt sich erweisen, daß die christliche Lehre von der Vorsehung[3]) keineswegs der tragischen Dichtkunst ein Ende mache, oder machen müsse.

Zur Aufklärung der Art und Weise, wie sich die drei Tragiker Gottheit und Schicksal dachten[4]), will ich wenigstens einige Stellen aus ihren Werken nebeneinander aufführen.

---

1) Lyrische Silbenmaße finden sich nicht blos in den Chören, sondern auch im Dialog. Euripides zeigt hier eine große, kunstreiche Mannichfaltigkeit.

2) Werke, IV, 1, 220.

3) Siehe meine Abhandlung über die Poetik des Aristoteles.

4) Schon im Homer findet sich hierauf Bezügliches; z. B.:

. . . Zeus welcher es eingiebt
Allen erfindsamen Menschen, und so, wie er will, sie begeistert. —
Doch Zeus selber ertheilt, der Olympier, jeglichem Menschen,
Edeln, sowie Geringen, nach eigener Wahl ihr Verhängniß.

Odyss., I, 348; VI, 188.

1. Aeschylos.

Es geschehe was verhängt uns vom Geschick ward,
Unumgehbar ist des Zeus ewiger, nie wankender Rathschluß. [1]) —
Wo ist ein freundlich Wort von den Orakeln je
Den Sterblichen gesandt? —
. . . Es erfüllt das Verhängte sich doch,
Nicht Spend' und Gebet, nicht Zauber beschwört,
Nicht Thränen vertilgen den lauernden Zorn
Der sühnevergessenden Gottheit. [2])
. . . Und Zeus ist selbst ohnmächtig gegen jene Macht
Der Mören und der allgedenkenden Erinnyen.
. . . Zufall, du der Welt
Anfang und Ende, du wirkest den Rath der Weisheit,
Schaffst den menschlichen Thaten den Kranz des Ruhms. —

2. Sophokles.

Ein jeder lacht und jammert wie's ein Gott ihm schickt —
Die Gottheit stürzt ins Mißgeschick. —
Durch göttlichen Fluch getrieben. —
Siege stets mit Gott. —
Die Götter haben ihm (dem Ajax) den Tod gesandt,
Der Götter Rath sinnt Alles aus den Sterblichen. —
Denn also war's (die Unfälle des Oedipus) den Göttern lieb.
In solch Unheil gerieth ich durch Götterleitung. —
Was der Götter Schluß verhängt, war nie ohne Erfolg. —
Des Schicksals Fügung wird umsonst bekämpft. —
Aus vorbestimmter Noth
Giebt es Befreiung nimmermehr den Sterblichen. —
Nimmer erspähst du einen der Sterblichen,
Der, wenn ein Gott ihn führt, entfliehen kann. —
Den Frevel aber hassen auch die Himmlischen. —
Wohl haben in dem was nun sich begiebt,
Ein grausames Loos ihm (dem Herkules) die Götter verhängt.
Was jetzo geschieht bringt Leid auf uns,
Bringt Schmach auf sie. [3]) —

3. Euripides.

Niemand ist glücklich ohne die Götter. —
Nichts ist stärker als die Nothwendigkeit. —
Ein neues Weh führt über ihn die Gottheit herauf. —
Dem Verhängniß entfliehen ist verwehrt und nicht Weisheit verjagt es. —
Götterverhängniß. — Gut ist was Götter und Geschick an uns gethan. —
Des Gottes Rath ist heilsam, nur das Schicksal spielt
Grausam mit uns. —
Vielfache Gestalt hat der Götter Geschick,

---

1) Flehende, V. 1051; Agamemnon, V. 1124, 68; Prometheus; Fragm., V. 290.

2) Solon sagt:
Denn vom Verhängniß kommt Sterblichen Böses wie Gutes,
Und was Unsterbliche dir senden, vermeidest du nicht.
Weber, Elegische Dichter, S. 56.

3) Ajax, V. 383, 611, 759, 765, 970, 1037; Oedip in Kolonos, V. 252, 964, 998, 1445; Antigone, V. 1061, 1271; Trachinierinnen, V. 1244, 280.

Gar Vieles verhängt unerwartet ihr Rath,
Und was du gewähnt, vollendet sich nicht:
Zum Unmöglichen findet die Bahn ein Gott. —
Wie magst du denn, ein Sterblicher, dich dem Geschick
Unmäßig sträuben, dem auch Götter nicht entgehen. —
Denn dem Geschick zu weichen, ist Nothwendigkeit. —
Denn das Verhängniß ändert auch kein Himmlischer. —
Ein schwacher, ungerechter Gott bist du o Zeus. —
. . . Aber Zeus bestraft
Den allzu frechen Uebermuth der Sterblichen. [1]) —
Vollbring' was Zeus und das Geschick beschlossen hat. —
Recht übt ein Gott, wenn das Geschick es fügt. —
So lenkt des Schicksals hohe Gewalt [2])
Und Apollons unweises Gebot es. —
Wenn Einer die Unsterblichen zu Freunden hat,
Spricht ihm den besten Segenspruch sein eigen Herz.
Du mußt dich freuen, oder Leid ertragen
(Auch wenn du nicht willst) wie es die Götter dir bestimmt.
Ein wohlgesinnter Mann erträgt was ihm
Die Götter senden, weist es nicht zurück. —
Wer jede Götterschickung mit Gelassenheit
Erträget, minder elend ist der Sterbliche. —
Spät kommt Götterwalt heran, doch sicher erscheint sie
Zuletzt, züchtigt der Menschen Stolz, wenn sie thörichtem Wahne fröhnen,
Und nicht die Götter verehren voll wahnsinnigen Uebermuths. [3])
Sich mühn ist Schicksal. Göttliche Verhängnisse
Schön tragen ist die Weisheit eines Sterblichen. —
Die Tugend hilft dem Menschen nicht allein,
Wenn ihm die Götter nicht auch günstig sind. —
Nach Leiden Linderung
Verleihen den Menschen die Götter,
Die selbst Alles zu Ende führen. —
Unvorgesehn kommt über uns der Götter Rath,
Sie retten wen sie lieben. —
. . . Was der Götter Rath beschließt,
Im Finstern schleicht es, Keiner sieht Unheil zuvor [4]);
Und unser Schicksal leitet uns in Dunkelheit.
. . . Willst du größer sein
Als Götter, dies zu wollen nur ist Thorenwahn. —
Der Mensch besitzt ja keinen Schatz als Eigenthum;
Was gute Götter uns gegönnt, verwalten wir. —
Alles ja ist Göttern leicht. —
Die Gottheit straf' und über Zeus erhebe dich (sagt Helena)
Der, zwar die andern Himmlischen beherrschend, doch
Der Göttin (Kypris) Sklav' ist. —
Ein Gott, der es in Wahrheit ist, bedarf Niemandes;
Nur Dichter fabeln Thorheit solcher Art. —

---

1) Herakliden, V. 388 u. 908.

2) Alceste, V. 968; Herakliden, V. 608, 615; Phönizierinnen, V. 1206; Hippolyt, V. 866; Ion, V. 1373; Andromache, V. 1285; Rasender Herkules, V. 907, 1228, 1337, 312, 348, 732; Elektra, V. 1238, 1163, 1291; Helena, V. 521.

3) Bacchen, V. 880.

4) Iphigenia in Tauris, V. 476; Trojanerinnen, V. 964.

O Zeus, was nennt man weise das unselige
Geschlecht der Menschen? Hängt es doch an deinem Wink,
Und also thun wir, wie du selber es gewollt! [1])
Ja, bist du (Zeus) weise, darfst du nie zulassen daß
Dieselben Menschen immerdar unselig sey'n. —
Der Götter Sinn weicht oft von dem der Menschen ab. —
Und tragen muß ja, was der Götter Schluß verhängt, ein Sterblicher. —
Viel ordnet und schafft im Olympos Zeus,
Viel bewirken unerwartet die Götter,
Und was du gehofft, vollendet sich nicht,
Zum Unmöglichen nur findet die Bahn ein Gott. [2])
Und weiser als die Menschen müssen Götter seyn. [3])
Trotz ist es, will man stärker seyn als Götter sind. [4])
. . . Ich eifre stets
Wenn irgendwer vermeinet, daß bei Sterblichen
Das Maß des Bösen größer denn des Guten sey;
Das Gegentheil von diesem hab' ich stets geglaubt. —
Drum, da so unser Leben hat ein Gott versorgt,
Ist's Uebermuth nicht, wenn uns dies nicht genügt?
Doch unser Sinn strebt über göttliche Gewalt
Hinaus: verwegner Thorheit sind die Herzen voll
Und weiser denn die Ewigen wähnt sich der Mensch! —
Das ist der weisen und gerechten Männer Art,
Im Elend auch den Göttern nicht erzürnt zu seyn. —
Es wohnt in uns ein Gott! —
Meint ihr, die Frevel fliegen zum Olymp hinan
Auf Flügeln, und es schreibe dort sie Wer dem Zeus
Auf eine Tafel, welche drauf der Gott durchliest,
Und jeden richtet? Nicht das ganze Firmament
Reicht' hin, die Fehler drauf zu schreiben Sterblicher,
Noch möcht' er Jedes Missethat erkundigen;
Denn wenn ihr nur es sehen wollt, nah' wohnt das Recht. [5])
O du der Erden Stütze, der auf Erden thront,
Zeus, wer du seyst auch, Hoher, Unerforschlicher,
Ob Geist des Menschen, ob Naturnothwendigkeit,
Ich flehe dich an: denn du lenkst auf stiller Bahn
Hinwandelnd, alles Menschenloos zum rechten Ziel. [6])
Ich glaube nicht, daß Götter unerlaubter Lust
Sich freuten, noch daß Götterhand je Fesseln trug,
Noch daß Gebieter einer war des andern:
Nie glaubt' ich etwas dieser Art, noch glaub' ich's je.
Denn nichts bedarf doch, ist er wahrhaft Gott, ein Gott:
Das Alles sind armselige Dichtermärchen nur. [7])

---

1) Iphigenia in Aulis, V. 31, 1610; Rasender Herkules, V. 1227, 1345; Antigone, Fragm., 2; Aeolus, Fragm., 8; Flehende, V. 596, 616, 734; Phönissen, V. 558, 696, 1751; Flehende, V. 886.

2) Medea, V. 1415.

3) Hippolyt, V. 120.

4) Hippolyt, V. 475.

5) Phönissen, V. 86; Flehende, V. 612, 196, 216; Fragm. inc., 8, 16; Melanippe, Fragm.

6) Trojanerinnen, V. 886.

7) Rasender Herkules, V. 1303 (1341); ähnlich Iphigenia in Tauris, V. 391.

Es hat zwar große Schwierigkeiten, aus den Worten, welche dramatische Dichter ihren Personen in den Mund legen, auf ihre eigenen Ueberzeugungen zurückzuschließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wohl mit Recht annehmen: es gehe, bis auf einen gewissen Punkt, durch alle drei Dichter eine gleichartige Ansicht und Weltbetrachtung hindurch; zugleich aber sondere und gestalte sich dieselbe nach ihrer Persönlichkeit. Des Aeschylos Stimme ertönt über das Verhältniß der Menschen zu Schicksal und Göttern auf eine erhabene, aber meist herbe und schmerzliche Weise; im Sophokles hingegen sind die Dissonanzen zwischen menschlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schicksalsführung schön, oder doch soweit gelöset, als es vor Christi Geburt dichterisch möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweise Alles auf die Götter bezogen, und es zeigt sich mehr eine höhere Leitung denn ein unerklärliches Schicksal. Doch konnte auch Sophokles keine Tragödie ohne herbe Dissonanzen auferbauen; sie liegen aber mehr in den Thatsachen und Ereignissen, als daß Bewußtseyn, Zweifel, Lehre erklärend oder verhüllend hinzuträte. Uebrigens haben beide Meister die Erhabenheit und Idealität der Tragödie nicht darin gesucht, die dargestellten Personen ganz von dem Boden der menschlichen Natur loszutrennen.

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit blos dichterischer Wahrheit und Ineinanderfügung, ist das Gemüth des Euripides von den tiefsinnigen Forschungen der weiter schreitenden Philosophie ergriffen. Neben, oder über den hellenischen, vermenschlichten Göttern fühlt oder zeigt sich die Unentbehrlichkeit einer weisen, oder der Druck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind diese höheren Räthsel einmal zum Bewußtseyn gekommen, so lassen sie sich nicht mehr übersehen oder von der Hand weisen; es muß (sofern jene oft unlösbar erscheinen) der Boden, es müssen die Grundsätze des menschlichen Handelns, es muß die Lehre von Gott und seinen Verhältnissen zur Welt mit desto größerer Sorgfalt erforscht und desto unwandelbarer festgestellt werden, — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen seiner Tragödien weder entgehen kann, noch will; ja zu deren Lösung er einigemal mehr Raum verwendet, als dichterisch vielleicht zu rechtfertigen ist.

Wenn wir bei ihm nicht immer die volle Harmonie eines abgerundeten Kunstwerks antreffen, so kann man dies doch im eigentlichen Sinne nicht, mit F. Schlegel [1]), Mangel an Sittlichkeit nennen: es ist viel mehr unästhetisch als unethisch. Denn es giebt Werke ohne Kunstwerth bei trefflicher sittlicher Gesinnung, und Werke von großem Kunstwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in scharfem Widerspruche stehen. Beides gehört freilich in höchster Stelle zueinander, aber es fällt doch nicht ganz zusammen. Eher kann man dem Euripides vorwerfen: er gehe

1) Werke, IV, 37, 80.

nicht selten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an passender und unpassender Stelle; weil ihm das Herz davon voll ist, weil die neue theoretische Verklärung des Ethischen ihm imponirt, und er fühlt, daß sich die damalige Praxis nach der entgegengesetzten Seite hinbewegt. Auch kann man nicht wenige Sentenzen oder allgemeine Betrachtungen als eine Art von Parabase, als eine Anrede in die Zuschauer betrachten, welche Euripides neben dem Chor auch einzelnen Personen in den Mund legt, und welche der Lustspieldichter in eigenem Namen selbst ausspricht. Was die Prologe zu etlichen Trauerspielen des Euripides anbetrifft, so sind sie für den Fall, daß der unwissende Leser oder Hörer des Unterrichts bedarf, vollkommen gerechtfertigt, und werden besser an die Spitze gestellt, als wenn sich im Laufe des Stücks Personen untereinander über Dinge, die sie längst genau kannten, unnatürlich und an unpassender Stelle belehren. Auch soll man nicht vergessen, daß kein Trauerspiel einen unbedingten Anfang hat; vor jedem liegen noch Ursachen, Wirkungen, Ereignisse, welche der Leser und Hörer mehr oder weniger kennen muß.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. sich bisweilen zu breit ergeht, von Dingen spricht, die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt, die der Redende in dem Augenblicke wohl nicht ausgesprochen hätte. Weit öfter dienen indeß die Reden und Gegenreden wahrhaft dramatisch zur Aufklärung der Verhältnisse und Charaktere. Den Mißbrauch der Redekunst wohl erkennend, sagt Euripides (Hippolyt, V. 486):

Das ist es was beglückte Städt' und Wohnungen
Der Menschen stürzt, die überschönen Worte sind's.
Nicht reden muß man, was dem Ohr ergötzlich klingt [1]),
Nein, blos das Edle, das zu Ruhm uns führen mag.

Und (Orestes, V. 905):

Wenn Einer, süß in Worten und im Herzen schlecht,
Beschwatzt die Menge, bringt es große Noth der Stadt;
Doch wer verständig immer sinnt auf guten Rath,
Wenn nicht sogleich auch, frommt es doch in später Zeit
Dem Volke.
Nach der Tugend jagen ist groß,
Die still in Liebe das Weib übt;
Doch hoher, männlicher Sinn
Strahlend in tausendfältiger That
Mehrt die Größe des Volkes. [2])

Anderemal stehen die Bemerkungen des Dichters in merkwürdigem Zusammenhange mit den damaligen Zeitverhältnissen, mit den Freuden und Leiden seines geliebten Vaterlandes; oder sie sind für sich angemessen, verständig, tiefsinnig, ja weissagend und in eine andere

---

1) Aehnlich Bacchen, V. 270.
2) Iphigenia in Aulis, V. 568.

Welt hineinführend. So in Calderon's Leben ein Traum, wenn Euripides sagt:

τις δ' οἶδεν εἰ το ζῆν μέν ἔστι κατϑανεῖν,
το κατϑανεῖν δὲ ζῆν? [1])

(Wer weiß ob unser Leben nicht ein Sterben ist, das Sterben aber leben?)

Ueberhaupt vergißt man kleinere Ausstellungen obiger Art über den Reichthum und die große Mannichfaltigkeit seiner Fabeln und seiner außerordentliche Kraft, das Gemüth in den tiefsten Tiefen zu ergreifen und durch die edelste Sentimentalität bis ins Mark zu erschüttern. Wenn Aristophanes den Leidenschaften bloßer Sinnlichkeit soviel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um so mehr verstatten, die Leidenschaften des Gemüths in vollem Umfange zu entwickeln, da diese ohne Zweifel ein Hauptbestandtheil der tragischen Charaktere sind, und Aristoteles den Euripides eben in dieser Beziehung den tragischsten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sophokles und Euripides nicht in einen solchen Gegensatz stellten, als wenn der Letzte aller Einheit und Haltung entbehrte und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehreren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias [2]) der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß sie hauptsächlich darauf ausgehe Lust zu erregen und den Zuschauern gefällig zu seyn. Er spricht keineswegs den Aeschylos und Sophokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unsittlichen Richtung anzuklagen. [3]) Ferner nennt er die beiden Letzten im Phädros nebeneinander und sagt: „Wie wenn jemand zum Sophokles oder Euripides käme, sagend: er verstehe, über etwas Geringes ganz lange Reden zu sprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche, wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende und was mehr dergleichen, und sich nun einbildete, indem er dies lehrte, die tragische Dichtkunst zu lehren? — Phädros: Auch diese, o Sokrates, würden, glaube ich, jeden auslachen, welcher glaubte, die Tragödie wäre etwas Anderes als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind."

Diese Stelle giebt mir Veranlassung zu einer, jedoch nicht ganz fremdartigen Abschweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte, daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keineswegs hinreicht, um ein echter, wissenschaftlicher Arzt zu seyn, folgt jene Berufung an Sophokles und Euripides als zweites Beispiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende solcher Kenntnisse und Uebungen zu erweisen. Statt dessen sagt Phädros in Wahrheit: „das lang oder kurz reden u. s. w. reiche hin, den wahren Dichter zu machen". Ist denn aber diese Beschreibung der

---

1) Platon's Gorgias, S. 492; Diog. Laert., IX, 11, 8.
2) Gorgias, S. 502.
3) Phädros, S. 268.

Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollständigen, oder irgendwie eine Verneinung einschieben, um folgende Erklärung zu erhalten: Sophokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte, die Tragödien wären nicht etwas Anderes als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke? Ist ohne diese, ohne eine ähnliche den Sinn verdeutlichende Veränderung das Folgende verständlich? Sokrates fährt nämlich fort: „Sophokles oder Euripides würden jene Erklärer oder Berichterstatter herunterreißen" u. s. w. Wo war denn aber hierzu Veranlassung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Ansicht genügend gefunden und gebilligt hätten, statt ihr zu widersprechen und darüber zu lachen?

Gegen diese Ansicht ist bemerkt worden: „Alle Kunst soll ponere totum. Daher ist ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, sondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Ebenso ist Tragiker, nicht wem einzelne Reden gelingen, sondern wer sie zu einem proportionirten Ganzen zusammenstellt. Musiker, nicht wer einzelne Töne hervorbringt, sondern wer Harmonien. Redner, nicht wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweisen geschickt ist, sondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zusammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil, so ist er im Irrthume, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt scheint." — „Die platonische Stelle", spricht ein anderer Meister, „sagt soviel als: Sophokles und Euripides würden lachen, wenn jemand die Tragödie für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu bedenken, daß dieselben auch zueinander gehörig passen und ein Ganzes geben müssen."

Diese Erklärungen suchen zu zeigen, daß sich aus der bisherigen Wortstellung bereits der richtige Sinn ergebe, sie legen einen besonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädros von einer Zusammensetzung der Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind. Hiemit ist allerdings das Wesen und die Bedingung jedes Kunstwerks im Allgemeinen ausgesprochen; jedoch der eigentliche, besondere Inhalt und das Lebensprincip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe sich eher ein platonischer Dialog, als ein Trauerspiel nach diesem Recept zusammenkünsteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern, daß in allen übrigen von Platon aufgeführten Beispielen das Dargebotene immer das Ungenügende ist, bei der Tragödie aber das Genügende wäre. Auch wird der Zweifel verstärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgesprochene letzte Ergebniß: „So auch würde Sophokles jenem, der sich gegen ihn rühmte, sagen: er habe die Vorkenntnisse zur tragischen Kunst, nicht diese Kunst selbst; und Akumenos, der Arzt, würde sagen: jener habe die Vorkenntnisse der Heilkunde, nicht die Heilkunde selbst."

Wenn Aristoteles in seiner Poetik (Kap. 6) behauptet: aus bloßem Hin- und Herreden, Sittensprüchen, Grundsätzen, Gesinnungen erwachse noch keine Tragödie, sondern die Hauptsache sey Fabel und Hand-

lung, so hat er allerdings Wesen und Inhalt dieser Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an eine Berichtigung derselben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Absicht, die Sache hier genau und erschöpfend zu behandeln; und anstatt an seinen Worten zu kritteln, ist es besser, sie nach dem Vorgange der Meister günstig, utiliter auszulegen.

In meiner Abhandlung über die Poetik des Aristoteles habe ich darzuthun gesucht, wie dessen Definition der Tragödie zu verstehen sey, und behauptet: daß Goethe's ganz abweichende Erklärung mit den Worten des Philosophen unvereinbar sey, so geistreich und inhaltsreich sie auch sonst erscheinen möge. Goethe [1]) schreibt hierauf an Zelter: „Ich muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden, nicht entbehren kann." — Zelter (der gar kein Griechisch verstand und nicht einmal wußte, was Byzanz für ein Ding sey) fügt hinzu: „Aristoteles ist im Ganzen so deutlich, daß es unmöglich scheint, ihn nicht zu verstehen. Ich denke mir ihn vollkommen musikalisch." Die letzten Worte sollen wohl imponiren; schwerlich aber hätte Zelter nachweisen können, ob und was er sich an dieser Stelle dabei gedacht habe. Sein halb scherzhafter Bericht, wie ich gleichsam meine ganze Beweisführung zurückgenommen habe, ist in keiner Weise der Wahrheit gemäß. Ich erklärte vielmehr: die Art, wie Goethe meine aristotelisirende Betrachtung seiner Werke aufgenommen habe, mache mir Freude; auch fände ich es natürlich genug, daß er sich von einer für ihn brauchbaren Erklärung nicht lossagen wolle. Da er aber durchaus nicht erwiesen habe, daß Aristoteles hiemit übereinstimme, müßte ich in dieser Beziehung bei meiner früheren Ansicht verharren. — An einer anderen Stelle kommt die Wahrheit unseres Gesprächs mehr zum Vorschein, wo Zelter sagt: „Trügen wir unsere Ueberzeugung auch nur in den Aristoteles hinein, so hätten wir schon Recht; denn sie wäre ja auch ohne ihn vollkommen richtig und probat: wer die Stelle anders auslegt, mag sich's haben."

Ich erwähne beiläufig noch einen anderen Punkt. Friedrich Schlegel sagt [2]): „Aristoteles habe Epos und Tragödie zusammengeworfen, und sey auf Jahrtausende hinaus die Quelle aller dahin gehörigen, grundverkehrten Mißverständnisse geworden." — Der Unschuldige muß viel leiden! Wenn Aristoteles den inneren und äußeren Gegensatz des Epos und der Tragödie auch nicht vollständig entwickelte, so hat er doch die wesentlichste Verschiedenheit ausgesprochen, indem er das Erzählen dem Dialoge und dem sichtlichen Handeln gegenüberstellte. Und wenn er auch mit Recht behauptet, daß gewisse äußere Mittel für beide Dichtungsarten dieselben sind, wußte er doch, daß der Hexameter für die

---

1) Briefwechsel, V, 355, 367, 371, 381.

2) Poetik, Kap. 3, 18; Schlegel's Werke, III, 103.

Tragödie nicht paßt, und diese einen ganz anderen Plan haben müsse, als das Epos.

Doch ich kehre zu meinem Hauptgegenstande zurück. Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Aeschylos und Sophokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unsittliche, grundverderbte dargestellt. Nun starben aber Sophokles und Euripides in demselben Jahre, und sind im Wesentlichen Zeitgenossen, sodaß ihre Verschiedenheit nicht auf verschiedenen äußeren Verhältnissen beruht, und ebenso wenig die Vollkommenheit oder Ausartung dieser Verhältnisse hauptsächlich von ihnen abzuleiten ist. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchsten Ausbildung und der stark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene beiden Dichtern sehr vortheilhaft gewesen ist, hat keiner bestritten; daß diese auch den Sophokles ergriffen, niemand behauptet. Desto heftiger ist Euripides angeklagt worden als ein Mitangestecker, ja als ein Hauptbeförderer der Ausartung und Unsittlichkeit. Ich muß dieser Ansicht nochmals aus mehreren Gründen widersprechen. Zuvörderst war keineswegs Alles und Jedes seit den Perserkriegen, oder seit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet. Aus der Zeit, wo man fast bewußtlos, durch Antrieb der Natur das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergangen in die Zeit der Gegensätze, des gespaltenen Bewußtseyns, und einer Trennung des Glaubens, Wissens und Handelns. Diese Gegensätze sind jedoch schon im Aeschylos, selbst in Beziehung auf die Götter und ihr Thun und Lassen sehr deutlich ausgesprochen. [1]) Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Lösung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabsinkenden freilich im Widerspruche stand, aber keineswegs immer die schlechtere, sondern auch nicht selten die höhere und tiefsinnigere war.

Gewiß ist es irrig, den Euripides als bloßen Sophisten, übereilten Neuerer und esprit fort zu bezeichnen. So sagt er an passender Stelle (Bacchen, V. 160):

> Was fromme Väter uns gelehrt, was unsre Zeit
> Vorlängst geheiligt, kein Vernunftwort stößt es um,
> Auch wenn's der höchste Menschengeist ausklügelte. —
> Besonnen Tugend üben und die Götter scheun,
> Ist unter allen Gütern, die der Mensch besitzt,
> Das Schönste, mein' ich, und der Weisheit höchster Ruhm. [2])

In der allmählichen Veränderung und Umgestaltung der ethischen und religiösen Ansichten (von Anaxagoras, bis Platon und Aristoteles) lag aber auch ein Fortschritt; und die echte Sittlichkeit fast allein in der Zeit des Agamemnon, des Oedipus und ihrer Familien zu suchen

---

1) Man hat irrig gesagt bei dem tiefbewegten Aeschylos stehe Denken und Handeln im Gleichgewichte; wenigstens steht dies Gleichgewicht im Widerspruch zur Tragödie.

2) Bacchen, V. 1147.

und zu finden, wäre nicht viel anders, als sie in die Zeiten der Merovinger, der Brunehilde und Fredegunde verlegen.

„Die Gottheit", sagt Solon [1]), der Weiseste seiner Zeit zu Krösus, „ist neidisch und Verwirrung erregend", oder wie man ταραχῶδες übersetzen will. Sokrates sagt hingegen [2]): „Kein Gott ist jemals Menschen mißgünstig. Er ist niemals auf keine Weise ungerecht, sondern im höchsten Sinne vollkommen gerecht, und Nichts ist ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteste ist." — Ließe sich nun nicht aus der Zusammenstellung und Betrachtung dieser früheren und späteren Aussprüche folgern: die jüngere Tragödie müsse viel großartiger, oder doch frömmer und sittlicher seyn als die ältere? Ließe sich dies nicht um so mehr folgern, da Euripides, der Besitzer einer großen Büchersammlung [3]), keineswegs ein Verehrer der Sophisten, sondern des Anaxagoras [4]), des Sokrates war, und von diesem und Platon geehrt ward? Wie aber auch sein Verhältniß zur eigentlich wissenschaftlichen Philosophie sey, gewiß bekämpft er an sehr vielen Stellen von echt sittlichem und tugendhaftem Standpunkte die verderblichen Richtungen seiner Zeit, anstatt ihnen zu schmeicheln. [5]) Er klagt z. B.:

Keine göttliche Grenze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüst umkreisend vermehrt das Leben
Blos nichtige Schätze. [6]) —
Wahrhaft Edles bewährt sich
Allzeit selbst, auch bildende Zucht
Lenkt mit Macht zur Tugend hinan;
Denn Scheu tragen ist weise seyn,
Und die sinnig erkannte Pflicht
Trägt vergeltenden Dank zum Lohn. —
Besonnen Tugend üben und die Götter scheun,
Ist unter allen Gütern, die der Mensch besitzt,
Das Schönste und der Weisheit höchster Ruhm. —
Des Genügsamen Nam' hebt siegreich sich
Vor dem Höchsten empor, und das seligste Loos
Ist bescheidner Genuß: nichts Gutes verschafft
In der Menschen Geschlecht unmäßiges Glück. —
Das Gute haben wir erkannt und wissen es,
Thun's aber nicht, aus lauter Trägheit Einige,
Und Viele, weil sie andere Lust dem Schönen stets
Vorziehen. —

---

1) Herodot, I, 32.

2) Platon's Theätet, B. 151, 126, 176.

3) Athen., I, 4.

4) Diod., I, 7.

5) The whole remains of that inestimable writer, prove his unceasing labors to warm his courtrymen with all the virtues and charities that adorn private life, as well as to keep alive an ardent love of the republic and a generous passion for its glory and liberty. Gillies, II, 276.

6) Der rasende Herkules, B. 665; Iphigenia in Aulis, B. 553; Bacchen, B. 1045; Medea, B. 126; Helena, B. 981.

Noch wurde Keiner glücklich, der Unrecht verübt;
Gerechter Sache winkt allein des Heiles Stern.

Allerdings darf man aber nicht verkehrterweise einzelne, dem Charakter der redenden Personen angemessene Sprüche dem Dichter zur Last schreiben.[1] Muß sich doch selbst der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausspricht) nach Maßgabe seiner Natur und Stellung verschieden äußern. In obigem Sinne sagt Valckenaer[2] vom Euripides: „Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat, de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de proemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusque Socratis consortio fuerit visus Christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino."

Dem Allem widerspricht A. W. Schlegel[3], indem er schreibt: „Aristophanes hat mit unergründlichem Verstande in den Fröschen Alles erschöpft, was sich über diese tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, sowie über den Verfall der Kunst durch ihn sagen läßt."[4] — Wenn man jedoch darüber einig ist, daß der komische Dichter in seinen Wolken nur ein carikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum soll dies hinsichtlich des Euripides nicht auch der Fall seyn? Vielmehr tritt die Caricatur hier noch deutlicher und schroffer heraus als dort, und die Athener fühlten richtig und zart, indem sie ein Lustspiel nicht krönten, worin ihr soeben gestorbener und geliebter Dichter so unbillig behandelt ward. Gleichen Sinnes sagt ein alter Dichter in der Anthologie (Jacob's Leben und Kunst, I, 1, 161):

Schmuck von Athen und des tragischen Lieds süßtönender Sänger,
Der du der Weisheit Ernst einteſt mit reizender Kunst.

Ueberall bewegt sich indessen Aristophanes auf dem Boden dichterischer Heiterkeit und glänzenden Uebermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zusammenhange gerissenen Beispiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche der neuesten Erklärer drehen und pressen dagegen so lange an diesen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und sogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja es verflog der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. — Und das Alles geschieht zu derselben Zeit, wo man lächerlicherweise den Aristophanes als einen Propheten der höchsten, reinsten Sittenlehre an-

---

1) Wie schon Plutarch in der Schrift: Wie man die Dichter lesen müsse, richtig bemerkt hat.

2) Diatribe, praefatio.

3) Kritische Schriften, II, 138.

4) Euripides that nichts zur Widerlegung des Aristophanes, und nahm die Verspottung leicht. Eurip. Ep., V (vielleicht nach einer älteren Nachricht).

preiset. [1]) Wollte man statt dessen jene einseitige, abgünstige Weise, heraus- und hineinzuerklären, auf den Aristophanes anwenden, so bestände sein Wesen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweisen. Dessen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Lösungen, dei ex machina, lange Reden, künstliche Debatten, entbehrliche Abschweifungen, einseitige Grundsätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend, — was bliebe an dem hochgepriesenen Spanier übrig, wenn man jenes kritische Maß, und nur dasselbe bei ihm anlegte?

Nach den Aeußerungen mancher Beurtheiler sollte man glauben, Euripides sey Kotzebue der Erste, ja noch viel weniger als dieser. Wäre Kotzebue im Stande gewesen, auch nur eine Scene von solcher dichterischen Kraft und Lebendigkeit zu schreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kassandra in den Trojanerinnen, das Loblied auf Athen in der Medea, — alle seine Widersacher müßten den Hut vor ihm abziehen und das Gewehr strecken. Wenn Euripides ein so verderbter, jämmerlicher Dichter ist, woher kommt es denn daß andere gerühmte Dichter noch nach zweitausend Jahren seine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, sie aber fast ohne Ausnahme verschlechterten und nicht verbesserten? Oder glaubt man, die Trauerspiele Agathon's und anderer verlorenen Dichter hätten denen des Sophokles näher gestanden als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieser in Achtung steigen und obsiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat seine Wahl in Hinsicht der tragischen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet als Aeschylus und Sophokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neueren, zum Theil sehr wohlbegründeten Ansicht gemäß darstellt, oder sich einen Anklang humoristischen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceste) erlaubt, so entging er wenigstens dem Da capo einer angekünstelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (so erforderten es Zeiten und Personen) nicht auf derselben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob seines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortschritt leugnen, welchen es in anderer Beziehung in sich schließt, so müßte diese Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie fast nichts übrig ließ, sondern dieselbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit sie zahm werde und sich bessere.

Nur ein einziges mal hat Euripides in der Elektra einen bloßen Landmann auftreten lassen, und ist wegen dieses Herabsteigens vom hohen Kothurn übertrieben verspottet worden. Was aber von einer

---

1) Oder viele, zugleich ekelhafte und sittenlose Erzeugnisse der neuesten französischen Bühne bewundert.

Seite als ein Herabsinken der Poesie erscheint, schließt diesmal auf der anderen eine dichterische Kühnheit in sich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragischen Bühne hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges sagen und lehren können; jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachlässigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klasseneintheilungen Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung setzten, so hat Euripides hier auf künstlerischem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An sich sind die Personen in den Trauerspielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder geringer; die Verschiedenheit entsteht also aus der Behandlungsweise. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinäre vorziehe, ist kurzweg nicht wahr; ich darf beispielsweise nur an Hippolyt's edeln Sinn, an den großartigen Entschluß der Iphigenia, Makaria, Polyxena und des Menokeus, an die Würde des Theseus, an die Weissagungen der Kassandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe selbst den äschyleischen auf keine Weise nachstehen. Sogar Lyssa zeigt sich im rasenden Herkules edel gesinnt, bevor sie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Es ist sehr irrig (ich wiederhole es an dieser Stelle), den Euripides als Feind der Weiber darzustellen. Kein alter Dichter zeigt so viel edle weibliche Charaktere; auch sagt er (Orestes, V. 590):

> Ein selig Leben lebt der Mann, dem schön erblüht
> Das Glück der Ehe; wem es da nicht lächelte,
> Dem fiel daheim und draußen ein unselig Loos!

(Und Iphigenia in Tauris, V. 1061.) —

Ion (Fragm. Hist., 2, 46) nennt den Euripides (im Gegensatz zu Sophokles) geradehin einen Weiberfreund, und Aeschylus schilt (an passender Stelle) auch auf die Frauen. (Sieben vor Theben, V. 182).

Allerdings läßt Euripides bisweilen seinem großen rhetorischen Talente (mit Rücksicht auf die Liebhaberei der Athener) zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzosen und einige Deutsche; nicht selten mag indessen der schon von Aristoteles angegebene Grund (Poetik, Kap. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauspieler (von denen gutentheils der Erfolg abhing) lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Auch findet ja, wie gesagt, nicht ein blos unnützes Hin- und Herreden statt, sondern es zeigt sich die große, echt dramatische Fähigkeit des Euripides, die Dinge von allen Seiten scharfsinnig und oft überraschend zu betrachten und mit allen Gründen zu erwägen.

Dem verweichlichten Geschmacke, welcher keinen tragischen ergreifenden Ausgang wollte (wie man, in unseren Tagen, wohl Hamlet und

Lear umänderte), trat Euripides, was Aristoteles lobend bemerkt (Poetik, Kap. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philosophen Tadel: daß er Manches nicht so gut ordne, bezog sich auf dichterische Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Gesinnung und anbrüchige Sittlichkeit. Hingegen lobt er (Rhet., III, 2, 5) die Einfachheit seiner Sprache, welche sich mit Klarheit und dichterischer Kraft wohl vertrug. Diese Einfachheit und Klarheit hat dadurch nicht gelitten, daß er (den Verhältnissen angemessen) selbst im Dialog, und nicht blos in den Chören, eine Mannichfaltigkeit der Silbenmaße eintreten ließ.

Sophokles ist ein Dichter von abgeschlossener Vortrefflichkeit, der Dichter seiner herrlichen Zeit. Euripides hingegen verschmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung; denn er vertraut, man werde gern ihm in neue Bahnen, in ungekannte Gegenden folgen, und, wegen dieser Entdeckungen in der dichterischen Welt des Gemüths und der edelsten Sentimentalität, es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht so genau nehmen. Er ist nicht blos ein Dichter seiner Zeit, sondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sophokles allen späteren Dichtern ein noli me tangere, während so viele sich dem Euripides anschlossen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück, daß dieser seine Natur nicht verleugnete, seinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, sie nicht überbieten wollte: ein Original seiner Art ist besser als irgendeine Copie des Aeschylus oder Sophokles. Man verfährt keineswegs unparteilich, wenn man den Sophokles für unantastbar und jeden etwanigen Tadel desselben für Hochverrath an Kunst und Alterthum erklärt, während man den Euripides wegen vieler Punkte aufs härteste anklagt. Könnte man z. B. nicht behaupten: die Rede in der Elektra über des Orestes erfundenen Tod sey ein entbehrliches Prachtstück, und die ähnliche beim Euripides über den Tod des Hippolyt nöthiger und zweckmäßiger? Elektra und Klytemnestra, Teukros und Menelaos u. A. disseriren und disputiren beim Sophokles soviel wie Andere beim Euripides; im Philoktet (einem unangenehmen Stoffe) sind der Klagen so viele wie in der Hekuba, und Herakles dort ebenfalls ein deus ex machina. Umgekehrt ist die Elektra des Sophokles herber, als die des Euripides. Mit gleichem Rechte (oder vielmehr Unrechte) wie euripideische, kann man auch sophokleische Verse für unsittlich erklären: z. B. „kein Wort sey böse, sofern es nütze; in böser Zeit werde man gezwungen, Böses thun; es sey erlaubt, einstweilen unsittlich zu handeln, und die Lüge sey gut, wenn sie Rettung bringe". Elektra, V. 61, 309; Philoktet, V. 82, 104. [1])

Jeder von den drei großen Meistern (ich schließe, wie ich begann) hat seine eigene Natur, sein eigenes Maß, seinen eigenen Werth, und

---

1) Schon Plutarch (De aud. poetis, p. 62) rechtfertigt den Euripides gegen derlei verkehrte Vorwürfe.

Vorliebe für den Einen oder den Anderen [1]) nach Verschiedenheit des Standpunktes und der Persönlichkeit ist sehr natürlich. Sie soll aber nicht zu Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der unleugbaren, leicht erkannten Fehler des Euripides willen, seine außerordentlichen Verdienste verkennen lassen. Mit Recht sagt Quintilian (X, I, 26): „Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alteram errare partem, omnia eorum legentibus placere quam multa displicere, maluerim." Lessing schreibt (Dramaturgie, Nr. 49): „Wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu sehen glauben, der sich aus Unvermögen, oder aus Gemächlichkeit, oder aus beiden Ursachen seine Arbeit so leicht machte als möglich; wo sie die dramatische Kunst in ihrer Wiege zu finden vermeinen, da glaube ich diese in höchster Vollkommenheit zu sehen, und bewundere in jenem den Meister." — Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen bei Aristophanes aufbewahrten Versen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herausconstruiren, sagt Goethe [2]) in Bezug auf die Bruchstücke des Phaeton: „Ich glaube hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen, wir müssen ehrfurchtsvoll an so köstliche Reliquien herantreten." — „Aber freilich", sagt Goethe an einer anderen Stelle, „um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man selber wiederum etwas seyn. Alle die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten, und auch wirklich machten, als sie waren." [3]) Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters [4]): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Localitäten und deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände und Personen in den einfachsten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltsten Beschränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulösen oder zu zerhauen."

---

1) Lykurgus, der Redner, schlug (mit Recht) vor, jedem der drei Tragiker eine eherne Bildsäule zu errichten. Plutarch, Leben des Lykurgus.

2) Goethe's Werke, XLVI, 39, 49.

3) Eckermann's Gespräche, II, 269.

4) Goethe's und Zelter's Briefwechsel, VI, 343.

Endlich schreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm vorstehenden Aufsatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es ist wahr, daß es zu meinen Vorsätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszusprechen. In früherer Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeschylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern sich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals schon ketzerischen Aufsatz über den großen Dichter in Ihren Vorlesungen über die alte Geschichte. Nur schienen Sie mir noch zu wenig zu sagen, und so möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darstellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

„Warum denn nur nach Sophokles den jüngeren Dichter messen? Dieser vollendete Künstler zeigt uns nur eine Form; in dieser ist er groß und unnachahmlich. Ob er sie in allen Werken beibehalten? Die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauspiele des Aeschylus sind in der Form mannichfaltig, ein jedes ist anders componirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es so findet, anticipirt er gleichsam die Zukunft und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neueren, die wir dem Sophokles, Aeschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingiebt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher, und ist uns verständlicher als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen?

„War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neueren großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

„Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem Sophokles zuschreiben, so ist Alles, was ich gesagt, Geschwätz, und Alles, was ich habe im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in diesem jetzt so oft gepriesenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium späterer Zeit sehen können.

„Kann unser Dichter nun, neben seiner Größe, tragischen Kraft und classischen Vollendung noch auf Humor, romantische Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetischen Schönheiten Anspruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch sogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, so ist eine Charakteristik dieses mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceste, wo sich die Tragödie fast mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber schwer ist es, von dieser Erscheinung das Richtige auszusagen, denn was der Dichter hier gewagt, ist vielleicht noch mehr als Shakspeare unternahm, der niemals seine echte Tragödie auf diese Weise mit dem Humor vereinigte.

„Andeutungen, wie Sie sehen, lieber, treuer Freund, die sich in einem Briefe nicht ausführen lassen. Vielleicht wird mir der Tag von den Musen gegönnt, diese Phantasien der Kritik niederzuschreiben. Goethe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieser als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die seit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können.“ [1])

---

1) In schroffem Widerspruch mit Quintilian, Valkenaer, Lessing, Goethe, Tieck u. A. sagt Bunsen (Gott, II, 427): „Die Tragödie des Euripides ist eine vorsätzliche, freche und heuchlerische Parodie des früheren Gottesbewußtseins. Seine Weltansicht ist die des Candide. Er erinnert an Scribe und Kotzebue, an Voltaire's Pucelle. Was bei ihm den Schein von religiöser Anschauung trägt, ist Rhetorik, Schellengeklingel seichter Redensarten. Seine Weltansicht ist so seicht als prosaisch, gemein, götter= und menschenhassend“, u. s. w., u. s. w.!!! Gewiß ist diese Rederei Bunsen's so anmaßend, als unwahr und verleumderisch!

Zweite Beilage.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den alten Völkern.

Ueber die Geschichte des weiblichen Geschlechts giebt es gar viele größere Werke oder kleinere Aufsätze höchst verschiedener Art. Im Ganzen aber zeigt sich eine Doppelrichtung, übertriebenen Lobes und übertriebenen Tadels. Etliche berichten sehr langweilig fast nur vom Waschen, Kochen, Weben u. dgl.; Andere erzählen, um Leser überreizter Zunge herbeizuziehen, fast nur zweideutige Anekdoten und nennen das Anstößige, welches sie aus allen Winkeln zusammensuchen, „Geschichte des weiblichen Geschlechts". Möge es mir gelingen, in der folgenden kurzen Darstellung glücklich zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzusteuern.

Die Geschichte des weiblichen Geschlechts beginnt, gleichwie die der Menschheit überhaupt, mit einer festen, vollkommen beglaubigten Thatsache, oder (wie Andere behaupten) mit einer Allegorie, einem einfachen, oder gar doppelten Mythos. Es ist hier nicht der Ort nachzuweisen, wie die Erzählungen von der Schöpfung und dem Sündenfalle aufgefaßt und erklärt worden sind; ein paar kurze Bemerkungen mögen jedoch Platz finden.

Im ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis, Vers 27, heißt es: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein." Hier ist von einem Stoffe, einer Materie, woran sich die Bildung anschlösse, nicht die Rede; beide, Mann und Frau, scheinen gleichzeitig, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorzugehen. Nach der zweiten Erzählung, oder dem zweiten Mythos, im zweiten Kapitel Mosis, wird hingegen zuerst der Mann aus einem Erdenkloße und nachher die Frau aus dessen Rippe gebildet. Ob das Letzte möglich gewesen ohne noch anderen Stoff zu Hülfe zu nehmen,

untersucht ein berühmter Scholastiker, Heinrich Goethals, auf sehr gründliche Weise. [1])

Um jene beiden Erzählungen in Uebereinstimmung zu bringen, haben Etliche behauptet: Anfangs sey Weib und Mann in einer Person vereinigt gewesen und nachmals erst getrennt worden; was an die Rede des Aristophanes in Platon's „Gastmahl" über die Doppelmenschen erinnert, welche Zeus, um ihre Ausgelassenheit zu bändigen, auseinandergeschnitten habe. Nur nimmt die platonische Rede an (um mancherlei Erscheinungen des Lebens besser zu erklären), daß jene Doppelmenschen früher aus zwei Männern, oder zwei Weibern, oder aus Mann und Weib bestanden.

Daß der Mann höher stehe als das Weib, leiteten Manche daraus ab, daß Gott ihn früher erschaffen habe; wogegen Andere geltend machten: das Weib verdiene den Vorzug, weil der Stoff, woraus sie geschaffen (eines Mannes Rippe), edler sey als ein Erdenkloß. Einer der berühmtesten Kirchenlehrer des Mittelalters, Peter der Lombarde, bemerkt: Gott habe Eva nicht aus dem Kopfe oder den Füßen Adam's geschaffen, sondern aus einer Rippe; weil sie weder seine Herrin noch seine Magd, vielmehr seine Genossin hätte seyn sollen. [2]) Noch anders wird der Hergang in einer, wahrscheinlich auf jüdischen Quellen beruhenden Legende des 13. Jahrhunderts erzählt. [3]) Es heißt daselbst: „Gott gab dem Adam zuerst eine Frau, die vollkommener war als er. Er schlug sie aber aus Gründen todt, die ich hier nicht erwähnen mag." [4]) Als Gott ihn fragte, weshalb er dies gethan, gab er zur Antwort: sie half mir nichts (elle ne m'était rien), und deshalb konnte ich sie nicht lieben. Dies war die Ursache der Erschaffung Eva's aus Adam's eigener Rippe; er mußte sie nämlich deshalb lieben; sie aber blieb dem Manne unterworfen, von dem sie ausgegangen war.

Zufolge der biblischen Erzählung änderte der Sündenfall die Verhältnisse, oder bestimmte sie näher. Wenigstens wird des Mannes Vorrang nunmehr ausdrücklich anerkannt und, laut Mose, der Eva von Gott befohlen: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen, und er soll dein Herr seyn." Hiernach haben sich auch ohne Zweifel die Dinge in der Regel gestaltet; es giebt aber auch so viele und so große Ausnahmen von dieser Regel, daß wir dieselben unmöglich kurzweg verdammen und als Sünde bezeichnen dürfen. Zuvörderst haben kühne Sachwalter der Frauen gefragt: Wo war denn Adam, und was hatte er so Wichtiges zu thun, daß er seine Frau mit der klügsten und verführerischen Kreatur solange allein ließ? Und ist der Wunsch, zu wissen was gut und böse sey, nicht ein natürlicher und edler? Jedenfalls kannte Adam das höher-

1) Quotlib., VII, 9.
2) Sentent., II, 18.
3) Manuscr. de la Bibl. du Roi, IV, 28.
4) Dont je ci ne doi pas faire mention.

stehende Gebot, gleichwie Eva; anstatt sie zu warnen oder zu widerstehen, oder auch nur die rhetorischen Anpreisungen der Schlange gehört zu haben, nimmt er den angebissenen Apfel und schluckt so eilig, daß ihm ein Stück im Halse sitzen bleibt. — Warum (sagt ein anderer Schrifterklärer, Burnet, in seiner „Archäologie" [1]) ward die arme, schwache, unerfahrene, kaum erschaffene Eva sogleich den Verführungen des listigsten Geschöpfs ausgesetzt? Warum wurden einem so theueren Haupte nicht wenigstens ein paar gute und warnende Schutzengel zur Seite gestellt? Die Drohung: daß die Uebertretung des Gebots den Tod nach sich ziehe, mußte gutentheils wirkungslos bleiben, da Eva gar nicht wußte oder wissen konnte, was der Tod sey. — Ich sehe (sagt ein Dritter) in Adam's Benehmen weder Kraft noch Selbstbeherrschung, noch irgendeinen Beweis, daß er nach dem Sündenfalle und um dieses Hergangs willen, mehr Anlage und Geschicklichkeit habe seine Frau zu beherrschen, denn zuvor.

Zuletzt herrscht in der Regel der, welcher es am besten versteht. In mancher Familie ist es ein Glück, daß die Frau regiert und nicht der Mann, und Königinnen wie Elisabeth und Maria Theresia stehen vollgültig den größten Königen gegenüber. Der angeblich witzige Einfall: unter den Königinnen herrschten die Männer, unter den Königen die Weiber, ist in dieser Allgemeinheit kurzweg nicht wahr.

Erlaubte es Raum und Zeit, so ließen sich die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten des Mythos von der Pandora, und des jüdischen und persischen Berichts vom Sündenfalle zusammenstellen und vergleichen; hier mögen, bevor ich auf Einzelnes eingehe, nur einige allgemeine Urtheile über das weibliche Geschlecht erwähnt werden, um zu sehen, ob sie uns als Wegweiser und Leitfaden auf der Bahn dienen können. Mit Bezug auf die Geschichte des Sündenfalles und vielleicht auf eine Stelle des ersten Briefs an die Korinther (I, 11, 7) behauptete ein Bischof auf der im Jahre 585 zu Macon gehaltenen Kirchenversammlung: man könne die Frauen nicht Menschen nennen, nicht den Menschen beizählen (mulierem hominem non posse vocitari). Um ihn zu widerlegen, ward unter anderem angeführt: daß Gott das Männlein und Fräulein Menschen nenne; daß Jesus, obgleich von einer Jungfrau geboren, doch des Menschen Sohn heiße u. s. w. [2] Genug, der Bischof blieb in der Minderzahl, und sein, schreckliche Folgen einschließender Lehrsatz ward nicht zu einem Kirchengesetze erhoben.

So verkehrte, thörichte Ansichten (denkt vielleicht manche unter meinen verehrten Leserinnen) sind doch in unseren fortgeschrittenen Zeiten nicht möglich. Gewiß würden sie nicht in der damaligen Weise begrün-

---

1) Archeol. phil., p. 290.

2) Peter der Lombarde (III, 12) untersucht: ob Gott als Weib zur Welt kommen konnte? Er antwortet: Ja; doch bequemer und passender (opportunius et convenientius) als Mann.

det und widerlegt werden. Sie haben indeß in ihrer Uebertreibung auch eine heitere und fast komische Seite; wogegen ich anheimstelle, ob die nachstehenden, ganz neuen Ansichten und Grundsätze über das weibliche Geschlecht annehmlicher, gründlicher und höflicher sind. Hören wir einen Philosophen, einen Naturforscher und einen zur Politik übergetretenen Theologen. Fichte sagt (Naturrecht, S. 182): „In dem Begriffe der Ehe liegt die unbegrenzteste Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes." Oken lehrt (Lehrbuch der Naturphilosophie, III, 112): „Der Mann steht um so viel höher als das Weib, als die Geschlechtspflanze höher steht denn die geschlechtslose, als der Baum über dem Moose. Der Mann steht um ganze Thierklassen höher als das Weib. Schnecke, Fisch, Wasserthier ist das Weib; Vogel, Säugethier ist der Mann. In der Idee sollte jedes Kind Knabe seyn. Wenn weibliche Kinder entstehen, so geschieht es durch ein Mißlingen des göttlichen Plans. Die Natur will nur das Höchste, also nur den Mann erreichen. Weiber werden nur geschaffen, damit Männer durch sie hervorgebracht werden können. Das Weib ist nur ein Naturmittel zum Naturzweck. Die Natur hat aber nur einen Zweck und nur ein Ziel, den Mann." Der dritte Schriftsteller (Ancillon) sagt: „Da die Frauen nur eine Bestimmung haben, Gattinnen und Mütter zu seyn, so werden aus ihnen, sobald sie diese Bestimmung nicht erreichen, verfehlte Geschöpfe, denen man immer Fehler des Geistes und Herzens beimißt und andichtet!"

Anstatt mit Widerlegung dieser harten und schlecht begründeten Urtheile Zeit zu verlieren, bemerke ich, daß der Zorn über dieselben und über alle vorhandenen Verhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht selten die Hoffnung, ja bei manchem die Ueberzeugung hervorgetrieben haben, in dem unschuldigen, dichterischen Stande der Natur sey ebenso das Ideal der Familie und Ehe, wie des Staats zu suchen. Was finden wir aber bei näherer Untersuchung des Zustandes aller angeblichen Naturvölker, oder vielmehr aller rohen, ungebildeten Völker? Wir finden überall die bloße Herrschaft der Gewalt: Weiberraub, Weiberkauf, Frauen und Mädchen betrachtet und behandelt wie sachliches Besitzthum, Kindermord (selbst auf den gepriesenen Inseln der Südsee) ohne die geringste Achtung der Persönlichkeit, und Vorherrschen des Thierischen beim Zurücktreten alles Geistigen.

Vielleicht, wendet man ein, ließe sich indeß mancher sinnige Gebrauch, manche unverkünstelte Einrichtung in das langweilige Einerlei unserer Gebräuche und Einrichtungen aufnehmen, und dadurch die Frische der ursprünglichen Natur herstellen. [1]) Wohlan: ich will aus gar Vielem Einzelnes zu beliebiger Auswahl oder Nachahmung vorführen. Bei den Dapsolybiern wurden die Jungfrauen jährlich zu einem Feste versammelt und in einem finstern Ort gebracht. Die, welche hier

1) Mehr in Raumer's Historischem Taschenbuche, 1833, S. 253.

jeder ergriff, ward seine Frau. Alle Bewerber eines Mädchens begaben sich bei den Jalchläern zu deren Vater und trieben Scherzreden. Der, welcher ihn dadurch zuerst zum Lachen brachte, ward sein Schwiegersohn. In Japan unterscheidet sich die Ehefrau von der Unverheiratheten durch zwei Vorzüge: die Zähne schwarz zu färben und die Augenbrauen auszurupfen. Zu Bahar in Indien nimmt der Gläubiger oft die Frau des Schuldners als Pfand in Besitz, bis die Schuld abgetragen wird. Bekommt sie von jenem Kinder, so ist die Hälfte derselben sein, die zweite Hälfte Eigenthum des Schuldners. Bei den Visirern, einem afghanischen Stamme, schickt das Mädchen den Trommelschläger des Lagers ab und läßt an der Mütze des ihr wohlgefallenden Mannes ein Schnupftuch mit der Nadel befestigen, welche sie gebraucht hat ihr Haar aufzustecken. Der Mann ist genöthigt, jenes Mädchen zu heirathen, sobald er ihrem Vater einen angemessenen Kaufpreis bezahlen kann. Auf Sumatra werden die Ehebrecher todtgeschlagen und aufgegessen. Der Kaufpreis einer Frau in Bambuk besteht gewöhnlich in einem Stück Vieh oder einigen Pfunden Salz. Eine Ober- oder Hauptfrau auf der Küste von Sierra-Leone meinte: sie würde vor Langeweile umkommen, wenn sie sich nicht mit den Kebsfrauen ihres Mannes die Zeit vertriebe. In Abyssinien verändern die Prinzessinnen ihren Gemahl so oft es ihnen behagt. Will bei den Guaranis, in Südamerika, ein europäischer Aufseher eine Frau durchpeitschen lassen, so trägt er es ihrem Manne auf; kein Anderer vollzieht die Strafe so pünktlich.

Doch genug des Einzelnen von den Sitten und der Etikette roher Völker; wenden wir uns jetzt zu denen, welche wir den gebildeteren beizählen, so werden wir durch eine im Diodor aufbewahrte Nachricht überrascht (Bd. 1, Kap. 27): In den Ehestiftungen der Aegypter sey gewöhnlich festgesetzt worden, daß die Frauen die Männer beherrschen sollten. Zweifelhaft mag es bleiben: ob sich dies blos auf häusliche Rechte bezog; und noch zweifelhafter, ob solch eine Bestimmung des Ehevertrags bei den Aegyptern wirksamer war, als wenn in den unserigen feierlichst niedergeschrieben würde: die Frauen hätten nichts zu befehlen. — Daß es in den ehelichen und Familienverhältnissen der Juden nicht an anstößigen Ereignissen fehlte, ist bekannt, — ich erinnere z. B. an Ruben, David, Absalon (Mos. I, 35, 22; Samuel II, 16, 21); doch würde dies weniger ins Gewicht fallen, wenn es nicht mit allgemeineren Ansichten und Gebräuchen in Verbindung stände und daraus hervorginge. Daß die Frauen (zum Theil für die sonderbarsten Preise) gekauft wurden, mithin Vielweiberei stattfand; daß man gezwungen war, die kinderlose Witwe seines Bruders zu heirathen; daß die Töchter vom Erbe ausgeschlossen wurden, wenn Söhne da waren, — dies und Aehnliches wird wohl keiner für nachahmungswerth halten. Und ebenso wenig werden Akademiker, Professoren, Mitglieder wissenschaftlicher Vereine u. dgl. geneigt seyn, eine Vorschrift des Talmud

für sich geltend zu machen, wo es heißt: „Der Gelehrte hat, vielen Studirens halber, die Erlaubniß, sich binnen zwei, drei Jahren nicht um seine Frau zu bekümmern; doch wird ihm empfohlen, dies wöchentlich zu thun.“ [1])

Merkwürdig ist die Art, wie man, nach Herodot's Erzählung, die Jungfrauen in Babylonien verheirathete. In jedem Orte kamen diese jährlich einmal zusammen, und die Männer stellten sich ringsumher. Jetzt bot ein Ausrufer zuerst die schönste, dann nach der Reihe die minder Schönen aus, und schlug sie denen zu, welche das Meiste boten. Kam man endlich an die häßlichen, auf welche niemand bot, so fragte der Ausrufer: wer das wenigste Geld, als Lockmittel, der Braut zugelegt haben wollte? Und mit den für die schönen Mädchen eingegangenen Summen wurden die häßlichen untergebracht und ausgesteuert.

Mazdak, ein persischer Sektenstifter, lehrt: „Es ist eine große Ungerechtigkeit, daß die Frau des Einen schön, des Anderen häßlich ist. Deshalb befehlen die Gesetze der Billigkeit und wahren Religion jedem rechtlichen Manne eine Zeit lang seine liebenswürdige Gefährtin seinem Nachbar zu überlassen, der mit einer bösen und häßlichen geplagt ist, und einstweilen diese in Tausch anzunehmen.“ [2])

Ich wende mich jetzt zu den Indern. Deren Kasten (wonach schon die Männer in schroffe, sich unbedingt ausschließende Abtheilungen zerfallen, und die Höherstehenden, insbesondere die Brahminen alle Uebrigen schlechthin beherrschen, ja tyrannisiren) führen zu der naheliegenden Vermuthung, daß durch Rückwirkung auch das weibliche Geschlecht hart davon getroffen wurde. Dennoch finden sich in den Gesetzen wie in den Schriftstellern viele Aeußerungen, welche eine hohe Achtung gegen die Frauen beweisen. So heißt es an einer Stelle in Manu's Gesetzbuche: „Wo die Frauen in Ehren gehalten werden, da ist Wohlgefallen der Götter; wo sie verachtet werden, da sind alle religiösen Handlungen vergebens.“ Daß aber die Männer nicht gemeint waren, hiedurch die Ehre verkürzen zu lassen, welche sie in Anspruch nahmen, beweiset eine Vorschrift des Puranas (oder heiligen Commentare), welche lautet: „Nachdem ein Weib die Gottheit angebetet hat, muß sie ihren Gemahl verehren, opfern, anbeten (oder wie man worship übersetzen will) mit Blumen, Schmuck und Kleidern. Sie muß innerlich und mit vollkommener Genugthuung denken: dies ist der Gott der Liebe!“ [3])

Obigem Lobe der Frauen gegenüber finden sich aber auch Warnungen gegen ihre Reize. „Kein Umgang“, heißt es im Bhagavatpurana [4]), „fesselt und verführt den Mann so sehr, wie der Umgang mit Frauen;

1) Michaelis, Mosaisches Recht, II, 308.

2) Siehe Duncker, 2, 135; Franck, Séances, XIX, 141.

3) Wilson, Theatre, III, 19.

4) I, 579; II, 389.

niemand, der sich irgend heiligen will, darf ihnen anhangen; sie sind für ihn die Pforten der Hölle. Jeder gebe das Glück eines Hausvaters auf, denn es ist nur ein Traum." Hierauf antwortet an anderer Stelle jemand, der den ascetischen Heiligungsweg betreten soll [1]: „Kann beten, fasten, büßen, sich der brennenden Sonnenhitze aussetzen und seinen Körper ausmergeln, verglichen werden mit den Umarmungen eines schönen Weibes mit großen Augen und schönem Busen?" — „Leider", ruft hierauf ein Anderer, „dauert Vernunft auch bei gelehrten Männern nicht länger, als bis ein Pfeil aus dem Auge einer schönen Frau auf sie abgeschossen ist." — Aehnlich heißt es im Bhartrihari:

Sagen denn nicht unsere Dichter etwas sehr Verkehrtes
Von den Frauen, wenn sie stets von schwachen Frauen reden?
Die (von deren schwarzer Augensterne Blitz getroffen
Himmelsgötter selbst erliegen) sind sie schwach zu nennen?

Im Allgemeinen halten es die Aeltern in Indien für Pflicht, ihre Kinder so früh als möglich, ja sogleich nach der Geburt zu versprechen. [2]) Stirbt der Bräutigam als Kind, so muß die Frau ledig bleiben; wobei sie sich freilich zuweilen besser befinden kann, als wenn sie den ihr auf jene Weise Zugewiesenen geheirathet hätte. Die Feierlichkeiten beim Abschlusse der Ehe bekunden einerseits Ernst und Ehrfurcht für eheliche Treue und häusliches Glück; wiederum lautet Manches in den Trauungsformeln für unser Gefühl geschmacklos, ja unanständig. [3])

Ehebruch wird vorzugsweise als strafbar betrachtet, wenn damit eine Vermischung verschiedener Klassen verbunden ist: die Frau mag dann von Hunden gefressen, der Mann mit Eselsurin barbirt und geröstet werden, bis er eine genügende Entschädigung zahlt. [4]) Außerehelicher Beischlaf ohne Gewalt wird nicht bestraft. Mehrweiberei ist, wenigstens den Brahmanen erlaubt, jedoch nicht allgemein gebräuchlich. Sie führte zu Abstufungen des Rechts der Haupt- und Nebenfrauen, welche letzten dann auch aus niederen Klassen gewählt wurden. Der Erstgeborene, und insbesondere der Sohn einer Brahmanin, hatte bedeutende Vorzüge vor den Kindern von Frauen aus der zweiten und dritten Klasse.

Folgende Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Manu's Gesetzbuche und den Puranas werden die Verhältnisse näher erläutern. „Ein Frauenzimmer muß abhängen vom Vater, Manne, von Söhnen und männlichen Verwandten. Sie darf nicht nach Unabhängigkeit streben,

---

1) Moon of intellect, I, 19.

2) Asiat. research., VII, 232.

3) Z. B. wenn es heißt: Damsel! I anoint this thy generative organ with honey, because it is the second mouth of the creator, by that thou subduest all males, though unsubdued etc. Colebrooke, Essays, I, 208.

4) Manu, VIII, 371. Einen Stier oder eine Kuh tödten, galt gleich mit Ehebruch; IX, 55.

nie wünschen sich von jenen zu trennen; denn dadurch giebt sie sich und beide Familien der Verachtung preis. Niemand heirathe eine Frau, die im sechsten Grade von seinen väterlichen oder mütterlichen Vorfahren abstammt, oder einer Familie angehört, die zu Krankheiten geneigt ist.

„Weibernamen sollen gefällig, leicht, die Einbildungskraft bezaubernd und von guter Vorbedeutung seyn. Niemand heirathe eine Ungestaltete, Geschwätzige, keine die zu wenige, oder zu viele, oder röthliche Hauptharre, oder entzündete Augen hat. Er heirathe keine, die den Namen eines Gestirns trägt, oder eines Baumes, Flusses, fremden Volkes, eines Berges, geflügelten Thieres, einer Schlange, eines Sklaven, oder deren Namen etwas Entsetzenerregendes bezeichnet. Vielmehr erwähle er zum Weibe eine Jungfrau, deren Körper vorzüglich weich ist, deren Haare und Zähne in Hinsicht auf Menge und Größe ein billiges Mittel halten, deren Gestalt keinen Fehler hat, deren Gang voll Anstand ist, wie der Gang eines Flamingo, oder — eines jungen Elefanten! Diesen Rathschlägen fügt der Vishnupurana hinzu [1]: Man heirathe keine Zwergin und keine Riesin, keine, die einen Bart, oder weiße Nägel, oder dicke Knöchel, oder sehr fette Hände und Füße hat; keine, die zu hoch oder zu tief spricht, oder wie ein Rabe krächzet, deren Augen zu weit vorstehen, oder die sie zukneifet u. s. w.

„Erhitzende Getränke trinken, mit schlechten Personen umgehen, sich von ihrem Manne entfernen, außer dem Hause herumwandern, zur Unzeit schlafen und im Hause eines Anderen wohnen, dies sind die sechs Handlungen, welche Schande über eine verheirathete Frau bringen.

„Ein Mann ist nur vollkommen, wenn er aus drei Personen besteht: er, seine Frau und sein Sohn; aber auch eine Tochter darf er nicht verkaufen. Eine Frau, ein Sohn, ein Diener, ein Schüler und ein jüngerer Bruder können, wenn sie ein Versehen begehen, mit einem Stricke, oder einem kleinen Sprößlinge von Rohr gestraft werden; jedoch nur auf dem Hintertheile, und ja nicht auf einem edelen Theile ihres Körpers.

„Wenn eine Frau nicht mit viel Sorgfalt gekleidet ist, so kann sie ihren Mann nicht aufheitern, und wenn es ihrem Herrn an Heiterkeit fehlt, so werden sie keine Kinder bekommen. Immer aufgeräumt muß die Frau seyn, der Haushaltung wohl vorstehen, die Geräthe in Acht nehmen und bei allen Ausgaben räthlich zu Werke gehen. Sie darf nie nach Unabhängigkeit streben. Sollte auch ein Ehemann die eingeführten Gebräuche nicht beobachten, in eine andere Frau verliebt seyn oder keine guten Eigenschaften haben, so muß ein tugendhaftes Weib ihn doch immer — als einen Gott verehren. Eine Frau, die schaden-

1) Wilson, Vishnupurana, p. 299.

froh oder verschwenderisch ist, oder beleidigend spricht, kann ohne allen Aufschub fortgeschickt werden. Wer zur Bestreitung der Hochzeitkosten um Geld bettelt, soll von der Heirath keinen Vortheil haben. Das Kind gehört dem Geber des Geschenks. Eine Frau, die mit jemand aus einer niedrigeren Klasse die Ehe bricht, mag von den Hunden gefressen werden. Sind die Weiber eines Lehrers aus der nämlichen Klasse, so muß ihnen der Schüler oder Student so viel Ehre erzeigen, als ihrem verehrungswürdigen Gemahle; sind sie aus einer anderen Klasse, so ehrt man sie blos mit Aufstehen und Grüßen. Folgende Verrichtungen soll der Schüler oder Student nie übernehmen: die Frau seines Lehrers mit wohlriechendem Oele übergießen, sie beim Baden bedienen, ihr Haar schmücken, und ihre Füße und Arme reiben. Ein Frauenzimmer kann nicht nur einen Thoren, sondern selbst einen Weisen vom rechten Pfade abziehen; daher muß kein Mann mit ihnen an einem einsamen Orte sitzen."

So weit meine Auszüge aus den Gesetzen des weisen Manu und den Puranas; sehen wir jetzt, wie die Frauen von anderen Schriftstellern betrachtet und behandelt werden. Wenigen Stoff zu Mittheilungen bieten die epischen Gedichte. Helena, Andromache, Penelope, werden nie von Damajanti, Draupadi und Sawitri verdrängt werden; obgleich sich die letzte von den Göttern hundert Söhne erbat und sie bekam, während Penelope mit ihrem einen Telemachus begnügt blieb.

Harte und spöttische Aeußerungen finden sich im Hitopadesa. [1]) „Es hat immer seinen Grund, wenn eine junge Frau ihren alten Mann beim Kopfe nimmt, ihn küßt und heftig umarmt. Welche Männer werden geliebt, wenn sich die grauen Haare bei ihnen sehen lassen? Die Frauen blicken auf Andere, und betrachten jene wie eine Arznei. Wenn keine Gelegenheit, keine günstige Zeit, kein Verführer da ist, — dann sind die Frauen tugendhaft. Sie waren stets leichtfertig, selbst die Frauen der Götter. Wie Kühe im Walde die Kräuter, so verlangen sie immer neue und neue Liebhaber. Das Feuer hat nie genug Holz, das Meer nie genug Gewässer, der Tod nie genug Geschöpfe, und eine Schönäugige nie genug Männer. Nicht durch Gaben, noch durch Verehrung, noch durch Rechtlichkeit, noch durch Dienstfertigkeit, noch durch Strafen, noch durch Lehren, — nein — niemals werden die Frauen treu."

Mehr und mannichfaltigere Ausbeute bieten die dramatischen Dichter, und wiederum tritt bei ihnen ein Verhältniß besonders auffallend heraus: nämlich das der Bajaderen zu den Hausfrauen. Es wäre irrig, jenen im Allgemeinen eine höhere Bildung beizulegen und sie mit Priesterinnen zu vergleichen; es wäre zu gering, sie kurzweg liederliche Dirnen zu schelten. Gewiß beweiset ihr Daseyn und ihr Verhältniß bedeutende Mängel des Familienlebens. Auf dem Systeme der Kasten

1) Ausgabe von Müller S. 38, 40, 53, 90.

gründete sich die Vorschrift: Bajaderen, Sänger und Tänzer sollen weder Brahmanen noch Sudra seyn. [1])

In dem Schauspiele „Mrichihakati“ spielt ein solches Mädchen, Vasantasena, die Hauptrolle. Sie ist sehr reich, hat eine prachtvoll eingerichtete Haushaltung, zeigt sich der reinsten Liebe, zu einem edeln Brahmanen, Charudatta, fähig; muß sich aber dennoch (gröberer Dinge nicht zu gedenken) ins Gesicht sagen lassen: ihre Person sey ein Gegenstand des Kaufes für Vornehme und Geringe, für liebenswürdige und widerwärtige Männer. Dies offenbare Liebesverhältniß Charudatta's mit Vasantasena scheint seine davon unterrichtete, rechtmäßige Frau gar nicht zu beunruhigen; vielmehr ist diese bereit, sich, nach Empfang der irrigen Nachricht von seinem Tode, verbrennen zu lassen.

Liebschaften der Männer mit niedriger stehenden Frauen, Sklavinnen oder Dirnen scheinen überhaupt, nach indischen Begriffen, der Ehe gar keinen Eintrag zu thun; weil trotz dieser Mehrzahl wohl das Uebergewicht und größere Rechte für eine Hauptfrau übrig blieben. Wenn sich dagegen ein verheiratheter Mann mit einem Frauenzimmer höheren Standes einläßt, so geräth dadurch die Stellung der Ehefrau in größere Gefahr und verschlechtert sich dergestalt, daß Zorn und Eifersucht mehr und mit größerem Rechte hervortritt.

Als sich der König Pururavas (zufolge eines Schauspiels von Kalidasa) in die himmlische Nymphe Urvasí verliebt [2]), nimmt dies seine Gemahlin Ausinarí sehr übel und macht ihm bittere Vorwürfe, die er indeß durch unwahre Gegenversicherungen abzulenken sucht. Sobald dies vergeblich bleibt, sagt er:

Ich hätte meine Mühe sparen können!
Ein Weib hat scharfe Augen: bloße Worte
Berühren nie ihr Herz, sobald nicht Leidenschaft
Beglaubigung hinzufügt.

Als es jedoch heißt: die Königin wolle sich wegen ihres heftigen Benehmens entschuldigen, spricht Purūravas:

Ich glaub' es wohl; denn wahrhaft kluge Weiber
Bereuen bald, daß sie den reinigen Gemahl
So hart zurückgestoßen, und ergreifen gern
Gelegenheit und Vorwand, seine Liebe
Von neuem zu gewinnen. Nun wir wollen
Ihr' Gnaden hierin auch gefällig seyn.

Der König überhäuft demgemäß die Königin so mit Schmeicheleien, daß eine Begleiterin der Urvasí bemerkt (S. 56):

Hat sich das Herz verirrt, so wird die Zunge
Verschwenderisch in Worten und Versprechen
Für ein mißachtet Weib.

1) Weber, Literaturgeschichte, S. 108.
2) Wilson, II, 45.

Der Königin Ausínarí war es aber Ernst mit einem unerwarteten, bereits durch ein feierliches Gelübde bekräftigten Entschlusse. Sie sprach:

> Welch eine Nymph' auch meines Herren Blick
> Hat angezogen und ihn hält in Liebesbanden,
> Ich will mit Mild' und Liebe sie behandeln.

Ja, hiemit unbegnügt zieht sich die Königin ganz zurück und räumt Urvasí ihre Stelle ein, sodaß deren Begleiterin ausruft (S. 58):

> Dies ist ein Weib von hohem Geist,
> Ein Muster in Erfüllung ihrer Pflicht! . . .

Aehnlicherweise wird der Sakuntala die Lehre gegeben:

> Bleib' dem Gatten gehorsam, Liebes nur erweis'
> Den andern Frauen deines Herrn.
> Selbst wenn der Gemahl dich kränkte, so ergieb
> Dich nimmer dem Reize zum Zorn.

In einem anderen Schauspiele, „Retnavali" von Sri Herscha, werden die Verhältnisse noch leichter genommen und künstlicher verwickelt, sodaß einige Scenen an „Figaro's Hochzeit" erinnern, ja sie überbieten. Deshalb sagt eine Vertraute der Königin Vasavadatta: „Nichts ist so schlecht, was man nicht von diesen schändlichen Männern erwarten müßte." [1])

Der König Vatsa erzählt, aufrichtig genug, wie er es anfange, seine mit Recht eifersüchtige Gemahlin zu beruhigen. „Wenn sie seufzt", sagt er, „zeige ich Theilnahme; wenn sie schmollt, schmeichle ich ihr; wenn sie die Augenbrauen zusammenzieht und ihr Gesicht von Zorn entstellt ist, falle ich ihr zu Füßen. Derlei Zeichen der Ehrfurcht ist man der hohen Stellung einer Königin schuldig. Indeß haben täuschende Schwüre, zärtliche Reden, scheinbare Vorwände und demüthige Bitten weniger beruhigende Wirkung — als die eigenen Thränen der Königin. Wie Wasser das Feuer löscht, so löschen jene Thränen die Flammen ihres Zornes."

Diesen Grundsätzen gemäß läßt denn Vatsa die Vasavadatta sich satt weinen; ja als des Königs Geliebte Retnavali sich als ebenbürtig ausweiset, macht sich die Königin ein Vergnügen daraus, sie ihrem Gemahle zu übergeben und sie als Schwester anzuerkennen. So tritt mittelbar die Vielweiberei doch hervor, obgleich derlei neue Ankömmlinge gewöhnlich zu einigem naiven Skandal oder sentimentalem Seufzen und Klagen Veranlassung geben.

In einigen Schauspielen wird Liebe und Treue mit mehr Würde und Zartheit behandelt, so in dem Liebesdrama „Malati und Mathava" von Bhahabhuti. Daselbst heißt es: „Eine Verheirathung wird glücklich seyn, wenn Auge, Herz und Zunge das Paar zusammenführen";

1) Wilson, III, 49.

wo unter Zunge dann wohl die Mittheilung und der Ausdruck des Geistes und des Geistigen zu verstehen ist. Im „Nalas" (S. 72) wird gesagt:

Nichts ja gleichet dem Weibe, sie ist
Für jedes Leid ein Heilmittel.
So wie die Gattin, — ist kein Freund
Ein Trost für den betrübten Mann.

Abweichend wird im Schauspiele „Mrichihakati" gesagt (S. 89):

Zwei Dinge sind die köstlichsten auf Erden,
Ein Freund und die Geliebte; doch ich schätze
Den Freund mir höher denn ein hundert Schönen.

Von so zahlreichen Schönen ist wohl die Rede, wenn es an einer anderen Stelle heißt: „Es ist über allen Zweifel gewiß, daß Unheil angerichtet wird, wo man einläßt einen Elefanten, einen Steuerbeamten, einen Bettler, einen Kundschafter und ein zweideutiges Mädchen." An die letzten denkt der Dichter wohl vorzugsweise in folgender Stelle (S. 84):

O welch ein Thor ist der, der sein Vertrauen
Auf Weiber setzt und Reichthum, beides schlüpfrig.
Sie können nach Belieben lächeln, weinen, trügen.
Des Meeres Wogen und des Abends Röthe
Sind minder unbeständig als der Frauen Liebe.
Geld ist ihr Ziel; fehlt dies dem Mann,
Wirft man ihn weg wie einen leeren Beutel.
So kurz als Blitzesglanz ist Weiberliebe;
Sie blicken Einen zärtlich an, wenn schon der Andere
Im Herzen thront. So hat's Natur gewollt!
Der Lotus wächst nicht auf der Berge Höhen,
Das Maulthier wandelt nie zum Rosse sich,
Aus Gerstenkörnern sproßt kein Reis hervor;
So wohnt auch Tugend nie in Weibes Brust.

Gemäßigter lautet folgende Stelle (I, 35):

Der Elefant wird mit der Kett' gehalten,
Das Roß gebändigt durch des Reiters Kunst;
Doch häng' dich auf, wenn du nicht kannst gewinnen
Des Weibes Herz, dem sie allein gehorcht!

In der Regel wird das Verbrennen der indischen Witwen nach dem Tode ihrer Männer als eine Folge unbegrenzter Liebe und Treue hervorgehoben; daß jedoch Aberglaube, Eifersucht und Tyrannei wesentlich im Spiele sind, beweist schon eine Stelle im Diodor (XIX, 33), wo es heißt: „In älteren Zeiten verlobten sich viele Indierinnen bei sehr jungen Jahren. Hieraus folgte, daß ihnen die Wahl nachher oft leid ward, und viele Weiber, um eine neue treffen zu können, ihre Männer vergifteten. Da die Bestrafung einzelner von diesem Verbrechen nicht zurückschreckte, so gab man ein Gesetz, daß die Frauen (nur mit Ausnahme der Schwangeren und derer, die Kinder hatten) zugleich mit

ihren verstorbenen Männern sollten verbrannt werden. Diejenige, welche sich diesem Gesetze nicht unterwerfen wolle, dürfe nicht wieder heirathen und werde als eine Gottlose von Opfern und allem Geheiligten ausgeschlossen. Um dieser äußersten Schande zu entgehen und ihre Männer zu beruhigen, wählte nicht blos jede den Tod, sondern die Weiber drängten sich auch dazu wie zu der größten Ehre.“ Man ist geneigt, obige Nachricht über die Vergiftungen der Männer durch die Frauen für eine Erfindung oder grobe Uebertreibung zu halten; doch leitet auch Strabo (XV, 28) das Verbrennen von Eifersucht, Untreue und Gift her, und später werden wir in der römischen Geschichte eine ähnliche Anklage finden. Gewiß übte man bei jenen, schon in den Vedas als verdienstlich empfohlenen Verbrennungen, bis in die neueste Zeit die furchtbarste Tyrannei und Grausamkeit. [1]) Und wenn man auch Schwangere von dieser Pflicht befreite, wirkte doch jedes Opfer höchst nachtheilig für das Familienleben und die Kinder.

Ueberhaupt zeigen die ehelichen und Familienverhältnisse, trotz des günstigen Scheines, welcher von einzelnen Punkten darauf fällt, doch mancherlei erhebliche Mängel. Die erzwungenen Heirathen und die Heirathen in zu früher Jugend, das schnell einbrechende Alter der Weiber und der Verkehr mit Bajaderen, die übergroße Abhängigkeit und Unterordnung des von Natur gleichgestellten, hat in Indien eine echte lebenslängliche Einwirkung und Wechselwirkung des weiblichen Geschlechts auf das männliche unmöglich gemacht, und das pflanzenartig einförmige Leben galt ihnen ihrer Natur nach für etwas Trefflicheres, als die schöne Mannichfaltigkeit des Daseyns, welches sich nur höheren Gesetzen, aber freiwillig, unterwirft.

Gehen wir jetzt zu den Griechen über, so finden wir zuerst (wie überall) Lob und Tadel im Uebermaß. Als Kern und Text aller anderen Erörterungen ließe sich die Behauptung Hesiod's aufstellen: Nichts Besseres könne einem Manne zu Theil werden als ein gutes, nichts Schlimmeres als ein böses Weib. Hieran reihe ich allerhand andere Aeußerungen an über das Verhältniß der Frauen zu den Männern und dem Hauswesen. So sagt Menander (Meinecke, S. 160):

Den zweiten Part zu spielen, ziemet stets der Frau,
Des Ganzen Leitung aber kommt dem Manne zu;
Ein Haus, in dem die Frau die erste Stimme hat,
Muß unvermeidlich untergehn, früh oder spät. —
. . . Es ziemt ja nicht
Daß einem Mann zwei Frauen unterthänig sind;
Nein, gerne läßt an eines Weibes Liebe sich
Genügen, wer nicht wohnen will im Ungemach. [2]) —

---

1) Colebrooke, Essays, I, 118, 119; Massie, Continental India, II, 175.
2) Eurip. Androm., V. 177, 206, 212.

. . . Nicht Schönheit,
Der Tugend Reize sind es, die den Gatten freun. —
Denn eine Frau muß, auch vermählt dem schlimmen Mann,
Sich gern begnügen, hadern nicht im Uebermuth.

„Ich glaube", lehrt Xenophon (Oecon., I, 3), „daß eine Frau, welche sich im Hause als gute Gefährtin zeigt, dem Manne das Gleichgewicht zum Gedeihen der Wirthschaft hält. Denn wenn die meisten Einnahmen durch die Thätigkeit des Mannes herbeigeschafft werden, so gehen die meisten Ausgaben durch die Hände der Frau; und wenn es in Hinsicht dieser beiden Punkte gut steht, so mehrt sich, und im umgekehrten Falle, mindert sich das Vermögen." — „Eine Frau", warnt Plutarch in seiner Schrift über die Pflichten der Ehegatten, „die lieber einen einfältigen Gatten beherrschen, als einem vernünftigen gehorchen will, gleicht denjenigen, die lieber einem Blinden den Weg zeigen, als einem Sehenden (der den Weg kennt) folgen wollen. — Man darf (fährt er fort) so wenig für die Augen (nach Schönheit) als für die Finger (nach Gelde) heirathen; wie es manche giebt die nur überrechnen, wie viel die Frau die sie nehmen, einbringt, nicht aber überdenken, wie sie mit ihr leben werden. Wer eine reiche Frau heirathet, giebt sich hin, bekommt aber sie deshalb noch nicht; es ist besser gebunden seyn mit goldenen Ketten, als durch den Reichthum einer Frau." In Böotien (erzählt Plutarch) pflegt man der Braut, sobald sie verhüllt worden, einen Kranz von Asparagium aufzusetzen. Denn diese Pflanze bringt aus den spitzigsten Stacheln die schmackhaftesten Früchte hervor; und so wird auch die Braut demjenigen, der im Anfange (jetzt geschieht es wohl umgekehrt) das verdrießliche und unangenehme Betragen derselben geduldig übersieht, in der Folge einen süßen und liebreichen Umgang verschaffen. Wer den ersten jungfräulichen Eigensinn nicht übersehen kann, ist mit Einem zu vergleichen, der um einiger saueren Beeren willen die ganze Traube weggiebt. Eine Braut aber, die gleich über das erste Betragen eines Bräutigams aufgebracht wird, handelt ebenso, als wenn Einer um eines Bienenstichs willen den Honig wollte fahren lassen. Hauptsächlich müssen Ehegatten sich im Anfange vor Zorn und Verdruß in Acht nehmen, und bedenken daß Gefäße, die aus einzelnen Stücken bestehen, anfangs durch die geringste Ursache auseinandergerissen, hernach aber, wenn die Fugen sich erst fest vereinigt haben, kaum durch Feuer und Stahl getrennt werden können.

Gewiß fand ein ernster Einfluß der Aeltern auf die Verheirathung der Kinder statt, woran heutzutage freilich manche heirathslustige Kinder Anstoß nehmen würden. Hierauf antwortet ein ebenso gelehrter als liebenswürdiger Philolog, Jacobs (Vermischte Schriften, III, S. 22): „Es herrschte, oder es herrscht noch in Deutschland ein Glaube an die absoluten Rechte einer sentimentalen Liebe, sodaß nicht Wenige anzunehmen scheinen, ein funfzehnjähriges Kind werde durch die plötzliche Berauschung mit einem Gefühle, das es mit dem Namen Liebe beehrt

während einer Ballnacht gleichsam durch ein Wunder so weise, daß es die Erfahrungen älterlicher Liebe entbehren, ja ihr als einer gewaltthätigen Tyrannei Trotz bieten könne."

Die Athener und alle Joner waren weit entfernt von einem asiatisch-muhammedanischen Einsperren der Weiber (wie schon die Nachrichten in der Odyssee erweisen); sie sahen jedoch allerdings deren Hauptberuf in dem Hauswesen und der Kindererziehung. Wiederum hatten die Griechinnen Anspruch auf eine Ehre und einen Beruf, von dem die Frauen in der neueren Zeit ganz ausgeschlossen sind: sie konnten Priesterinnen werden, und die Pythia war gewiß nicht immer ein bloßes Werkzeug für Andere bei Leitung der hellenischen Angelegenheiten.

Erwähnung verdient ferner die Sorge der attischen Gesetzgeber für arme Mädchen. Der nächste Verwandte sollte sie heirathen oder ausstatten. Und ebenso schützte das Gesetz reiche Erbtöchter gegen willkürliche Heimführung. Die Frau mußte gerichtlich auf Scheidung klagen; der Mann war weniger Förmlichkeiten unterworfen, mußte aber der schuldlosen Frau ihr Eingebrachtes herausgeben und für ihren Lebensunterhalt sorgen.

Manche Schriftsteller haben (ich glaube mit Unrecht) die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Dorern, und insbesondere den Spartanern, über die athenischen Einrichtungen hinaufgesetzt. Sparta zeigt auch hier nur das Einseitige, Schroffe. Familie und Ehe sind zurückgedrängt und den Staatszwecken so untergeordnet, daß man in gewissen Fällen verlangte, die Männer sollten ihre Frauen verleihen, und selbst einem Könige verbot eine kleine Frau zu heirathen. Den gerechten Klagen ob der späteren Ausartung spartanischer Frauen gegenüber, muß man jedoch hervorheben, daß sich unter ihnen noch zur Zeit der Könige Agis und Kleomenes die edelsten Charaktere fanden.

In Sparta, Chios, Cyrene nahmen die Mädchen an allen Leibesübungen und Wettkämpfen der Jünglinge Theil (Athen., XIII, 566), und Properz (III, 14) beschreibt sie wie folgt:

Jetzo verschwindet der Ball dem hurtigen Wurfe des Armes;
Oder im Rollen des Reifs klingelt der hakige Stift;
Oder die Läuferin stehet bestäubt am Ziele der Rennbahn;
Im Pankration auch duldet sie Wunden des Schlags;
Jetzt umschnürt sie mit Riemen die freudigen Arme zum Faustkampf;
Jetzt der Scheibe Gewicht dreht sie im Schwunge zum Wurf.
Kreise durchtrabt sie zu Roß; an der schneeigen Seite der Jungfrau
Hängt ein Schwert, und das Haupt schirmet geöletes Erz.

Auch wird von Kyniska, der Schwester des Agesilaos erzählt, daß sie bei den olympischen Spielen mit um die Wette fuhr. [1])

Zwischen der Theilnahme an all diesen männlichen Uebungen und dem Stillsitzen am Stickrahmen, oder dem Bewegen blos der Finger am

1) Plutarch, Lakon. Maximen, Agesilaus.

Fortepiano, liegen viele brauchbare Abstufungen. Am meisten aber dürfte in unseren Tagen die Gewohnheit anstößig gefunden werden, viel mehr als Hände und Gesicht den Zuschauern zu zeigen. Man darf aber wohl behaupten: nicht Alles sey an sich unsittlich zu nennen, was gegen die Regeln unserer Decenz verstößt. [1]) Mit dem Sinne für Schönheit ist das Wohlgefallen am Nackten verbunden, und die Kenntniß desselben erwirbt sich nur durch Anschauung. Wer diese verbietet, giebt dem größeren Theile der Kunst den Abschied. Die Kleidung dient wesentlich nur zur Verdeckung des Häßlichen und zur Abhaltung der Kälte; unter dem Aequator ändern sich die Grundsätze über die Sittlichkeit der Bekleidung. Wo selbst Göttinnen nackt dargestellt und verehrt wurden, wo man die Forderung des Paris sehr natürlich und nothwendig fand, ist es verkehrt, unseren Maßstab der Beurtheilung anlegen zu wollen. Auch hat es keine Gefahr, daß jene antike Betrachtungsweise wiederkehren und die moderne Sittlichkeit zu Grunde richten werde. Doch läßt schon Euripides die Troerin Andromache (Vers 596) sagen:

Ein Weib mag nie enthaltsam am Eurotas seyn,
Wo Jungfraun ihrem Haus entflohn mit Jünglingen,
Die Hüften nackt und offen fliegend das Gewand,
Zu Lauf und Ringerkünsten sich vereinigen.
Mir unerträglich! Und ihr staunt, Lakonier,
Wenn nimmermehr ihr tugendhafte Fraun erzieht? [2])

Einräumen muß man ferner, daß in der Geschichte der Götter und Göttinnen eben nichts Nachahmungswerthes anzutreffen ist für Ehestand und Familie; die scheinbar Klügsten blieben unvermählt, und der Ehestand von Jupiter und Vulkan war fast nur ein Wehestand. Im Aristophanes, diesem ungezogenen Lieblinge der Grazien, findet sich allerdings viel über die Frauen, was sich an dieser Stelle nicht mittheilen läßt; doch darf man erwähnen, daß er in den „Ekklesiazusen“ sehr tiefsinnige Gründe für die Weiberherrschaft angiebt, und in der „Lysistrata“ ein Mittel für den ewigen Frieden nachweiset, das, beharrlich angewandt, eher zum Ziele führen dürfte, als die vom königsberger Weisen vorgeschlagenen. Trotz des Scheins von Radicalismus lobt Praxagora in den „Ekklesiazusen“ das conservative System, und sagt von den athenischen Frauen (Vers 221):

Da sitzen die Frauen und rösten, grade wie vordem;
Sie backen Honigfladen, grade wie vordem;
Sie drillen noch die Männer, grade wie vordem;
Sie bergen noch Liebhaber, grade wie vordem;
Sie kaufen sich was Leckeres, grade wie vordem;
Sie mögen den Wein gern lauter, grade wie vordem;
Sie lieben sehr das Lieben, grade wie vordem.

---

1) Jacobs, III, 20.

2) Tadel der lakonischen Weiber. Aristot., Rhet., I, 5, 6.

In den „Thesmophoriazusen“ sagt die Chorführerin (V. 784):

Wir wollen demnach uns selber einmal lobpreisen vor euch, die da zuschaun;
Ob jeglicher zwar von dem Weibergeschlecht viel Uebeles weiß zu erzählen,
Als wären durchaus wir ein Uebel der Welt und von uns her käme das Alles,
Zwietracht und Gezänk, Aufruhr und des Grams Unmuth, und der Krieg. Nun wohlan denn!
Wenn ein Uebel wir sind, was freiet ihr uns, wenn ein Uebel wir sind in der Wahrheit?
Ja, ihr heißt uns sogar niemals ausgehn, niemals aus dem Fenster zu gucken;
Sorgfältig vielmehr, mit so emsiger Müh' sucht ihr zu bewahren das Uebel.
Wenn das Weiblein dann ausgehet wohin, und nicht ihr zu Hause sie findet,
So rast ihr wie toll, da ihr opfern zum Dank und froh seyn solltet; denn wirklich
Ihr findet, hinaus sey das Uebel entwischt und nicht mehr drinnen zu finden.
Und gucken wir 'mal vor das Pförtchen hinaus, gafft jeder sogleich nach dem Uebel,
Und zieht man verschämt in das Haus sich zurück, so gafft ihr noch mehr, ob das Uebel
Nicht wieder hervorguckt, wieder ihr's seht! So sind wir denn ohne Bedenken
Weit besser wie ihr u. s. w.

Die mittlere und neuere Komödie der Griechen, welche sich auch im Plautus und Terenz wiederfindet, zeigt sich zwar zahmer als die Aristophanische, hat aber die großartige politische Bedeutung verloren, und erscheint in Hinsicht auf die Geschlechtsverhältnisse keineswegs wahrhaft sittlicher. Vielmehr ist alle höhere geistige Liebe, es sind würdige Familienverhältnisse, wechselseitige Hingebung, Bezugnahme auf lebenslängliche Einigung meist ganz zurückgedrängt, während schlechte Intriguen und gemeine Liebesgeschichten sich breit machen, und selbst Verbrechen in dieser Beziehung nicht gescheut werden. Vergessen darf man übrigens nicht, daß die meisten Anekdoten, welche gegen die griechischen Frauen zeugen, aus Lustspielen entnommen sind, und nicht mehr Beweiskraft haben als das gegen Sokrates und Euripides daselbst Vorgebrachte. Jedenfalls bietet die neuere Geschichte viel mehr beglaubigte Beispiele.

Noch mehr als bei den Lustspieldichtern treten bei den Tragikern die mannichfaltigsten weiblichen Charaktere auf, und es wäre irrig, das was jede Einzelne sagt, oder was in ganz bestimmten Verhältnissen von ihr gesagt wird, als das Ergebniß unzähliger gleichartiger Erscheinungen zu betrachten, und statt die natürliche und erfreuliche Mannichfaltigkeit anzuerkennen, eine gleichartige Regel daraus hervorzukünsteln, und allgemeine Urtheile darauf zu gründen. Insbesondere bietet Euripides [1]) (den man mit Unrecht einen Weiberhasser gescholten hat) einen außerordentlichen Reichthum von Charakteren, Verhältnissen, Betrachtungen und Urtheilen. Keiner Griechin, sondern der Andromache (V. 220) legt er die Worte in den Mund:

O theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit frohem Muth, wenn Kypris dich verleitete;
Und deiner Kebsfraun Kindern hab' ich oft die Brust
Gereicht und alle Bitterkeit von dir entfernt.

1) Siehe: Erste Beilage.

Auch hat mir solche Tugend stets des Gatten Gunst
Bewahret. Aber auch den Tropfen Himmelsthau
Willst du (Hermione) nicht dulden am Gemahl!

An anderer Stelle (Troaden, V. 645) sagt Andromache:

. . . Denn nimmer nahm ich Lockungen
Der Fraun zu Herzen; sondern eigner guter Geist
War immerdar mein Lehrer und genügte mir.
Der Zunge Schweigen weiht' ich und den heitern Blick
Stets meinem Gatten, wissend wo obsiegen soll
Dem Mann die Frau, und wiederum, wo jener ihr.

Elektra (V. 1072) weiset die Klytemnestra mit den Worten zurecht:

Die Gattin aber, die getrennt vom Gatten noch
An Schönheit denkt, die zähle man den Schlimmen bei;
Denn außer ihrem Hause soll ihr Angesicht
Nicht reizend scheinen, wenn sie nicht auf Frevel sinnt.

Noch mehr Grund hat Hippolyt (mit Bezug auf Phädra) zu schelten. Er sagt (V. 620):

Was hast du, Zeus, die Frauen (deiner Sterblichen
Trugvolles Unheil) an das Sonnenlicht gebracht?
Denn wenn du wolltest ein Geschlecht von Menschen säen,
So mußte dieses nicht vom Weib entsprossen seyn.
Nein, Männer mußten
Sich Kindersamen kaufen und als Freie dann
Im freien Hause wohnen ohne dies Geschlecht. — —
Am besten fähret, wessen Weib, ein träges Nichts,
Unnütz in Einfalt brütend still im Hause sitzt.
Die Kluge hass' ich; nimmermehr dünk' eine sich
In meinem Hause klüger, als dem Weibe ziemt.
Denn öfter pflanzt die Liebesgöttin Hinterlist
In diese Klugen; doch das unerfahrene Weib
Läßt keine Thorheit üben ihr beschränkter Geist.

Auch der Hofmeister in den Phönissen (V. 206) hat Ursache zu klagen und sagt:

Schmähsüchtig ist ja von Natur der Frauen Art;
Und wenn sich ihnen wenig Stoff zum Reden beut,
Sie schaffen immer neuen; nichts Vernünftiges
Zu schwatzen voneinander, das ist ihre Lust.

Makaria sagt (Herakliden, V. 477):

Denn eine Frau ziert Schweigen, ziert Bescheidenheit
Am schönsten, und im Hause still zu seyn.

In den Flehenden (V. 40) heißt es:

. . . Denn Alles nur
Durch Männer auszurichten, ziemt der weisen Frau.

Und Theseus antwortet (V. 294):

Viel weise Worte kamen auch von Frauen schon.

An anderen Stellen klagen die Weiber. Z. B. Kreusa (Jon, V. 398):

Denn so betrübt ist bei den Männern unser Loos:
Im Schwarm der Bösen werden auch unsträfliche
Fraun mitgehaßt; so elend schuf uns die Natur!

Medea (V. 229, 248):

Von Allem, was auf Erden Geist und Leben hat,
Sind doch wir Fraun das Allerunglückseligste. — —
Sie sagen wohl, wir lebten sicher vor Gefahr
Zu Hause, während sie bestehn der Speere Kampf;
Die Thoren: lieber wollt' ich ja dreimal ins Graun
Der Schlacht mich werfen, als gebären Einmal nur!

In aufbewahrten Bruchstücken des Euripides heißt es [1]):

Wir Frauen sind so: bald besieget uns die Furcht,
Bald übertrifft nichts weibliche Verwegenheit. —
Nicht einer Feste Mauern, oder Schätze sind
So schwer zu hüten, oder Andres, denn ein Weib. —
Von Allen ist das Unbezwinglichste ein Weib.

Aehnlich sagt Aeschylos (Sieben vor Theben):

Ein Weib, das herrscht, vor Frechheit ist's nicht auszustehen;
In Angst gar, ist sie doppelt Kreuz für Haus und Stadt.

In Lucian's „Todtengesprächen" (V. 28) fragt Menippus den Tiresias: ob er (da er beides gewesen) das Leben des Mannes, oder der Frau vorziehe? Er antwortet: „Das Leben der Frauen ist viel angenehmer; denn sie haben weniger Geschäfte, beherrschen die Männer, werden nicht zum Kriegsdienste gezwungen, brauchen sich nicht in den Volksversammlungen zu zanken, nicht vor Gerichten sich umherzutreiben."

An dieser Stelle dürfen wir die vielbesprochenen Hetären (die griechischen Bajaderen) nicht unerwähnt lassen. Mit Unrecht haben manche Philologen in ihnen (sie waren meist Sklavinnen) den Mittelpunkt und die Krone der geistigen und leiblichen Bildung gesehen und die Frauen und Jungfrauen als unwissend, geistlos, charakterlos, langweilig und unbedeutend dargestellt. Gewiß war bei diesen nicht nur mehr Tugend, sondern auch mehr echte Bildung und Uebung des Geistes. Irrig wird der Name und der Werth der Aspasia statt Aller hier geltend gemacht. Sie war nichts weniger als eine Hetäre; sie war nur keine vollbürtige Athenerin, und so lebte, nach unserer Weise zu reden, Perikles, der große Fürst der Athener, mit ihr in einer morganatischen Ehe. Alle die anderen Hetären, Lais, Phryne, Glycerion und wie sie sonst heißen, werden immer nur in Bezug auf ihre großr körperliche Schönheit gerühmt, und was sonst von ihren Ansichten, Urtheilen und Einfällen berichtet wird, ist meist ganz flach und unbedeutend. Im Ganzen finden wir (sowie in neueren Zeiten) dieselben Hoffnungen, Mittel, Zwecke, Freuden und Leiden, überall weit

1) Aus der Auge, Danae, Oedipus.

mehr Schatten als Licht, und zuletzt, selbst für Lais, nur Noth und Elend.

Vor Allem wird ihre übertriebene Eitelkeit, Putzsucht und ihr grenzenloser Eigennutz hervorgehoben und gerügt. [1]) Daher sagt Alexis in einem Lustspiele:

Ist da eine klein von Wuchse, gleich wird ihr Kork in die Schuh
Eingefüttert; groß ist jene, dünne Sohlen gibt man ihr.
Wenn es ihr an Hüften fehlet, werden Wülste zugesetzt.
Hat die eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruß schwarz;
Eine andre ist schwarz von Farbe, Bleiweiß streicht man dieser auf.
Uebermäßig blaß ist jene, ihr reibt man Zinnober ein.
Ist ein einzelner Theil vorzüglich, dieser wird mit Fleiß entblößt;
Hat sie etwa schöne Zähne, muß sie lachen früh und spät u. s. w. [2])

In einem anderen Lustspiele des Anaxilas heißt es:

Welcher Mensch in seinem Leben eine Buhlerin geliebt,
Weiß, daß unter allen Wesen keines so verderblich ist.
Welchen Drachen, welche feuerschnaubende Chimära giebt's,
Welche Charybdis, oder welcher Scylla dreifach Ungethüm,
Welche Sphinx, Harpye, Hydra, oder welche Schlangenbrut,
Die der Hetären frevle Rotte nicht bei weitem übertrifft?
Sicher keine! Vor allen Uebeln haben sie den Rang voraus.

Gesichtspunkte oder Bedenken anderer Art werden in Lucian's „Todtengesprächen" erörtert. [3]) So sagt in dem einen Ampelis zur Chrysis: „Wenn jemand, meine liebe Chrysis, nicht eifersüchtig ist, nicht zürnt, nicht bisweilen um sich schlägt, dir die Haare abschneidet oder das Kleid zerreißt, so ist er kein rechter Liebhaber." „Wie, Ampelis", antwortet Chrysis, „sind das die wahren Zeichen eines Verliebten?" Ampelis: „Allerdings eines eifrigen Liebhabers. Denn Küsse, Thränen, Schwüre, häufige Besuche sind nur Zeichen einer anfangenden Liebe; erst Eifersucht ist die volle Flamme. Wenn also Gorgias eifersüchtig ist und dich ohrfeigt, so freue dich darüber, und wünsche daß es immer so bleibe."

In einem anderen Gespräche sagt Cochlis: „Was kommt bei Liebesgeschichten mit Kriegsleuten heraus? Nichts als Schläge und Händel. Sie geben sich für Generale und Obersten aus; wenn sie aber etwas schenken sollen, so heißt es: Warte bis der Sold ausgezahlt wird, dann sollst du Alles erhalten. Deshalb weise ich sie ganz ab; mir ist jeder Andere lieber, der weniger vom Schmeicheln versteht, aber viel mitbringt. Wenn jene ihre Federbüsche schütteln und von ihren Schlachten erzählen, das, o meine liebe Parthenis, ist leeres Geräusch."

Trotz der zuletzt berührten Auswüchse und Irrwege muß doch

1) Plautus, Epid., II, 2. Mercator, II, 3, und öfter.
2) Jacobs, III, 323, 327; Hecyra, I, 1.
3) Εταιρικοι Διαλογοι, VII, 367, 417.

wiederholt daran erinnert werden, daß die Monogamie in Hellas Regel war, und wenigstens das Unpraktische, ja Unmögliche einer gleichgestellten, gleich vollwichtigen Ehe eines Mannes mit vielen Frauen, daß eine solche verkehrte Doppel- oder vierfache Ehe nicht einmal versucht ward. Die Ehe galt für eine mit der Gottheit in Verbindung stehende Stiftung, und die Eintragung der Verehelichten und Geborenen in die Phratrien hatte wohl eine zugleich bürgerliche und religiöse Bedeutung. Noch charakteristischer ist es, daß wir in Hellas eine Abstufung von den edelsten bis zu den ärgsten Frauen finden. So muß es seyn, wo Freiheit, Sittlichkeit, Zurechnung sich entwickeln und geltend gemacht werden. Statt des Unbestimmten, Charakterlosen, Verschwimmenden, statt des wie in einer Form gebildeten Ununterscheidbaren finden wir überall Persönlichkeit, Individualität, bestimmtes Denken, Wollen und Handeln. Wie in Kunst, Philosophie und Staat, erhält erst bei den Griechen Alles feste Zeichnung, Umriß und Inhalt, und wie bei den Männern, so bei den Frauen. Welche Reihe der mannichfachsten Charaktere, von Penelope und Antigone, Iphigenia, Polyxena, Makaria, Evadne, Alceste bis zu Elektra, Phädra, Medea und Klytemnästra. Und selbst bei diesen furchtbaren Frauen ist immer nachgewiesen, welcher Faden sie mit dem Menschlichen verbindet, oder welche Mächte und Ereignisse sie in die Bahn der Selbsthülfe und Rache fortrissen. Aber gerade dieser Triumph des Hellenischen, diese Erfindung und höchste Ausbildung des Persönlichen, diese scharfen Verhältnisse in Liebe und Haß mögen dem himmelwärts gekehrten Platon anstößig erschienen seyn und ihm Veranlassung gegeben haben zu seiner Ansicht von den Familienverhältnissen. „Im Allgemeinen", sagt er, „sind die Männer und Frauen zu denselben Dingen fähig, und sollen deshalb im Ganzen auch auf dieselbe Weise erzogen werden, so insbesondere für Musik und Gymnastik." [1]) Anfangs zwar wird dies Verwunderung erregen, weil es den Gebräuchen widerspricht wenn junge Mädchen und alte Weiber nackt mit Männern in den Palästren ringen sollen; doch gewöhnt man sich an Alles, und es gab eine Zeit, wo man an den nackten Uebungen der Männer Anstoß nahm, bis dies Vorurtheil verschwand. Man soll nichts scheuen, was der Natur gemäß und an sich nicht böse ist; die Weiber mögen also die Kleider ausziehen, wenn sie statt dessen nur die Tugend anziehen. Es ist dagegen sündlich, vor und nach einem gewissen Alter Kinder zu zeugen und gebären."

In seiner „Republik" fordert Platon für den auserwählten Theil seines Volks, die Hüter (Phylakes) oder den Kriegsadel, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder. Da wir bereits oben (II, 236) über diesen Vorschlag umständlich gesprochen haben, so genügt hier die wiederholte Bemerkung: daß Platon die Persönlichkeit zu sehr zurücksetzt, die Verhältnisse der Weiber sich auf jenem Wege wesentlich verschlechtern

1) De Republ., V, 217.

müßten, und Staat und Familie nie sollen gleichgestellt und ineinander aufgelöset werden. Weit mehr als Platon anerkennt Aristoteles die Persönlichkeit sowie die eigenthümlichen Wirkungskreise und Tugenden der Männer und Frauen; und wenn er dem Manne innerhalb der Familie ein obrigkeitliches Amt zugesteht, so schließt dies doch keine übermäßigen Rechte in sich, und es wird jener ausdrücklich angewiesen, sich nicht in Alles zu mischen und überall befehlen zu wollen. Im Allgemeinen stellt er indessen die Tugenden des Mannes höher als die der Frau [1]); und Frauenliebe ward nie als höchstes Ziel der Mannestugend betrachtet.

Strenger als bei den Griechen tritt die Herrschaft des Mannes in der Familie bei den Römern hervor. Durch gewisse Formen ward die Frau ganz der Gewalt des Mannes übergeben, und er konnte sie behandeln wie ein Vater sein Kind. Nun gab aber diese Gewalt in gewissen Fällen das Recht über Leben und Tod der Frau, insbesondere der Ehebrecherin, während sie den ehebrechenden Mann nicht mit einem Finger anrühren dürfe. Gleichmäßig war die Frau beschränkt bei Verhandlungen vor Gericht, sowie hinsichtlich ihres Vermögens, Erwerbens, Testirens u. s. w. Mit diesem Ernste des Lebens und dieser strengen Ordnung des Hauswesens steht die Natur und der Ruhm der römischen Matronen in wesentlichem Zusammenhange, und wenn auch die Dichtkunst sie weniger verherrlicht hat, so spricht doch die Geschichte von Tanaquil, Clölia, Lukrezia, Virginia, Veturia, Volumnia, Portia, Cornelia. Binnen 520 Jahren, wird behauptet und gerühmt, habe keine Ehescheidung in Rom stattgefunden; doch wird dieser Ruhm glücklicher, nie gestörter Ehen mehr als zweifelhaft, wenn wir die unbedingte Herrschaft des Mannes erwägen und einige andere Berichte daneben stellen. So erzählt Livius (VIII, 18) zum Jahre 423 der Stadt: Unter dem Consulate des Claudius Marcellus und C. Valerius starb eine große Zahl angesehener Männer fast unter denselben Anzeichen und Umständen. Man schrieb dies einer ansteckenden Krankheit zu, bis eine Magd dem Aedil Q. Fabius Maximus die Anzeige machte: sie wolle den wahren Grund angeben, wenn man ihr Sicherheit verspreche. Dies geschah, und jene sagte aus: daß die Frauen ihre Männer mit Gift umbrächten! Man fand an zwanzig Matronen, darunter Patrizierinnen, mit dem Kochen oder Brauen eines Getränks beschäftigt, dessen Schädlichkeit jedoch zwei der Ergriffenen (Cornelia und Sergia, patrizischer Abkunft) leugneten. Der Richter forderte nunmehr: sie sollten, zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussage, davon trinken. Nach kurzem ihnen erlaubten Gespräche mit den übrigen Angeklagten, beschlossen alle, die angebliche Arznei zu trinken, und alle starben bald darauf. An 170 wurden als Giftmischerinnen verurtheilt und die Sache als ein Wunder oder Wahnsinn aus-

1) Rhet., I, 9, 22; Herder, Ideen, III, 174.

gelegt; und in der That ist der Hergang für gewöhnliche Verhältnisse und aus gewöhnlichen Gründen nicht zu erklären.

Im Vergleich mit solchen Verbrechen und den wilden, unnatürlichen Ausschweifungen, welche bei den geheimen Bacchanalien begangen und entdeckt wurden, ist ein anderer Bericht über Putz und Kleidung der Frauen (Liv., XXXIV, I) nur heiterer Art. Der Tribun Oppius hatte während der Bedrängniß des zweiten punischen Kriegs eine Verordnung durchgesetzt: kein Frauenzimmer solle an ihrer Kleidung über eine halbe Unze Goldes und kein buntes Gewand tragen, auch in Rom oder in der Nähe der Stadt sich keines Wagens bedienen. Zwanzig Jahre nach Erlassung dieses Gesetzes trugen einige Tribunen auf Abschaffung desselben an, während andere sich für die fernere Beibehaltung erklärten. Das Capitol (erzählt Livius) ward von Freunden und Gegnern des Gesetzes angefüllt. Die Frauen ließen sich weder durch den Gebrauch, noch durch Scham, noch durch Befehl ihrer Männer in den Häusern festhalten. Sie besetzten alle Straßen, die zum Forum führten, und baten die sich dahin begebenden Männer: diese möchten jetzt, wo der Staat blühe und der Reichthum jedes Einzelnen sich täglich mehre, den Matronen ihren alten Schmuck wiedergeben. Auch die Consuln, Prätoren und andere Magistratspersonen wurden ähnlicherweise von ihnen angegangen. Am ernstesten widersprach der Consul M. Portius Cato der Abschaffung jenes Aufwandsgesetzes. „Wenn jeder Mann", sagte er unter Anderem, „sein Recht und Ansehen bei seiner eigenen Frau aufrecht zu halten wüßte, hätten wir nicht so viel mit allen Frauen auf einmal zu thun. Seitdem aber unsere Freiheit im Hause durch weibliche Herrschsucht besiegt ist, wird sie auch auf dem Forum vernichtet und mit Füßen getreten, und weil wir die einzelnen nicht in Ordnung zu halten wissen, fürchten wir uns vor allen. Wenn die Weiber dies durchsetzen, was werden sie nicht verlangen? Gewiß die Aufhebung alles dessen, wodurch unsere Vorfahren ihre Willkür gebändigt und sie den Männern unterworfen haben. Sobald sie uns gleichgestellt sind, werden sie über uns hinauswachsen und beherrschen, und den Hausstand, ja den Staat durch immerdar steigende Ueppigkeit und Verschwendung zu Grunde richten. Wehe dem Manne, er mag sich erbitten oder nicht erbitten lassen; denn was er nicht hergiebt, werden die Weiber von anderen Männern zu erhalten wissen."

Der Tribun Lucius Valerius suchte in seiner Antwort darzuthun, daß jenes in unglücklicher Kriegszeit erlassene Gesetz jetzt unpassend sey, und vertheidigte die Frauen wegen ihrer natürlichen Wünsche und Bestrebungen. „Putz, Schmuck und Aufwand", sagte er, sind die Abzeichen, die Insignien des weiblichen Geschlechts; daran erfreuen, deren rühmen sie sich, weshalb unsere Vorfahren dies Alles die Welt (mundus) der Weiber nannten. Sie wünschen, daß ihr Aufwand mehr von euch, den Männern, als vom Gesetze abhange, und je mehr ihr vermöget, desto gemäßigter sollt ihr eure Herrschaft geltend machen."

Am nächsten Tage war der Andrang der Frauen noch größer: sie umlagerten die Thüren der widersprechenden Tribunen und gingen nicht eher von der Stelle, bis auch diese einwilligten, worauf die Abschaffung des Gesetzes von allen Tribus ausgesprochen ward. Gewiß ließen sich viele frühere, einfache Sitten und Gesetze in dem weltbeherrschenden Rom nicht festhalten; die hier bevorstehenden Gefahren hatte indeß der ältere Kato richtig vorausgesehen. Deshalb sagt der Censor Metellus Numidicus in einer später gehaltenen Rede: „Könnten wir, o ihr Quiriten, ohne Weiber leben, so hätten wir alle diese Noth nicht. Da es nun aber die Natur so eingerichtet hat, daß wir mit ihnen nicht bequem, ohne sie aber gar nicht leben können, so müssen wir mehr auf dauerndes Heil als auf vorübergehendes Vergnügen Rücksicht nehmen." „Die Natur", bemerkt Columella in der Einleitung des zwölften Buchs seines Werks über den Landbau, „hat die Frau gebildet für häusliche Sorgfalt, den Mann für öffentliche und kriegerische Geschäfte. Ehrfurcht vertrug sich sonst mit Liebe; man sah im Hause nichts Getrenntes, keine Spaltung. In neuerer Zeit hat Luxus und Genußsucht die Bande gelöset und dem alten, ehrwürdigen, thätigen Leben der Matronen ein Ende gemacht." [1])

Von der Hauptstadt verbreitete sich das Uebel auch über die Landschaften. Zum Theil deshalb machte Cäcina (Tac. Ann., III, 33) den Vorschlag: „es solle kein Beamter seine Frau für die Zeit seines Auftrags mit in die Landschaften nehmen dürfen. Denn (hieß es) das weibliche Geschlecht ist nicht blos schwach und den Anstrengungen keineswegs gewachsen, sondern, wo es frei steht, auch wild, ehrgeizig und nach Macht begierig. Sie mischen sich in alle Geschäfte und regieren (nach Aufhebung beschränkender Gesetze) die Häuser, das Forum und die Heere." Messalinus widersprach und zeigte, daß Ausnahmen keine Regel bildeten und Ehelose sich nicht besser benähmen als Verheirathete. „Vergeblich", fügte er hinzu, „suchen wir unsere Schuld durch andere Namen und Vorwände zu bedecken; denn es ist die Schuld des Mannes, wenn die Frau das Maß überschreitet, und mit Unrecht will man um der Schwäche des Einen oder des Anderen willen alle Männer, der Genossenschaft ihrer Frauen in guten und bösen Tagen berauben. Man soll das von Natur schwächere Geschlecht nicht eigenen Wünschen und fremden Begierden überlassen. Kaum bleibt die Ehe bei steter Aufsicht unverletzt; was würde nun bei jahrelangen Trennungen, beim Zurücklassen in einer verderbten Hauptstadt entstehen?"

Aus diesen und ähnlichen Gründen ward obiger Antrag verworfen; auch wurzelten die Uebel viel tiefer, als daß sie durch so einseitige Maßregeln konnten vertilgt werden. Ebenso wenig halfen Gesetze, wie die lex Papia Poppaea, welche durch Belohnungen und Strafen zum Heirathen anhalten und von genußsüchtigem Hagestolzleben, sowie von

1) Gellius, I, 6.

der daraus erwachsenden Erbschleicherei [1]), abschrecken sollte. Die Scheidungen nahmen hingegen so überhand, daß, wie Seneca sagt, manche berühmte und vornehme Frau die Zahl ihrer Jahre nicht nach den Consuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer berechnete. [2]) Nicht minder wird geklagt, daß vornehme Frauen von Senatoren sich nicht entblödeten, an den Kampfspielen in der Arena theilzunehmen; und in der That war das, was bei den Griechen aus heiterer Kühnheit und jugendlichem Schönheitssinne hervorging, bei den sich überlebenden Römern und Römerinnen nur Folge der Ueberreizung und Zuchtlosigkeit. [3])

Die Ausartung hatte gleichermaßen beide Geschlechter ergriffen, und aus Böttiger's „Sabina, oder die Römerin am Putztische" kann man ersehen, wie die Frauen über das rechte Maß des Natürlichen und Schönen hinaus in lächerliche, ja ekelhafte Eitelkeiten geriethen, und aller echte Inhalt des Lebens über die stete Beschäftigung mit der äußeren Oberfläche verloren ging. An Rügen jeglicher Ausartung fehlte es nicht (so im Sallustius, im Horaz), aber die Verderbniß war zu allgemein und jegliches Mittel dagegen nur kraftlos. [4]) Am bittersten spricht Juvenal in der sechsten Satire über die Fehler, ja Verbrechen der Weiber: Putzsucht, Verschwendung, Schuldenmachen, Herrschsucht, Zanksucht, Jähzorn, Grausamkeit gegen Diener und Dienerinnen, Unkeuschheit, Liebestränke, untergeschobene Kinder, Nachäfferei fremder Sitten, Gebrauch fremder Sprache, Vielwisserei, hochtrabendes Gerede, falsche Gelehrsamkeit, Aberglauben, Umgang mit Juden und Chaldäern, Ueberschätzung von Priestern, Sängern und Virtuosen.

Sehr natürlich und mit großem Rechte erklärte sich ein so ernster Kirchenvater wie Tertullian gegen alle eiteln weltlichen Dinge, gegen Ueberschätzung der Schönheit, Putzsucht, schlechte Moden, Vernachlässigung des Geistigen und dergleichen. [5]) Wie es aber zu gehen pflegt, überschreitet er in seinen Widersprüchen auch das rechte Maß, und stellt Lehren und Forderungen auf, deren einseitige Strenge eben nur aus einer einseitigen, ungenügenden Ansicht und Auffassung des Christenthums hervorgeht. „Wozu Schönheit!" ruft er aus, „sie ist ganz unnütz, oder zuletzt nur für Gebrauch und Zweck der Unkeuschheit. Will ein Christ sich seines Lebens freuen, so soll er es allein thun über einen durch Bußen abgehärteten und abgemagerten Leib. Indem ihr euern Leib ändern, umgestalten, verschönern wollt, so wollt ihr Gottes Werk verbessern, ihr verdammt das Werk des allmächtigen und allweisen Schöpfers! Dazu treibt euch lediglich der Satan! Schämen sich nicht

1) Nec credi potest, qua obsequiorum diversitate coluntur homines sine liberis Romae. Ammian., XIV, 6.
2) De benef., III, 16.
3) Tac. Ann., XV, 32; Suet. Domit., p. 4.
4) Sallust. Catil., p. 25; Hor., III, 6.
5) De cultu feminarum.

jetzt manche Schwarzhaarige ihres Vaterlandes, möchten blond seyn wie die deutschen Weiber, und setzen auf ihr durch die Taufe geweihtes Haupt Perrüken von Leuten, die vielleicht die ärgsten Lumpenkerle und zum Hängen verurtheilt waren. Wozu tragt ihr ferner bunte Kleider? Glaubt ihr, daß Gott das Färben der Wolle lehrte? Oder daß er bei der Schöpfung vergaß, rothe und blaue Schafe zu erschaffen? Hängt in eure Ohren das Wort Gottes und um euern Hals das Joch Christi. Unterwerft euch eueren Männern, und ihr seid genug geputzt; haltet euere Beine zurück in eueren Häusern, denn hiedurch schmückt ihr sie mehr, als wenn ihr sie mit Golde bedeckt. Ihr sollt nur eueren Männern gefallen; und dies werdet ihr in dem Maße mehr, als ihr euch Mühe gebt, Anderen zu mißfallen. Es ist ein Laster, wenn die Männer den Frauen, und die Frauen den Männern gefallen wollen."

Wie die germanisch-christliche Welt diese Ansicht reinigte und verklärte, wie die muhammedanische in schwere Irrthümer zurücksank, mag ich um so weniger darzustellen versuchen, da ich befürchten muß, daß man mein Bestreben, Beifall zu gewinnen, wenn auch nicht mit Tertullian lasterhaft schelten, doch für mißlungen erklären werde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 2,	Zeile 4 v. o.,	statt: ungestalteten,	lies: umgestalteten
» 5,	» 2 v. u.,	st.: einseitiger,	l.: einsichtiger
» 136,	» 9 v. o.,	st.: reviw,	l.: review
» 160,	» 20 v. o.,	st.: Abrokames,	l.: Abrokomes
» 160,	» 21 v. o.,	st.: Chärea,	l.: Chäreas
» 228,	» 13 v. o.,	st.: Bestimmung,	l.: Beistimmung